Lesebuch

zur

Geschichte der deutschen Literatur

alter und neuer Zeit.

Lesebuch

zur

Geschichte der deutschen Literatur

alter und neuer Zeit.

Geordnet

von

Dr. Georg Weber,
Professor und Schuldirector in Heidelberg.

Dritte veränderte und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1870.

Vorwort.

Die vorliegende Auswahl von Beispielen und Lesestücken aus der deutschen Literatur alter und neuer Zeit ist zunächst für solche Lehranstalten berechnet, welche die deutsche Literaturgeschichte in die Zahl ihrer Lehrgegenstände aufgenommen haben, ohne jedoch die für das Erlernen der altdeutschen Sprache erforderliche Zeit darauf verwenden zu können; und bei der hohen Bedeutung, welche diese Wissenschaft in unsern Tagen unter allen gebildeten Ständen erlangt hat, möchten wohl wenige Schulen, die sich nicht auf die ersten Elemente beschränken, dieses Lehrzweiges für die Zukunft sich entschlagen dürfen. Wir glauben daher, keine überflüssige Arbeit unternommen zu haben, wenn wir aus dem großen Schatze unserer nationalen Literatur solche Theile auswählten und der Jugend zugänglich machten, die sich theils durch das allgemein menschliche oder vaterländische Interesse auszeichnen, theils einen großen Einfluß auf die Gesinnung und Ansichten ihrer Zeitgenossen geübt haben oder für die Erkenntniß der geistigen Richtung eines Zeitalters von Bedeutung sind. Die Mühe der Auswahl war um so größer, als dabei verschiedene Rücksichten zugleich ins Auge gefaßt werden mußten. Es kam weniger darauf an, die Zusammenstellung möglichst vollständig zu machen, als vielmehr solche Schriftsteller auszuwählen, die in der Geschichte unserer Literatur bereits einen anerkannten Rang behaupten und eine feste Stellung einnehmen, und aus ihren Werken vorzugsweise solche Parthien hervorzuheben, die ihre Richtung und Eigenthümlichkeit kennzeichnen und zugleich durch ihren Inhalt das Interesse der jugendlichen Leser zu wecken und zu fesseln geeignet sind. Ohne irgend eine bedeutende literarische Erscheinung ganz zu übergehen, haben wir doch den größten Nachdruck auf diejenigen Werke gelegt, die durch Gediegenheit des Inhalts oder durch künstlerische Vollendung in der Form für alle Zeiten von gleichem Werthe sind, die nicht blos auf die Zeit, in der sie entstanden, sondern auch für die nachgebornen Geschlechter einen veredelnden und bildenden Einfluß hatten, und dabei unser Augenmerk auf solche Stücke gerichtet, die den Vorzug leichter Verständlichkeit an sich tragen. Zugleich suchten wir Alles zu vermeiden, was irgend Anstoß erregen konnte, sei es in religiöser oder politischer, sei es in sittlicher oder socialer Beziehung. Die Jugend soll nicht vorzeitig auf den Kampfplatz geführt werden, wo Leidenschaft oder Parteieifer die Waffen führen, oder wo sich derbe Natürlichkeit in verletzender oder Leichtfertigkeit und Lüsternheit in verderblicher Gestalt und Wirkung zeigen. Und zum Glück gibt es kein hervorragendes Buch in irgend einem Zeitalter, aus dem nicht auch reines Gold ohne entstellende Beimischung geschöpft werden könnte, mögen auch solche Lichtseiten nicht gerade immer am besten geeignet sein, einen Schriftsteller oder ein Werk in seinem wahren Wesen zu charakterisiren. Das Buch kann also unbedenklich der männlichen und weiblichen Jugend in die Hände gegeben und in jeder Anstalt dem Unterrichte in der Literaturgeschichte zu Grunde gelegt werden. Wie das „Lehrbuch der Weltgeschichte" selbst, dem es in

den Abschnitten über Cultur und Literatur als Ergänzung zur Seite tritt, und von dem es wieder in manchen Einzelheiten die nähere Erklärung erhält, hat das Lesebuch den Zweck, durch historische Belehrung die allgemeine menschliche Bildung zu fördern und zu pflegen, in der Entwickelung und Entfaltung des Menschengeistes den göttlichen Geist ahnen und erkennen zu lassen. Die Literaturgeschichte soll so wenig als die Weltgeschichte in den Dienst irgend einer Partei treten oder sich von irgend einer Zeitrichtung zu Nebenabsichten gebrauchen lassen; sie soll das Spiegelbild edler Menschenbildung sein und bleiben und alle Strahlen des reinen Lichts auffassen und in concentrirter Stärke wieder leuchten lassen.

Zur zweiten Auflage.

Die Aenderungen bei der zweiten Auflage des vorliegenden Lesebuches bestehen, außer einer genauen Revision des Ganzen, theils in der nachträglichen Aufnahme einiger Dichter und Schriftsteller der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, theils in Ersetzung einiger Lesestücke, die sich bei dem praktischen Gebrauche im Unterrichte der deutschen Literaturgeschichte als minder geeignet oder charakteristisch erwiesen haben, durch andere dem Zwecke des Buches mehr entsprechende Proben. Zur leichteren Uebersicht sind sowohl die Zusätze als veränderten Stücke im Inhalts-Verzeichnisse mit einem Sternchen bezeichnet worden.

Dr. G. W.

Zur dritten Auflage.

Bei der vorliegenden Auflage wurde das „Lesebuch zur Geschichte der deutschen Literatur" einer durchgehenden sorgfältigen Revision unterworfen und dabei einzelne Veränderungen vorgenommen. Durch vieljährigen Gebrauch des Buches in den eigenen Lehrstunden über deutsche Literatur bin ich auf Manches aufmerksam geworden, das der gegenwärtigen Ausgabe zu gute kam. Auch hat der rege Sammelfleiß deutscher Gelehrter in den letzten Jahren so viel Treffliches zu Tage gefördert — wir erinnern unter Anderem nur an die „Deutschen Handwerkslieder von Oskar Schade" und an die „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts von C. Goedeke und Jul. Tittmann" — daß auch in den älteren Perioden eine kleine Vermehrung zweckmäßig erschien. Doch habe ich es aus pädagogischen Rücksichten vermieden, die Veränderungen so weit auszudehnen, daß dadurch die früheren Auflagen beim Unterricht unbrauchbar geworden wären. Das „Lesebuch zur Geschichte der deutschen Literatur" wird bei jedem Leitfaden oder Abriß der deutschen Literaturgeschichte zur Ergänzung und Erläuterung sowohl in der Klasse als beim Selbstunterricht gebraucht werden können. Doch schließt es sich in erster Linie, durch Paragraphenverweisungen, an des Verfassers eigenes Werkchen an: „Die Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung in einem leicht überschaulichen Grundriß bearbeitet", welches in neunter Auflage bei Wilh. Engelmann in Leipzig 1867 erschienen ist. Daneben wurde auch auf des Verfassers „Lehrbuch der Weltgeschichte" verwiesen, welches in der vierzehnten Auflage vom Jahre 1870 eine neue Eintheilung erfahren hat.

Heidelberg, im Januar 1870.

Dr. G. Weber.

Deutsche Dichtkunst.

Seit ältester Zeit tönt deutscher Gesang, und so oft im erneuernden Umschwung,
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschaar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern getanzt ihn!
Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karls wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht, und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.
Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund, und der Kaiser,
Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton. Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag kapetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister des Handwerks!
Spät wieder erhub sie die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt, aus Deutschlands Gau'n, der begeisterte sächsische Mönch trug;
Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich, Jahrhundert lang, preisgab der unendlichen Rohheit;
Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichen Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische Mundart.
Doch sollte das Wort um so reicher erblühn, und es lehrte zugleich es Melanchthon
Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas.
Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der Vollendung.
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung,

Und das Maaß herstellt, und die Sprache beseelt und befreit von der galli-
schen Knechtschaft;
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht Jedwedem genießbar
Doch ihm folgte bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethischer Sanftheit.
Manch großes Talent trat später hervor, und entfaltete himmlischen Reichthum;
Doch Keiner erschien, in der Kunst Fortschritt, dem unsterblichen Paare vergleichbar:
Keusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab und um Goethe's erleuchtete Stirne
Glüh'n Rosen im Kranz.

(Platen.)

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Altdeutsche Literatur in neudeutscher Mundart.

Mit Einschluß der Reformationszeit.

A. Die heidnische Volkspoesie und die Dichtungen der Geistlichen.

I. Die heidnische Volkspoesie.

II. Die Literatur in den Händen der Geistlichen.

a. Deutsche Dichtungen und Sagen in lateinischer Bearbeitung.

b. Deutsche Dichtungen der Geistlichen.

B. Die ritterliche Minnedichtung.

I. Blüthe der ritterlichen (romantischen) Poesie.

Seite

IV. Satirische Poesie.

V. Fabeln.

VI. Kirchenlieder und Schriften religiösen Inhalts.

Seite

Zweite Abtheilung.

Neudeutsche Literatur.

Von Opitz bis auf unsere Zeit.

A. Die Periode der Nachahmung von Opitz bis Klopstock.

I. Die schlesischen Dichter und ihre Zeitgenossen.

II. Uebergang in das 18. Jahrhundert.

VIII. Jean Paul.

C. Die Romantiker und die Dichter unserer Zeit.

I. Die Romantiker und ihre Nachfolger.

II. Prosa-Schriftsteller.

1. Philosophen.

2. Geschichtschreiber.

Seite

Erste Abtheilung.

Altdeutsche Literatur in neudeutscher Mundart.

Mit Einschluß der Reformationszeit.

A. Die heidnische Volkspoesie und die Dichtungen der Geistlichen.

I. Die heidnische Volkspoesie.

(§. 1. 2. Lehrb. §. 332.)

1. Die Kriegslieder der Germanen nach Tacitus.

(Germ. 2. 3. Ann. II. 88.)

Die Germanen preisen in alten Volksliedern, der einzigen Art geschichtlicher Denkmäler, den erdentsprossenen Gott Tuiscon und dessen Sohn Mannus, als des Volkes Stammväter und Gründer. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach deren Namen die zunächst am Ocean wohnenden Stämme Ingävoner, die mittlern Herminoner, die übrigen Istävoner genannt werden. Einige aber nehmen beim Schwanken alterthümlicher Sagen mehrere Göttersöhne, und mehrere Völkerbenennungen, Marsen, Gambrivier, Sueven, Vandalen an, alles ächte und uralte Namen. —

Auch Hercules, erzählen sie, sei bei ihnen gewesen, und sie besingen ihn beim Auszug in den Streit als den ersten aller Helden. Dann haben sie noch eine Art Kriegslieder, Bardit genannt, durch deren Anstimmung sie die Gemüther anfeuern, und aus deren bloßem Schalle sie den Ausgang der nahen Schlacht ahnen; denn sie schrecken oder zagen, je nachdem der Schlachtgesang ertönt. Auch scheint derselbe weniger der Singstimmen als des Heldenmuths Einklang. Sie suchen vorzüglich rauhes Getön und gebrochenes Murmeln, mittelst zum Munde gehaltener Schilde, auf daß der abprallende Ton voller und kräftiger anschwelle.

Arminius hatte nach Abzug der Römer und Marobod's Vertreibung durch sein Streben nach Königsgewalt den Freiheitssinn seiner Landsleute wider sich aufgebracht, und, indem er gegen bewaffneten Angriff mit wechselndem Glück kämpfte, fiel er durch Verrath seiner Verwandten. Unstreitig war er Deutschlands Befreier, der nicht wie andere Könige und Feldherren das römische Volk bei seinem Entstehen, sondern das Reich in seiner höchsten Blüthe anfocht, in Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbesiegt. Siebenunddreißig Jahre des Lebens, zwölf der Heerführung hat er erfüllt; noch wird er bei den barbarischen Stämmen besungen; unbekannt in den Jahrbüchern der Griechen, als welche nur das Ihrige bewundern, bei den Römern nicht nach Verdienst gefeiert, da wir nur das Alte erheben, das Neue nicht beachten.

2. Die Merseburger Heilsprüche.

1. Idisi.

Einst saßen Idise, saßen dort zur Erde:
Einige hefteten Haft, einige hemmten das Heer,
Einige knüpften Reiser zu Kniebinden;
Du aber entspring den Haftbanden, entfahre den Kriegerbanden.

(Idisi sind göttliche Jungfrauen, den Walküren ähnlich, welche die Geschicke der Schlacht entscheiden. Nach einigen Auslegungen hat der obige Zauberspruch die Befreiung eines Kriegsgefangenen zum Zwecke; nach andern sollte dadurch der ausziehende Krieger geschützt werden.)

2. Baldurs Fohlen.

Phol (Baldur) und Wodan fuhren zu Holze:
Da ward dem Baldurs Fohlen sein Fuß verrenket;
Da besprach ihn Sindgund und Sunna ihre Schwester;
Da besprach ihn Frua (Freya) und Folla ihre Schwester,
Da besprach ihn Wodan, wie er wohl konnte (verstand),
So die Beinverrenkung, so die Blutverrenkung, wie die Gliederverrenkung,
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Glied, als ob sie geleimt seien.

(Ein Zauberspruch gegen die Fußverrenkung eines Rosses. Balders Zurückbleiben wegen seines gelähmten Pferdes hinderte die Götter bei einer gemeinsamen Unternehmung; da heilten die Götter Sindgund (Wandelstern) und Sonne, Freya und Folla (Fülle, Reichthum) und endlich Wodan den verrenkten Fuß Balders. Die Hersagung des Liedes galt dann als Beschwörungsformel in heidnischer und christlicher Zeit, um auch andere lahme Rosse zu heilen.)

3. Das Lied von Hildebrand und Hadubrand.

(Nach Simrock.)

Ich hörte sagen, sich heischten zum Kampf
Hildebrand und Hadubrand unter Heeren zweien,
Des Sohnes und des Vaters. Sie sah'n nach der Rüstung,
Die Schlachtgewänder schnallten sie, gürteten die Schwerter an,
Die Recken, über die Ringe (des Panzers) und ritten zum Kampf.
Hildebrand erhob das Wort; er war der hehrere Mann,
Erfahrener und weiser; zu fragen begann er
Mit wenigen Worten wer sein Vater wäre
Der Helden im Volke „oder welcher Herkunft du seist.
Sagst du mir nur einen, die andern weiß ich mir:
Kind, im Königreiche kund ist mir alles Erdenvolk."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Das sagten vor Alters mir unsere Leute,
Alte und weise, die eher dahin sind,
Daß Hildebrand hieße mein Vater, ich heiße Hadubrand.
Früh zog er gen Osten, floh vor Otakers (Odoakers) Zorn
Hin mit Dietrichen und seiner Degen viel.
Er ließ im Lande der Hülfe ledig sitzen
Das Weib in der Wohnung und unerwachsenen Sohn,
Erblos das Volk, da er ostwärts hinritt.
Aber darben mußte Dietrich seitdem
Meines Vaters, der freundlose Mann.
Dem Otaker war er eifrigst erzürnt;
Aber dem Dietrich der theuerste Degen;
Immer an des Volkes Spitze: fechten war ihm stets zu lieb.
Kund war er allen kühnen Mannen.
Ich glaube nicht, daß er noch lebt — — —."
„Weiß es Allvater oben im Himmel,
Daß du nie hinfort mehr fährst zum Kampfe,

Mit so gesipptem Mann — — — —."
Da wand er vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaisermünzen, wie der König sie ihm gab,
Der Herrscher der Hunnen: „daß ich mit Huld dirs gebe."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Mit Geeren (Speeren) soll man Gabe empfahen,
Schärfe wider Schärfe. Du scheinst dir, alter Hunne,
Doch allzu lose, lockest mich
Mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speere werfen.
Bist so zum Alter kommen, daß du immer trogst.
Mir aber sagten Seefahrende
Westlich über den Wendelsee, hinweg nahm ihn der Krieg.
Todt ist Hildebrand, Heribrand's Erzeugter."
Hildebrand erhob das Wort, Heribrand's Erzeugter:
„Wohl hör ich das und sehe an deinem Harnische,
Du habest daheim noch einen guten Herrn,
Mußtest nicht entrinnen noch aus diesem Reiche.
Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
Daß man stets mich scharte zu der Schießenden Volk;
Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben;
Nun soll mich mit dem Schwerte das eig'ne Kind erschlagen,
Mit der Waffe treffen, oder ich sein Tödter werden.
Doch magst du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,
Von so ehrwürdigem Mann die Rüstung zu gewinnen,
Den Raub erbeuten, hast du irgend Recht dazu.
Denn der sei doch der Aergste der Ostleute,
Der dir den Kampf nun weigre, nun dich so wohl des lüstet.
In handgemeiner Schlacht entscheide die Begegnung,
Wer von uns heute die Harnische räumen müsse,
Oder dieser Brünnen (Panzer) beider walten."
Da ließen sie zum Ersten die Eschen schmettern
In scharfen Schauern, daß es in den Schilden stand;
Dann stapften zusammen die Steinrandklaren,
Hieben harmlich die hellen Schilde,
Bis ihnen die Linden nicht mehr langten,
Zermalmt mit den Waffen — — —

Umschreibung.

(Gebrüder Grimm.)

Ich hörte sagen in alten Mären, daß einmal Hildebrand und Hadebrand, Vater und sein einziger Sohn, einander unerkannt, zusammenstießen im Zuge und sich Kampfes grüßten. Da ordneten die kühnen Helden das Kriegsgewand, warfen Panzerhemden um und gürteten ihre Schwerter über die Ringe; als sie nun hin zu fechten ritten, sprach Hildebrand, Herbrands Sohn, der war so edel und weise, begann mit wenigen Worten zu fragen, wer sein Vater wäre, unter dem Männervolk, oder von welchem Stamm bist du? „ob du mich dessen berichtest, lohn ich mit einem Dreifadengewand, o Held im Königreich, mir ist kund alles Menschengeschlecht." Hadebrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „mir sagten alte, weise Leute unsres Volks, die nun gestorben sind, daß Hildebrand hieß mein Vater, ich aber heiße Hadebrand; einst zog er nach Osterland fort mit Dietrich und manichen Helden, floh vor Otakers Neid, ließ seine junge Frau daheim, sein Kind unerwachsen, sein Heergeräth ohne Herrn, der es handhabe. Nach Osterland fuhr er, seit Dietrichs, meines Vetters, Elend sich anhub, des freudeverlassenen Mannes; da mocht' es mein Vater nicht mehr mit Otakern halten, der herrlichste Degen, focht stets an der Spitze des Heers und stets war ihm Fechten das Liebste; nicht wähn' ich, daß er noch am Leben sei." — „Reicher Gott vom Himmel, sprach Hildebrand, daß du doch ja nicht zwischen zwei so nahverwandten Männern Kampf zu=

lassest!" Da wand er sich vom Arme gewundene köstliche Spangen, die ihm seither der Hunnenkönig verehrt hatte: „nimm sie hin, ich gebe sie dir zu Hulden!" — Hadebrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „mit dem Speer soll man solche Gabe empfangen, Spitze wider Spitze, du alter Hunne, taugst zum Gesellen nicht, schlauer Späher, mit Worten trügest du mich, den Speer will ich auf dich werfen, bist ein so gealteter Mann und pflegest böser Listen; wisse, daß mir Seefahrer, die westwärts über den Wendelsee zogen, Kunde brachten von einer großen Schlacht, darin sei Hildebrand, Herbrands Sohn, gefallen, und darum glaube ich, er ist todt." — Hildebrand, Herbrands Sohn, antwortete: „das sehe ich schon an deiner Rüstung, daß du einen edlen Herrn hast, und in diesem Reiche noch keine Reckenthat vollbracht; wehe, waltender Gott, wehes Geschick steht bevor! Sechszig Sommer und Winter bin ich herumgewallet, weit von meinem Vaterland, immer ward ich zu den vordersten Kriegern gestellt, auf keiner Burg hatte man mir die Beine in Bande gelegt, nun soll mich mein eigenes, liebes Kind hauen mit seinem Schwert, dahinstrecken mit seinem Beil, oder ich soll sein Mörder werden. Leichtlich mag es geschehen, wenn du tapfer streitest, daß du so einem edlen Mann die Rüstung abgewinnest, Raub begehest an dem Leichnam, wenn du vermeinst, dazu einiges Recht zu haben. Doch der sei der schlechteste aller Osterleute, der dich vom Kampf abhalte, dessen dich so sehr lüstet. Gute Gesellen, die ihr uns zuschauet, richtet in eurem Muth, wer sich von uns heute rühmen möge, den Pfeil am besten zu zielen, und wer dieser beiden Panzer Herr werden soll."

Da ließen sie die Eschen scharf schneidend fahren, daß sie standen in den Schilden, da sprangen sie aneinander, die Steinäxte klangen, schwer hieben sie in die weißen Schilde, daß ihr Gebäude schütterte, aber fest standen ihre Leiber.

4. Die Sigurd- (Siegfried-) Sage aus der Edda.

(J. u. W. Grimm.)

(§. 2 b. Lehrb. §. 332. 336.)

1. Das Lied von Sigurdrifa.

Siegfried ritt auf der Spur Fafners weiter zu seinem Haus und fand es offen; die Thüren waren von Eisen und aufgeklemmt; von Eisen war auch alles Balkenwerk, aber der Hort lag in der Erde vergraben. Da fand Siegfried eine mächtige Menge Gold und füllte davon zwei Kisten, auch nahm er den Schreckenshelm, den Goldpanzer, das Schwert Rotte und manch köstliches Ding. Damit belud er sein Roß Grane, aber es wollte nicht eher fort, bis er selber erst ihm auf dem Rücken saß. Siegfried ritt aufwärts nach Hindarberg und zog südlich gen Frankenland. Da sah er auf einem Berge ein helles Licht, gleich als wär Feuer ausgebrochen, das zum Himmel hinauflohte; als er aber herzukam, stand da eine Schildburg und oben darauf eine Fahne. Siegfried ging hinein und sah einen Mann liegen, und schlafen in völliger Rüstung. Er nahm ihm erstlich den Helm vom Haupt, und da sah er, daß es ein Weib war; der Panzer lag ihr aber so fest an, als wär er an's Fleisch gewachsen. Da schlitzte er ihn auf mit seinem Schwerte Gram vom Haupt herab und aufwärts, über beiden Armen, und zog ihn ab, davon erwachte sie. Nun setzte sie sich auf, erblickte den Helden und sprach: „was hat zerschnitten meinen Panzer? wie bin ich geweckt aus meinem Schlaf? wer hat die helle Rüstung mir abgezogen?" Er antwortete: „Das Siegemunden-Kind hat's gethan, Siegfried's Schwert zerschnitt deinen Panzer!" Sie sprach: „lange

schlief ich, lange war ich eingeschlafen, lange sind der Menschen Leiden. Mit Runen hat's Odin gestiftet, daß ich meine schlummernden Augen nicht aufschlagen konnte." Siegfried setzte sich nieder und fragte sie nach ihrem Namen, sie aber nahm ein Horn voll Meth und reichte ihm einen Gedächtnißtrank: „Heil dir Tag! Heil euch, Söhne des Tags! heil dir Nacht! heil dir, Tochter der Nacht! mit milden Augen schauet auf uns, verleihet uns Verbundenen Sieg! heil euch, Äsen! heil euch, Asinnen! heil dir, segenbringende Erde! Rede und Weisheit verleiht uns edlen Beiden und heilende Hände lebelang!" Dann sagte sie, daß sie Sigurdrifa heiße und eine Walküre sei. Zwei Könige hätten sich bekriegt, Helmgünther, alt und ein berühmter Held, und dem habe Odin Sieg verheißen, der andere Agnar, Auda's Bruder, dessen niemand sich hätte annehmen wollen. Sie erzählte weiter, daß sie ihm da beigestanden und den Helmgünther im Kampfe getödtet, aber Odin, zur Rache dafür, habe sie mit einem Schlaf=Dorn gestochen und gesagt, sie solle fortan nicht mehr den Sieg im Kampf erstreiten, sondern einem Mann zur Ehe gegeben werden. „Aber, sprach sie, ich that dagegen das Gelübde, keinem Manne mich zu vermählen, der vor etwas auf der Welt erschrecke." Siegfried bat sie, daß sie ihn Weisheit lehre, weil sie ja wisse, wie es in allen Landen stehe. Sie sprach: „Bier bring ich dir, du Baum in der Schlacht! hineingemischt sind Kräfte und großer Ruhm, voll ist's von Liedern und heilenden Sprüchen, gutem Zauber und Freuden=Runen. Sieg=Runen sollst du einschneiden, wo du Sieg dir wünschest, auf den Griff deines Schwertes, etliche auf die Seiten, etliche an die Spitze: zweimal sollst du Tyr's Namen dabei nennen. Bier=Runen sollst du kennen, wo du nicht willst, daß die Frau eines andern dich trüge in Treuen, wenn du ihr vertraust; auf's Trinkhorn sollst du sie einschneiden und auf der Hand Rücken und zeichnen ein N auf den Nagel. Meer=Runen sollst du kennen, wo du willst die See=Rosse im Meer erhalten; auf's Vorschiff soll man sie einschneiden und auf des Steuers Seite, und Feuer in's Ruder legen. Wie schnell stürmend die Wellen sind, wie dunkel die Gewässer, du kommst doch unbeschädigt aus dem Meer. Zweig=Runen sollst du kennen, ob du heilen willst und beschauen die Wunden. Auf die Rinde soll man sie einschneiden und auf den Ast des Baumes, wo gen Osten die Zweige hinauswachsen. Gerichts=Runen sollst du kennen, wo du willst, daß niemand dir dein Leid mit Bosheit vergelte; die soll man winden, die soll man drehen, die soll man zusammensetzen, allzumal auf dem Gerichtstag, wo die Männer zum Endurtheil hinfahren. Geistes=Runen sollst du kennen, willst du weis sein über alle Menschen; die errieth, die schnitt ein, die durchdachte Odin. Das sind Buch=Runen, das sind Hülf=Runen und alle Bier=Runen und die herrlichen Kraft=Runen: jedem, der sie kennet, unverwirret und unverdorben, helfen sie zum Glück. Nütze sie, wenn du sie gelernt hast, bis die Götter vergehen. Nun sollst du wählen, du starker Waffen=Baum! weil dir Wahl ist gegeben; Nachruhm oder Vergessenheit, bedenk in deinem Herzen, abgemessen ist alles Unglück." Siegfried sprach: „nimmer werd ich fliehen, wüßtest du auch meinen Tod voraus, nicht bin ich mit Feigheit geboren; deinen treuen Rathschlägen aber will ich folgen, so lange ich lebe." Sigurdrifa sprach: „das rath ich dir zuerst, daß du gegen deine Freunde lebst fleckenlos. Räche dich nicht gleich, wenn du beleidigt wirst, das ist rühmlich, sagt man, für den Todten. Das rath ich dir zweitens, daß du keinen Eid schwörest, der nicht wahrhaftig ist: schwere Fesseln folgen auf Treubruch; arm ist, wer sein Wort verletzt. Das rath ich dir drittens, daß du vor Gericht nicht streitest mit Thoren, oft spricht ein unkluger Mann schlimmere Worte, als er versteht; alles aber ist gefährlich, wenn du

schweigst, dann erscheinst du feig von Natur, oder mit Recht angeklagt. Gefährlich ist des Volks Urtheil, wo nicht ein gutes erworben wird. Da laß am andern Tage des Falschen Leben zu Ende gehen, und lohne so dem Volke die Lüge."

2. Das Lied von Brunhild.

Hagen sprach zu Gunther: .... „was hat Siegfried verbrochen, daß du den Kühnen des Lebens berauben willst?" — „Siegfried hat mir Eide geschworen, alle hat er gebrochen. Damals betrog er mich, als er allein aller Eide Bewahrer sein sollte." Hagen sprach: „Dich, Gunther, hat Brunhild zum Zorn gereizt, daß du solch Böses thun und solch unselige That vollbringen willst; sie beneidet die Gudrun um die glückliche Ehe und dir mißgönnt sie sich selber."

Außen stand Gudrun, Gibich's Tochter, und ihr erstes Wort war: „wo ist nun Siegfried, der Männer Herr, weil vornen an der Spitze meine Brüder reiten?" Hagen war's allein, der ihr zu antworten getraute: „gen Süden hat unser Schwert ihn durchhauen, da liegt er und sein Grauroß senkt traurig das Haupt über den Todten!" Brunhild sprach: „wohlan, freut euch eurer Macht und Reiche, jetzt seyd ihr erst Könige, lebte Siegfried um ein weniges länger, so hätte er allein über alles geherrscht. Ehrenvoll wäre es nicht für euch gewesen, daß er gewaltet über Gibich's Erbe und über das ganze Volk, wenn er fünf Söhne gezeugt hätte, kriegslustig, ein Verderben in des Feindes Schlachtordnung." Da lachte sie einmal von ganzem Herzen, daß es in der Burg wiederschallte: „wohlan, jetzt sollt ihr froh herrschen über eure Lande und Degen, da ihr den starken König gefällt habt!" Aber Gudrun, Gibich's Tochter, sprach: „du redest noch viel von so großer Schandthat! böse Geister sollen dich quälen, Gunther, du Mörder Siegfrieds! nicht soll ausbleiben die Rache eines zornglühenden Herzens!"

Gefallen war Siegfried südlich am Rhein, weissagend rief ein Rabe laut vom Baum herab: „in euerm Blute wird Etzel sein Schwert färben! die Eide, die ihr gebrochen, werden euch Mörder wieder tödten!"

Bis spät am Abend ward viel getrunken, manches in Scherz und Lust geredet; und waren da alle und schliefen ein, wie sie in's Bett kamen, nur Gunther wachte länger. Er rührte die Füße, konnte nicht ruhen, manches hub er an zu sprechen, immer kam ihm wieder in die Gedanken, was die beiden Rabe und Adler streitend mit einander stets gerufen, als sie heim ritten. Brunhild, die Schildjungfrau, erwachte kurz, eh der Tag anbrach. „Das Unglück ist geschehen, sprach sie, reizt mich an oder haltet mich ab, mein Leid zu entdecken, oder schweigend zu sterben!" Alle schwiegen bei diesen Worten, keiner verstand dieser Frau Sinn; weinend hub sie an zu sagen, was sie lachend von den Helden verlangt: „mir kamen entsetzliche Dinge im Schlafe vor, Gunther! todt war alles im Haus, kalt und einsam war mein Bett; aber du, König, rittest freudlos und gefesselt in deiner Feinde Heer. Also wird des ganzen Niblungen-Geschlechts Macht schwinden! Eidbrüchige seyd ihr! Gedenkst du noch recht daran, Gunther, wie du mit Siegfried Blut-Brüderschaft beschworen, und ihr beide das Blut in die Fußtapfe springen ließet? nun hast du ihm das alles mit Bösem gelohnt, daß er der edelste überall wollte gefunden werden. Dazumal kams an den Tag, als für dich der Furchtlose ausgezogen war, mich zu freien, wie er seine Eide wohl gegen dich gehalten:

ein goldgeziertes, gebeindurchschneidendes Schwert legte der herrliche mitten in's Bett zwischen uns, beißend wie Feuer waren die Schärfen außen gewetzt, mit Gifttropfen die Seiten innen bestrichen."

3. Das Lied von Siegfried und die Weissagung der Brunhild.

In alten Mären ist's erzählt, daß zu König Gibich Siegfried zog, der junge Wolsung, der Fafner'n getödtet hatte. Dort gelobten ihm Treue die beiden Königssöhne, und schwuren sich Eide die kühngemuthen Helden. Auch boten sie ihm Gudrun, ihre Schwester, das junge Mägdlein, zum Weibe, und große Schätze: da tranken sie in traulichem Gespräch viele Tage zusammen, der junge Siegfried und Gibich's Söhne, bis sie ausfuhren, um Brunhild für Gunther'n zu freien. Mit ihnen zog er, der junge Wolsung, des Weges kundig: nimmermehr hätte er es gethan, wo er sich ihrer noch zu erinnern vermocht.

Siegfried aus Südlanden legte ein stahlglänzendes Schwert in's Bett zwischen sich und Brunhilde: er küßte sie nicht, er nahm sie nicht in seine Arme. Dem Gibich's Sohne übergab er die zarte Jungfrau: rein war ihr Leib, ohne Fehl ihr Leben und ohne Flecken, nicht ein Schein war zu finden an ihr.

Aber dieweil ruhten nicht die grimmen Nornen. Einsam saß Brunhild draußen an des Tages Abend, laut rief sie: „Siegfried, den jungen Helden, will ich in meinen Armen haben, oder ich will sterben! — Jetzt sprach ich solch Wort, jetzt reut mich's, sein Weib ist ja Gudrun, ich bin Gunther's Weib: grausame Nornen haben so endlose Sehnsucht in uns beiden erregt!"

Voll böser Gedanken das Herz, schreitet sie jeden Abend über die Eis- und Schneeberge dahin, wann Siegfried und Gudrun zu Bett gehen und er sein schönes Weib in die Decken hüllt. „Ohne Freunde, spricht sie, ohne Gemahl geh ich dahin, aber ich will mich erheben aus diesen grimmen Gedanken!"

Mit erbittertem Herzen begann sie den Gunther zum Mord aufzureizen: „laß mir meine Reiche, laß mich selber, nimmermehr will ich leben bei dir! ich will heimfahren, von wannen ich gekommen bin, zu meinen Blutsfreunden; da will ich sitzen und mein Leben hinbringen; wo du Siegfrieden nicht sterben lässest und ein König und Herr über andere wirst. Mit dem Vater muß der Sohn dahinfahren: ernähre nicht lang den jungen Wolf! Wem wird leichter die Mordbuße, wenn des Feindes Sohn noch lebt?"

Zornig ward Gunther und traurig, sein Herz wankte, er saß den ganzen Tag und wußte nimmer, was ihm zu thun ziemlich und heilsam wäre. Denn schwer mußte ihn Siegfrieds Verlust treffen. Hin und her dachte er lange Zeit; selten geschah es, daß Weiber in des Königs Sachen sich mischten. Da rief er den Hagen zur Berathung, auf ihn setzte er volles Vertrauen. „Brunhild, sprach er, allein ist mir lieber als alle, die Botelungen-Tochter ist eine Königin unter den Frauen; ehr laß ich mein Leben, als ich ihre Schätze verliere. Hilfst du uns Siegfrieden um seinen Hort bringen? herrlich ist's, über des Rheines Gold gebieten; in Freude darüber walten und in Ruhe solches Glücks genießen!" Hagen antwortete: „schändlich wär eine solche That, mit dem Schwerte brechen zugeschworne Eide, ja, zugeschworne Eide, verpfändete Treue! Glückseligere Männer weiß ich nicht auf Erden, wenn wir viere das Volk berathen und er lebt bei uns, der hunische König; nicht eine mächtigere Freundschaft, wenn wir fünfe Söhne zeugen lange Jahre; das Geschlecht der Götter (Gothen) selber könnten wir zerstören! Ich weiß gar wohl, wie das gekommen ist: Brunhildens Quälereien haben dich betäubt."

Gunther sprach: „wir wollen Gudorm den Mord vollbringen lassen, den jüngern, unklügeren Bruder; er war fern, als die Eide geschworen wurden, ja, die Eide geschworen, die Treue verpfändet!"

Leicht war's, ihn aufzureizen zur Mordgier: im Herzen stand Siegfrieden das Eisen! Aber der sturmkühne erhob sich noch zur Rache: das Schwert warf er dem Mörder nach, kräftig fuhr der glänzende Stahl aus des Helden Hand und Gudorm sank zur Erde, ganz durchschnitten in zwei Theile; Hände und Haupt des Fliehenden fielen vorwärts, aber die Füße sanken, da wo sie gestanden, nieder.

Eingeschlafen war Gudrun im Bette, sorgenlos, neben Siegfried; aber sie erwachte freudlos: im Blute ihres Liebsten schwamm sie! So schlug sie stark in ihrer Angst die Hände, daß der wunderkühne, todtwunde auf sich richtete im Bette: „weine nicht so bitterlich, Gudrun, mein junges Weib, noch leben deine Brüder. Weh, daß mein Kind noch zu zart ist, es kann sich nicht retten aus Feindes-Haus; schwarze, böse Anschläge haben sie auf's neue gefaßt. Ich weiß gar wohl, wie's gekommen ist, Brunhild ist Schuld an allem Verderben. Mich hat sie geliebt vor jedem andern, aber nie hab' ich treulos an Gunther gethan. Ich schirmte unsere Verwandtschaft, die zugeschworenen Eide; dennoch werd ich seiner Frau Buhler genannt."

Das Weib stieß aus einen Seufzer, der König sein Leben. So schlug sie stark in ihrer Angst die Hände, daß die Rosse sich regten im Stall und die Gänse aufschrien im Hof.

Da lachte Brunhild ein Mal von ganzem Herzen, als sie Gudrunen's schallendes Jammergeschrei bis zu ihrem Bette hören konnte. Aber Gunther, der König, sprach zornig: „lache nicht, du schadenfrohes Weib, fröhlich im Saal, als ob dir das Gutes bedeute. Wie schwindet die leuchtende Farbe aus deinem Antlitz, du Grausenstifterin! dein Ende nahet wohl!" Brunhild antwortete: „niemand reizt dich auf, Gunther, aus ist's mit deinen Heldenthaten! wenig kümmern Etzel deine Drohungen, er wird doch länger leben als du, und wird auch immerdar mächtiger seyn. Sagen will ich dir, und du weißt selber gar gut, wie schnell ihr zur That euch beredet. In zarter Jugend, unbedrängt, war ich überreich mit Gold ausgestattet in meines Bruders Burg; kein Mann sollte mein Herr werden. Da kamt ihr drei Gibich's Söhne in unsern Hof geritten: wäre diese Fahrt nimmer geschehen! Ich gelobte, das Weib des Volk-Königs zu seyn, der auf Grane's goldbeladenem Rücken saß: euch glich er nicht in den Augen, nicht irgend im Antlitz, obgleich auch ihr königliches Wesen hattet. Da schwankte mein Herz, ob ich sollte nachgeben oder in den Kampf gehen als Wahlküre gepanzert. Kund ward's allen Männern, daß ich in des Herzens Streit mich zur Versöhnung neigte: besser gefiel mir's, die Kleinode zu nehmen, die rothen Goldringe des Siegemunden-Kind; doch eines andern Schätze begehrte ich nicht. Einen lieben nicht viele! nicht war ich wankelmüthigen Sinnes, das alles wird Etzel erkennen, wenn er hört, wie ich mir selber den Tod gegeben: dann wird die Rache meiner Leiden vollbracht seyn!" Gunther der König stand auf und legte seine Hände um ihren Hals, sie zu besänftigen, alle kamen nach einander, die es gut meinten, sie abzuhalten, aber alle stieß sie weg, niemand sollte sie zurückbringen vom Todesgang. Da rief Gunther den Hagen zu sich: „laß alle deine und meine Mannen eingehen in den Saal, jetzt thut's Noth, ob sie hindern können Brunhildens Mord." Hagen aber antwortete: „keiner halte sie ab vom Todesgang, damit sie nimmer wiedergeboren werde. Unselig kam sie zur Welt vor ihrer Mutter Knie, zum Verderben ist sie bestimmt, manchem Manne zur Herzensqual." Unmuthig

wendete sich Gunther vom Gespräch und sah wie das finstere Weib seine Schätze austheilte.

„Setz dich nieder, Gunther, ich todt=bereite will dir wahrsagen: Eher, als du denkst, wirst du mit Gudrun versöhnt; einem Könige neu vermählt hat sie traurige Gedanken an ihren todten Herrn. Etzel wird sie haben, der Botelungen=Sohn, mein Bruder. Manches kommt mir in den Sinn, wie sie umgingen mit mir, als ihr so entsetzlich mich betrogen: zerstört ward mir jede Freude all mein Lebenlang! Du wirst Oddrun zum Weib verlangen, aber nimmer wird Etzel dazu willigen; insgeheim werdet ihr zu einander euch neigen, sie wird dich lieben, wie ich sollte, wär uns ein gutes Schicksal bestimmt worden. Dir wird Etzel böses anthun, aber bald geschiehts hernach, daß auch Etzel seinen Geist aushaucht, Glück und Leben wird ihm genommen. Ihn, wenn er ruht im Bett, wird die grimme Gudrun tödten, mit schneidendem Schwert durchsticht die erbitterte ihm das Herz. Ziemlicher wär's für sie, dem ersten Manne ins Grab zu folgen, gäbe ihr jemand guten Rath, oder hätte sie ein Herz, dem meinen gleich.

„Eine Bitte will ich an dich thun, Gunther, es soll die letzte Bitte auf der Welt seyn: laß ein breites Grab machen draußen im Feld, das geräumig sey für uns alle, die mit Siegfried starben. Umschließe den Hügel mit Zelten und Schilden: blut=besprengte Leichenkleider sollen brennen mit vielen Leichen. Auf der einen Seite brenne mir Siegfried, der hunische König, auf der andern meine Diener mit goldnen Halsbändern geschmückt: zwei Hunde und zwei Habichte zu Häupten, dann ist alles gleich ausgetheilt! Aber zwischen uns beiden liege wieder das ringgezierte Schwert, der schneidende Stahl, wie ehedem als wir ein Bett mit einander bestiegen und Vermählte hießen.

„Vieles hab ich gesagt, mehr noch wollte ich sagen, wenn der Welt=Schöpfer mir längere Zeit gäbe: Stimme versagt, Wunden schwellen, Wahrheit hab ich gesprochen, so wahr ich sterbe!"

II. Die Literatur in den Händen der Geistlichen.

(Allgem. Weltgesch. VI, 172 ff.)

a. Deutsche Dichtungen und Sagen in lateinischer Bearbeitung.

(§. 2 b. c. Lehrb. § 332.)

1. Das Walthari=Lied.

1. Wie Walther, Hildgund und Hagen als Geißeln zu den Hunnen geführt werden.

(Nach Scheffel.)

Das war der König Etzel im fröhlichen Hunnenreich,
Der ließ das Heerhorn blasen: „Ihr Mannen, rüstet euch!
Wohlauf zu Roß, zu Felde, nach Franken geht der Zug,
Wir machen zu Worms am Rheine uneingeladen Besuch!"
Der Frankenkönig Gibich saß dort auf hohem Thron,
Sein Herze wollt sich freuen, ihm war geboren ein Sohn,
Da kam unfrohe Kunde gerauscht an Gibich's Ohr:
Es wälzt ein Schwarm von Feinden sich von der Donau vor,

Es steht auf fränkischer Erde der Hunnen reisig Heer,
Zahllos wie Stern' am Himmel, zahllos wie Sand am Meer.

Da blaßten Gibich's Wangen. Die Seinen rief er bei
Und pflog mit ihnen Rathes, was zu beginnen sei.
Da stimmten all die Mannen: Ein Bündniß nur uns frommt,
Wir müssen Handschlag zollen dem Hunnen, wenn er kommt;
Wir müssen Geißeln stellen und zahlen den Königszins,
Deß freuen wir noch immer uns größeren Gewinns
Als daß, ungleiche Kämpfer, wir Land zugleich und Leben
Und Weib und Kind und Alles dem Feind zu Handen geben.
Des Königs Söhnlein Gunther war noch zu schwach und klein,
Noch lag's an Mutterbrüsten, das mocht nicht Geißel sein;
Doch war des Königs Vetter, Herr Hagen hochgemuth,
Von Trojer Heldenstamme ein adlich junges Blut.
Sie richteten viel Schätze und faßen drauf den Schluß,
Daß der als Pfand des Friedens zu Etzel ziehen muß.

Zur Zeit, als dies geschah, da trug mit fester Hand
Den Scepter König Herrich in der Burgunder Land.
Ihm wuchs die einzige Tochter, benamst jung Hildegund,
Die war der Mägdlein schönstes im weiten Reich Burgund.
Die sollt als Erbin einst, dem Volk zu Nutz und Segen,
So Gott es fügen wollt, der alten Herrschaft pflegen.

Derweil nun mit den Franken der Friede gefestigt war,
So rückt auf Herrichs Grenzmark der Hunnen kampfliche Schaar.
Voraus mit flinkem Zügel lenkt' König Etzel sein Roß,
Ihm folgt in gleichem Schritte der Heeresfürsten Troß.
Von Rosseshuf zerstampft die Erde gab seufzenden Schall,
Die zage Luft durchtönte Schildklirren als Wiederhall.
Im Blachfeld funkelte ein eherner Lanzenwald
Wie wenn die Frührothsonne auf thauige Wiesen strahlt,
Und so ein Berg sich thürmte: er wurde überklommen,
Die Saone und die Rhone: es wurde durchgeschwommen.
Zu Chalons saß Fürst Herrich, da rief der Wächter vom Thurm:
Ich seh von Staub eine Wolke, die Wolke kündet Sturm,
Feind ist ins Land gebrochen, ihr Leute seht euch vor,
Und wem ein Haus zu eigen, der schließe Thür und Thor.

Der Franken Unterwerfung, dem Fürsten war sie kund;
Er rief die Lehenträger und sprach mit weisem Mund:
Die Franken, Niemand zweifelt's, sind tapfere Kriegesleute,
Doch mochte Keiner dort dem Hunnen stehn zum Streite,
Und wenn die also thaten, da werden wir allein
Dem Tode uns zu opfern, auch nicht die Narren sein.
Ich hab ein einzig Kind nur, doch für das Vaterland
Geb ich es hin, es werde des Friedens Unterpfand.
Da gingen die Gesandten, baarhäuptig ohne Schwert,
Den Hunnen zu entbieten, was Herrich sie gelehrt.
Höflich empfing sie Etzel, es war das so sein Brauch,
Sprach: Mehr als Krieg taugt Bündniß, das sag ich selber auch,

Auch ich bin Mann des Friedens, nur wer sich meiner Macht
Thöricht entgegenstemmt, dem wird der Garaus gemacht.
Drum eures Königs Bitte gewähret Etzel gern.
Da gingen die Gesandten, es kündend ihrem Herrn.
Dem Thor entschritt Fürst Herrich, viel köstliches Gestein
Bracht' er den Hunnen dar, dazu die Tochter sein —
Der Friede ward beschworen, — fahr wohl, schön Hildegund,
Sie zog in die Verbannung die Perle von Burgund.

Wie dort Vertrag und Bündniß geordnet war zum Besten,
Entführte König Etzel sein reisig Volk gen Westen.
Im Land der Aquitanen herrscht Alpher der strenge Mann,
Dem wuchs ein Sohn Waltari im Jugendschmuck heran.
Herrich und Alpher hatten sich manch einen Boten geschickt
Und sich mit feierlichem Eidschwur einander verstrickt:
Sobald die Zeit des Freiens dereinst sich stellet ein,
So sollen unsre Kinder ein fröhlich Brautpaar sein.

Betrübt saß König Alpher itzt bei der Hunnen Noth:
O weh mir, daß ich Alter nicht finde Schwertes Tod —
Ein schlechtes Beispiel gaben Burgund und Frankenland,
Itzt muß ich Gleiches thun, und ist doch eine Schand'.
Ich muß Gesandte schicken und Friede heischen und Bund,
Und muß den eigenen Sprossen als Geißel stellen zur Stund.

So sprach der strenge Alpher und also ward's gethan,
Mit Gold belastet traten die Hunnen den Rückzug an,
Sie führten Waltari und Hildgund und Hagen in sicherer Huth
Und grüßten wildfroh jauchzend die heimische Donaufluth.

2. Walther, Hildgund und Hagen als Geißeln im Hunnenland.

(Nach der Uebersetzung von San Marte.)

Heim nach Pannonien gekehrt und wieder begrüßt von der Hauptstadt
Hielt in sorglicher Zucht hold Etzel die Knaben der Fremde,
Ließ, als wären ihm selbst sie geborene Erben, sie pflegen,
Und die Jungfrau befahl er der Königin achtsamer Aufsicht.
Aber die Jünglinge zwei stets mußten ihm unter den Augen
Weilen, und auch in den Künsten gab Unterweisung er ihnen,
Namentlich auch ihrem Alter gemäß in den Spielen des Kampfes.
Wie sie an Jahren zugleich zunahmen und Geistesentwicklung,
Ueberwuchsen an Kraft sie die Starken, an Geist die Gelehrten
Bald, bis sie hoch sich empor über alle Hunnen erhoben.
Dann zu den Ersten des Heeres erkor sie der Wille des Königs,
Und zwar mit Unrecht nicht; weil, wenn einst Krieg er begönne,
Jene die glänzendsten Sieg' ihm mit Eifer würden erringen.
Deßhalb eben auch hielt so werth der König die Beiden.
Auch die gefangene Maid, Werk war's des allmächtigen Gottes,
Sänftigte bald der Königin Mien', und gewann ihre Liebe,
Reich an Tugend und Zucht, unermüdlich in jeglicher Arbeit.
Zur Schatzmeist'rin sogar ward endlich die Kluge berufen,
Und es fehlte nicht viel, daß sie selber führte die Herrschaft,
Denn was sie wollte, geschah, sie vollführte, was ihr genehm schien.

Gibich inzwischen verstarb und es folgt' ihm in der Regierung
Gunther, und alsobald auch brach den geschlossenen Bund er
Mit dem Pannonier, und verweigerte ferner den Zins ihm.
Kaum hatte Hagen hievon in der Fremde die Kunde vernommen,
Als er bei Nacht entfloh, und heimwärts eilte dem Herrn zu.
Walther jedoch verblieb, und führt' in die Schlachten die Hunnen,
Und wohin ihn sein Schritt trug, immer war Glück sein Begleiter.

3. Walther und Hildgund verabreden ihre Flucht.

(Nach einem siegreichen Kampf kehrt Walther zurück.)

Sieh, vor der Hofburg läuft der Diener Schaar ihm entgegen,
Freudig ihn wieder zu schauen, und hält ihm die Zügel des Rosses,
Bis herab von dem hohen Sitz der gepriesene Held steigt,
Und ob ihm wohl das Werk auch gelang, das fragen zuletzt sie.
Spärliches flüchtig nur mittheilend betritt den Pallast er,
Denn er ist müd' und eilet gerad' in die Zimmer des Königs.
Dort doch findet allein Hildgunden er sitzen, und kaum hat
Er mit Umarmung begrüßt sie und süßem Kusse, so sprach er:
„Reiche den Trank mir dar schnell, denn ich verschmacht' in Ermattung."
Jene füllt sogleich mit Wein einen kostbaren Becher,
Und reicht hin ihn dem Helden, der ihn bekreuzend entgegen
Nahm, und der Jungfrau Hand festhielt in der seinigen. Vor ihm
Blieb sie stehen und schauete still in das Antlitz des Jünglings.
Walther trank, und gab ihr zurück das leere Gefäß dann,
Beid' aber wußten es wohl, wie zur Eh' sie einander erkoren.
Drum zur geliebten Maid begann der Recke zu reden:
„Tragen so lange Zeit wir schon die Verbannung gemeinsam,
Und ist wohl uns bekannt, wie längst schon unsere Eltern
Untereinander Beschluß gefaßt über unsere Zukunft,
Warum fesselt so lang das Bekenntniß die schweigsame Lippe?"
Hildgund schwieg ein Weilchen, und meint: es sei des Verlobten
Wort nur Verstellung; sodann antwortet ihm aber sie also:
„Warum erheuchelt die Zung', was in innerster Brust du verdammest? —
Spricht überredend dein Mund, was ganz deine Seele verabscheut?
Zu sehr wär's gegen Zucht; erwähltest du solche Verlobte."
Doch der verständige Held entgegnete Folgendes ernst ihr:
„Fern sei, deß du gedenkst; zu dem Rechten neige dein Sinn sich:
Weißt du ja doch: daß ich nie mit verstellter Seele gesprochen.
Nimmer, o glaub', erlaub' ich mir Falsch und unzeitiges Scherzwort.
Außer uns beiden allein ist Niemand jetzt in der Nähe;
Wüßt' ich, daß du mir fest mit lebendiger Seele ergeben,
Und den verborgenen Plan in Treue stets wollest bewahren,
Möcht ich enthüllen dir ganz des Busens tiefes Geheimniß."
Und zu den Knieen des Jünglings geschmiegt, rief feurig die Jungfrau:
„Herr, wozu du mich rufst, zu allem bin ich bereit dir.
Nichts in der Welt wird, wie dein Befehl, mir so heilig Gebot sein."
Jener darauf: „Es verdrießt mich endlich unsre Verbannung.
Oftmals gedenk' ich der Heimath längst verlassener Gauen,
Und es schwillt mir die Brust, die heimliche Flucht zu beschleun'gen.
Ach vor so manchem Tag schon hätt' ich wirklich vollbracht sie,
Schmerzt es so tief nicht, allein zurück Hildgunden zu lassen."

„„Wahrlich — so sprachs dem Mägdelein warm aus dem innersten Herzen —
Wahrlich ich will; — ganz bin ich entflammt von diesem Gedanken,
Gebe mein Herr den Befehl, und gereich' er zum Heil oder Unheil,
Immer mit ganzer Seel' in Liebe bin ich bereit ihm.""
Walther nun flüsterte leis' in das Ohr der herrlichen Jungfrau —

Walther und Hildgunde bewerkstelligen ihre Flucht aus dem Hunnenlande bei einem Fest, wo Walther alle Hunnen trunken macht. Auf Walthers Streitroß „der Leu" reiten sie zusammen, indem Hildgunde die Zügel lenkt, Walther aber schwer geharnischt und gewaffnet, die großen Schätze trägt, die sie mitgenommen haben. So gelangen sie bis zum Rhein, wo sie den Fährmann mit fremden Fischen bezahlen, die dieser an König Gunthers Hof bringt. Hierdurch wird dieser aufmerksam, und Hagen erkennt nach der Beschreibung seinen Freund und Genossen in der hunnischen Gefangenschaft. Gunther wird lüstern nach den Schätzen, und trotz Hagens Einsprache bricht er mit seinen Recken auf und überfällt Walther in einem Engpaß des Wasgaus. Acht Helden tödtet Walther nach einander im Zweikampf, darunter auch Hagens Neffen, und nun erst gibt Hagen den Bitten des Königs nach und verspricht am nächsten Morgen gleichfalls gegen Walther zu kämpfen. Hierauf ziehen sich beide zurück, um Walther, wenn er den Engpaß verließe, um weiter zu ziehen aufs Neue anzugreifen.

4. Die Nacht im Engpaß und Walthers Gebet.

Nieder hat sich indeß im Westen die Sonne gesenket,
Mit ihrem letzten Blick das äußerste Thule berühret,
Hinter sich längst Iberien sammt den Scotengeschlechtern
Lassend, und sanft allmählich erwärmt die rauschende Meerfluth:
Während der Abendstern aufging den italischen Landen.
Da nun begann der verständige Held mit sich Rathes zu pflegen,
Ob in der sichern Burg er während der nächtlichen Stille
Bleib', oder sich vertrau' den öden Pfaden des Blachfelds.
Hoch aufwoget in ihm die Sorg', und was er beginne,
Wäget er her und hin rastlos mit eifrigem Sinnen.
Hagen zumeist war ihm verdächtig geworden, und jenes
Küssen des Königs, als er so freudiglich ihn in den Arm schloß.
Minder nicht macht ihn besorgt des Waldes verschlungener Irrpfad,
Daß er in Dickicht gerath' und unwegsames Geklüfte,
Wo auch von wildem Gethier die Geliebte noch würde bedrohet.
All das sorglichen Muths erwägend endlich doch spricht er:
„Was auch da kommen mag, hier werde ich rastend verharren,
Bis die kreisende Sonn' uns zurück den lieblichen Tag bringt.
Nicht soll mir nachsagen der Fürst, der stolze, in Dieb'sart
Sei ich im Schatten der Nacht aus seinen Landen entflohen."
Sprach's und befestiget drauf den engen Pfad mit Verwallung,
Die aus gehaunem Gezweig er flicht und Dornengebüschen;
Dann zu den Leichnamen wandt er sich hin, mit bitterem Seufzer
Füget er jeglichem Stumpf das abgeschnittene Haupt an,
Und nach Osten gekehrt das Antlitz, zur Erde geworfen,
Haltend das nackte Schwert in der Hand, so spricht das Gebet er:
„Schöpfer der Welt und Regierer zugleich von allem Geschaffnen,
Dir, ohn' dessen Geheiß, und ohne dessen Gestattung
Nichts sich begibt, dir sag' ich Dank, daß du mich bewahrt hast,
Gleich vor der Feind' haßsprühender Wehr, wie vor schnöder Beschimpfung.
Und ich fleh dich gnädigen Herrn, mit zerknirschtem Gemüthe,
Welcher die Sündigen nicht, nur willst die Sünde vernichten:
Daß mir vergönnt, auch dies' im Himmel wieder zu sehn einst."
Drauf erhob sich der Held, nachdem sein Gebet er geendet.

Sechs der Streitross' eint' er im Kreis, und band sie mit Ruthen
Fest nach Gebrauch; soviel nur waren verblieben, dieweil zwei
Fielen im Speerkampf, drei nahm mit sich Gunther der König.
Dies vollbracht schnallt auf er die Rüstung, lediget endlich
Von der gewichtigen Last getrost den dampfenden Körper,
Richtet den Muth der trauernden Braut mit heiterem Wort auf,
Greifet zum Imbiß und ruht die angegriffenen Glieder
(Denn gar sehr war erschöpft er) ausgestreckt auf dem Schilde.
Wieder befiehlt er die Wacht des ersten Schlafes der Jungfrau;
Selber zur Morgenzeit werd' er die Sorg' übernehmen,
Da sie bedrohlicher sei und endlich sinkt er in Schlummer.
Nach der gewohneten Art ihm zu Häupten saß sie und wachte,
Und mit Gesang erhielt sie munter die schläfrigen Augen.
Aber gar bald unterbrach schon die erste Ruhe der Jüngling,
Sonder Verzug sich erhebend, und hieß nun schlummern die Jungfrau,
Während gestützt auf dem Speer der Unverdrossene Wacht hielt.
So vollbringt er die Neige der Nacht, sieht bald nach den Rossen
Achtsam, nähert sich bald scharf lauschenden Ohrs der Verwallung
Und wünscht sehnlich herbei der Erde Licht und Gestaltung.

Von König Gunther und Hagen angefallen sucht Walther den letzteren zu bewegen, vom Kampf abzustehen, indem er ihn an ihre Freundschaft im Hunnenland erinnert.

5. Walthers Anrede an Hagen.

(Nach Simrock.)

„Denk unsrer Jugendspiele, denk unsrer Kinderlust,
Wie wir gesellig aßen, und schliefen Brust an Brust:
Stets hielten wir zusammen und gingen Hand in Hand;
Als unzertrennlich waren wir allen Leuten bekannt.

„Wir wurden Bundesbrüder und mischten unser Blut:
Da galt uns diese Freundschaft wohl für das höchste Gut.
Daheim und vor dem Feinde bewies sich oft ihr Werth.
Was ist daraus geworden? Wie hat die Welt sich verkehrt?

„Vergaß ich doch des Vaters in deinem Angesicht,
Vergaß der lieben Heimath und süßer Kindespflicht:
Wie tilgst du aus dem Herzen die oft gelobte Treu?
Ein Meineid wär's, die Götter zu erzürnen hege Scheu.

„Thu mir in dieser Stunde nicht Haß statt Liebe kund
Und ewig unverbrüchlich besteh' der Freunde Bund.
Reich mir die Hand, so sollst du mir hochgepriesen sein,
Ich fülle dir den Schildrand mit des Goldes röthlichem Schein."

Hagen jedoch glaubt seinen Schwestersohn rächen und dem König sein Versprechen halten zu müssen und es erfolgt ein heißer Kampf zwischen beiden, an dem noch Gunther Antheil nimmt und der mit Verstümmlung von allen dreien endigt.

6. Versöhnung.

Jeglichen mahnt seine Wund' und höchste Erschöpfung, die Waffen
Abzulegen; denn wer ging ungeschädigt vom Wahlplatz?
Hatten im Wetter des Streits die zwei hochherzigen Helden,

Ebenbürtig an Kraft wie an feurigem Muthe gestanden:
Als es zum Ende nun kam, trug jeder die Zeichen des Tagwerks:
Hier lag Gunthers Fuß, des Königs, dorten die Rechte
Walthers, und wiederum dort das zuckende Auge von Hagen.
So — so wurden getheilt von ihnen die hunnischen Spangen! —
Nieder saßen die Zwei, denn es lag schon der Dritte danieder,
Suchten mit Blumen den Strom des rinnenden Blutes zu stillen.
Aber der Alpharid' rief nun die schüchterne Jungfrau
Zu sich. Sie kam, und legte Verband um sämmtliche Wunden,
Und als dieses geschehen, befahl der Verlobten er also:
„Jetzt uns mische den Wein, und reich' ihn Hagen zuerst dar:
Wackerer Kämp' ist er, wenn den Schwur er der Treu' nur bewahret.
Dann reich' mir ihn her, der mehr als die Andern gelitten;
Endlich trink', ich erlaub's, auch Gunther, obwohl er sich lässig
Zeigt' in dem Waffenkampf unter so hochherzigen Männern,
Und das Kriegswerk trieb mit Lauheit und elender Schwäche."
Herigers Tochter befolgt in Gehorsam treulich die Weisung.
Aber der Frank' entgegnet, wie heiß nach dem Wein er auch lechzet:
„Alpher's Sohn, deinem Bräutigam, gib und Gebieter zuerst ihn,
Jungfrau, weil, ich bekenn's, er tapfrer als ich sich erwiesen,
Und zwar mich nicht allein, nein Alle weit überragt hat."

7. Ausgang.

Sprach's und beid' erneuern versöhnt den treulichen Blutbund,
Heben den König zugleich, deß Wund' unmaßen ihn schmerzet,
Sanft auf's Roß und kehren sodann nach verschiedenen Seiten,
Hier die Franken gen Worms, der Aquitanier zur Heimath.
Dort wird er freudig begrüßt und mit hohen Ehren empfangen,
Feiert alsbald mit festlichem Brauch Hildgundens Vermählung,
Und regieret, von Allen geliebt, nach dem Tode des Vaters
Noch dreimal zehn Jahre das Volk beglückt und gesegnet.

---

2. Die Geschichte von Hermanrich und Theodorich.

(§. 2 c. — Dietrich von Bern.)

(Aus Jornandes' Geschichte der Gothen. Nach K. F. W. Lanz.)
(Allg. Weltgesch. IV, 678.)

Zur Zeit, als die Hunnen und Alanen aus Asien vordrangen, war König der Ostgothen Hermanrich, aus dem erlauchten Geschlechte der Amaler. Dieser bezwang und beherrschte viele kriegerische Völker des Nordens, und man verglich ihn mit Alexander dem Großen; denn außer den Herulern, Venetern, Anten, Slaven gehorchten die Völker Scythiens und Germaniens bis zur Küste des deutschen Meeres seinem Scepter. Aber so mächtig die Gothen waren und weitherrschend ihr König, so erschraken sie doch über den Heranzug des fürchterlichen Volkes, das zwar klein aber gräßlich von Gestalt, so behende als kriegerisch, mit unmenschlicher Wildheit die Länder verwüstete. Hermanrich hatte das Weib eines entwichenen Kriegers aus dem Volke der Roxolanen mit bar-

barischer Grausamkeit von Pferden zerreißen lassen, und war zur Rache von ihren Brüdern tödtlich verwundet worden. Siechend an dieser Wunde und schwach im hundertsten Jahre seines Alters vermochte er nicht dem andringenden Feinde zu widerstehen und gab sich selbst den Tod, sein Volk unterwarf sich den Hunnen. Erschreckt durch dieses Schicksal ihrer Stammesverwandten sannen die Westgothen darauf, wie sie vor dem schrecklichen Volke sich schützten, und nachdem sie sich lange berathen, schickten sie Gesandte an den oströmischen Kaiser Valens und baten, daß er ihnen in Thracien und Mösien Wohnsitze einräumen möchte, wofür sie seine Oberherrschaft anerkennen und Christen werden wollten. Freudig willigte der König in ihr Begehren und nahm sie in Mösien auf als Vorhut seines Reiches gegen andere Barbarenvölker. Nicht lange, so entstand eine arge Hungersnoth unter den Gothen und ihre Häupter, Fridiger, Alatheus und Safrach unterhandelten mit den römischen Statthaltern Lupicinus und Maximus. Diese aber waren geizig und habsüchtig und verhandelten ihnen nicht nur Fleisch von Hunden und anderen unreinen Thieren, sondern auch um einen so hohen Preis, daß die Gothen ihre Sklaven und all ihre Geräthe, und, als auch dieses nicht reichte, ihre Kinder hingaben, indem sie ihnen lieber das Leben, als die Freiheit erhalten wollten. Zu dieser Zeit geschah es, daß Lupicinus den Fridiger zu einem Gastmahle einlud. Arglos kam derselbe mit kleinem Gefolge; während er aber von seinen Gefährten getrennt innen im Palast speiste, drang Jammergeschrei und Sterbegetön der Seinigen, die auf des Statthalters Befehl gemordet werden sollten, zu seinen Ohren. Sogleich die Tücke erkennend zieht er rasch das Schwert, stürzt so kühn als behende hinaus und rettet die Seinigen vom drohenden Tode. Darauf entschlossen, lieber in der Schlacht, als durch Hunger zu sterben, greifen alle Gothen zu den Waffen wider Lupicinus und Maximus, und von dem Tage an begannen sie das Land nicht als Fremdlinge, sondern als Eigenthümer und Herren zu besitzen. Als dies Kaiser Valens hörte, rüstete er ein Heer und zog heran; aber in blutiger Schlacht bei Adrianopel überwunden, versteckte er sich auf der Flucht in eine Hütte, und da die Feinde, ohne zu wissen, wer drinnen sei, dieselbe in Brand steckten, so kam er jämmerlich ums Leben. Nach dem Abzug der Hunnen ließen sich die Ostgothen mit Bewilligung der Römer in Pannonien nieder, einem ausgedehnten Landstrich südlich der Donau zwischen Mösien, Noricum und Dalmatien. Die Herrschaft führte König Valemir in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Theodemir und Videmir, so daß sie zwar räumlich getrennt, doch eines Sinnes waren. Von hier aus führten sie beständig Krieg mit ihren Nachbarn, den Sueven und Sciren, Gepiden, Rugiern und anderen Völkern und gewannen viel Leute und Ruhm. Als endlich diese Kriege aufhörten, und damit dem Volke Nahrung und Kleidung zu mangeln begann, ward ihnen der Frieden widerlich; und sie traten mit lautem Geschrei vor Theodemir — denn Valemir war im Kampfe mit den Sciren gefallen — und baten ihn, daß er sie auswärts führen möchte, wohin es ihm beliebe. Derselbe rief seinen Bruder, und sie warfen das Loos und kamen überein, daß dieser nach Italien zöge, Theodemir gegen die oströmischen Länder. Und so geschah es. Nicht lange darauf starb Theodemir, und sein Sohn Theodorich ward König an seiner Stelle. Dieser war als Knabe von sieben Jahren dem Kaiser Leo zu Constantinopel als Geißel übergeben worden, und blieb daselbst, beliebt bei dem Kaiser, eilf Jahre lang. Als er wieder zurückkehrte, führte sein Vater eben einen schweren Krieg mit den Sueven, mit welchen die Sarmaten verbündet waren. Diese hatten kürzlich unter ihrem Könige Babei einen römischen Feldherrn besiegt, und waren darauf stolz und

übermüthig. Da nahm Theodorich ohne Wissen seines Vaters eine Schaar von dessen Leibwächtern, sammelte um sich seine Anhänger und Schützlinge, bei sechstausend Mann, setzte mit denselben über die Donau, überfiel unversehens den Babei, tödtete ihn und nahm seine Leute gefangen, dann kehrte er mit dessen Schätzen wieder heim. Hernach stritt er nebst seinem Vater ruhmvoll in Illyrien. Als der Kaiser Zeno hörte, daß er zur Herrschaft gelangt sei, war er froh darüber, lud ihn zu sich nach Constantinopel, nahm ihn in seine Dienste und erwies ihm große Ehre. Er nahm ihn unter die Großen seines Palastes auf, bald nachher an Kindes Statt an, gewährte ihm die Ehre des Triumphs und das Consulat, welches für die höchste Würde galt, ja er ließ ihm eine Reiterstatue vor seinem Palaste errichten. Während nun Theodorich also bei dem Kaiser in Gunst und Ehren stand, und alle Güter des Lebens genoß, hörte er, daß sein Volk in Illyrien Mangel litt. Daher beschloß er, lieber mit diesem durch Mühe und Kampf seinen Unterhalt zu erwerben, als in Muße und Ueberfluß zu leben. Und er trat zum Kaiser und sprach: „Das Abendland, welches vordem unter dem Scepter Eurer Vorfahren stand, schmachtet jetzt unter dem Joche des Rugierfürsten. Gestatte, daß ich mit meinem Volke dahin ziehe, diesen zu vertreiben. Siege ich mit Gottes Beistand, dann möchte ich als Euer Sohn und Diener die Herrschaft besitzen; werde ich besiegt, so verlieret Ihr nichts, im Gegentheil habt Ihr den Sold nicht mehr zu entrichten, der Euch jetzt beschweret." Als Solches der Kaiser hörte, war er zwar betrübt über seinen Weggang, doch gewährte er seinen Wunsch, und entließ ihn reichlich beschenkt. Theodorich also verließ die Hauptstadt und begab sich zu seinem Volke; und da alle Gothen seinem Vorschlag beistimmten, zog er mit ihnen nach Italien. Im Lande der Veneter, wo er einige Zeit rastete, rückte ihm Odoaker mit einem Heere entgegen, und es kam zur Schlacht in der Ebene bei Verona. Die Gothen siegten und drangen weiter über den Po nach Ravenna, wo Odoaker seinen Sitz hatte. Darin befestigte er sich, und machte öftere Ausfälle bei der Nacht, und beunruhigte das Heer der Gothen. So dauerte es fast drei Jahre, aber es half ihm nichts, denn ganz Italien erkannte inzwischen den Theodorich als seinen Herrn und folgte seinem Gebot.

3. Albuin der Langobardenkönig und die schöne Rosamunde.

(Aus Paul Warnefried oder Paulus Diaconus; Allg. Weltgesch. IV. 815.)

Albuin erreichte Liguria und zog im Anfang der dritten Indiction (am fünften September 569) zur Zeit des Erzbischofs Honoratus in Mailand ein. Von da aus eroberte er sämmtliche Städte Liguriens außer den am Meere gelegenen. Der Erzbischof Honoratus verließ jedoch Mailand und floh nach Genua. Der Patriarch Paulus starb nach zwölfjähriger Führung seines priesterlichen Amtes; auf ihn folgte Probinus. —

Die Stadt Ticinus bestand damals eine mehr als dreijährige Belagerung und hielt sich tapfer. Das Heer der Langobarden hatte sich in nicht großer Entfernung westlich von der Stadt gelagert. Unterdessen nahm Albuin von ganz Tuscia Besitz, ausgenommen Rom, Ravenna und noch einige feste Plätze an der Meeresküste. Die Römer waren nicht stark genug, um Widerstand zu leisten, da die zu Narses' Zeit wüthende Pest in Liguria und Venetia sehr Viele weggerafft und nach dem Jahr des Ueberflusses, von dem ich sprach, eine große Hungersnoth in ganz Italien geherrscht hatte. Gewiß ist übrigens,

daß Albuin damals Menschen aus allen den verschiedenen Völkerschaften, die er selbst oder frühere Könige unterworfen hatten, nach Italien brachte, daher nennen wir die Ortschaften, in denen sie wohnen, bis auf den heutigen Tag nach ihnen, gepidische, bulgarische, sarmatische, pannonische, schwäbische, norische und so fort. —

Nachdem aber Ticinus eine Belagerung von drei Jahren und etlichen Monaten ausgehalten hatte, ergab es sich endlich dem Albuin und dessen Langobarden (572). Als nun Albuin von Osten her durch das St. Johannisthor in die Stadt einzog, da stürzte sein Pferd mitten im Thor und weder durch die Sporen des Reiters noch durch die Schläge des Marschals konnte es wieder auf die Beine gebracht werden. Da sprach ein Langobarde zum König: „Erinnere dich, mein König, was für ein Gelübde du gethan hast, breche dieses grausame Gelübde, und du wirst alsbald wieder in die Stadt einziehn; denn wahrhafte Christen sind es, die sie bewohnen." Albuin hatte nämlich gelobt, die gesammte Bevölkerung, weil sie sich nicht hatte ergeben wollen, mit dem Schwert umzubringen. Als er nun aber jetzt sein Gelübde brach und den Bürgern Gnade versprach, da erhob sich sein Pferd sogleich und als er in die Stadt eingezogen war, so hielt er sein Versprechen und that Niemandem etwas zu Leide. Da strömte alles Volk zu ihm in den Palast, den einst König Teuderich erbaut hatte, und faßte nach so großem Elend wieder frohe Hoffnung für die Zukunft.

Nachdem Albuin drei Jahre und sechs Monate in Italien regiert hatte, fiel er durch die Anschläge seiner Gemahlin. Die Ursache seiner Ermordung war aber folgende: Als er in Verona länger, als er hätte thun sollen, fröhlich beim Gelage saß, den Becher vor sich, den er aus dem Schädel seines Schwiegervaters, des König Kunimund, hatte machen lassen, da befahl er auch der Königin Wein zu reichen, und forderte sie selbst auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Möge dies Keiner für unmöglich halten, ich rede die Wahrheit in Christo, und ich selbst habe diesen Becher gesehen, wie ihn der Fürst Ratchis bei einer festlichen Gelegenheit einst in Händen hielt und ihn seinen Gästen zeigte. Wie nun Rosamunde solches hörte, da regte sich tiefer Schmerz in ihrem Herzen, den sie nicht mehr zu unterdrücken vermochte; und sie glühte von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod des Vaters zu rächen, und verschwor sich bald darauf mit Helmigis, des Königs Skilpor, das ist Schildträger und Milchbruder zur Ermordung Albuins. Helmigis rieth der Königin, den Peredeus, der ein ungemein starker Mann war, zu dem Anschlag beizuziehen. Rosamunde hieß nun, als sich Albuin um Mittag zur Ruhe gelegt hatte, alles im Palast stille sein, schaffte alle Waffen bei Seite bis auf des Königs Degen, den sie zu Häupten seines Ruhebettes festband, daß er ihn weder aufheben, noch aus der Scheide ziehen konnte, und dann ließ das unnatürlich grausame Weib nach dem Rathe des Helmigis den Mörder Peredeus herein. Albuin erkannte, sobald er aufwachte, die Gefahr, die ihm drohte, und griff schnell nach seinem Schwert, aber es war so fest angebunden, daß er es nicht wegreißen konnte, da nahm er einen Fußschemel und wehrte sich damit einige Zeit. Aber ach! der streitbarste und kühnste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und ward wie ein Schwächling umgebracht; er der durch die Besiegung so vieler Feinde sich den größten Kriegsruhm erworben hatte, fiel durch die Ränke eines Weibes. Sein Leichnam wurde unter lautem Jammern und Klagen der Langobarden unter den Stufen einer zum Palast hinaufführenden Treppe beigesetzt. Er war schlank von Gestalt und sein ganzer Körper trefflich zum Kampf. Sein Grab hat in

unsern Tagen Giselpert, der vormalige Herzog von Verona, öffnen lassen, und daraus das Schwert und was sich von Schmuck darin fand fortgenommen, und dann mit seiner gewöhnlichen Eitelkeit bei ungebildeten Leuten geprahlt, er habe den Albuin gesehen.

Helmigis suchte nun nach Albuins Ermordung die Herrschaft an sich zu reißen, aber es gelang ihm nicht, da die Langobarden voll Schmerz über den Tod ihres Königs ihn umzubringen trachteten. Rosamunde schickte daher alsbald zu Longinus, dem Statthalter von Ravenna, und ließ ihn bitten, ihr so schnell als möglich ein Schiff zu schicken, auf dem sie von dannen fliehen könnten. Longinus leistete dem mit Freuden Folge und sandte sogleich ein Schiff ab, auf dem dann Helmigis mit Rosamunde, die bereits sein Weib geworden war, bei Nacht entfloh. Sie nahmen die Albisinda, des Königs Tochter, und den ganzen langobardischen Schatz mit sich fort und gelangten schnell nach Ravenna. Da lag der Statthalter Longinus der Rosamunde an, den Helmigis umzubringen und sich mit ihm zu vermählen. Sie, zu jeder Schlechtigkeit gern bereit und zugleich von dem Wunsche erfüllt, Herrin von Ravenna zu werden, erklärte sich einverstanden damit, und als Helmigis aus dem Bade kam, reichte sie ihm einen Giftbecher dar, den sie als besonders gesund ausgab. Wie Jener aber merkte, daß er den Becher des Todes getrunken, so zog er das Schwert gegen Rosamunde und zwang sie, den Rest zu trinken. Und also starben durch das Gericht des allmächtigen Gottes die ruchlosen Mörder in Einer Stunde. —

Als diese so umgekommen waren, schickte der Statthalter Longinus die Albisinda sammt den langobardischen Schätzen nach Constantinopel zum Kaiser. Einige versichern, Peredeus sei gleichfalls mit Helmigis und Rosamunde nach Ravenna gekommen und von da mit der Albisinda nach Constantinopel geschickt worden, wo er in einem Kampfspiele vor dem Volke und dem Kaiser einen Löwen von wunderbarer Größe getödtet habe. Damit er aber nicht, weil er ein so starker Mann war, etwas Schlimmes anstellte, so wurden ihm, wie erzählt wird, auf kaiserlichen Befehl die Augen ausgerissen. Nach einiger Zeit verschaffte er sich aber zwei Messer, verbarg diese unter seine Aermel und ging nun nach dem Palast, wo er versprach, dem Kaiser, wenn er vor ihn gelassen werde, einige wichtige Mittheilungen zu machen. Der Kaiser sandte nun zwei Patrizier aus seiner nächsten Umgebung zu ihm, um ihn anzuhören. Als diese aber zu Peredeus gekommen waren, so ging er näher auf sie zu, als wolle er ihnen etwas ganz im Geheimen sagen, und brachte ihnen, in beiden Händen die Messer, die er verborgen gehalten hatte, schwere Wunden bei, so daß sie alsbald zu Boden stürzten und den Geist aufgaben. Also rächte er, dem starken Samson nicht unähnlich, das ihm zugefügte Leid und tödtete zur Sühne für den Verlust seiner beiden Augenlichter zwei dem Kaiser besonders nützliche Männer. Die sämmtlichen Langobarden aber wählten nach gemeinsamer Beredung den Cleph, einen edlen Langobarden von der Stadt Ticinus, zu ihrem König.

4. Der Friesenkönig Radbod.

(Nach O. Klopp, aus Pertz. Mon. Germ.)

Einer der unermüdlichsten Gegner der Franken und des Christenthums war der Friesenkönig Radbod; denn er hielt die neue Religion, welche ihm diese Feinde bringen wollten, für gleichbedeutend mit der Knechtschaft Aber auf die Dauer konnte er sich gegen die überlegene Macht Karl Martells nicht mehr vertheidigen und nachdem Radbod erst einen Sieg errungen hatte, schlug

Karl Martell ihn bald darauf in dem zweiten Kampfe völlig auf's Haupt. So war denn Radbod gezwungen, sich der Uebermacht zu fügen und mußte selbst versprechen, daß er der heimathlichen Religion entsagen und sich zur christlichen bekennen wollte. Karl Martell schickte ihm den Bischof Wulfram von Sens und dieser suchte den Friesenkönig im Christenthum zu unterrichten. Nicht lange nachher sollte das Fest der Taufe stattfinden. Das Taufbad war schon bereit und Radbod hatte bereits seine Kleider abgelegt und den einen Fuß in das Taufbad gesetzt, um hineinzusteigen, da wandte er sich noch einmal zu dem nebenstehenden Bischof um und sagte: „Noch eins mußt Du mir beantworten, Bischof, Du hast mir von Hölle und Himmel erzählt: wo sind denn nun meine Vorfahren? Sind sie im Himmel oder in der Hölle?" Wulfram erwiederte: „Sie sind nicht getauft und als Heiden gestorben und darum ohne allen Zweifel der ewigen Verdammniß in der Hölle übergeben." Aber Radbod zog seinen Fuß zurück und sprach: „So will ich denn lieber mit meinen Stammes- und Waffengenossen zusammen in der Hölle sein, als mit euch Franken im Himmel!"

(Die Friesen bewahren noch bis auf den heutigen Tag ein Andenken an diesen König Radbod. Es giebt nämlich in Ostfriesland Wege, die ursprünglich von ihm angelegt sein sollen; sie heißen Conrebberswege, das ist König Radbods Wege.)

b. Deutsche Dichtungen der Geistlichen.

(Allgem. Weltgesch. V., 416 ff. VI., 445 ff.)

1. Das Wessobrunner Gebet.

(§. 3.)

Das erfrage (erfahre) ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
Daß (die) Erde nicht war, noch (das) Himmelsgewölbe.
Noch irgend ein Baum, noch Berg nicht war,
Noch (die) Sonne nicht schien, (noch ein Stern nicht glänzte)
Noch (der) Mond nicht leuchtete, noch der glänzende See.
Als da nicht etwas war, der Enden noch der Wenden (von Raum und Grenze),
Da war der eine allmächtige Gott,
Der Männer (Väter) mildester; da waren auch manche
(Mit ihm) göttliche Geister. Und, Gott heilig,
Gott allmächtig, du Himmel und Erde wirktest (schufest),
Und du den Menschen so manch Gut gabst,
Gieb mir in deiner Gnade rechten Glauben,
Und guten Willen, Weisheit und Klugheit
Und Kraft (den) Teufeln zu widerstehen und Arges zu verweisen (vertreiben)
Und deinen Willen zu wirken (vollbringen).

2. Muspilli. (Feuerwelt).

(§. 3.)

Vom jüngsten Gericht.

Wenn die breite Erdflur verbrennet allzumal,
Und das Feuer und die Luft sie frißt und feget gar hinweg:
Wo sind die Schranken denn, wo stets man stritt mit Sippenhilfe?
Die Stätte ist hinweg gebrannt, die Seele steht bang bedrängt;

Sie weiß den Fehl zu sühnen nicht, so fährt sie hin zur Strafe.
Drum ist dem Manne es so gut, daß wenn er hin zur Malstatt geht,
Er in jedwedem Rechtsfall gerecht das Urtheil fälle.
Dann kann er unbekümmert sein, wann kommt das künftige Gericht.
Es weiß der arme Erdensohn nicht was er dafür erntet,
Wenn er um Gabenspende nach Gunst den Gang des Rechts beugt,
Nicht, daß der böse Feind dabei im Verborgnen stehet,
Der in Anrechnung schreibt jedweden einz'lnen Umstand,
Was früher oder später für Fehle der Mensch beging,
Daß er es alle rüget, wann zum Gericht er hin kommt.
Nicht sollt' ein Sterblicher sonach Geschenke nehmen!
Wenn das himmlische Horn hallend erdröhnet,
Und der zum Aufbruch sich erhebt, der das Urtheil fällen
Und den Lohn ertheilen wird Lebenden und Todten:
Dann erhebt sich mit ihm der Heerschaaren größte;
Die ist allesammt so kühn, daß niemand mit ihr kämpfen kann.
Dann zieht er her zur Malstatt, zu der die Marken sind beraumt,
Daselbst ergehet das Gericht, von dem man immer redete:
Dann fahren Engel über die Marken,
Wecken die Völker, weisen sie zur Malstatt.
Dann wird jeder Sterbliche von dem Staub erstehn,
Entled'gen sich von Hügels Last; wird wieder seinen Leib empfahn,
Damit von all seinem Recht er Rede gebe,
Und ihm nach seinen Thaten ertheilt das Urtheil werde.
Wann zu Gericht der sitzet, der das Recht sprechen
Und den Lohn ertheilen wird Lebenden und Todten:
Dann steht herum im Umkreise der Engel Menge,
Von guten Sterblichen eine so große Schaar!

3. Aus Otfrieds „Krist“.

(§ 4.)

Die Rede des Herrn auf dem Oelberge.

(Es) ging da (der) Herr (von) dannen, mit ihm auch seine Jünger,
Zeigten sie ihm indessen (den) Bau des Hauses (Tempels).
Sprach er: „Gewißlich, ich sage Euch, diese Steine werden noch zu dem (kommen).
Daß sie sind so unwerth (und) hier liegen all zur Saat (d. h. wie gesäet).“
Er saß nach diesem Gange auf dem Oelberge;
Fragten sie ihn insbesondere, sie nahm es sehr Wunder:
„Sage uns, Meister, denn, wie die Zeit geht,
Zeichen, wie du kommen sollst und wie die Welt auch zergeht?“
„Beachtet,“ sprach er, „diese Thaten, seid vorsichtig auch gar sehr,
Daß euch nicht bringen in Gefahr die manchen Lügner.
(Es) erwächst jämmerliches Ding über diesen Welt-Ring,
In Hunger und in Seuchen in armseliger Flucht!“
Drauf erzählte ihnen seine Güte die selben Mühseligkeiten,
Die sie sollten treffen um seinen Namen.
Menschenhaß auch manchen, über sie gelegen,
Neid sehr strengen, so weit sie es können bringen;
Wie sie sollten fahen, zu Herzogen (Richtern) ziehen,
Gebunden vor Könige die seinen lieben Jünger.

Gab er ihnen Trost über Alles, über ihren Todesfall,
Sagte, daß es nicht wäre für anders was, wenn nicht um seinen alleinigen Haß.
„Nicht sorget vor dem Volke, wenn ihr steht in Noth,
Aus Furcht nicht wendet, was ihr ihnen antwortet.
Ich weiser Worte (mit weisen Worten) bewaffne euch recht,
(Mit) rechter Rede; ihr seid meine Degen (Jünger).
Ich bin selbst dabei, und da auch spreche (ich) aus euch,
Bewaffne (eure) Herzen (mit) Gutem, und sehr mit festem Muthe."
Sagte ihnen auch in Wahrheit von dem Endetage dort,
Erwähnte ihnen auch genau des Antichristes Zeiten,
Des Bedrängnisses, das die Welt erdulbet dann leider.
„Gewiß daß, nicht hehl ich es, das ist allen Zeiten ungleich.
Sie sind dann in Wehen, in Mühseligkeiten schmerzlichen,
Daß vorher nicht ward je solcher Fall, auch immer werden nicht soll.
Dies kürzet der Herr bald wegen der Geliebten seinen,
Wegen des Gottleidenden mit seinen Gnaden.
(Es) verbreitet (der) Mond und die Sonne mit Finsterniß Unwonne,
Und fallen auch die Sterne auf (die) Erde sehr weit.
Sieh, (es) weinet dann ob dieser Drangsal alles, was hier auf Erden ist,
Wegen derselben Unfälle, all dieses Welt=Geschlecht.
Dann sehen sie mit Bedrängniß kommen daher zu Gericht
Von Wolken herab den seligen Menschen=Sohn.

Lob der Franken.

Sie sind eben so kühn,
Gerade wie die Römer;
Nicht darf (ein) Mann das auch sagen,
Daß die Griechen ihnen dies absprachen
(sie darin übertreffen).

(Ihr Land) ist sehr fett (fruchtbar)
Sehr ist es erzeigt (versehen)
Mit mannig faltigen Arten (Gaben)
Nicht ist es mit unserm Verdienst.

Zu Nutzen gräbt man auch da
Erz und Kupfer.
Auch nach der Meinung (wie ich glaube)
Eissteine. (Krystalle.)

Auch dazu zur Fügung (Bereitung)
Silber genug;
Ja sie lesen da im Lande
Gold in ihrem Sande.

Sie sind festmüthig
Zu manchem Guten,
Zu manchem Nutzen —
Das thut ihnen ihre Weisheit.

Nicht ist (ein) Volk, das es beginne (angreife)
Das wider dasselbe ringe,
Ihm haben sie es verleidet,
Mit Waffen vorgezeichnet.

(An) Macht genug (reich)
Sind (sie) auch sehr kühn.
Zu Waffen bereit —
So sind die Degen alle.

Nicht sei (ein) Volk, das darnach trachte,
Darin (daß) es mit ihm fechte,
Wenn auch Meder es seien, oder Perser,
Ob nicht ihnen es desto schlimmer sei?

Las ich ja in aller Wahrheit
In einem Buche, ich weiß, wo
Sie (seien) in Sippschaft und in Verwandtschaft
Gewesen Alexanders Geschlecht,

Der (der) Welt also gedrohte,
Mit Schwertern sie ganz hinstreuete (niederwarf)
Unter seine Hände
Mit sehr starken Banden.

Nicht ist unter ihnen geduldet,
Daß (ein) König ihrer walte
In der Welt keiner,
Wenn sie dieselben sich nicht erzogen daheime.

Sie sind Gottes Wortes
Beflissen sehr viel,
Daß sie das gelernen,
Was ihnen die Bücher (Bibel) erzählen.

Sie lehrten sie es mit Schwertern,
Nicht aber mit den Worten,
Mit Speeren vielen Waffen;
Vor diesen fürchten sie sich noch so.

Daß sie das beginnen,
Es auswendig singen,
Und sie es auch erfüllen
Mit kräftigem Willen.

Gethan ist nun (die) Rede,
Daß sie sind gute Degen,
Auch Gott dienen alle,
Auch weisheitsvoll.

4. Aus dem Heliand.

(§. 4.)

Die Hochzeit zu Kana.

(Nach Kannegießer.)

Da fuhr drei Nächte nachher
Dieses Volkes Stammherr
Nach Galiläaland,
Wohin zu der Gauleute einem
Das Kind Gottes geladen war.
Dort sollte eine Braut ausgegeben werden,
Eine maidliche Magd.
Maria war dort
Mit dem eigenen Sohne,
Das selige Weib,
Des Mächtigen Mutter.
Der Mannen Gebieter
Ging dorthin mit seinen Jüngern,
Gottes eigenes Kind,
In das hohe Haus,
Wo der Heerbann trank,
Die Juden, im Gastsaal.
Es war den Gauleuten
Dort auch bekannt,
Daß er Gotteskraft hatte,
Hilfe vom Himmel,
Heiligen Geist,
Des Waltenden Weisheit.
Die Wehrmänner freuten sich,
Waren voll Lust,
Die Leute bei einander,
Muntere Mahlgenossen.
Mundschenken gingen
Und schenkten aus Schalen,
Trugen schieren Wein
Mit Humpen und Henkglas.
Traumherrlich war
Der Herren Festfreude.
Die Volkskinder bei ihm
Auf den Bänken begannen
Auf's Beste die Gastmahlslust,
Waren in Wonnen.
An Wein da gebrach es
Den Mahlgenossen, an Most.
Nicht das Mindeste war
Noch irgend im Hause,
Damit es den Heergenossen
Die Schenken brächten.
Die Geschirre waren leer und ledig.
Nicht lange da währt' es,
Daß traun es wahrnahm
Der Weiber schönste,
Die Mutter des Christ.
Und zu ihrem Kinde ging sie,
Mit ihrem Sohne zu sprechen,
Und sagt' anhebend,
Daß die Wehrmänner da
Nicht Wein mehr hätten,
Für die Gäste beim Gastmahl,
Und begehrte von ihm,
Daß der heilige Christ
Hilfe gewähre
Den Wehrmannen zu Willen.
Antwortete stracks
Gottes mächtiges Kind,
Der Mutter erwidernd:
Was geht mich und dich an, sprach er,
Dieser Männer Getränk,
Dieser Wehrleute Wein?
Wozu sprichst du, o Weib, so viel davon,
Mahnst mich vor dieser Menge?
Noch ist nicht meine
Zeit gekommen.
Da erkannte sie wohl
In ihrem Herzen,
Die heilige Frau,
Daß den Worten zufolge

Des Waltenden Sprößling,
Der Heilande bester,
Helfen würde.
Hieß da den Wärtern,
Der Weiber schönste,
Den Schenken und Schalken,
Die der Geschäfte dort walteten,
Daß in Worten und Werken
Sie genau wahrnehmen,
Was der heilige Christ
Ihnen heißen würde,
Zu leisten den Leuten.
Leer standen da der Steinkrüge sechs,
Da in Stille gebot er,
Der mächtige Gottessohn,
Was da der Mannen viele
Gewiß nicht wahrnehmen,
Als die Wort er sprach.
Er hieß da die Schenken
Mit schierem Wasser
Die Gefäße füllen.
Mit den Fingern sodann
Selbst segnete er sie,
Mit seinen Händen
Schuf er zu Wein es,
Hieß in einen Schoppen es thun
Und mit Schalen es schöpfen.
Und zu den Schenken da sprach er.
Hieß, daß sie's den Gästen,
Die beim Gastmahl waren,
Den Heeresfürsten,
Zu Handen geben
Vollgefüllt
Für des Volks Vornehmste
Dort nach dem Wirthe.
Wie der da des Weins trank,
Unterließ er nicht zu sagen
Vor der Leute Menge
Zu dem Bräutigam,
Sagte, daß den besten Most immer
Aller Edlen jedweder
Zu Anfang pflege
Den Gästen zu geben.
Der Gaumänner Herz
Wird erweckt von dem Wein,
Daß sie wonnig erfreute
Traumes Trunkenheit
Auftrage nachher man
Das leichte Getränk,
Das ist hier zu Lande Sitte,
Da hast du nun wunderlich
Dein Wirthsgelage
Zugemessen der Menge.
Den Mannen lässest du
All deines Weines,
Den werthlosesten,
Von den Truchsessen
Auftragen zuerst
Und den Gauleuten geben.
Nun die Gäste gesättigt,
Die Herren von Range
Berauscht schon sind,
Und fröhlich das Volk,
Vortragen lässest du nun hier
Der Getränke trefflichstes,
Das ich traf in meinem Leben
Irgendwo hier.
Das mußtest heute zuerst du
Geben und gönnen.
Aller Gäste jedweder
Nahm dann es mit Dank. —
Da ward der Degen mancher
Gewahr nach den Worten,
Seit des Weines sie tranken,
Daß der heilige Geist
In dem Hause hierinnen
Ein Zeichen gezeigt.
Seit der Zeit verehrten
Sie mehr ihn als Meister,
Daß er Gottesmacht habe,
Gewalt in dieser Welt.
Weit kund da ward es
In Galiläaland
Den Judenleuten
Wie er selbst da verwandelt,
Der Sohn des Höchsten,
Das Wasser in Wein.
Das war der Wunder erstes,
Das er dort in Galiläa
Den Judenleuten
Als Zeichen zeigte.
Seit der Zeit nicht mag man
Aussprechen wahrlich,
Was später dem Volk er
Wunders erwies,
Der waltende Christ,
In Gottes=Namen
Den Judenleuten,
Alle Tage lang,
Und belehrte sie
Für das Himmelreich,
Und den Höllenzwinger

Wehrte ab er mit Worten,
Hieß ihnen, des wahren Gottes
Ew'ges Leben zu suchen,
Wo das Licht der Seelen ist,
Des Herrn Traumwonne
Und Tagesschimmer
Gottes Ebenbild,
Und der Geister mancher
Nach Wunsche wohnt,
Der hier es wohl bedenkt,
Daß er hier halte
Des Himmelskönigs Gebot.

5. Das Ludwigslied (880).

(§. 5.)

Einen König weiß ich, Heißet er Ludewig;
Der gerne Gott dienet, Ich weiß er's ihm lohnet.

Kind ward er vaterlos, Dessen ward ihm bald Buße (Ersatz)
Es hielt ihn Gott, Erzieher ward er sein.

Gott gab ihm Edle Herrliche Degenschaft;
Stuhl hier in Franken; Brauch er es lange;

Das theilt er dann Mit Karlomann,
Dem Bruder sein Alle seine Wonnen.

Wie dies war geendet; Da wollt' Gott prüfen,
Ob er Arbeiten So jung mochte leiden?

Ließ er Heidenmänner Ueber See kommen;
Ließ seine Franken Den Heiden dienen.

Die gingen verloren! Die wurden erkoren!
Harmbeschwerung erduldete, Der früher mißlebte.

Wer da ein Dieb war, Und deß genaß,
Nahm seine Fasten, Seitdem ward er guter Mann.

Der war ein Lügner, Der war ein Räuber,
Der ein Verräther, Und er büßte (reinigte) sich deß.

(Der) König war entfernt, Das Reich verwirret,
Erzürnt war Christus, Leider! deß entgalt es.

Da erbarmt es Gott, Der wußt' all die Noth,
Hieß er Ludewigen, Eilig herbeiziehn.

„Ludwig, König mein, Hilf meinen Leuten,
Es haben sie Normannen Harte bedrängt."

Dann sprach Ludwig: „Herre, so thu ich;
Tod nicht entreiße mir es (mache es unmöglich), Was du gebietest."

Da nahm er Gottes Urlaub, Hob die Kriegsfahn' auf;
Ritt dahin zu Franken Entgegen den Normannen.

Gott dankten, Die seiner harrten,
Sprachen: „O Herre mein, Lange harren wir dein."

Dann sprach mit Muthe Ludwig der Gute:
„Tröstet euch, Gesellen, Meiner Noth Gefährten!

Her sandte mich Gott! Auch mir selbst gebot,
Ob euch rathsam dünkt, Daß ich hier kämpfe.

„Mich selbst nicht schone, Bis ich befreit euch:
Nun will ich, daß mir folgen Alle Gottes Holden (Getreuen).

„Beschert ist uns die Hierfrist, So lang's will Christ,
Will er unsere Hinfahrt, Deß hat er Gewalt.

„Wer nun Gottes Willen Eilig will erfüllen,
Kommt er gesund aus, Lohn ich ihm das,
Bleibet er drinnen, Lohn' ich's den Seinen!

Da nahm er Schild und Speer, Ritt eilig daher,
Wollte irgendwo erreichen Seine Widersacher.

Da war nicht lange, Fand er die Normannen,
Gottlob! rief er, Was er begehrte sah er.

Der König ritt kühn, Sang ein heilig Lied,
Und alle sungen „Kyrie Eleyson."

Sang war gesungen Kampf ward begonnen,
Blut schien in den Wangen, Freudig kämpften die Franken,
Da focht der Helden jeglicher, Keiner wie Ludewig.

Schnell und kühn War je sein Sinn.
Jenen durchschlug er, Diesen durchstach er;

Schenkte zu Handen Seinen Feinden
Bitteres Leid, So weh waren sie Leibes.

Gelobt sei Gottes Kraft! Ludwig ward sieghaft;
Sagt allen Heiligen Dank! Sein ward der Siegeskampf.

O wie ward Ludewig König so selig!
Erhalt' ihn Herr Gott! Bei seinen Rechten.

6. Aus Ruodlieb.

(§. 5.)

1. Abschied vom König Puras in Afrika.

(Nach Simrock.)

Der König sprach: „Laß hören und thu mir Alles kund!"
Er umschlang des Herren Kniee und drückte drauf den Mund;
Darnach sich erhebend sprach er und seufzte tief:
„Wie meine Sachen stehen, geruh und sieh aus diesem Brief."

Der König las, dann sprach er: „Ich misse dich nicht gern,
Doch wenn, was sie geloben, auch lüsten deine Herrn,
So laß es nicht, zu kommen, denn Heimath ist lieb,
Auch muß dich erbarmen, was deine Mutter dir schrieb.

„Die Heimkehr widerrathen darf ich als Freund dir nicht:
Fahr hin, sie zu trösten, es ist des Sohnes Pflicht.
Es wird auch andre Freunde verlangen dich zu sehn,
Schon heute hast du Urlaub; doch bleibe, kann es geschehn,

„Bei uns noch diese Woche, daß ich bedenken mag,
Wie ich dir würdig lohne vor deines Abschieds Tag,
Du hast dich lange Jahre gemüht in meinem Dienst;
Wollt ich das vergessen, und wie beflissen du schienst

„Für mich, meine Völker und meines Reiches Macht,
Wie du den Tod nicht scheutest in mancher heißen Schlacht,
So wär ich unerkenntlich, unwürdig solcher Treu;
Doch welchen Tod ich finde, dir bleibt mein Dank immer neu."

Den guten Degen freute, daß seiner Dienste noch
Der König gedachte, er sprach zu ihm jedoch:
„Was ich dir jemals diente, das hast du wohl gelohnt,
Seit ich hieher gekommen, so mildes Herrn ungewohnt,

„War mir an deiner Seite jeder Tag ein Fest.
Mir blühte Lieb' und Güte mehr als sich sagen läßt
Bei allen, die dir dienen, nicht bei dir allein:
Und geht es an ein Scheiden, so muß ich wohl traurig sein."

Vier Schüsseln heißt der König da schmieden, zweie hohl
Nach innen, flach die andern, daß je zwei flache wohl
Den beiden hohlen fugten; die will er dann mit Spelt
Ueberkleistern lassen, daß man für Brote sie hält.

Das eine der Gefäße mit Gold erfüllt er dicht
Ihr zwängt kein Stück dazwischen, mit dem Hammer nicht,
Gerüttelt und geschüttelt erklänge nicht der Hort:
Der Inhalt soll ihm frommen, dereinst am heimischen Ort.

Das andre der Gefäße schied eine Mittelwand:
Die Hälfte mit Besanten erfüllt' er bis zum Rand;
Mit theuren Kleinoden die andre ward beschwert;
Perlen, Ringen, Spangen und Gestein vom höchsten Werth.

Ihre Brustspange legte die Königin hinein
Und dreißig Fingerringe mit blitzendem Gestein
Und schöne Ohrringe mit edeln Perlen acht,
Daß bei des Helden Hochzeit ihrer dankbar würde gedacht.

Da so die tiefen Schüsseln erfüllt sind mit dem Schatz
So gedrang und dichte, da fände nichts mehr Platz,
Man schloß und übergoß sie mit einem Teig von Mehl,
Und buck sie zu Broten, die des Inhalts hätten Hehl.

Nun war mit bleichem Scheine des Abschieds Tag genaht,
Da entbot der Egypter der Freund' und Mannen Rath
Und sagt ihnen trauernd, was Jenen heimberief;
Er ließ auch verlesen vor ihnen allen den Brief.

— — — — — — — — — —

Er zog ihn in die Tiefe des Saals auf weichen Sitz,
Wo Niemand anders hörte der goldnen Lehren Witz.
Er sprach zu ihm: „Nun merke und übe früh und spät,
Was ich dir treulich rathe wie der Freund dem Freunde räth.

(Nun giebt ihm der König verschiedene Lebensregeln: Unter Andern:)

„Der Zorn sei nie so heftig, dem du dich rasch ergiebst,
Daß du die Rache nicht über Nacht verschiebst.
Dich freut vielleicht am Morgen, wenn du es besser weißt,
Daß du falsch berichtet bezwangst den stürmischen Geist."

„Wenn aus des Landes Töchtern du dir die Hausfrau wählst,
Damit du liebe Kinder im Herbst des Lebens zählst,
So folge deinem Herzen und eignem Sinn allein
Und kein Andrer rede, auch nicht die Mutter dir ein."

„Mit deinem Herrn zu rechten, das lasse dir nicht zu;
Er ist, wenn nicht gerechter, doch mächtiger als du.
Was du ihm ungezwungen gewährst, ist nicht verlorn,
Denn seine Gnade frommt dir immer besser als sein Zorn."

„Siehst du am Weg Capellen oder Kirchen stehn,
So sollst du ohne Andacht nicht vorüber gehn.
Und lädt das Volk zum Opfer der Glocken holder Ton,
So jag auf flücht'gem Pferde nicht wie eine Heide davon."

Die Lehren gab dem Jüngling des Königs weiser Mund:
Er gab ihm wohl noch andre, mir sind nicht alle kund.
Dann stand er auf und führt ihn zurück in den Kreis
Und sprach noch von dem Hochsitz viel zu des Scheidenden Preis.

Da stimmten Alle freudig mit ein und lobten ihn.
Der König sprach: „Mit Ehren nun magst du, Theurer, ziehn,
Daß du die Mutter schauest, dein Haus und die Herrn;
Ob die, was sie geloben, auch leisten willig und gern.

„Wenn sie ihr Wort nicht lösen, so weißt du genug,
Und traust du ihnen wieder, so traust du offnem Trug.
Des Kargen Dienst vermeide, der weder lohnt noch ehrt.
Ich will dich gern entbehren, erkennt man dort deinen Werth.

„Doch wenn dir begegnet, was guten Mann verdrießt,
Und an der Heimath Brüsten dir spärlich Liebe fließt,
Willst du dann wieder kehren, du findest mich wie heut
Dir zugethan, das wisse, wenn es zu hören dich freut."

Da gab er einem Diener mit leisem Finger Wink,
Befahl in's Ohr ihm flüsternd: da lief der Knabe flink
Und brachte jene Brote herbei, der Kämmerling,
Darin zu goldnen Lehren Ruodlieb goldnen Lohn empfing.

2. Einkehr.

Wie Ruodlieb auf seiner Heimreise bei einem Schöffen einkehrt, der als Jüngling eine betagte Witwe geheirathet hatte, bei deren erstem reichen aber geizigen Mann er als Knecht gedient, sein Vertrauen gewonnen und im ganzen Haus eine bessere Wirthschaft begründet hatte. — Ein Hirt erzählt Ruodlieb:

„Es wartete die Witwe das Trauerjahr nicht ab,
Sie wäre wohl zur Kirche gegangen gleich vom Grab.
Nun theilt sie Tisch und Güter mit ihm, dem bessre Kost
Sie schon zuvor verdankte, und Winters Schutz vor Frost.

Er nennt sie Frau wie immer, sie heißt ihn lieben Sohn;
Auch ihre Kinder hängen an ihm, wie früher schon,
Und Knecht' und Mägde bleiben ihm dankbar zugethan
In dem sie stets den Pfleger und den Beschützer ersahn.

So fand ich größre Liebe noch nie in einem Haus,
Und besser mit einander kam nie ein Ehepaar aus.
Das Witwen und Waisen verschlossen stand zuvor,
Den Armen wie den Reichen ist gastlich aufgethan das Thor.

Ihr findet Herberge da auch, wenn euch behagt:
Dort ist's im ersten Hause; die andern überragt
Sein stattlicher Giebel: er hat es selbst gebaut
Mit Scheuern und Ställen, wie man sie besser nicht schaut."

Er trat mit dem Knappen in des Schöffen Haus,
Da stand der Wirth und zahlte die Scharwerker aus.
Zu dem Tagelohne, den er reichlich gab,
Schnitt er seines Brotes eine Scheibe jedem herab.

Und Fleisch und Zugemüse theilt' er ihnen viel,
Das ihm in der Woche von vierzehn Tischen fiel.
Sie dankten ihm der Gabe und zogen heim erfreut.
Da sprach zu den Gästen der Wirth: „Wie glücklich bin ich heut."

„Wenn Gott mir Gäste sendet, die ich berathen mag,
Das ist mir und den Meinen der Freuden Ostertag:
So kommt mich zu erfreuen ihr Beide diese Nacht.
Sitzt her, daß wir euch dienen: schon wird das Mal uns gebracht."

Den Gästen zu Ehren schnitt er den Schinken an,
Schickt ihnen Zugemüse und feiste Hammen dann
Und gab auch Frau und Kindern von jedem Gericht
Und all dem Gesinde und vergaß sein selber nicht.

Gesottnes und Gebratnes trug man dem Herrn noch mehr,
Und goldnen Monzinger, der feurig ist und schwer
(Man hat ihn kaum gekostet, so ist man schon bespitzt),
Aus edlem Napf zu trinken von Nußbaum-Maser geschnitzt.

Am Rande sah man Lauben von Trauben eingefügt
Und schnäbelnde Tauben auf grünem Zweig vergnügt;
Doch auf dem Grund gebildet Gottes rechte Hand
Von Gold, als ob sie winke: Vertrinke nicht den Verstand.

Die köstliche Schale war ein Gastgeschenk
Und dankbar heut dem Geber der Wirth noch eingedenk.
Nie pflegt' er draus zu nippen, wenn sie ihm nicht wie nun
Ein edler Fremdling brachte, dem er Bescheid sollte thun.

Das Wasser war genommen; eh man das Tischtuch hob,
Saß Ruodlieb noch und rühmte des edlen Weines Lob.
Jetzt schenkt er ein und kostet und bringt's dem Herrn vom Haus;
Der reicht es erst der Frauen und trinkt die Neige dann aus.

7. Marienlieder und Marienlegenden.

(§. 6.)

1. Preis der Maria.

(Nach Mosenthal.)

a.

Es senkte Aaron seinen Stab
Einst in der Erde Schooß hinab,
Da trug er Früchte süße,
Wohl edle Mandelnüsse.
Die süßeste du uns gebarst;
Du Mutter du und Jungfrau warst,
Sancta Maria!

Im Dornenbusch an Horebs Rand
Sah Moses einen Feuerbrand;
Den Busch kein Feuer zehrte,
Ob auch die Lohe gährte
Und Rauch aufwallte weit und breit;
So bliebst du Jungfrau unentweiht,
Sancta Maria!

Es breitete ein Lammesfell
Held Gideon in Israel,
Daß Himmelsthau sich ließe
Hernieder zu dem Vließe.
So ließ sich Gottes Kraft herab,
Die uns durch dich den Heiland gab,
Sancta Maria!

Du Meeresstern, du Morgenroth,
Du Anger, nie vom Pflug bedroht,
Darinnen aufgegangen
Wohl einer Blume Prangen,
Die unter allen Blumen steht
Der Lilie gleich im Dornenbeet,
Sancta Maria!

Jesaias im prophet'schen Geist
Der Welt zum Troste dich verheißt.
Aus Davids Stamm erschlossen
Wird eine Gerte sprossen,
D'raus eine schöne Blume quillt,
So dein und deines Sohnes Bild,
Sancta Maria!

Da hat der Himmel sich verklärt,
Und kam herab auf diese Erd',
Der Esel und das Rindlein
Erkannten Gottes Kindlein,
Dein Mutterschooß so rein und klar
Dem Lämmlein wohl zur Krippe war,
Sancta Maria!

Du bist die wohlverschloss'ne Pfort,
Nur aufgethan durch Gottes Wort,
Du triefend reiche Wabe
Von süßer Honiglabe,
So wie das Turteltäublein ist
So sonder alle Gall' du bist,
Sancta Maria!

Vom Libanon du Ceder hoh,
Du Röselein von Jericho,
Du Myrrhe auserlesen,
Hoch über alle Wesen,
Und glorreich vor den Engeln all!
Du sühntest uns von Eva's Fall,
Sancta Maria!

Du aller Himmel Königin,
Des Paradieses Pförtnerin,
Du Tempel aller Gnade,
Des heil'gen Geistes Lade,
Du zeige uns den rechten Pfad
Bis unser Weg ein Ende hat,
Sancta Maria!

b.

Ein' Jungfrau schön und auserwählt
Von Königes Stamm geboren,
Die mir allzeit so wohl gefällt,
Ich hab' mir's auserkoren:
Das ist Maria die Kaiserin,
Die mir thut wohl gefallen,
Bracht uns drei Rosen also fein
So gar mit reichem Schalle.

2. Maria die Retterin.

(Aus Gödecke's „Mittelalter".)

a.

Als einst auf dem Meere das Schiff, das einen frommen Abt trug, vom Sturm überfallen wurde, und die Mannschaft zu allen Wasserheiligen, zu

Nicolaus und Petrus, zu Andreas und Katharina betete, trat der Abt unter sie, hieß ihr Gebet gut, aber ein Gebet zur Mutter Maria sei besser. Alle riefen nun zu ihr. Da leuchtete oben am Mast ein schönes Fackellicht, das die Dunkelheit zerstreute; der Sturm legte sich, es wurde klares Wetter. Als der Morgen kam, stieß das Schiff, das in kurzer Zeit viele Meilen durchlaufen, und gerade auf das Ziel ihrer Reise zugefahren war, an's Ufer.

b.

Ein stolzer kühner Ritter in grünender Jugend brachte mit verschwenderischer Hand das Seine durch. Als sich eines Festtages das fahrende Volk nach gewohnter Weise bei ihm einfand und er nichts zur Bewirthung im Hause hatte, entwich er allein, niemand wußte, wo er geblieben. Er hatte ein frommes Weib, die, wenn er den Spielleuten hingab, den Armen austheilte aus Liebe zu Maria. Diese Tugend haßte der Teufel, und er trachtete die Frau zu verderben. Er begegnet auf schwarzem Rosse dem Ritter im Walde, spricht ihm freundlich zu, so daß dieser ihm seine Noth klagt. Der Teufel verspricht Abhülfe, bedingt aber, daß der Ritter ihm seine Frau überliefere; er möge nur nachgraben, so werde er Gold und Silber genug finden. So geschah es. Der Ritter zierte seinen Palast, löste Erb und Eigen aus fremder Hand ein und lebte reich wie ehemals. Als die Zeit gekommen, wo er die Frau dem Teufel bringen soll, heißt er zwei Pferde satteln und die Frau ihn begleiten. Sie gehorcht. Als sie an einer Kapelle vorbeikamen, steigt sie hinab, tritt ein, betet und entschläft. Maria aber nimmt ihre Gestalt an und reitet an ihrer statt mit dem Ritter zu Walde, bannt den erschrockenen Teufel und verbietet ihm, ihre Treuen hinfort zu beunruhigen. Heulend entfährt der Teufel. Der Ritter fleht um Gnade; seiner Frau wegen vergibt ihm Maria. Er geht zur Kapelle, weckt die noch Schlafende, erzählt ihr alles, gibt seinen trüglichen Reichthum weg und lebt mit seiner Hausfrau tugendhaft.

3. Maria hilf!

(Niederdeutsches Volkslied nach dem Lateinischen Ave Maria stella.)

Meerstern ich dich grüße, o Maria hilf!
Mutter Gottes süße, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

Du Rose ohne Dornen, o Maria hilf!
Du von Gott erkoren, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

Du Lilie ohne Gleichen, o Maria hilf!
Der selbst die Engel weichen, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

Du Quelle aller Freuden, o Maria hilf!
Du Trösterin in Leiden, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

Hoch auf deinem Throne, o Maria hilf!
Aller Jungfrau'n Krone, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

Gib ein reines Leben, o Maria hilf!
Sich're Reis' daneben! o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

Dich als Mutter zeige, o Maria hilf!
Gnädig uns zuneige, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

Nimm uns in deine Hände, o Maria hilf!
Uns das Licht zuwende, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

Hilf uns Christum flehen, o Maria hilf!
Fröhlich vor ihm stehen, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieser tiefen Noth.

8. Wernher von Tegernsee.

(§. 6.)

Marienlied.

Du bist mein, ich bin dein,
Das sollt du gewiß sein,
Du bist beslossen (verschlossen)
In meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du muß immer darinnen sein.

9. Aus der Kaiserchronik.

(§. 6.)

Trajan's Gericht.

(Nach Mosenthal.)

Da eines Tages nun geschah's,
— Der König im Pallaste saß —
Da brachten Boten leid'ge Mähre.
Es waren böse Normannsheere
Gefallen über seine Leute,
Mit Schwert und Feuer suchend Beute.
Mit Schiffen kamen sie zur See
Und brachten seinem Lande Weh,
Sie führten Volk und Habe fort
Und bargen sie an Schiffes Bord.

Der König faßte sich alsbald,
Hieß sammeln seine Heersgewalt;
Und als zum Abzug er gewandt
Schon mit dem Fuß im Bügel stand,
Da eine Wittwe zu ihm trat
Und ihn mit lauter Stimme bat:
„O du mein König, groß und gut,
Vernimm wie man mir übel thut,
Mein Leiden komm ich dir zu klagen:
Mein Sohn ward eben mir erschlagen,
Voll Herzeleid komm' ich und bitte,
Herr, sprich mir Recht nach alter Sitte."

Der Kaiser Trajan Antwort gab:
„Du siehst, daß ich nicht Muße hab',
Daß ich dir jetzt des Rechtes pflege,
Denn ich bin eben auf dem Wege;
Den Wittwen und den Waisenkindern
Geh' ich den herben Schmerz zu lindern.
Sie sind in fernem Reich gefangen,
Für sie will Hülfe ich erlangen,
Und kehr' ich heimwärts aus der Ferne,
So richt' ich deine Sache gerne."

Die Wittwe sah ihn traurig an,
„Wohlan, großmächtiger Trajan,
— So sprach das Weib — verkünde mir:
Wer hat die Zeit verheißen dir?
Wer dir verbürgt so lang zu leben?
Wer dir das Reich so fest gegeben?
Und bist du noch so groß und reich,
Du stirbst gewiß, dem Aermsten gleich,
Der hier sein Brot als Bettler ißt.
Was stellst du mir so lange Frist?
Bis daß du heimkehrst aus der Schlacht?
Und wenn nun Tod dir zugedacht,
So hättest du mich ja belogen
Und dich um's Himmelreich betrogen."

Und König Trajan sprach: „Fürwahr,
Erschrecklich ist die Rede zwar;
Doch mag ich sterben oder leben,
In Rom wirds einen Richter geben,
Der nach mir schlichtet Recht und Klagen,
Dem magst du deine Sache sagen,
So wird er dir das Recht ertheilen,
Ich aber muß von hinnen eilen,
Es harren meiner diese Schaaren;
Leb' wohl, laß mich von dannen fahren."

Die Frau mit beiden Händen preßt
Sich an des Königs Mantel fest.
„Herr, wenn ein Anderer mich richtet,
Hast du für dich den Lohn vernichtet,
Den Gott gerechtem Richter gibt,
Doch hast du selbst mir Recht geübt,
Dann wahrlich scheidest du von hinnen
Viel reicher noch an Gottes Minnen."

Da hielt der Kaiser Trajan an,
Hieß suchen schnell den schuld'gen Mann.
Es eilten auf des Kaisers Wort
Nach Rom die flücht'gen Boten fort,
Durchspähten Rom und Lateran,
Zuletzt gelang es ihn zu fahn;
Sie führten ihn zum Kaiser fort,
Der sprach zu ihm das Zorneswort:

„Du feiger Mörder, sag' mir an,
Was hat des Weibes Sohn gethan,
Was hat er Leid's dir zugefügt,
Daß er durch dich erschlagen liegt?"

Der sprach: „Er that mir viel zu Leid,
Deß' bring' ich Zeugen wohl und Eid;
Nun merke, Herr, auch meine Sache,
Verdient hat er den Tod der Rache:
Mein Bruder fiel durch seine Schuld.
Nun sprich das Recht nach deiner Huld."
Der Kaiser sprach: „Dein Wort, fürwahr!
Ist alles guten Sinnes baar.
Als dir dein Bruder ward erschlagen,
Was kamst du nicht vor mir zu klagen?
Hat nicht der Römer jederzeit
Mir nachgerühmt Gerechtigkeit?
Du hast dich selbst ihr unterwunden."
So sprach er und zur selben Stunden
Hieß er sein Haupt vom Rumpfe schlagen
Und in das Haus der Wittwe tragen.

10. Aus dem Annolied.

(§. 6.)

1. Schöpfung und Sündenfall.

(Uebersetzt von Goldmann.)

In der Welt Anbeginn,
Da Licht war und die Stimme,
Da die heilige Gottes Hand
Die weisen Werke schuf so mannigfalt;
Da theilte Gott sein' Werke all' in zwei (zwiefach);
Diese Welt ist das eine Theil,
Das andre ist geistig.
Da mengete die weise Gottes List (Kunst)
Von den zweien ein Werk, das der Mensch ist;
Der beides ist, Körper und Geist,
Daher ist nach dem Engel am meisten
Alles Geschaffne an dem Menschen,
Wie es sagt das Evangelium.
Wir sollen ihn zur dritten Welt zählen,
Wie wir das die Griechen hören reden.
Zu denselben Ehren ward geschaffen
Adam, hätte er sich behalten!
Da sich Lucifer da dem Uebel ergab,
Und Adam Gottes Wort übertrat;
Da erzürnte sich Gott desto mehr,
Daß er seine andern Werke sah recht gehn;
Den Mond und die Sonne,
Die geben ihr Licht mit Wonne;
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
Sie gebähren Frost und Hitze so stark,
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug,
Die Wolken tragen den Regenguß,
Nieder wenden Wasser ihren Fluß,
Mit Blumen zieren sich die Lande,
Mit Laube decket sich der Wald,
Das Wild hat seinen Gang,
Schön ist der Vogelsang;
Ein jeglich Ding das Gesetz noch hat,
Das ihm Gott zuerst gab,
Nur die zwei Geschöpfe,
Die er schuf die besten,
Die verkehrten sich in die Tollheit,
Davon erhub sich das Leid.
Kund ist, wie der Feind verführte den Menschen,
Zum Knechte wollte er ihn haben;
So führt' er zur Hölle
Die fünf Welt (=Alter) alle,
Bis Gott sandte seinen Sohn,
Der erlös'te uns von Sünden;
Zum Opfer ward er für uns gebracht,
Dem Tode nahm er seine Macht,
Zur Hölle fuhr er ohne Sünden,
Er besiegte sie mit Gewalt,
Der Teufel verlor seine Gewalt,
Wir wurden all' in Freiheit gezählt.
In der Taufe wurden wir Christi Mannen,
Den Herrn sollen wir lieben.

2. Schlacht zwischen Cäsar und Pompejus.

Da sie (die Germanen und Gallier) vernahmen seinen (Cäsars) Willen,
Sie versammelten sich da alle;
Aus Gallia und Germania
Kamen ihm manche Schaaren
Mit scheinenden Helmen,
Mit festen Halsbergen (Harnischen).
Sie brachten manchen schönen Schildrand;
Als eine Fluth fuhren sie in das Land.
Da nach Rom er begann zu nahen,
Da fürchtete ihn da mancher Mann;
Als sie sahen scheinen
So berühmte Schaaren sein;
Fahnen entgegen sie emporten (erhuben),

Des Lebens sie alle furchten;
Cato und Pompejus
Räumeten das römische Haus,
All der Senatus mit Sorgen flogen sie daraus.
Er fuhr ihnen nach jagend
Weithin schlagend,
Bis in Egyptenland;
So groß ward der Kriegsbrand.
Da die Hehrsten in der Welt
Sich suchten mit Schwerten!
Da lag dir manche glänzende Schaar
Mit Blute beronnen gar;
Da mochte man sehen sterben
Durch Helme zerhauen
Des reichen Pompejus Mannen,
Da Cäsar den Sieg nahm.

Wer mochte zählen all die Menge,
Die Cäsar eilten entgegen,
Von Osten allenthalben,
Als der Schne fällt auf den Alpen
Mit Schaaren und mit Wolken,
Als der Hagel fähret von den Wolken.
Mit geringerem Heere
Rannt' er an die Menge;
Da ward der hehrste Volkskampf,
Wie das Buch sagt,
Der in diesem Meergarten
Je vollbracht wurde.
Hei! Wie die Waffen klangen,
Da die Rosse zusammensprangen,
Heerhörner tos'ten,
Bäche Blutes flossen,
Die Erde drunten ertönte,
Die Hell (Glanz) entgegenglühte,
Da freute sich der junge Mann,
Daß er die Reiche all' gewann.
Er fuhr da mit Gewalt,
Nach Rom so wie er wollte.
Römer da ihn empfingen,
Eine neue Sitte anfingen.
Sie begannen eigen zu sein den Herren;
Das erfanden sie ihm zu Ehren,
Denn er allein da hatte alle Gewalt,
Die ehmals getheilt war mannigfach,
Die Sitte hieß er da zu Ehren
Deutschem Volke lehren;
Zu Rom that er auf das Schatzhaus,
Manche Zier nahm er da heraus;
Er begabte seine Holden
Mit Gewanden und mit Golde.
Seitdem waren deutsche Mannen
Zu Rom lieb und werthsam.

3. Hanno's Lob.

Seine Güte kannte viel und mancher Mann.
Nun vernehmet, wie seine Sitten waren gethan;
Offen war er seinen Worten nach,
Für die Wahrheit Niemanden er nie furchte;
Als ein Löwe saß er vor den Fürsten,
Als ein Lamm ging er unter Dürftigen;
Den Schlechten war er scharf,
Den Guten war er mild,
Waisen und Wittwen
Die lobeten wohl seine Sitte;
Seine Predigt und seinen Ablaß
Nie konnte Keiner thun baß,
lso göttlich
Daß es mit Recht mußte gefallen
Allem irdischen Volke;
Gott war er sehr lieb.
Seliglich stand die Kölnische Welt,
Da sie solchen Bischofs waren werth.

Wenn die Leute Nachts waren schlafend all,
So stund auf der viel gute Mann;
Mit seiner lauteren Heiligkeit
Besucht er manche Münster;
Sein Almosen er mit sich trug,
Der Armen fand er genug,
Die der Herberg nicht hatten,
Und sein da warteten;
Da das arme Weib mit dem Kinde lag,
Der dir Niemand nicht pflag,
Dahin ging der heilige Bischof,
Er bettete ihr selbst schön;
So mit Recht er konnte heißen
Vater aller Waisen,
So sehr war er ihnen gnädig!
Nun hat's ihm Gott gelohnet.

Viel seliglich das ganze Reich stand,
Da des Gerichtes pflegte der gute Herr,
Da er zog für das Reich (Regierung)
Den jungen Heinrich.
Welch (ein) Richter er wäre
Das kam weit in Mähre (Ruf);

Von Griechen und England
Die Könige ihm Gaben sandten;
So that man von Dänemark,
Von Flandern und Rußland.
Manch Eigenthum er für Köln gewann,
Die Münster ziert' er überall;
Zu dem theuren Gottes Lobe
Stiftete er selber vier Münster:
Das fünfte ist Siegberg, seine viel liebe Stadt,
Darauf steht nun sein Grab.

11. Das Rolandslied.

(Nach Hertz.)

Herr Karl, der König, unser großer Kaiser
War sieben volle Jahre in Hispanien
Bis an das Meer erobert er das Hochland
Und keine Burg war, die vor ihm bestünde.
Es blieb nicht Stadt, nicht Mauer mehr zu brechen,
Als Saragos, das liegt auf einem Berge.
König Marsilies hielt's, der Gott nicht liebte,
Der Mahom dient' und Appollin verehrte;
Nicht konnt' er schützen sich vor nahem Unglück.

König Marsilies sandte deshalb Boten zu dem Kaiser nach Cordova, mit reichen Geschenken und Friedensvorschlägen. Karl schickt nun Ganelon, Roland's Stiefvater, als Gesandten zu Marsilies, um seine wahre Gesinnung zu erfahren. Dieser, durch Marsilies bestochen, und um Roland zu verderben, verleitet den Kaiser durch trügerische Berichte, Spanien zu verlassen und Roland die Führung der Nachhut zu übertragen, dem sich freiwillig sein Busenfreund Oliver, der Erzbischof Turpin und viele edle Helden anschließen. Lange saß in seinem Kriegsrath der große Kaiser, „hielt sein Haupt geneigt, zog seinen Bart und drehte seinen Schnurrbart," ehe er sich entschloß, dem Rathe Ganelon's zu folgen. Trüber Ahnungen voll zog er mit dem Heere dahin über die Gebirge, und auch Roland, obwohl er den Auftrag willig übernahm, kannte die Gefahr seiner Lage und ahnte den Verrath seines Stiefvaters:

Hoch sind die Berge, düster sind die Thäler,
Die Felsen braun, die Pässe wundersam.
Mit großer Mühsal zog das Heer der Franken
Auf fünfzehn Meilen hört man das Getöse.
Doch als sie nahten ihrem Heimatland,
Gascogne sahn, die Länder ihres Herrn,
Da denken sie des Lehens und des Gutes
Der zarten Mägdlein und der holden Frauen,
Und da ist keiner, der nicht weint vor Rührung.
Die zwölf Pairs sind geblieben in Hispanien
Und im Geleit von zwanzigtausend Franken,
Sie zagen nicht noch fürchten sie zu sterben.
Der große Kaiser zieht zurück gen Frankreich,
Er deckt das Angesicht mit seinem Mantel.
Der Herzog Naimes reitet neben ihm,
Und spricht zum König: „Warum habt ihr Kummer?"
Der Kaiser sprach: „Wer so mich frägt thut Unrecht!
Solch' großen Schmerz hab' ich, daß ich muß klagen.
Ein Engel wies mir nächten ein Gesicht,
Durch Ganelon wird Frankreich Schaden leiden,

Er hat den Speer in meiner Hand zersplittert,
Er wies mir meinen Neffen in die Nachhut,
Und ich ließ ihn zurück in fremden Marken.
Gott! Nicht Ersatz gibt's, wenn ich ihn verliere!"

Marsilies zieht nun mit großer Heeresmacht eilig heran, und überfällt Roland mit seiner Schaar in dem Thale Ronceval, und es entsteht ein mörderischer Kampf:

Roland ist tapfer, Oliver ist klug,
Die beiden haben wunderbare Kühnheit.
Wenn sie zu Rosse sitzen und in Waffen,
Ging's auch zum Tod, sie scheuen keine Schlacht.
Gut sind die Grafen, ihre Reden stolz.
Die Heidenhunde ritten an im Grimme,
Sprach Oliver: „Roland, seht sie Euch an!
Sie sind uns nah, doch Karl ist allzu ferne.
Ihr wollt nicht blasen Euren Olifant?
Kein Schaden träf' uns, wär' der König hier.
So blickt hinan zu den hispan'schen Pässen,
Und eine trübe Nachhut sollt ihr schauen;
Wer diese that, thut keine andre mehr."
Roland erwiedert: „Sprecht nicht übertrieben,
Dem Herzen Schmach, das in der Brust erzittert!
Standhalten werden wir auf dieser Stelle,
Von uns soll kommen Schlag und Schwertesschwang."

Roland durchritt die Pässe von Hispanien
Auf Veillantif, dem guten, schnellen Rosse;
Er trägt die Waffen, trefflich steht es ihm,
Und in den Händen schwingt er seinen Speer;
Die Lanzenspitze kehrt er gegen Himmel,
Ein weißes Banner ist daran gebunden,
Die goldnen Quasten schlagen ihm die Hände.
Sein Leib ist schön, sein Antlitz klar und lachend.

Gewaltig ist die Schlacht, ein wild Getümmel,
Die Franken schlagen drein in Kraft und Grimm,
Und in vier Stürmen fechten sie mit Glück.
Jedoch der fünfte Sturm wird lang und schwer,
Da werden fallen alle Frankenritter.

Der Graf Roland mit Pein und schwerem Weh
Mit großen Schmerzen bläst den Olifant,
Und aus dem Munde springt ihm klares Blut.
Und an den Schläfen brechen ihm die Adern!
Aus seinem Horne kommt ein mächt'ger Klang.
Der Kaiser hört's, der durch die Pässe zieht;
Und Naimes hört's, es hören's alle Franken;
Der König sprach: Ich höre Roland's Horn;
Er blies es niemals, außer wenn er kämpfte.
Doch Ganelon sprach: Hier ist nichts von Kampf.

Die Hügel sind gar hoch und groß und schattig,
Die Thäler tief, und reißend die Gewässer.
Und allenthalben klingen Hörner drein.
Im Widerhalle gegen Olifant.
Der Kaiser reitet drein in großem Grimm,
Und alle Franken sorgenvoll und traurig.
Da ist kein Einz'ger, der nicht weint und klagt,
Sie bitten Gott, Graf Roland zu beschützen,
Bis daß sie alle kämen in's Gefild;
Und schlagen wollen sie mit ihm in Wahrheit;
Jedoch umsonst, es wird sie nichts mehr nützen,
Sie weilten lang, nicht kommen sie zur Zeit.
Roland schaut auf die Berge und auf's Brachfeld,
Dort sieht er todt so viele Franken liegen:
„O Frankenerde, du viel süßes Land!
Heut wirst in schwerem Jammer du verödet!
Ihr Helden all, ihr sterbt um meinetwillen,
Ich kann euch nicht beschirmen noch erretten,
So helf Euch Gott der Herr, der niemals trog!
Oliver, Bruder, Euch verlaß ich nicht,
Ich sterb' vor Gram, wenn mich nicht andres tödtet.
Mein Heergenosse, kehren wir zur Schlacht!"

Zum Tod getroffen fühlt sich Oliver,
Hält Alteclere, mit dem braunen Stahl
Trifft Marganic's mit Gold bekrönten Helm,
Herunter stäuben Blumen und Krystalle,
Er spaltet ihn bis auf den Unterkiefer,
Er schwingt den Hieb, und schlägt ihn todt zu Boden.
Drauf sprach er: „Heide, wehe über dich!"
Und Roland schaut dem Freund in's Angesicht,
Es war entfärbt und blaß, und schwarz und blau,
Das klare Blut rann mitten ihm vom Leib,
Und auf die Erde rieselten die Bäche.
„Gott," sprach der Graf, „was soll ich nun beginnen?
Zum Unheil ward all Euer Ritterthum.
Nie wird ein Mann sein, der Euch überträfe,
O, süßes Frankreich, du, wie öde wirst du
Von guten Rittern, schwer bedrängt und elend.
Davon wird unserm Kaiser großer Schaden!"
In Ohnmacht sinkt Roland auf seinem Rosse.
Auf seinem Rosse liegt Roland in Ohnmacht
Und Oliver ist auf den Tod verwundet.
So blutet er, das Auge wird ihm trübe,
Nicht sieht er klar die Nähe noch die Ferne,
Daß einen Sterblichen er mag erkennen.
Als er begegnet seinem Streitgenossen,
Da schlägt er ihn auf den gesteinten Helm
Und spaltet ihn bis auf die Nasenstange,
Doch in das Haupt hat er ihn nicht getroffen.
Bei diesem Hiebe blickt ihn Roland an

Und fragt ihn sanft, mit liebeweicher Stimme:
„Herr Bruder," sprach er, „thut Ihr das mit Willen?
Ich bin der Roland, der so sehr Euch liebte:
Nie wart Ihr untreu mir in keiner Weise."
Darauf sprach Oliver: „Nun hör' ich Euch,
Doch — Gott mag auf Euch schaun, — ich schau Euch nimmer.
Ich schlug nach Euch, wollt Ihr es mir vergeben?"
Roland erwiederte: „Ich bin nicht verletzt,
Und hier vor Gott vergeb' ich's Euch von Herzen."
Sie lehnen sich bei diesem Wort zusammen,
In solcher Liebe seht ihr scheiden sie.

Roland trägt Leid und finster wird sein Sinn
In großen Haufen fängt er an zu schlagen,
Doch heiß ist ihm sein Leib und schweißbenetzt,
Und große Qual und Schmerz hat er im Haupte,
Die Schläfenader sprang ihm, als er blies;
Doch wissen wollt' er, ob der Kaiser nahe,
Er nahm sein Horn und blies mit schwachem Ton.
Da hielt der Kaiser an und hört es wohl.
„Ihr Herren," sprach er, „Unheil widerfährt uns
Roland, mein Neffe, geht uns heut verloren:
Er lebt nicht lange mehr, ich hör's am Blasen,
Wer zu ihm will, der reite fort im Flug!
Die Hörner blast, so viel im Heere sind."
Und sechzigtausend blasen sie so laut,
Es dröhnt der Berg, es widerhallt das Thal.
Die Heiden hören's, ihnen deucht's kein Scherz.
Der Eine sprach zum Andern: „Karl ist nahe!"

Die Heiden fliehn im Aerger und im Grimm,
Sie eilen sich, nach Spanien zu kommen;
Doch Roland denkt nicht mehr sie zu verfolgen;
Er geht, dem Erzbischof Turpin zu helfen,
Er stopft das Tuch in seine großen Wunden,
Dann drückt er ihn umarmend an die Brust
Und legt ihn sanft hinab in's grüne Gras.

Der Graf Roland schritt ganz allein durch's Feld
Durchsucht die Thäler und durchsucht die Berge;
Er fand Gerin und Gerer, seinen Freund,
Er fand Herrn Otes und Graf Berengar,
Er fand dabei Sansun und Anseïs,
Gerard den Alten auch von Roussillon
Und einzeln nahm er auf die edeln Helden,
Trug sie von dannen bis zum Erzbischof
Und legt in Reihen sie vor seine Kniee.
Der Erzbischof kann nicht die Thränen zwingen,
Er hebt die Hände auf und segnet sie
Und danach spricht er: „Wehe, liebe Herrn!
Mag Eure Seelen der glorreiche Gott
In heil'ge Paradiesesblumen betten!

Mein eig'ner Tod bedrängt mich also sehr,
Den mächt'gen Kaiser werd ich nimmer schaun."

Als Roland todt erschaute die Genossen
Und Oliver, den er so sehr geliebt
Da faßt ihn Wehmuth, er begann zu weinen
Und ganz entfärbt war er im Angesicht.
Er kann vor Jammer sich nicht aufrecht halten
Und willenlos sinkt er in Ohnmacht nieder.
Da sprach der Erzbischof: „Weh dir du Held."
Doch als Turpin Roland in Ohnmacht sah,
Da fühlt er solchen Kummer, wie noch nie,
Streckt aus die Hand und faßt den Olifant;
Ein fließend Wasser ist in Ronceval
Hin wollt er gehn und Roland davon bringen.
Hin geht er langsam und mit schwankem Tritt,
Er ist so schwach, daß er nicht vorwärts kann,
Denn er verlor des Blutes allzuviel;
Bevor er eine Ackerlänge ging,
Stockt ihm das Herz, nach vorne fällt er nieder,
Er blickt empor und beichtet seine Schuld
Gen Himmel faltet er die beiden Hände
Und bittet Gott um's heil'ge Paradies.
Todt ist Turpin, der Streiter Karl's des Großen.

Da fühlt Roland, daß ihm die Sehkraft schwindet,
Zusammen rafft er sich und stellt sich auf,
Vergangen ist die Farbe seiner Wangen.
Da ragt vor ihm ein brauner Fels empor;
Zehn Schläge führt er drauf in Gram und Grimm,
Es knirscht der Stahl, doch kriegt er keine Scharte.
Da sprach der Graf: „Hilf heilige Maria!
Ach, guter Durendal, zum Unheil wart Ihr!
Wenn ich verderbe, kann ich Euch nicht wahren.
Roland schlug in den Felsen von Sardonix,
Es knirscht der Stahl, doch kriegt er keine Scharte,
Und als er sah, daß er's nicht brechen könne,
Da hub er bei sich selber an zu klagen:
„O Durendal, wie bist du schön und heilig!
Es ist nicht Recht, daß Heiden dich besitzen,
Im Dienst der Christen solltest du verbleiben.
Nie trage dich ein Mann, der Feigheit übt.
Viel große Länder nahm ich ein mit dir,
Die Karl nun hält mit blüthenweißem Bart,
Gar stark und mächtig ward davon der Kaiser."
Da fühlt Roland, daß ihn der Tod bewältigt,
Vom Haupte steigt er nieder ihm zum Herzen,
Und unter eine Fichte eilt er hin,
Und vorwärts streckt er sich in's grüne Gras,
Legt unter sich das Schwert und Olifant
Und wendet nach dem Heidenland das Haupt;
Das that er darum, weil er will in Wahrheit,

Daß Karl mit allem Frankenvolke sage:
Der edle Graf starb als Eroberer.

So starb Roland und Gott nahm seine Seele auf in den Himmel. Als aber der Kaiser gen Ronceval kam, war daselbst kein Weg und kein Steg und keine Elle breit leeres Land, wo nicht Franken oder Heiden umherlagen. Da rief er: Wo seid Ihr, trauter Neffe? Wo ist der Erzbischof und der Graf Oliver? und die zwölf Fürsten alle, so ich hier gelassen?

Gott, sprach der König, welch ein Schreck für mich, daß ich nicht beim Beginn des Kampfes war!

Dabei zerraufte er sich den Bart wie ein Mann in heftigem Grimm, seinen edlen Rittern allen fielen Thränen aus den Augen. Sie beweinten ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Neffen, Freunde und Lehnsherren und viele sanken ohnmächtig nieder. Herzog Naimes aber hielt sich männlich und sprach zuerst zum Kaiser also: Schauet hin zwei Meilen weit von uns, da könnt Ihr große Staubwolken sehen. Die kommen von dem Heidenvolk, das davon eilt. Laßt uns reiten und für diesen Schmerz Rache nehmen!

Karl besiegte die Sarazenen und begrub dann die Todten, wobei allerlei Wunder geschahen. Er hörte nicht auf, Roland zu betrauern, zerraufte sich die weißen Locken. „Er ist gestorben in Hispanien, kein Tag wird mehr kommen, wo ich nicht weine und klage. Mein Freund, wackrer Held, süßer Junge! Gestorben ist mein Neffe, der mir so viele Lande gewann. Der Tag meiner Ehren hat sich geneigt.“ So klagte Karl.

Nach Aachen zurückgekehrt, wurde Ganelon gerichtet und Marsilies' gefangene Gemahlin getauft.

12. König Ruother.

(§. 8.)

(Nach Simrock.)

Am Westersee in der Stadt zu Bare saß ein König, der hieß Ruother, dem dienten zwei und siebenzig Könige, der hehrste Mann, der zu Rom Krone trug. Der freite um Oda (Ute), die schöne Tochter Constantins, der über dem Ostermeer wohnte. Constantin aber pflegte alle Freier seiner Tochter zu tödten und legte auch, obwohl seine Gemahlin es dringend widerrieth, Ruothers Boten in schwere Haft; es waren diese Boten zwölf edle Grafen, darunter auch Lupold und Erwin, die Söhne des alten Berchthers, Grafen v. Meran.

„Doch eh die kühnen Boten schieden aus dem Land,
Da ließ er seine Harfe tragen an den Strand
Und griff eine Weise: holdselig war der Klang:
Wer sie einmal hörte, der behielt sie lebenslang.

Da sprach er zu den schnellen: „Kommt ihr je in Noth,
(Die Welt hat viel Gefahren, wer weiß was euch bedroht?)
So laßt euch diese Weise trösten im Sinn;
Und hört ihr sie erklingen, so wißt, daß ich nicht ferne bin?“

Da zieht Ruother auf Berchthers Rath aus, um seine Boten zu befreien. Unter seinen Mannen war der Riese Asprian, der König eines unbekannten Landes, mit seinen Mannen und Widolt, der wie ein Löwe gebunden ging. —

In Constantinopel nimmt Ruother den Namen Diether an, gibt sich für einen vertriebenen Grafen aus und tritt in die Dienste Constantins.

Bei einem Fest, das Constantin ihm und seinen Genossen gibt, sieht er zuerst die schöne Königstochter. Die Jungfrau aber begann ihn zu lieben: noch war sie ihm fremd. Vor den Gaffern hat sie den Ritter nicht sehen können; nun in ihrer Kammer bietet sie fünf Armringe dem, der ihr den Helden ins Gemach führe. Herlint (eine Dienerin), übernimmt das Geschäft und sagt dem Helden, daß ihre Königin ihn zu sich bescheide. Ruother weigert sich, schickt aber der Fürstin prächtige Geschenke, darunter Schuhe von Gold und Silber, welche jedoch nur für Einen Fuß paßten, so daß die junge Fürstin sie nicht brauchen konnte. Sie schickt nochmals zu Ruother, läßt ihn um die fehlenden Schuhe bitten und ihn abermals zu sich einladen. Nun folgt er der Einladung. — Die junge Königin stand am Fenster, als der junge Held über den Hof gegangen kam. Sie ließ ihn ein, hieß ihn willkommen sein und bat ihn, daß er ihr den schönen Schuh anziehe. Gern, sprach Diether, da ihr's wollt. Er setzte sich zu ihren Füßen, auf sein Bein setzte sie den Fuß. Nie wurde eine Frau besser beschuht. Da sprach der listige Mann: „Sage mir auf deine Treue, so wahr du Christin bist, es hat dein so mancher Mann begehrt; nun sage mir, welcher unter ihnen dir am besten gefalle.“ — „Das sag' ich dir, sprach die Frau, in Treuen so wahr ich getauft bin, alle Helden aus allen Landen mögen sich dir nicht gleichen, und gern säß ich in Züchten neben dir. Sollt' ich aber die Wahl haben, so nähm' ich einen tapfern Helden, dessen Boten hier in das Land kamen und in meines Vaters Kerker liegen; der ist geheißen Ruother und wohnt westlich jenseits der See. Ich werde immer Jungfrau bleiben, mir werde denn der herrliche Held.“ — „Minnest du Ruother, den will ich dir bringen. Niemand hat mir so Liebes gethan wie er. Das lohne ihm Gott. Wir genossen froh des Landes und lebten froh zusammen.“ — „So hat er dich nicht vertrieben! Du bist sein Bote! sage mir die Wahrheit, was du mir sagst, verberge ich bis zum jüngsten Tage.“ — „Ich stelle alle meine Sache auf Gottes Gnade und auf die deine. Ja deine Füße stehen in Ruothers Schooße!“ Da erschrak die Frau, zuckte den Fuß zurück und sprach: „Nie war ich so ungezogen, mich betrog mein Uebermuth, daß ich meine Füße in deinen Schooß setzte. Bist du Ruother, so gieb mir Gewähr und ich verlasse, mög' es aller Welt leid sein, mit dir das Reich.“ —

Sie beschließen nun, daß die Prinzessin bei ihrem Vater die Freilassung seiner zwölf Boten bewirken solle, wo es sich dann bald zeigen würde, daß er nicht Dietrich, sondern König Ruother selber sei.

Darauf am andern Morgen ging die edle Maid
Zu ihres Vaters Kammer; verschoben war ihr Kleid,
Los und ungebunden der goldnen Locken Pracht,
Bleich das schöne Antlitz, die Augen trüb und verwacht.

Sie warf sich ihm zu Füßen und sprach: „Es ist geschehn
Um deine arme Tochter! ins Elend muß ich gehn
So weit die Füße tragen! von Wurzeln und von Kraut
Will ich lieber leben als wieder schaun was ich geschaut.

„Wo sich im tiefen Walde Gestrüpp und Dorn verflicht,
Da finden mich die Geister dieser Boten nicht.
Ich finde wieder Frieden und meiner Nächte Ruh.
Leb wohl, lieber Vater und liebe Mutter auch du.“

„Nicht also, liebe Tochter," sprach Melias*) darein,
„Bei deinem Vater sollst du, bei deiner Mutter sein.
Was wollen denn die Boten, was geistern sie dich so?
Vielleicht kann ich dir helfen, ich sähe gern dich froh."

Sie sprach: „Sie kommen hager, bleich und abgezehrt
Nachts an mein Lager, daß Schauder in mich fährt.
Ihre Haut ist voller Beulen, ihre Augen die sind roth!
Ich soll sie wieder heilen, eh sie vergehn in der Noth."

Da sprach zu seinem Kinde der König Melias:
„Sie aus der Haft zu nehmen, erlaub' ich dir das,
Wer soll sie dann behüten, daß Keiner uns entflieht?
Weißt du mir einen Bürgen, so duld ich, daß es geschieht.

Doch ist sein Haupt verfallen, wenn Einer nur entweicht:
Solche Bürgen finden, das dünkt mich nicht so leicht."
Sie sprach: „Ich will ihn suchen heut über'm Mal."
Da nun zu Tisch die Helden gingen in des Königs Saal.

(Auch Dietrich war gekommen) und man das Wasser nahm,
Da ging umher mit Weinen das Mägdlein wonnesam.
Sie schritt von Tisch zu Tische, sie ging von Mann zu Mann.
Ob sie der Degen Einem so Liebes hätte gethan,

Daß er ihr Bürge würde von der Boten Flucht;
Doch all ihr Bitten brachte, ihr Flehen keine Frucht.
Von reichen Herzogen war der Hof so voll:
Sie dachten an das Sprichwort, daß man Bürgen würgen soll.

Da wandte sich an Dietrich das edle Mägdelein:
Sie sprach: „Kühner Degen, willst du mein Bürge sein?
Verzagt sind all die Helden in meines Vaters Lehn:
Sie getrauen Ruothers Boten nicht im Kampf zu bestehn.

„Nun gedenke deiner Güte, die du hier oft bewährt,
Und nimm auf dein Leben die edlen Boten werth.
Ich will sie nur drei Tage lösen aus der Haft
Und will sie freundlich pflegen: ihnen schwindet Leben und Kraft."

„Gerne," sprach da Dietrich, „hehre Königin;
Ein Werk holder Milde hast du im Sinn:
Das ehret dich; mir geht es an Leben nur, an Leib:
Doch gilt hier kein Bedenken: ich will dir bürgen, schönes Weib."

Da gab man ihm die Boten, er gab sein Haupt zu Pfand.
Der Kerker ward erbrochen und Licht hinabgesandt:
Das blendete die Armen, sie waren's ungewohnt:
Auch muß es uns erbarmen, wie sie da unten gewohnt.

Ihr Stroh gefault, zerrissen die schönen Kleider kurz
Und klein, die Blöße deckte kaum ein schlechter Schurz.
Der Helden blüh'nde Leiber zerschunden und zerschwellt:
Kaum daß wir sie erkannten, so sahn sie bleich und entstellt.

---

*) Melias wird in der skandinavischen Sage der König genannt und die Geschichte geht im Hunnenland an der Nordsee vor.

Erwin war der Erste, der aus dem Kerker kam.
Daß es sein Sohn wäre, als Berchtold das vernahm,
Da trug er nicht den Anblick, er wandte sich herum.
Wohl konnt er nicht weinen; doch rang er die Hände stumm.

Da gingen auch die andern hervor aus Moderduft,
Zwölf reiche Grafen stiegen aus der Gruft,
Und jedem Grafen traten zwölf stolze Ritter nach;
Doch brauchten sie Führer, sie waren selber zu schwach.

Den Jammer mußte schauen der edle Dieterich,
Und durfte doch nicht weinen, denn sonst verrieth er sich
Die oft geworfen hatten mit ihm der Feinde Heer,
Die wankten nun wie Schatten so fahl und farblos einher.

Ihn schmerzten Berchtolds Söhne, so schmerzt ihn auch zumal
Der fünf andern Grafen und der edlen Ritter Qual.
Berchtold sah die Einen und sah die Andern an.
Wie seine schönen Kinder hat keiner ihm leid gethan.

Der Saal war geräumig, worin die Boten gut
Ute die schöne, zu einem Bade lud.
Dietrich ließ sie führen: nur Lüpold und Erwin
Die gingen selbander ohne Führer dahin.

Da sprach Erwin zum Bruder: „Hast du ihn auch gesehn
Den alten Mann, den Grauen, mit dem schönen Barte stehn?
Er hat mich betrachtet und schnell sich abgekehrt
Mit stummen Händeringen, als wär ihm Weinen verwehrt.

Vielleicht, daß Gott der Gute ein Zeichen denkt zu thun,
Daß wir von hinnen kommen! des tröst ich mich nun."
„Wohl hab ich ihn gesehen," sprach Lüpold freudenreich,
Den schönen Greis den edeln: er sah unserm Vater gleich."

Im Saale nach dem Bade war ein Mal bereit:
Da pflegten sie die Frauen und manche schöne Maid.
Ute brachte selber was sie im Schreine fand
Und kleidete die Degen in das herrliche Gewand.

Die Heunen wurden alle aus dem Saal geschickt,
Mit Wein und Brot die armen Gefangenen erquickt.
Da kam mit seiner Harfe der edle Dieterich:
Hinter einem Vorhang vor den Freunden barg er sich.

Wie er begann zu harfen, dem Durstigen schoß
Der Becher vom Munde, daß er den Tisch begoß.
Und der das Brod zu schneiden gedachte, dem entfiel
Das Messer auf den Teller, sie horchten staunend dem Spiel.

Und wie er weiter harfte, da fuhren sie empor
Und blickten nach dem Vorhang: „Dahinter kommt's hervor:
Das ist Ruothers Brautlied und Ruother muß es sein!"
Ueber drei Stühle sprang der schnelle Berechtwein.

Doch überlief ihn Hache und riß den Vorhang fort:
Da stand mit der Harfe der König Ruother dort.

Ein Jeder wollt' ihn küssen; sie gönnten sich nicht Frist:
„Siehst du nun, Schön Ute, daß mein Name Ruother ist?"

Die Boten hiengen weinend an des Königs Mund:
Es brauchte keiner Heilung, sie wurden all gesund.
Ein sicherer Arzt ist Freude, wie schwer die Krankheit sei.
Da kam auch im Barte der alte Berchtold herbei.

Und herzte seine Kinder: da ward der Jubel groß;
Viel lieber Freunde kamen: sie priesen laut ihr Loos.
Bald setzten sie mit Ruothern wieder sich zum Mal,
Die Becher mußten kreisen und Freude füllte den Saal.

Später erhielt Constantin seine Tochter durch List zurück und will sie einem heidnischen Königssohn vermählen; Ruother schifft abermals mit vielen Kriegern nach Constantinopel und verbirgt sich im Walde mit ihnen. Bei der Verlobungsfeier seines trauernden Weibes mit dem Sohne des Königs Imlot aus Babylon schleicht Ruother in den Saal und gelangt unter den Tischen bis zu seiner Gemahlin, welcher er durch einen Ring sich zu erkennen gibt; er wird jedoch entdeckt, gebunden und soll eben zum Tode geführt werden, da brechen seine Mannen hervor und überwältigen und tödten die Heiden, die Riesen wollen sogar Constantins Stadt zerstören, da führt dieser in seiner Noth dem König Ruother selbst seine Tochter zu, und es wird Friede geschlossen. Die Stadt wird verschont, weil mehrere Apostel und Constantins Mutter, die hl. Helena, in ihr geweilt. Ruother belohnt alle seine Helden mit reichen Ländereien und Lehen, und Constantin belehnt Arnold, den er früher vertrieben hatte und der bei Ruother Schutz fand, als „König in Graecia," der fröhlich in sein Land reitet und bis an seinen Tod in großen Ehren bleibt. Ruother fährt heim zu Bare, wo ihm seine Gemahlin alsbald einen Sohn schenkt, Pipin, den Vater Karls.

13. Alexanderlied des Pfaffen Lambrecht.

(§. 9.)
(Nach Weismann.)

1. Alexander bei den scythischen Nomaden.

Als Darius zu Grabe getragen
Und Porus war erschlagen,
Da fuhr Alexander in ein Land,
Das war Occidratus genannt.
Das Land ist von der Sonne warm.
Das Volk darinnen das ist arm
Und heget keinen Uebermuth.
Gar mäßig ist ihr Hab' und Gut.
Stets geht dort nackend jedermann,
Sie haben wenig um und an.
Ihr Reichthum ist gar kleine;
Sie tragen Ziegenbeine,
Das sind all' ihre Waffen.
Sie sorgen nicht, wo sie schlafen —
Sie haben ja weder Dorf noch Stadt —
Wo sie die Nacht befallen hat,
Da bleibet jeder männiglich.
Vieh und Weiber pflegen sich
Von ihnen abzuscheiden
Auf den breiten Haiden,
Nichts ist, das ihrem Elende gleiche.
Der König von dem Reiche
Als er sichre Kund vernahm,
Daß in sein Land Alexander kam,
Entgegen er ihm sandte
Boten, die zum Friedenspfande
Ihm brachten solche Gaben,
Die sie dort zu Lande haben.
Auch sandte er einen Brief dabei,
Daß Alles gut und lieb ihm sei
Und jedes Leid ihm ferne blieb'.
In diesem Briefe er noch schrieb:
„Bist du kommen in mein Land,
Raub zu üben oder Brand
Oder zum Gefechte?
Du sollst bedenken rechte,
Du bist ja ein gar weiser Mann,
Der wohl das Beste finden kann;
So wolle dich besinnen,
Der Ruhm, der zu gewinnen
Bei uns, klein ist er sicherlich.
Alexander, warum mühst du dich?
Du findest Nichts zu nehmen hier;
Wir haben Nichts zu geben dir.
Hier ist ein Schild nicht, noch ein Schwert;
Es ist fürwahr der Müh' nicht werth,
Daß, König, du bist kommen her,
Auf Andrer Land richt' dein Begehr:

Das kann dir sicher frommen baß.
In Treuen ich dir rathe das."

Es las Alexander den Bericht
Und meldete ihnen, er käme nicht
Den Frieden ihnen zu stören.
Er wolle nicht zerstören
Ihr Reich auf seinen Wegen.
Da zogen sie ihm entgegen
Und hießen ihn willkommen sein.
Alexander schaute gnädig drein
Und seine Wigande.
Er fragte die vom Lande,
Wo sie das Jahr durch wären.
Auch sollten sie erklären,
Wovon sie sich zu nähren pflegten
Und welche Lebensart sie hegten.
Und wenn sie einstens stürben,
Wo sie ein Grab erwürben;
Ob man sie pflegte zu Grabe zu tragen.
Drauf begannen sie ihm zu sagen:
„Nicht Haus, noch Burgen haben wir
Und leben ohne Sorgen hier,
Nichts ha'n wir, was man uns entziehet,
Uns selbst nur, wie man uns hier siehet.
Das ist die Wahrheit ganz und gar.
Uns ist in aller Zeit fürwahr
Bereit die Wohnung und das Grab,
Davon schließt Niemand je uns ab.
Wenn wir dem Tod verfallen,
Wird keiner von uns allen
In einem Grab begraben;
Doch einen Trost wir haben,
Daß uns bedecke der Himmel hehr."
Da fragte er sie seitdem Nichts mehr.

Drauf sagte Alexander,
Daß sie untereinander
Zur Berathung träten
Und für sich eine Gabe bäten,
Das werde gleich von ihm gethan.
Zu heischen fingen sie da an,
Daß ihnen das er möge geben,
Daß sie immer könnten leben
Und sterben müßten nimmermehr.
Die Bitte ärgerte ihn sehr.
Er sprach im Zorn zu ihnen nun,
Wie er im Stand sei, das zu thun?
Er müsse selber sterben.
Wer denn entrinne dem Verderben?
Die Menschen wären darin gleich,
Sie alle träfe der Todes Streich.
Er müsse sterben nicht allein,
Es wäre dieses Loos gemein
Allen Leuten auf der Erde.
Da sprach mit kluger Geberde
Einer von dem Lande
Zum König Alexandro
Wenn er selbst zu Staube werde,
Warum er auf der Erde
Solches Wunderwesen treibe
Und so lange dabei bleibe?
Er möchte es doch lassen.
Ein jedes Ding mit Maßen
Zu thun gezieme jedermann.
Alexander, der reiche Mann,
Sagte: „dieses Wesen
Ist also uns erlesen
Von dem, der hat die höchste Macht.
Was uns von dort wird zugedacht,
Das müssen wir Alles üben.
Das Meer kann Niemand trüben,
Es trübet allein der Wind,
Dann haben Angst, die darinnen sind.
So lang ich bin vom Tode frei,
Laßt mich gewähren, daß ich sei
Meister von meinen Sinnen.
Stets muß ich beginnen
Irgend was, das wohl mir thut;
Wären Alle so gemuth
Und wollten, wie Ihr darnach streben,
Was sollte ihnen dann das Leben?"

Da hieß er bleiben sie gesund.
Und darauf in kurzer Stund'
Duldete er noch Müh' genug.
Beides, Berge und mancher Bruch
Machten ihm die Wege lang.
Gar selten fand er leichten Gang,
Bis der wunderbare Mann
Mit großer Müh' und Arbeit dann
An ein Ende kam der Welt.
In das fremde Land gestellt,
Gab's ihm seine Schwermuth ein,
Daß er der lieben Mutter sein
Und seinem Meister künde
Die Noth, die er empfinde
In den fremden Landen
Mit seinen Wiganden.

2. Der indische Wunderwald.

Als wir hinzogen an dem Meere,
Da ritt ich außer meinem Heere
Mit dreien tausend Mannen.
Darauf huben wir uns von dannen
Und gedachten Wunder zu sehen;
Da sah'n wir fern von dannen stehen
Einen großen, prächtigen Wald;
Das Wunder, das war manigfalt,
Das wir da vernahmen.
Als hinzu wir kamen,
Da höreten wir wohl in ihm
Manche wunderschöne Stimm',
Lyren und Harfen Klang
Und den süßesten Gesang,
Der je von Menschen ward erdacht;
Wär' er all' zusammengebracht,
Der könnte sich mit dem nicht gatten.
Gar dicht und wonniglich der Schatten
Unter diesen Bäumen was.
Da entsprossen Blumen und Gras
Und würz'ge Kräuter mancherhand.
Noch nie in einem Walde fand
Man also viele Zier bereit;
Lang war dieser und auch breit.
Dieser selbe Wald der lag,
Wie ich es euch wohl sagen mag,
In einer schönen Auen.
Da sollten wir auch schauen
Manchen edlen Bronnen,
Der aus dem Walde kam geronnen,
Kühlig und erquickend klar.
Ich und meine kühne Schar
Sahen Wundergleiches da,
Das uns zu Liebe da geschah.
Das will ich jetzt auch nicht verschweigen,
Mit Fleiße will ich es euch zeigen.

Der herrliche, der edle Wald
War wunderbarlich schön gestalt',
Wir konnten's all' genau gewahren.
Stattlich hoch die Bäume waren,
Die Zweige waren breit und dicht,
Nur Wahrheit gibt euch mein Bericht.
Das war eine große Wonne.
Da konnte nicht die Sonne
Hindurch bis zur Erde scheinen.
Ich und die Meinen
Wir ließen unsre Rosse steh'n,
Um alsbald in den Wald zu geh'n
Ueber den wonniglichen Sand.
Gar lang und weit der Weg sich wand,
Bis wir dorthin kamen,
Wo wir nun vernahmen,
Was Wunder darin mochte sein.
Gar viele schöne Mägdelein
Wir in dem Walde funden,
Die spielten in diesen Stunden
Auf dem grünen Klee umher,
Hunderttausend und noch mehr.
Die spieleten und sprangen,
Hei wie schön sie sangen,
Daß wir alle, kleine und große,
Durch das liebliche Getose,
Das aus dem Walde zu uns scholl,
Ich und meine Helden wohl
Vergaßen unser Herzeleid
Und all' die Mühe in dem Streit.
Wir fühlten alle Noth vergeh'n
Und was uns Leides je gescheh'n,
Da schien es allen uns fürwahr,
Was auch gar kein Wunder war,
Daß zur Genüge sie gegeben
Uns für die Weile, die wir leben,
Freude und des Reichthums Glanz.
Angst und Leid vergaß ich ganz,
Ich und all die Meinen,
Und was von Kindesbeinen
Bis an denselben Tag fürwahr
Uns Leides je geschehen war;
Mir deuchte wohl zu dieser Stund',
Ich würde nimmer ungesund,
Wär' ich dort immerdar gewesen,
Ich wäre ganz und gar genesen
Von aller Angst und aller Noth
Und hätte nicht gescheut den Tod.

Woll't ihr nun rechte Einsicht ha'n,
Wie's mit den Frauen war gethan,
Von wannen diese kamen,
Oder welches Ende sie nahmen,
Von Allem mag auch das fürwahr
Erscheinen höchlich wunderbar.
Sobald der Winter ging von dann
Und die Sommerzeit begann
Und es grün ward überall,
Und die edlen Blumen ohne Zahl
Im Wald begannen aufzugeh'n,
Da waren die gar schön zu seh'n.

Von Lichte strahleten sie ganz,
In rothem und in weißem Glanz
Schimmerten gar ferne sie.
Solche Blumen waren nie,
Welche schöner mochten blüh'n;
Sie waren, wie es uns erschien,
Völlig rund als wie ein Ball
Und fest verschlossen überall;
Sie waren wunderbarlich groß,
Und wenn die Blume sich oben erschloß,
Das merket wohl in eurem Sinne,
So fanden sich darinne
Mägdlein ganz und gar vollkommen:
Ich sag's euch, wie ich's hab' vernommen.
Sie wandelten lebendig,
Und sprachen so verständig
Und fühlten Menschenlust und Sinn;
Sie hatten völlig, wie es schien,
Ein Alter um das zwölfte Jahr.
Sie waren herrlich, das ist wahr,
Geschaffen an ihrem Leibe.
Ich hab' an keinem Weibe
Ein schöner Antlitz je geseh'n
Noch Augen also herrlich steh'n;
Händ' und Arme waren hell
Wie eines Hermelines Fell.
So auch die Füße und die Beine;
Es war von ihnen keine,
Die nicht der Schönheit Reiz besaß.
Auch trieben sie in Züchten Spaß
Und lachten viel und waren froh,
Und ihr Gesang entzückte so,
Daß nie vordem und seit der Frist
So süße Stimm' erschollen ist.

Doch mußte diesen Frauen —
Darauf dürft' ihr vertrauen —
Lebenslust der Schatten geben;
Sie konnten ohne den nicht leben,
Traf sie die Sonne mit ihrem Scheine,
So blieb am Leben ihrer keine.
Das Wunder, das war mannigfalt.
Da erscholl ringsum der Wald
Von dem süßen Klingen
Derer, die darinne singen,
Die Vögel und die Mägdelein,
Wie konnt' es wonniglicher sein,
Früh und spät zu jeder Zeit.
Ihres Leibes ganzes Kleid
Fest an sie gewachsen war
An die Haut und an das Haar.
An Farbe waren sie genau
So wie die Blumen auf der Au
Roth und weiß, wie Schnee gethan.
Da wir sie zu uns gehen sah'n,
Da drängte ihnen der Leib entgegen,
Denn Frau'n, die solche Lust erregen,
Sind noch der Welt nicht worden kund.
Nach meinem Heer sandt' ich zur Stund'.
Da die nun zu mir kamen
Und selber auch vernahmen,
Wie herrlich jene sangen,
Da zogen her sie mit Verlangen
Und schlugen weislich ihr Gezelt
Im Walde auf, nicht auf dem Feld.
Da lagen wir darin mit Schalle
Und freueten uns alle
Der wundersamen Bräute.
Ich und meine Leute
Wir wollten all' dort bleiben
Und nahmen sie zu Weiben
Und genossen mehr der Wonnen,
Als wir jemals noch gewonnen
Seit der Zeit, daß wir geboren.
O weh, daß wir so schnell verloren
Das wonnige Behagen!
Dies Wunder, kann ich sagen,
Durft' ich mit meinen Augen schau'n:
Ihr möget meinen Worten trau'n.
Dies währte, wie ich euch jetzt sage,
Drei Monate und noch zwölf Tage,
Daß ich mit meiner Heldenschar
In dem grünen Walde war
Und bei den schönen Auen
Mit den lieben Frauen,
Und wir in Lust mit ihnen lebten
Und in Wonn' und Freude schwebten.
Doch großes Leid geschah uns dann,
Das nie genug ich klagen kann.
Da die Zeit zu Ende ging,
Unsre Freude auch zerging:
Die Blumen ganz und gar verdarben
Und die schönen Frauen starben;
Ihr Laub die Bäume ließen
Und die Brunnen ihr Fließen
Und die Vögelein ihr Singen.
Da begunnte auch zu zwingen
Ungemach und Gram mein Herze
Mit mannigfaltigem Schmerze.
Schrecklich war der Jammer da,
Den ich alle Tage sah
An den schönen Frauen.

O weh, daß ich mußte schauen,
Wie sie alle starben
Und die Blumen verdarben.
Da schied in Trauer ich von dannen
Mit allen meinen Mannen.

3. Der Edelstein.

Da hieß der König weit und breit
Künden unverweilt die Mähre,
Ob ein Mann zu finden wäre,
Der des Steines Kräfte kenne
Und ihm seinen Namen nenne.
Dem wolle er es lohnen,
Er schwur's bei seiner Kronen. --
Herzu gar viele kamen,
Als sie dies vernahmen.
Doch keiner wußte unter ihnen
Die Kräfte, die dem Steine dienen,
Noch kannte er auch sein Geschlecht. —
Da sageten sie sicherlich
Dem Herren Alexandern
Noch von einem andern,
Der war' ein Jude, schon sehr alt,
Und seine Weisheit mannigfalt
Und wohnete in seinem Lande.
Unverweilt nach dem er sandte.
Da der Alte das vernahm,
Befahl er, daß man für ihn nahm
Leute, die ihn sollten tragen.
Er stand schon in hohen Tagen,
Daß er nicht mehr konnte geh'n.
Das war vom Alter ihm gescheh'n.
Da trugen die den alten Mann
In voller Eil' zu Hofe dann,
Da ihn der König sah zur Stell',
Da grüßt' er ihn und sagte schnell:
„Mir ist gesagt, du seist, o Greis,
In gar manchen Dingen weis',
Und wüßtest Künste ungemeine,
Und seist so weise wie wohl keine
Unter allen den Genossen.
Beschau' den Stein hier unverdrossen
Und zeige mir genau und recht
Des Steines Art und sein Geschlecht
Und seiner Eigenschaften Ziel.
Man sagte mir, er koste viel."
Der Jude nahm ihn in die Hand.
Alsobald hatt' er erkannt
Des Stein's Natur und seine Art.
Er sprach: „nicht ist noch jemals ward
Ein andrer seines Gleichen
In allen Erdenreichen.
Theuer ist er und gar gut.
Der ihn besitzt, hat stolzen Muth,
Den Alten gibt er Jugend.
Er hat gar manche Tugend.
Ihr dürft darin mir trauen.
Auch möget ihr's wohl schauen,
Und wenn ihr selbst es habt gesehen,
Dann müsset ihr mir zugestehen
Die Wahrheit, wie ihr sie erkannt."
Da ließ er bringen sich zur Hand
Eine Wage mit klugem Sinn
Und auf die eine Schale hin
Legte er den theuern Stein;
Manche goldne Spang' hinein
In die andre Schale.
Der Stein zog nieder sie zu Thale,
So schwer als sie auch waren.
Nur Wahrheit sollet ihr erfahren.
Da sagt' er, daß man sollte
Mehr legen zu dem Golde,
Damit man ganz ergründe
Die Kraft, die in dem Stein sich finde.
Da sie erfüllt, was er gewollt,
Da schwebte oben hoch das Gold,
Der Stein sank tief hinunter
Das war ein großes Wunder.
Das ist was ihr wohl merken sollt.
Was man auch legte auf das Gold,
Das alles schwebte oben wieder.
Die Schale zog es nimmer nieder
Mit dem theuern Edelstein
Und dieser war doch nur gar klein,
Wie eines Menschen Auge ist.
Der Jude insgeheim mit List
Das Gold ließ von der Schale raumen
Und legte darauf eine Flaumen
Und eine kleine Hand voll Erde,
Daß gleich dem Stein an Schwere werde
Die Schale, wo das Gold sich fand.
Der König sah es unverwandt,
Der weise Alexander.
Und viele miteinander.
Da zuckte zu derselben Stunde
Der Flaum hinab zum Grunde
Und die da lag, die Hand voll Erden.

Da mußte jeder inne werden
Männiglich besunder,
Das wäre ein großes Wunder.
Der Mann vom jüdischen Geschlecht
Sprach dann: „wollt ihr's verstehen recht,
So wisset, Gott hieß machen
So wunderbare Sachen
Dem Könige zu Lehren:
Er überhob sich großer Ehren.
Auch seid ihr allgemeine
Gemahnet mit dem Steine,
Daß ihr in Nichts euch überhebet,
All die Weile, die ihr lebet.
Bewahrt euch vor der Gierigkeit,
Denn sie macht groß Herzeleid;
Wer so voll Gier ist alle Zeit,
Wie mag der bleiben frei von Leid?
Der lebet stets mit Sorgen
Den Abend und den Morgen,
Wie er das beginne,
Daß er immer mehr gewinne.
Was zu erwerben ihm gelinget,
Verzehret all' er und verschlinget,
Und wird doch voll zu keiner Stund'.
Der Mann der ist der Höllenschlund,
Der noch satt ward keinen Tag
Und es nimmer werden mag;
Wie er denn ganz und gar verschlinget,
Was nur immer zu ihm bringet.
Nun sehet an, was ist das dann?
Nichts anders als ein kranker Mann;
Der Mann der gleichet diesem Steine,
Der, gelegt in der Schalen eine,
Sich selber niederdrückte
Und empor das Gold all' zückte.
Nun merket, was ich euch will künden:
Ihr sollt von euern Sünden
Eiligst euch bekehren
Und sollet wieder ehren
In allen euren Herzen Gott
Und gerne halten sein Gebot.
Auch sollet ihr ihn minnen
Mit allen euren Sinnen,
Der euch alle werden hieß
Und bis diese Stunde ließ
Von seinen Gnaden leben
Und der euch allen hat gegeben
Sinne und der Weisheit Kraft,
Reichthum und was Ehre schafft,
Und die Leute und das Land.
Nun steht in eures Herren Hand,
Der auch dessen würdig ist —
Wie ihr alle selber wißt —
Manches große Königreich.
Nun merket aber all' zugleich,
Was er hat und was er kann;
Er ist nichts weiter als ein Mann,
So muß er auch verderben
Und am Ende sterben.
Er kann nicht fürder leben,
Was hilft ihm nun sein langes Streben?
Zuletzt muß er doch werden
Gemischet mit der Erden.
Du Alexander, merk es wohl,
Noch mehr als jeder andre soll,
Befrei' von Schrecken und Gefahr
Der Wittwen und der Waisen Schaar
Und kehre dein Gemüthe
Zu mannigfacher Güte —
Wenn dich ergriffe dann der Tod,
Daß dich befrei' von aller Noth
Des Himmels Gott, der reiche
Und dich in seinem Reiche
Zu seinen Auserwählten setze
Und dich mit seiner Gnade letze."
Da diese Worte nun des Frommen
Der König hatte wohl vernommen,
Da that er wie ein König thut,
Und gab mit großem Edelmuth
Dem Alten und mit klugem Sinnen
Und sandte ihn in Minnen
Mit Ehren ohne Schande
Wieder heim zu seinem Lande;
Und dachte wohl an seine Lehr'
Von dieser Stund' an immer mehr,
Dieweil er hatte noch den Leib,
Und ehrete so Mann und Weib
Viel mehr, als er bisher gethan,
Und fing ein andres Leben an
Und wandte sein Gemüthe
Zu mannigfacher Güte
Und hielt sie mäßig allerseiten.
Auch fing er an zu meiden
Den Krieg und alle Gierigkeit
Und lebt' in Züchten hoch erfreut
Und leitete sein großes Reich
Mit Kraft und Herrlichkeit zugleich
Nicht länger mehr als zwölf Jahr'.
Ihr sollet wissen das fürwahr.
Da ward ihm Gift gegeben,
Er mochte seitdem nimmer leben,
Denn sein Haupt zerspaltete sich

Und er behielt nichts mehr für sich
Von allem dem, was er errang,
Als Erde, sieben Fuße lang,
Wie's der ärmste Mann erhält,
Der je kam in diese Welt.

B. Die ritterliche Minnedichtung.

(Allgem. Weltgesch. VII., 436—504.)

I. Blüthe der ritterlichen (romantischen) Poesie.

1. Heinrich von Veldeke.

(§. 10. Lehrb. §. 430.)

a. Aus der Eneit von Heinrich v. Veldeke.

Aeneas' und Lavinia's Hochzeit.

Da kamen von allen Seiten
Die Fürsten von Weitem
In Schiffen und auf Straßen
Die Ritter über Maßen.
Die fahrenden Sänger und Spielleute
Die versäumten sich nicht heute
Und die kranken armen Leute
Das thäten sie noch heute
Wo solche Hochzeit wäre.
Erführen sie die Mähre
Sie zögen allenthalben zu
Also thaten sie auch da
Die es hätten vernommen.
Sie mochten gerne kommen,
Sehr fröhlich waren sie dann gleich.
Denn sie wurden allda reich
Wie das billig war.
Da ward der Herr Aeneas
Zum Könige gekrönet,
Da ward ihm wohl gelohnet
Seiner Arbeit
Mit großer Herrlichkeit.
Zu Ehren opfert er den Göttern
Die ihm die Fahrt dahin geboten
Und lohnte wohl den Seinen.
Da krönte man Lavinia'n
Zu einer Königin.
So war da ihre Minne
Kommen zu liebem Ende
Ohn' alle Mißwende.
Reichlich war die Hochzeit
Und die Sitze ausgebreit;
Herrliche Tafel da anfieng
Der König da zu Tische gieng.
Und die Fürsten edel
Jeglicher an seiner Seite
Arme und Reiche
Alle waren fröhlich.
Mit Fleiße da gedienet ward.
Da ward der Speise nicht gespart
Der sich des befleißen wollte
Daß er sagen sollte
Wie da gedienet wäre
Es würde eine lange Mähre.
So viel ich euch hier sagen will
Man gab in Allem so viel
Zu essen und zu trinken
Was jemand konnte erdenken
Und was sein Herz begehrte.
Viel wohl man ihm das gewährte.
Da sie da gesessen
Und fröhlich gewesen
Und wohl nach ihrem Willen
So war es da nicht stille:
Da wår ein Reden so groß
Daß es die Tauben verdroß
Da war Spiel und Gesang
Kampfspiel und Gedräng
Pfeifen und Singen
Fideln und Springen
Orgeln und Saitenspiel
Mancher großen Freude viel.

b. Minnelieder.

Der Winter thät wol manchem Herzen Leide,
Nun hat ihn überwunden Wald und Haide
Mit ihrem farbenvollen grünen Kleide,
Und auch mein Gram mit ihm von hinnen scheide.
Und wenn der Mai die kalte Zeit beschließet,
Und Thau die Wiesenblumen kühl begießet,
Und durch den Wald ein Singen fließet,
Mein Herz der Freuden viele dann genießet.
Mein Lieb mag dann mich gern zur Linde bringen,
Nahe will ihn meiner Brust ich zwingen,
Er soll heimlich Blüthen niederschwingen,
Um ein Kränzchen will ich mit ihm ringen.
Ich weiß es wohl, er wird es gerne schenken,
Wird meines Herzens Lust und Lieb' gedenken,
Er wird mich nicht mit Trauer kränken,
Wird mit Blumen beide uns bedenken.
Ich will ihn mit blanken Armen drücken,
Meinen rothen Mund an seinen schicken,
Meine Augen sollen sich beglücken,
Die so recht was Liebes nirgends sonst erblicken.

Seufzer eines alten Ritters.

Da man der rechten Minne pflag
Da pflag man auch der Ehren:
Nun aber hört man Nacht und Tag
Die bösen Sitten lehren;
Wer diese sieht und jene sah,
Dem thut es weh, dem geht es nah,
Wie sie die Tugend nun verkehren!

2. Der lyrische Minnegesang.

(§. 11. 12. 13. Lehrb. §. 431. 432.)

(Nach Tieck, Rückert, Simrock, Mosenthal, Weiske u. A.)

1. Kürenberg.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr;
Ihr wißt, wie zahm und sittig
Der schöne Vogel war.
Als ich ihm sein Gefieder
Mit Golde reich umwand,
Hub er sich in die Wolken
Und flog in fernes Land.
Mein Falk, ich sah dich wieder,
Stolz war dein Flug und hoch.
Du führst an deinem Fuße
Den seidnen Riemen noch
Und Gold um dein Gefieder;
Doch mich vermeidest du,
Gott sende jedem Herzen
Sein holdes Liebchen zu.
Bewegt ist meine Seele,
Mein Auge thränenvoll,
Daß ich von meiner Schönen
Und Guten scheiden soll.
Verleumder, die mich trennten,
Euch stürze Gott in Leid!
Gott lohne, wer mich aussöhnt,
Mit Lieb' und Seligkeit!

---

2. Dietmar von Aist.

Es stund eine Frau alleine
Und blickte über Haide,
Da sah sie nach dem Lieben,
Da sah sie Falken fliegen:
„So wohl dir Falken, daß du bist!
Du fliegst wohin dir lieb ist,
Du suchst dir in dem Walde
Einen Baum, der dir gefalle.
Also hab' auch ich gethan:
Ich ersah mir einen Mann,
Den erwählten meine Augen;
Das neiden andere Frauen.
O weh, so laßt mir doch mein Lieb:
Ich stellte ja nach euren Liebsten nicht."

War ohne Wandel je ein Weib,
So ist es diese, der ich Leib
Und Leben gab zu eigen.
Sie beraubet mich der Sinne mein,
Die schön ist wie der Sonnenschein;
Das leugnen nur die Heiden.
So soll sie Gnad an mir begehn
Und denken, immer hat sie mich
Ihr unterthan gesehen.

Ahi, nun kommt die schöne Zeit, der kleinen Vögel ein Gesang,
Es grünet wohl die Linde breit, zergangen ist der Winter lang.
Nun sieht man Blumen wohlgethan, an der Haide üben sie den Schein;
Davon wird manches Herz erfreut: so sollt' auch meins getröstet sein.

Ich war dir lange Jahre hold, du meine edle Herrin gut,
Wie war das wohl an dich gewandt; geedelt hast du mir den Muth.
Was ich gebessert ward durch dich, das müsse mir zum Heil ergehn,
Und machst du noch das Ende gut, so ist mir wohl an dir geschehn.

Auf der Linden obene da sang ein kleines Vögelein;
Vor dem Walde ward es laut, da hub sich wieder das Herze mein
An eine Stadt, wo es vormals war, ich sah da Rosenblumen stahn,
Die mahnen mich der Gedanken viel, die ich hin zu einer Frauen han.
Es dünket mich wohl tausend Jahr, daß ich an Liebes Arme lag,
Sonder ohne meine Schulde ist er mir fremde mannigen Tag,
Seit ich Blumen nicht mehr sah, noch hörte kleiner Vögel Sang,
Seit war alle Freude kurz und auch der Jammer allzulang.

3. Spervogel.

Süsse schaden dem Bronne,
So thut auch dem Reife die Sonne,
So thut auch dem Staube der Regen;
Armuth schlägt nieder den Degen.

Man soll den Mantel kehren, wie das Wetter weht;
Ein heimlos fremder treib' es eben wie es geht.
Seines Leides sei er nicht zu voll,
Sein Liebes er noch haben soll.
Heute mein,
Morgen dein,
So theilet man die Huben;
Oftmals fällt er selbst hinein,
Wer andern gräbt die Gruben.

Daß ich Unglück habe, das thut mir weh;
Ungetrunken mußt' ich gehn von einem See,
Aus dem sich ein schöner Bach ergoß,
So breit und groß.
Dahin kam viel fremde Schaar,
Die wurden hoch gesetzet;
Oefter bot ich mein Näpflein dar,
Das ward mir nie genetzet.

4. Kaiser Heinrich VI.

Ich grüße mit Gesang die Süße,
Die ich nicht meiden will und mag,
Der ich des Herzens frohe Grüße
Wohl bringen möchte jeden Tag.
Wer dieses Lied nun singt vor ihr,
Die ich so schwer vermisse hier,
Sei's Weib oder Mann,
Der habe sie gegrüßt von mir.
Mir ist wohl Alles unterthan,
Wenn ich bei der Geliebten bin,
Doch scheide ich von ihr, ach dann
Ist Reichthum und Gewalt dahin.
Dann ist nur Kummer meine Habe,
Geh' bald am Schmerzen-, bald am Freudenstabe,
Doch in Lust und Leid
Will ich sie lieben bis zum Grabe.
Da ich sie nun so heiß verehre
Und ewig sie im Herzen trage
Und sehnsuchtsvoll sie oft entbehre, —
Was tief mich stürzt in bittre Klage, —
Was gibt sie mir dafür zum Lohne?
Ach, ob ich in ihrem Herzen wohne!
Eh' ich sie verlier',
Verlier' ich lieber meine Krone.
Der irrt sich sehr, der es nicht glaubt,
Daß manchen Tag ich möcht' erleben.
Der ohne Krone säh' mein Haupt
Wär' sie mir nur in Lieb ergeben.
Verlör' ich sie, was hätt ich dann?
Dann taugt ich weder Weib noch Mann,
Und mein bester Trost
Wär' dann, geächtet sein im Bann.

5. Reinmar der Alte.

Verlorne Minne.

Ich weiß den Weg nun lange wohl
Her von der Liebe bis an das Leid:
Der andre, der mich weisen soll

Aus Leid in Liebe, der ist mir ach! noch unbereit,
Daß mir von Gedanken ist ohne Maßen weh,
Das überhöre ich viel und thu', als ob ich es nicht versteh;
Gibt Minne mir Unruhe nur,
Seh' ich sie nur im bleichen Farbenschein,
Wie kann da Minne wohl so selig sein?
Warum fügt Minne mir nur Leid,
Von der ich hohe sollte tragen den Muth?
Wohl werbe ich nicht mit Kundigkeit
Noch durch Versuchen, wie es jedoch viel manniger thut;
Ich ward nie rechte froh, als wann ich sie sah,
Und ging von Herzen ganz, was mein Mund nur jemals zu ihr sprach;
Wenn Treue nur verbrochen hat,
Daß so verloren ist die Minne mein
Soll ich da nicht von trübem Sinne sein?

Gleichmuth.

Des Einen nur und keines mehr
Will ich ein Meister sein, so lang ich lebe,
Das eine Lob ist mein Begehr,
Das mir die Welt, und das ich selbst mir gebe:
Daß niemand kann so schön ertragen seine Leiden,
Auch wenn sie Tag und Nacht mich nimmer meiden,
Daß ich bewahre sanften Muth
Und ihren Haß
Zu Freuden nehme baß,
Wenn's mir auch noch so unsanft thut.

6. Walther von der Vogelweide.

Unerforschlichkeit Gottes.

Allmächt'ger Gott, du bist so hoch und bist so weit;
Dran laß uns denken, daß wir Mühe nicht und Zeit
Verlieren. Maaslos hast du Macht in Ewigkeit.
Wohl weiß ich, daß doch Mancher nach der Lösung trachtet,
Obgleich dafür niemals ist unser Geist bereit.
Du bist zu groß, du bist zu tief: 's bleibt unbeachtet.
Thoren, die ihr Tag und Nacht damit verbrachtet,
Was nie erforscht, gepredigt ward, zu wissen schmachtet.

Morgengebet.

Mit Segen laß mich heut erstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wohinaus mein Weg sich kehre;
Herr Christ, an mir gib an den Tag
Was deiner Güte Kraft vermag
Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre.
Wie ihr der Engel half, der gute,
Und dir, der in der Krippe ruhte,
Jung als Mensch, als Gott so alt.
Demüthig vor dem Esel und dem Rinde;
Und doch mit himmlisch treuen Sorgen
Hielt dich Gabriel geborgen
Vor Gefahren mannigfalt;
So schütz' auch mich, daß man nicht falsch mich finde
Noch gegen deine Liebe kalt.

Geständniß.

Du hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise,
So ich dir doch verdanke Beides, Wort und Weise,
Wie wag' ich's so zu freveln unter deinem Reise?
Ich handle sündig noch, mir fehlt die wahre Minne
Zu meinen Nebenchristen, ewiger Vater, und zu dir,
Nie ward ich einem Andern noch so hold als mir,
Gott, Sohn und Vater, euer Geist erleuchte meine Sinne!
Wie mach' ich's, den zu minnen, der mir Böses thut?
Ich habe den viel lieber, der auch mir ist gut:
Vergib mir sonst all' meine Schuld, noch steht mir so der Muth.

Maß und Uebermaß.

Wer schlägt den Leu'n, wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut Jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all' geborgen bringet
Aus dem Sturm in steter Tugend Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Gästen
Hält uns wohl einen Tag zum Besten,
Doch falscher Schimmer währt nicht fort.

Deutschlands Ehre.

Heißt mich froh willkommen sein,
Der Euch Neues bringet, der bin ich;
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt, jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut
Seht, wie ihr mich würdig ehret.
Ich verkünde deutschen Frauen
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schauen,
Dafür nehm ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr,
D'rum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den besten blickt' ich allerwärts,
Uebel möge mir geschehen,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohl gefalle
Fremder Lande Brauch;
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier;
Hilf mir Gott! so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein,
Thöricht wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein.
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide giebt.
Lebt' ich lange nur darinne!

Winterlied.

Ueberall ist uns der Winter zu Leide:
Fahl ist der Wald nun schon lang und die Haide,
Wo sonst lieblicher Sang uns erfreute.
Spielten erst Ball auf Straßen die Maide,
Sängen auch Vöglein in lieblichem Streite.

Möcht' ich verschlafen des Winters Zeit!
Wach' ich die Weile, so plagt mich der Neid,
Daß er Gewalt hat so breit und so weit.
Endlich doch weicht er dem Maien im Streit,
Der statt des Reifes uns Blumen verleiht.

Reiz der Frauen.

Wenn aus dem Gras hervor die Blumen dringen,
Als lachten sie hinauf zum Glanz der Sonne,
An einem frischen Morgen früh im Mai,
Dazu die kleinen Vöglein lieblich singen
In ihrer besten Weise, welche Wonne
Meint ihr, daß dem wohl zu vergleichen sei?
Es ist wohl halb ein Himmelreich.
Soll ich es sagen, was dem scheine gleich,
So sag ich's, was mir mehr Entzücken
In meinen Augen stets gebracht
Und immer thut, mag ich's erblicken.

Seht ihr ein Fräulein wandeln hold und schön,
Gekleidet wohl, und wohl das Haupt geschmückt,
Daß ihre Lust sie bei den Leuten mehre,
Seht ihr sie dort mit ihren Maiden gehn,
Wie sie bisweilen züchtig um sich blickt,
Der Sonne gleichend in dem Sternenheere,
Der Mai zeig uns all' sein Wunder,
Es ist doch nichts so Wonnigliches drunter,
Als ihr so minniglicher Leib.

Die Minne.

Die Minn' ist weder Mann noch Weib,
Hat keine Seele, keinen Leib,

Kein Bildniß kann mit ihr verglichen werden,
Ihr Nam' ist kund, ihr Wesen fremd auf Erden:
Und es kann doch niemand ohne sie
Die Gottes Gnade je gewinnen;
Dem guten Herzen wohnt sie innen,
Und kam in falsches Herze nie.
Falsch wird die Münze oft geprägt
Jetzt, die der Minne Bildniß trägt.
Wer aber ihr Gepräge recht erkannte,
Dem setz ich stets mein Wort dafür zum Pfande,
Daß, wen ihr Geleite nur umschlingt,
Den Rohheit nimmer wird versehren.
Minn' ist im Himmel hoch in Ehren,
Ich fleh', daß sie dahin mich bringt.

Der wälsche Trug. (1212).

Juchheisa! mag der Pabst ins Fäustchen christlich lachen,
Wenn er zu seinen Wälschen sagt: „Was kann ich Alles machen!"
Was er da sagt, das hätt' er besser nie gedacht.
Er prahlt: Zwei Deutsche hab' ich unter eine Krone gebracht,
Daß sie das Reich zerreißen nun mit Kriegeslasten.
Unterdessen füllen wir die Kasten.
Hab' sie zum Opferstock gedrängt, ihr Gut ist alles mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein,
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
Und laßt für euch die Deutschen beten, singen, fasten.

An König Friedrich.

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen;
Gerne möcht ich, könnt es sein, am eignen Heerd erwarmen.
Hei! wie lustig wollt ich von den Vöglein singen,
Von den Blumen auf der Haide, wie vor Jahren schon.
Gäb' mir ein schönes Weib dann süßen Minnelohn,
Ließ ich ihr Lilien und Rosen aus den Wangen bringen.
Nun komm' ich spät und reise früh; Gast, weh dir, weh!
Da mag der Wirth wohl singen von dem grünen Klee:
Die Noth bedenket, milder Herr, daß eure Noth zergeh'.

7. Reinmar v. Zweter.

a.

Gewalt hat wohl des Leibs Beschluß,
Doch ledig ungefangen muß
Sie den Gedanken gehen lassen.
Nie Kaiser, König war so hehr,
Daß er's gewehrt mit starker Wehr,
An seinem Fehltritt ihn zu fassen.
Gewalt, die du auf Unrecht Unrecht pfropfest,
Was hilft dir's, daß du hier und dort zwei lose Mäuler stopfest,
Wenn tausend Herzen dich dafür nur desto inn'ger hassen?

b.

Zweifel ist ein übler Zimmrer,
Nie war üblerer noch schlimmrer,
Zweifel bauet selten aus
Nie mit starker Säul ein Haus.
Zweifel immer hat zu messen,
Wähnet immer Was vergessen,
Rückt und schiebet früh und spät,
Häuft vergebens viel Geräth.
Zweifels Grund ist nirgends fest. —
Wird mich nicht der Zweifel lassen,
Ich nicht fassen
Ein Vertrauen,
Werd' ich nie so großes bauen
Als des kleinsten Vogels Nest.

c.

Ein ledig Weib soll um den Mann
Nicht werben, es steht ihr nicht an,
Die Liebe will's nicht leiden.
Doch daß sie sich bescheiden

In Tugend kleid', in Zucht und Sitt',
In Huld und Anmuth und damit
Des Mannes Herz gewinne,
Das steht wohl an der Minne.

d. Edler Sinn.

Gerne gewähren, ungern bitten,
Niedres verheißen, Hohes leisten,
Sind stolzer Ehren beste Sitten,
Der nur ein Edler sich mag erdreisten.

e. Unser Vater.

Gott, Vater unser, der du bist
Im Himmel, und Gewalt hast über Alles, was da ist,
Dein Name sei gebenedeit und werd uns bald dein Reich zu Theil.
Gescheh dein Wille immerdar
Hier auf der Erde, wie im Himmel von der Engel Schaar,
Gieb uns unser täglich Brot, und was wir brauchen mach uns feil.
Vergieb uns Allen unser sündig Leben,
Wie du willst, daß wir auch selbst vergeben
Um deine Gnade, denn wir kamen
Durch sie zu Schaden nimmermehr.
Versuch uns Schwache nicht zu schwer
Und löſ' uns auch von allem Uebel. Amen!

8. Der Marner.

Wer will nach meiner Lehre
Erstreben Lebensziel,
Der soll der Frauen Ehre
Nicht haben für ein Spiel.

Ruhmredigkeit und Lügen
Verscherzet ihre Gunst;
Doch soll man sie betrügen
Mit feinen Werbens Kunst.

Von Frauen soll man sagen
Nur Gutes immerdar,
Weil nur bei ihnen gar
Ist Freude zu erjagen.

Und wollen sie, o Wunder,
Sich lassen bitten noch?
Auch ob sie liegen unter,
Sie siegen damit doch.

Wir können sie nicht meiden,
Wir sind den Frauen hold;
Es ziemet sich in Seiden
Zu legen rothes Gold.

Die Falben zu den Braunen,
Die soll man haben lieb;
Schleichen soll man und raunen
Zu ihnen wie ein Dieb.

Ein wilder Mann wird nimmer]
Als nur von Minne zahm;
O wohl ihm heut und immer,
Wer in ihr Netze kam!

Ihr schönen Kind' und Maide,
Vernehmet meinen Ruf!
Viel Lust ist auf der Haide,
Die dort der Sommer schuf;

O geht, sie dort zu schauen,
Und laßt uns mit euch gehn.
Man soll nur schöne Frauen
Bei frohen Männern sehn.

Von Frauen soll man sagen
Nur Gutes immerdar,
Weil nur bei ihnen gar
Ist Freude zu erjagen.

Trägt der Igel Stacheln Außen an der Haut,
Ist es recht, sie stehen an ihrer Statt.
Hab' ich manchen falschen Mann geschaut,
Der die Stacheln in dem Herzen hat.
Hüte dich vor ihm, und trau'
Nicht dem umgekehrten Igel,
Der von Innen rauh
Und von Außen glatt ist wie ein Spiegel.

9. Heinrich von Morungen.

Sah Jemand die Frauen,
Die man mag schauen,
Wie sie im Fenster steh,
Die schönen, die lieben,
Die hat mir vertrieben
Mein sorgendes Weh,
Sie leuchtet, wie die Sonne thut gegen den lichten Morgen,
Erst war sie verborgen, da hatte ich Sorgen.
Denen ich nun entgeh.

Ist aber Jemand hie inne,
Der seine Sinne
Wohl behalten habe,
Der geh nach der Schonen,
Die mit ihren Kronen
Ging von hinnen abe,
Daß sie mir zum Troste komme, eh daß ich verscheide,
Die Liebe und die Leide, die wollen mich beide
Fördern hin zum Grabe.

Man soll schreiben kleine
Recht auf dem Steine,
Der mein Grab umfaht,
Wie ich sie geliebet
Und wie sie mich betrübet,
Wer dann über mich gaht,
Daß der lese diese Noth und so von ihr erkünde
Die viel große Sünde, die sie am Freund ungelinde
Wohl begangen hat.

Mir ist geschehen wie ein Kindelein,
Das sein schönes Bilde in einem Glase ersah
Und greift dann nach seinem eigenen Schein
So viel, bis es den Spiegel gar zerbrach,
Da ward all seine Wonne ein leidend Ungemach.
Also dacht ich immer froh zu sein.
Als ich ersah die liebe Fraue mein,
Von der mir bei Liebe Leides viel geschah.

Wer der Frauen
Hütet, der verwirkt den Bann.
Denn zum Schauen
Schuf sie Gott so schön dem Mann.
Schuf der Welt zum Spiegel aller Freuden so klar:
Darf man Gold begraben, daß es Niemand wird gewahr?

10. Nithart von Reuenthal.

Frühlingsweise.

Nun ist der kalte Winter gar zergangen,
Die Nacht ist kurz, der Tag beginnt zu langen,
Uns kommt die schöne Sommerzeit,
Die Freude aller Welt bereit't,
So sangen die Vögel nicht lange Zeit.

Und kommen wird eine lichte Augenweide,
Man find't der Rosen Wunder auf der Heide,
Die Blumen dringen durch das Gras,
Schön die Wiese bethauet was (war),
Die mir mein Gesell zum Kranze las.

Mein Herze zu der schönen Wonne reiet (hüpfet),
Die Vöglein sind ihres Sangs erfreuet,
Der Zeisig und die Nachtigall
Singen wonniglichen Schall.'
Wohlauf, ihr Maid'! ein Ende hat des Winters Zall (Eifer).

Der Wald hat alles Leides gar vergessen.
Der Mai ist auf dem grünen Zweig gesessen,
Und hat gewonnen Laubes viel.
Schürz dich balde, mein traut Gespiel,
Du weißt es wohl, daß ich von dannen reiten will.

Tanzweise.

Es ist nun wohl vergangen
Der Winter kalt,
Mit Laub ist nun befangen
Der grüne Wald
Wonniglich;
Mit süßer Stimme wunderlich
Die Vögel singen nun das Lob des Maien
So schlingen wir den Reihen!

Ja, aller Welt in Freude
Das Herz nun glüht,
Die Blumen auf der Haide
Mein Auge sieht
Bunt und licht;
Doch leider hoffen darf ich nicht,
Daß nie des Herzens Sorg' und Sehnsucht schwinde,
Die ist meine Ingesinde.

Es saß ein Mägdlein traute
Bei dem Gespiel,
Der Freundin sie vertraute
Der Klage viel.
Sie sprach zu ihr:
„Es haben Gram und Leiden mir
Das Herz und alle Sinnen wohl umfangen;
Die Freud' ist mir vergangen."

„Willst du die Ursach kennen?
Du hörst einmal
Wohl einen Ritter nennen
Von Reuenthal.
Sein Gesang
Ist's, der mein Herz mir so bezwang.
Nun fleh' ich, daß der Himmel seiner walte
Und mir ihn wohl behalte."

Und bin ich wo daheime,
Wo mag das sein?
Die Schwalbe baut vom Leime
Ihr Häuselein

Nur für des Sommers kurze Frist.
Gott füge mir ein Haus mit festem Dache.
Wohl an dem Lenzenbache!

11. Konradin von Schwaben.

(Auf einem Schlosse am Bodensee kurz vor seinem Tode gedichtet.)

Ich freue mich manniger Blumen roth,
Die uns der Maie bringen will,
Die stunden eh' in großer Noth,
Der Winter thät ihnen Leides viel.
Der Mai will uns ergötzen wohl
Mit wonnigern wonniglichem Tage,
Deß ist die Welt gar freudenvoll.
Was hilfet mich die Sommerzeit
Und die viel lichten langen Tage?
Mein Trost an einer Frauen leit,
Von der ich großen Kummer trage.
Will sie mir geben hohen Muth,
So thut sie tugendlicher an
Und daß mein' Freude würde gut.
Wenn ich mich von der Liebe scheide,
So muß mein' Freud' ein Ende han.
O weh, so sterbe ich leicht vor Leide,
Daß ich es je mit ihr begann.
Ich weiß nicht Fraue, was Minne sind,
Mich läßt die Minne sehr entgelten,
Daß ich der Jahre bin ein Kind.

12. Tannhäuser.

Bei dem Tode Friedrichs II.

Der fahrende Sänger.

Verloren ist mir, ach! mein Herr, der Held aus Oesterreiche,
Der mich so wohl behauset hat mit allen seinen Ehren;
Durch seine Großmuth war ich Wirth, nun bin ich trauerreich,
Denn wieder bin ich nur ein Gast, wohin soll ich mich kehren?
Es soll mir niemand zweifeln mehr, ob ich ihn treu bedaure,
Die Freud' ist alle mir dahin, seitdem ich ihn betraure.
Tannhäuser, armer! sage nun, wo weilest du die Tage?
Und weißt du Einen, der mit dir den schweren Kummer trage?
O weh! das dauert lange wohl! sein Tod ist werth der Klage.
Mein Saumthier trägt geringe Last, mein Pferd geht trauerschwere,
Berittne Diener hab' ich nicht, auch ist mein Koffer leere,
Mein Haus, das steht nun ohne Dach, deß muß ich mich bescheiden,
Die Stube ist gar ohne Thür, das macht mir viele Leiden,
Mein Keller, der ist eingestürzt, der Küche geht's noch schlimmer,
Mein Stadel steht gar ohne Wand, es fällt mein Haus in Trümmer;
Man backt mir nicht, man mahlt mir nicht, gebrauet wird mir selten,
Mein Kleid wird dünne überall, das mag ich wohl entgelten,
Um meine Habe wird man mich nicht neiden und nicht schelten.

13. Johann Hadlaub.

Wem mit edlem Sange ist wohl
Das Herz ist voll
Gar edler Sinne,
Sang ich ein so gar edles Gut,
Es kommt von edlem Sinne dar,
Durch Frauen klar,
Durch edle Minne.
Von denen zweien kommt so hoher Muth:
Was wäre die Welt wären Weib nicht so schöne?
Durch sie so viel Süßigkeit entspringt,
Durch sie man wohl saget und singt
So gut Gedicht
Und süß Getöne,
Ihre Wonne Sang aus Herzen bringt.

Mich dünkt, der müsse sehen
Die Schön' in ihrer Luft
In meinem Herzen stehen,
Wer mir aufbräche die Brust;

So herrlich und erhaben,
So lieblich und so fein;
Daß ich sie so mag haben,
Das wieget mir nicht klein.

Das muß sie mir doch gönnen,
Wie auch sie sich fremdet mir;
Nie hab' ich finden können,
Was ich sonst noch such' an ihr.

In dem grünen Klee
Seh ich die Holde gehn;
Ach, was ward da Wonne wach!
Aus dem Blüthenschnee
Fühlt' eine Gluth ich wehn,
Die hinein ins Herz mir brach.
Sie die Blume
Und die Blumen klein
Leuchteten einander an mit Ruhme,
Daß die helle Wonn' aufgieng;
Nie umfieng
Mich so lichter Schein.

14. Meister Konrad von Würzburg.

a.

Zu eines Menschenfressers Haus im Wald zwölf Schächer kamen.
Von denen fraß er wehrlos elf, die schier ein Ende nahmen.
Nicht wollt' er erlahmen.
Bis auch der letzte sei verzehrt.
Da wehrte sich der zwölft', und als ein Held wollt' er gebaren.
Da sprach der Menschenfresser: Jetzt magst du die Wehre sparen:
Als zwölf euer waren,
Warum habt ihr euch nicht gewehrt?
Euch vergleicht sich ein Geschlecht, das ein Gewalt'ger zwingen will.
Lass' es nicht von ihm sich still
Allmählig unterkriegen!
Anstemm' es mit einander sich, wenn er's beginnt zu biegen!
Wenn es unter seine Füße sich will einzel schmiegen,
So wird's ihm erliegen
Am Ende ganz, wie er's begehrt.

b.

An Menschen hat des Schöpfers hohe Wunderkraft
Ob aller Schöpfung hoch gewundert.
Nicht einen seh' ich nach des andern Eigenschaft,
Wie ich beschaue tausend hundert,
An Leib und Geist, an Sitte, Neigung und Beruf
Gleicht jeder nur sich selber; darum allen
Mag auch nicht einer gleich gefallen,
Weil alle Gott mit Fleiß verschieden schuf.

15. Ulrich von Lichtenstein.

(Aus Frauendienst.)

a.

Hoher Muth und süße Minne,
Tröstet mich und huldigt ihr
Ohne Falsch mit stetem Sinne!
Ach, vielleicht gelingt es mir,
Und ihr kleiner Purpurmund
Thut mir Himmelswonne kund.
Hoher Muth, sei wohl empfangen;
Rast in meines Herzens Grund
Und vollführe mein Verlangen!
Du bist mir ein goldner Fund.
Meine Fröhlichkeit, vergangen,
Hinterließ nur Thränen mir,
Doch sie kam zurück mit dir.
Hoher Muth, nach deiner Lehre
Warb ich und verzagte nie;
Voll Bescheidenheit und Ehre,
Reiz und Weiblichkeit ist sie.
Ja, die Sanfte, Gute, Hehre,
Ist mein Augenstern und Licht:
Sie zu lieben reuet nicht.
Hoher Muth und ihr, o Reine,
Woget ganz in meiner Brust!
Diesem glücklichen Vereine
Dank' ich neue Lebenslust.
Schöner, freundlicher ist Keine,
Und ihr schwesterlich Geleit
Liebe, Zucht und Würdigkeit.
Hoher Muth, in meinem Herzen
Regst du Hoffen und Begier,
Und, vergessend aller Schmerzen,
Hüpft es jugendlich in mir.
Laßt uns küssen, laßt uns scherzen,
Holde, scherzt und küßt mit mir!
Euer bin ich für und für.

b.

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein;
An der Haide blühen schöne
Blumen in des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Muth,
Wenn er denkt an ihre Güte,
Die mir reich macht mein Gemüthe
Wie der Traum dem Armen thut.

Hoffnung hat auf hohe Dinge
Die Erwartung mir gestellt,
Daß mir noch an ihr gelinge,
Süßes Loos mir einst noch fällt.
Der Erwartung freu' ich mich:
Gebe Gott, daß ich's beende,
Daß sie mir den Wahn nicht wende,
Der mich freut so inniglich.

16. Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob.

So steh' ich hier vor werthen Frauen reine,
Ich lob' die zarten Frauen schön,
Die ich mit Treuen meine;
Sie tragen wohl der Ehren Kron'.
Wo ward auf Erden ihr Lob gemessen?
Und soll ich dann von zarten Frauen singen,
So mögt ihr hören, ob ich's kann;
Gott lass' es mir gelingen!
Ich wollt', es lebt auf Erden kein Mann,
Der sich gen einer Frau hat vergessen.
Ich lob' die Frauen früh und spat,
Ihr Lob, das will ich immer mehren.
Ein Mann, der Frauen-Huld nicht hat
Und der mich von den Frauen ab wollt' kehren,
Den wollt' fürbaß ich mit Gesang hie letzen:
Ich lob' die werthen Frauen zart,
Sie können uns wohl alles Leids ergetzen.

3. Das deutsche Volksepos.

1. Die Nibelungen.

(§. 14. Lehrb. §. 434.)

a. Der Nibelungen Not.

1. Wie Kriemhilden träumte.

Viel Wunderdinge melden die Mähren alter Zeit
Von preiswerthen Helden, von großer Kühnheit,
Von der Freude Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Es wuchs in Burgonden ein schönes Mägdelein,
Wie in allen Landen nichts schöners mochte sein.
Kriemhild war sie geheißen und war ein schönes Weib,
Um das viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.

Die Minnigliche lieben brachte nimmer Scham
Kühnen Rittersleuten; Niemand war ihr gram,
Schön war ohne Maßen ihr edler Leib zu schaun;
Die Tugenden der Jungfrau ehrten alle die Fraun.

Sie pflegten drei Könige, edel und auch reich,
Gunther und Gernot, die Recken ohne Gleich,
Und Geiselher der junge, ein auserwählter Degen;
Ihre Schwester war die Fraue, die Fürsten hatten sie zu pflegen.

Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß,
Ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen das Erbe ließ
Bei seines Lebens Ende, vordem ein starker Mann,
Der auch in seiner Jugend großer Ehren viel gewann.

Die drei Könige waren, wie ich kundgethan,
Stark und hohes Muthes, sie hatten unterthan
Auch die besten Recken, davon man je gesagt,
Von großer Kraft und Kühnheit, in allen Streiten unverzagt.

Das war von Tronje Hagen und auch der Bruder sein,
Dankwart der schnelle, von Metz Herr Ortewein,
Die beiden Markgrafen Gere und Eckewart,
Volker von Alzeie, an allen Kräften wohlbewahrt.

Es träumte Kriemhilden in der Tugend, der sie pflag,
Sie hab einen wilden Falken erzogen manchen Tag.
Den griffen ihr zwei Aare, daß sie das mußte sehn,
Ihr konnt auf dieser Erde größer Leid nicht geschehn.

Den Traum hat sie der Mutter gesagt, Frau Uten;
Die wußt ihn nicht zu deuten als so der guten:
„Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan."

„Was sagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne will ich immer sein.
So schön will ich verbleiben bis an meinen Tod,
Daß ich von keinem Manne je gewinnen möge Noth."

„Verred' es nicht so völlig," die Mutter sprach da so,
„Willst du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne, du wirst ein schönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

„Die Rede lasset bleiben," sprach sie, „Fraue mein.
Es mag an manchen Weiben genug erprobet sein,
Wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann.
Ich will sie meiden beide, nie übel geht es mir dann."

In ihren hohen Tugenden, deren sie züchtig pflag,
Lebte das edle Mägdlein noch manchen lieben Tag,
Und hatte nicht gefunden, den minnen mocht ihr Leib,
Dann ward sie doch mit Ehren eines guten Ritters Weib.

Das war derselbe Falke, den jener Traum ihr bot:
Den ihr beschied die Mutter. Ob seinem frühen Tod
Den nächsten Anverwandten wie gab sie blutgen Lohn!
Durch dieses Einen Sterben starb noch mancher Mutter Sohn.

2. Wie Siegfried erschlagen ward.

Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birschen in den Tann.
Mit ihren scharfen Spießen wollten sie jagen gehn
Bären, Schwein und Büffel: was konnte Kühnres geschehn.

Da ging der kühne Degen, wo er Kriemhilden fand.
Schon war auch gesäumet das edle Birschgewand
Für ihn und die Gesellen: sie wollten über Rhein;
Da konnte Kriemhilden nicht übler zu Muthe sein.

Seine liebe Traute küßt' er an den Mund:
„Gott lasse mich dich, Fraue, noch wiedersehn gesund
Und mich auch deine Augen; mit den holden Freunden dein
Verkürze dir die Stunden: ich kann nun nicht bei dir sein."

Da gedachte sie der Mähre, sie durft' es ihm nicht sagen,
Die sie Hagen sagte:*) da begann zu klagen
Die edle Königstochter, daß sie das Leben gewann:
Wie da manche Thräne dem wunderschönen Weib entrann.

Sie sprach zu dem Recken: „Laßt euer Jagen sein:
Mir träumte heut vom Leide, wie euch zwei wilde Schwein'
Auf der Haide jagten: da wurden Blumen roth.
Daß ich so bitter weine, das thut mir sicherlich Noth.

„Ich fürchte sehr und bange vor Etlicher Verrath.
Hier sind gewißlich welche, die man erzürnet hat;
Die könnten uns verfolgen mit feindlichem Haß:
Bleibt hier, mein lieber Herre, mit Treue rath' ich euch das"

Da sprach er: „Meine liebe Traute, ich kehr' in kurzer Zeit;
Ich weiß nicht, daß hier Jemand mir Haß trüg' oder Neid.
Alle deine Freunde sind insgemein mir hold;
Auch verdient ich von den Degen wohl nimmer anderlei Sold."

Er umfing mit Armen das tugendreiche Weib,
Mit holdem Kusse herzt' er ihren schönen Leib.
Dann nahm er seinen Urlaub und schied in kurzer Stund':
Sie ersah ihn leider darnach nicht wieder gesund.

Da sprachen, die es sahen, er sei ein starker Mann.
Die stolzen Jagdgesellen lud man zu Tisch heran.
Auf schönen Anger setzten sich ihrer da genug;
Hei! was man reicher Speise vor die edeln Jäger trug!

Doch kamen keine Schenken und brachten keinen Wein;
Sonst könnten Helden besser nicht bedienet sein.
Wenn sie dabei nicht hätten gehegt so falschen Muth,
So wären wohl die Recken vor aller Schand' auf der Hut.

Da sprach der Degen Siegfried: „Wunder nimmt mich sehr,
Da man so manchen Vorrath bringt von der Küche her,
Warum uns die Schenken bringen keinen Wein.
Sorgt man nicht mehr für Jäger, will ich kein Jagdgeselle sein."

Da sprach von Tronje Hagen: „Lieber Herre mein,
Ich glaubte, daß das Birschen heute sollte sein
Dort im Spessarte; den Wein sandt' ich dahin.
Sind wir heut' ohne Trinken, ich vermeid' es künftighin."

Da sprach der Degen Siegfried: „Ich weiß euch keinen Dank.
Man sollte sieben Säumer mit Meth und Lautertrank
Mit hergeführet haben. Konnte das nicht sein,
So sollte man uns näher gelagert haben am Rhein."

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter schnell,
Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell:
Daß ihr mir nicht zürnet, da rath' ich hinzugehn."
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge geschehn,

*) Sie hatte auf Siegfried's Waffenrock an der Stelle, wo er verwundbar war, ein Kreuzchen genähet, damit Hagen ihn dort mit seinem Schilde decken möchte.

Siegfried den Recken zwang des Durstes Noth;
Den Tisch er desto schneller wegzurücken gebot.
Er wollte vor die Berge zu dem Brunnen gehn;
Da war der Rath aus Arglist von den Recken geschehn.

Als sie von dannen wollten zu der Linde breit,
Da sprach von Tronje Hagen: „Ich hörte jederzeit,
Es könne Niemand folgen Kriemhild's Gemahl,
Wenn er rennen wolle: hei! schauten wir das einmal!"

Da sprach von Niederlanden Siegfried der Degen kühn:
„Das mögt ihr wohl versuchen: wollt ihr zur Wette hin
Mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geschah,
Soll der gewonnen haben, welchen man gewinnen sah."

„Wohl laßt es uns versuchen," sprach Hagen der Degen.
Da sprach der starke Siegfried: „So will ich mich legen
Hier zu euern Füßen nieder in das Gras."
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

Da sprach der kühne Degen: „Ich will euch mehr noch sagen:
All' mein Geräthe will ich mit mir tragen,
Den Speer sammt dem Schilde, dazu mein Birschgewand,'
Das Schwert und den Köcher er schnell um die Glieder band.

Abzogen sie die Kleider von dem Leibe da!
In zwei weißen Hemden man Beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Man sah bei dem Brunnen den kühnen Siegfried doch eh.

Den Preis in allen Dingen vor Manchem man ihm gab.
Da löst' er schnell die Waffe, den Köcher legt er ab,
Den starken Wurfspieß lehnt' er an den Lindenast:
Bei des Brunnens Flusse stand der herrliche Gast.

Siegfriedens Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt' er nieder, wo der Brunnen floß:
Wie sehr ihn auch dürstete, der Held nicht eher trank
Bis der Wirth getrunken: dafür gewann er bösen Dank.

Der Brunnen der war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte sich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann;
Also hätt' auch gerne der kühne Siegfried gethan.

Da entgalt er seiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug Hagen beiseite von dem Degen werth.
Dann sprang er schnell zurücke, wo er den Wurfspieß fand
Und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Als Siegfried der Degen aus dem Brunnen trank,
Schoß er ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut seines Herzens hoch an Hagen's Staat.
Kein Held begeht wieder also große Missethat.

Den Wurfspieß im Herzen ließ er ihm stecken tief:
Wie im Fliehen Hagen da so grimmig lief,
So lief er wohl auf Erden nie vor einem Mann!
Als sich der starke Siegfried der großen Wunde besann,

Der Held in wildem Toben von dem Brunnen sprang;
Ihm ragte von den Schultern eine Speerstange lang.
Der Fürst zu finden wähnte Bogen oder Schwert,
So hätt' er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienste gewährt.

Als der Todwunde das Schwert nicht wiederfand,
Da blieb ihm nichts weiter als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagen an,
Da konnt' ihm nicht entrinnen König Gunther's Unterthan.

Wie wund er war zum Tode, so kräftig doch er schlug,
Daß von dem Schilde nieder rieselte genug
Des edeln Gesteines; der Schild ihm gar zerbrach.
So gern gerochen hätte der edle Fremdling die Schmach.

Gestrauchelt war da Hagen von seiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erscholl im Wiederhall.
Hätt' er sein Schwert in Händen, so wär' es Hagens Tod.
Sehr zürnte der Wunde; es zwang ihn wahrhafte Noth.

Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr stehn.
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergehn,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann:
Das Blut von seiner Wunde stromweis nieder rann.
Da begann er die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten mit Untreue seinen Tod.

Da sprach der Todwunde: „Ja ihr bösen Zagen,
Was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran:
Ihr habt an euern Freunden leider übel gethan."

„Die sind dadurch bescholten, was ihrer auch geborn
Wird nach diesem Tage: ihr habt euern Zorn
Allzusehr gerochen an dem Leben mein.
Mit Schanden sollt geschieden ihr von guten Recken sein."

Hinliefen all die Ritter, wo er erschlagen lag:
Das war ihrer Vielen ein freudeloser Tag.
Wer irgend Treue kannte, von dem ward er beklagt:
Das hatt' auch wohl um Alle verdient der Degen unverzagt.

Der König von Burgonden beklagt' auch seinen Tod.
Da sprach der Todwunde: „Das thut wohl nimmer Noth,
Daß der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann:
Er verdient groß Schelten, er hätt' es besser nicht gethan."

Da sprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was euch reut?
Nun hat zumal ein Ende unser sorglich Leid.
Nun mag's nicht Manchen geben, der uns darf bestehn;
Wohl mir, daß seiner Herrschaft durch mich ein End' ist geschehn."

„Ihr mögt euch leichtlich rühmen," sprach der von Niederland;
„Hätt' ich die mörderische Weis' an euch erkannt,
Vor euch hätt' ich behalten Leben wohl und Leib.
Mich dauert nichts auf Erden als Frau Kriemhilde, mein Weib.

„Nun mag es Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Der nun auf alle Zeiten bescholten ist davon,
Daß seine Freunde Jemand meuchlerisch erschlagen:
Hätt' ich Zeit und Weile, das müßt' ich billig beklagen."

„Niemand je auf Erden größern Mord begann,"
Sprach er zu dem Könige, „als ihr an mir gethan:
Ich erhielt euch unbescholten in großer Angst und Noth;
Ihr habt mir schlimm vergolten, daß ich so wohl es euch bot."

Da sprach im Jammer weiter der todwunde Held:
„Wollt ihr, edler König, je auf dieser Welt
An Jemand Gutes üben, so laßt befohlen sein
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein.

„Laßt es sie genießen, daß sie eure Schwester sei:
Bei aller Fürstentugend, steht ihr mit Treue bei!
Mein mögen lange harren mein Vater und sein Bann:
Es ward am lieben Freunde nimmer übler gethan."

Die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß.
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
Denn des Todes Waffe schnitt immer allzusehr;
Auch mußte bald ersterben dieser Degen kühn und hehr.

Als die Herren sahen, der Degen sei todt,
Sie legten ihn auf einen Schild, der war von Golde roth:
Da gingen sie zu Rathe, wie es sollt' ergehn,
Daß es verhohlen bliebe, es sei von Hagen geschehn.

Da sprachen ihrer Viele: „Ein Unfall ist geschehn;
Ihr sollt es Alle hehlen und einer Rede stehn:
Als er allein ritt jagen, der Kriemhilde Mann,
Da schlugen ihn die Schächer, als er fuhr durch den Tann."

Da sprach von Tronje Hagen: „Ich bring' ihn in das Land:
Mich soll es nicht kümmern, wird es ihr auch bekannt,
Die so betrüben konnte Brunhildens hohen Muth;
Ich werde wenig fragen, wie sie nun weinet und thut."

Da harrten sie des Abends und fuhren überrhein:
Es mochte nie von Helden so schlimm gejaget sein.
Ihr Beutewild beweinte noch manches edle Weib,
Sein mußte bald entgelten viel guter Weigande Leib.

3. Wie Siegfried beklagt und begraben ward.

Von großem Uebermuthe möget ihr nun hören sagen
Und gräßlicher Rache. Bringen ließ Hagen
Den erschlag'nen Siegfried von Nibelungenland
Vor eine Kemenate, worin sich Kriemhild befand.

Er ließ ihn ihr verstohlen legen vor die Thür,
Daß sie ihn finden müsse, wenn sie dann herfür
Zu der Mette ginge lange vor dem Tag,
Deren Frau Kriemhilde wohl selten eine verlag.

Da hörte man wie immer zum Münster das Geläut:
Die schöne Kriemhilde weckte manche Maid.
Ein Licht hieß sie sich bringen und auch ihr Gewand;
Da kam der Kämmrer Einer hin, wo er Siegfrieden fand.

Er sah ihn roth von Blute, all sein Gewand war naß;
Daß sein Herr es wäre, mit Nichten wußt' er das.
Da trug er in die Kammer das Licht in seiner Hand,
Bei dem Frau Kriemhilde die leide Märe befand.

Als sie mit ihren Frauen zur Kirche wollte gehn,
„Fraue," sprach der Kämmrer, „ihr mögt noch stille stehn:
Es liegt vor dem Gemache ein Ritter todt geschlagen."
„O weh," sprach Kriemhilde, „was willst du solche Botschaft sagen?"

Eh' sie noch selbst gesehen, es sei ihr lieber Mann,
An die Frage Hagens zu denken sie begann,
Wie er ihn schützen möge: da ahnte sie ihr Leid.
Mit seinem Tod entsagte sie aller Lust und Fröhlichkeit.

Sie sank zu der Erden, kein Wort mehr sprach sie da;
Die schöne Freudenlose man da liegen sah.
Frau Kriemhildens Jammer wurde groß und voll;
Sie schrie mit solchen Kräften, daß all die Kammer erscholl.

Da sprach das Gesinde: „Ist's wohl ein fremder Mann?"
Das Blut ihr aus dem Munde vor Herzensjammer rann.
Sie sprach: „Nein, Siegfried ist es, mein geliebter Mann:
Brunhilde hat's gerathen und Hagen hat es gethan."

Sie ließ sich hingeleiten, wo sie den Helden fand,
Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand.
So roth er war von Blute, sie hatt' ihn gleich erkannt.
Da lag zu großem Jammer der Held von Nibelungenland.

Da rief in Trauertönen die Königin mild:
„O weh mir dieses Leides! Nun ist dir doch dein Schild
Mit Schwertern nicht verhauen: dich fällte Meuchelmord.
Wüßt' ich wer's vollbrachte, ich wollt' es rächen immerfort."

Schmiede hieß man eilen und zimmern einen Sarg
Von Silber und von Golde, mächtig und stark,
Mit guten Stahlspangen beschlagen allerwärts.
Da war allen Leuten erfüllt von Trauer das Herz.

Die Nacht war vergangen, es brach der Morgen an.
Da ließ die edle Königin ihren lieben Mann,
Siegfried den Herren, zum Münster tragen hin.
Weinend sah man folgen, die ihm hegten Freundessinn.

Als sie zum Münster kamen, erscholl der Glocken Klang.
Allenthalben hörte man der Pfaffen Sang.
Da kam der König Gunther mit seiner Mannen Schar
Und auch der grimme Hagen herzu, wo dieser Jammer war.

Er sprach: „Liebe Schwester, weh ob des Leides dein!
Daß wir nicht überhoben des Schadens konnten sein!
Wir müssen immer klagen um Siegfriedens Tod.“ —
„Das thut ihr sonder Ursach,“ sprach die Frau in Jammersnoth.

„Wär' es euch leid gewesen, so wär es nicht geschehn.
Ihr hattet mein vergessen, das kann ich wohl gestehn,
Als ich ward geschieden von dem Trauten mein,
Wollte Gott,“ sprach Kriemhild, „es möchte mir geschehen sein!“

Sie leugneten beständig; Kriemhild nahm das Wort:
„Wer sich unschuldig wisse, der zeig es hier sofort;
Er trete zu der Bahre vor allem Volk heran,
Daß man daran die Wahrheit seiner Red' erkennen kann.“

Das ist ein großes Wunder, das noch oft geschieht,
Wenn man den Mordbefleckten bei dem Todten sieht,
So bluten ihm die Wunden; wie es auch dort geschah,
Wodurch man an Hagen die Schuld des Mordes ersah.

Die Wunden flossen wieder so stark wie vorher.
Die erst schon heftig klagten, die klagten nun noch mehr.
Da sprach der König Gunther: „Ich sag' es euch an:
Ihn erschlugen Räuber, Hagen hat es nicht gethan.“ —

„O ja, mir sind die Räuber,“ sprach sie, „wohl bekannt.
Nun lasse Gott es rächen durch seiner Freunde Hand!
Gunther und Hagen, ihr habt es gethan,“
Da hofften Siegfried's Degen, man fange jetzt zu kämpfen an.

Als nun all beendet Gottesdienst und Sang,
All des Volkes Menge mit herbem Leide rang,
Man hieß zu Grab' ihn tragen aus dem Münster fort.
Die schmerzlich ihn vermißten, die weinten heiß und klagten dort.

Das Volk mit lautem Wehruf ging mit ihm hindann;
Fröhlich war da Niemand, weder Weib noch Mann.
Man sang und las Gebete, eh' man ihn senkt' in's Grab.
Mancher gute Pfaffe ihm das Grabgeleite gab.

Ehe Siegfried's Gattin zu dem Grabe kam,
Da rang die treue Seele so schwer mit ihrem Gram,
Daß man sie mit Wasser mehrmals da begoß.
Es war die Trauer über alle Maßen groß.

Es war ein großes Wunder, daß sie am Leben blieb.
Manche Frau, ihr helfend, mit ihr die Klage trieb.
„Ihr Mannen meines Siegfried," sprach die Königin,
„Um euerer Treue willen zeigt mir erbarmenden Sinn.

„Laßt mir die kleine Freude nach meinem Leid geschehn,
Daß ich sein Haupt, das schöne, noch einmal dürfe sehn."
Sie bat darum so lange und jammerte so arg,
Daß man erbrechen mußte seinen herrlichen Sarg.

Hinbrachte man die Fraue, wo sie ihn liegen fand;
Sie hob sein Haupt, das schöne, mit ihrer weißen Hand,
Da küßte sie im Tode den edeln Ritter gut.
Aus ihren lichten Augen weinte sie vor Leide Blut.

Ein jammervolles Scheiden mochte man da sehn.
Da trug man sie von dannen, sie konnte selbst nicht gehn.
Die herrliche Fraue verlor der Sinne Macht;
Dem holden Leben hätte das Leid ein Ende bald gemacht.

4. Rüdigers Tod.

„Fahr' hin, verzagter Bösewicht," sprach da Rüdiger,
„Ich hatte doch des Leides genug und der Beschwer:
Daß ich hier nicht fechte, was rügst du mir das?
Wohl trüg auch ich den Gästen mit Grunde feindlichen Haß,

„Und alles was ich könnte thät ich ihnen an,
Hätt' ich nicht hierher geführt die in Gunthers Bann;
Doch war ich ihr Geleite in meines Herren Land:
Drum darf sie nicht bestreiten meine unsel'ge Hand."

Da sprach zum Markgrafen Etzel der König hehr:
„Wie habt ihr uns geholfen, viel edler Rüdiger!
Wir hatten doch der Todten soviel in diesem Land,
Daß wir nicht mehr bedurften: mit Unrecht schlug ihn eure Hand."

Da kam die Königstochter, die hatt' es auch gesehn
Was von des Helden Zorne dem Hunnen war geschehn:
Sie beklagt' es schmerzlich, ihre Augen wurden naß:
Sie sprach zu Rüdigern: „Womit verdienten wir das,

„Daß ihr mir und dem König noch mehrt unser Leid?
Ihr habt uns, edler Rüdiger, gelobt allezeit,
Ihr wollet für uns wagen die Ehre wie das Leben;
Auch hört' ich viel der Recken den Preis des Muths euch geben.

„Ich mahn' euch nun der Treue, die mir schwur eure Hand,
Als ihr für Etzeln warbet, Ritter auserkannt,
Daß ihr mir dienen wollet, bis an unsern Tod;
Des war mir armem Weibe noch nie so bitterlich Noth."

„Das ist ungelogen, ich schwur euch, edel Weib,
Ich wolle für Euch wagen die Ehre wie den Leib;
Die Seele zu verlieren hab' ich nicht geschworen.
Zu diesem Hofgelage bracht' ich die Fürsten wohlgeboren."

Sie sprach: „Gedenke, Rüdiger, der hohen Eide dein
Von deiner steten Treue, wie du den Schaden mein
Immer wolltest rächen und wenden all mein Leid."
Da sprach der Markgraf: „Ich war euch immer dienstbereit."

Etzel der Reiche hub auch zu flehen an.
Sie boten sich zu Füßen beide vor den Mann,
Daß man den guten Markmann in großem Unmuth sah;
Der vielgetreue Recke, jammervoll begann er da:

„O weh mir Gottesarmen, daß ich erlebt den Tag!
Wo aller meiner Ehren ich mich begeben mag,
Aller Zucht und Treue, die Gott mir angebot;
O weh Gott vom Himmel, daß mir's nicht wenden will der Tod.

„Welches ich nun lasse das Andre zu begehn,
So ist doch immer böslich und arg von mir geschehn:
Und wenn ich Beides lasse, so schilt mich alle Welt.
Nun möge mich erleuchten der mich dem Leben gesellt!"

Da sprach zu dem Könige der hochbeherzte Mann:
„Herr König, nehmet wieder was ich von euch gewann,
Das Land mit den Burgen; bei mir soll nichts bestehn:
Ich will auf meinen Füßen hinaus in das Elend gehn."

Da sprach der König Etzel: „Wer aber hülfe mir?
Mein Land sammt den Leuten, das alles geb ich dir,
Daß du mich rächest, Rüdiger, an den Feinden mein:
Du sollst an meiner Seiten ein gewalt'ger König sein."

Da sprach wieder Rüdiger: „Wie darf ich ihnen schaden?
Heim zu meinem Hause hab' ich sie geladen;
Pflege, Trank und Speise ich ihnen gütlich bot,
Dazu meine Gabe; und soll ich sie nun schlagen todt?

„Die Leute mögen wähnen, ich sei zu verzagt.
Keiner meiner Dienste war ihnen je versagt,
Den Fürsten wohlgeboren und ihrem ganzen Bann:
Nun reut mich die Freundschaft, die ich an ihnen gewann.

„Geiselher dem Degen gab ich die Tochter mein.
Sie konnt' auf Erden nimmer besser verwendet sein,
Seh' ich auf Zucht und Ehre, auf Treue oder Gut:
Nie war ein junger König von so tugendreichem Muth."

Da sprach wieder Kriemhild: „Viel edler Rüdiger,
Nun lass' dich erbarmen unsres Leids Beschwer,
Mein und auch des Königs, gedenke wohl daran,
Daß kein Wirth auf Erden so leide Gäste noch gewann."

Da sprach der Markgraf zu der Königin hehr:
„Heut muß ich dem Leben entgelten Rüdiger,
Was ihr und auch der König mir Liebes habt gethan.
Dafür muß ich nun sterben: es steht nicht länger mehr an.

„Ich weiß wohl, daß noch heute meine Burgen und mein Land
Euch ledig werden müssen von dieser Helden Hand:
So befehl' ich eurer Gnade mein Weib und auch mein Kind
Und all die Heimatlosen, die dort zu Bechlaren sind."

„Nun lohne Gott dir, Rüdiger!" der König sprach da so;
Er und auch die Königin, sie wurden beide froh.
„Uns sollen deine Leute wohlbefohlen sein;
Auch trau ich meinem Heile, du werdest selber glücklich sein."

Da setzt' er auf die Wage die Seele wie den Leib;
Da begann zu weinen König Etzels Weib.
Er sprach: „Ich muß euch halten den Eid, den ich gethan:
O weh meiner Freunde! gar ungern greif' ich sie an."

Man sah ihn von dem König in großem Kummer gehn.
Da fand er in der Nähe seine Recken stehn;
Er sprach: „Ihr sollt euch waffnen ihr all in meinem Lehn:
Die kühnen Burgonder, die muß ich leider bestehn."

Gernot der starke rief den Helden an.
Er sprach zum Markgrafen: „Ihr wollt von unserm Bann
Niemand leben lassen, viel edler Rüdiger?
Das schmerzt mich ohne Maßen; ich ertrag es länger nicht mehr.

„Nun mag euch eure Gabe zu Unstatten kommen,
Da ihr mir der Freunde so viele habt benommen.
Nun bietet mir die Stirne, ihr edler kühner Mann:
Eure Gabe wird verdienet so gut ich immer nur kann."

Bevor der Markgraf zu ihm gedrungen war,
Ward noch getrübt vom Blute manch lichter Harnisch klar.
Da liefen sich einander die Ehrbegiergen an:
Jedweder sich zu schirmen vor starken Wunden begann.

Ihre Schwerter waren schneidig, es schirmte nichts dagegen.
Da schlug Gernoten Rüdiger der Degen
Durch den steinharten Helm, daß niederfloß das Blut:
Das vergalt ihm balde dieser Ritter kühn und gut.

Da schwang er Rüd'gers Gabe, die ihm in Händen lag;
Wie wund er war zum Tode, er schlug ihm einen Schlag
Durch des Helmes Bänder und durch den festen Schild,
Davon er sterben mußte der gute Rüdiger mild.

Nie ward so reicher Gabe so schlimm gelohnet mehr.
Da fielen beid' erschlagen Gernot und Rüdiger,
Im Sturme gleichermaßen von beider Kämpfer Hand.
Da erst ergrimmte Hagen, als er den großen Schaden sah.

5. Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden.

Als da Dietrich hörte Hagens grimmen Muth,
Den Schild behende zuckte der schnelle Degen gut.
Wie rasch ihm von der Stiege Hagen entgegen sprang!
Nibelungens Schwert das gute auf Dietrichen laut erklang.

Da wußte wohl Herr Dietrich, daß der kühne Mann
Grimmes Muthes fechte; zu schirmen sich begann
Der Degen von Berne vor fürchterlichen Schlägen.
Wohl erkannt' er Hagen, den viel zierlichen Degen.

Auch scheut' er Balmungen, ein Waffe stark genug;
Nur unterweilen Dietrich mit Kunst entgegenschlug,
Bis er von Tronje Hagen im Streite doch bezwang:
Er schlug ihm eine Wunde, die war tief und auch lang.

Da gedachte Dietrich: „Dich schwächte lange Noth;
Mir brächt' es wenig Ehre, gäb' ich dir hier den Tod.
So will ich nur versuchen, ob ich dich zwingen kann
Als Geisel mir zu folgen." Das ward mit Sorgen gethan.

Den Schild ließ er fallen, seine Stärke die war groß;
Hagen von Tronje mit den Armen er umschloß.
So wurde da bezwungen von ihm der kühne Mann;
Gunther der Edle darum zu trauern begann.

Hagen band da Dietrich und führt' ihn wo er fand
Die edle Königstochter und gab in ihre Hand
Den allerkühnsten Recken, der je die Waffe trug:
Nach ihrem starken Leide ward sie da fröhlich genug.

Da neigte sich dem Degen vor Freuden Etzels Weib:
„Nun sei dir immer selig das Herz und auch der Leib;
Du hast mir wohl vergütet all meine Noth:
Ich will dir's immer danken; es verhüt' es denn der Tod."

Da sprach der Degen Dietrich: „Nun lasset ihn am Leben,
Edle Königstochter: es mag sich wohl begeben,
Daß euch sein Dienst ersetzet das Leid das er euch that.
Er soll es nicht entgelten, daß ihr ihn gebunden saht."

Da ließ sie Hagen führen in ein Haftgemach,
Wo Niemand ihn erschaute und er verschlossen lag.
Gunther der edle König hub da zu rufen an:
„Wo blieb der Held von Berne? Er hat mir Leides gethan."

Da ging ihm entgegen der Herre Dieterich.
Gunthers Kräfte waren stark und ritterlich;
Er versäumte sich nicht länger, er rannte vor den Saal.
Von ihrer beider Schwertern erhob sich mächtiger Schall.

So viel des Lobs sich Dietrich erwarb seit Jahren her,
In seinem Zorne tobte Gunther allzusehr.
Er war nach seinem Leide von Herzen feind dem Mann:
Ein Wunder mußt es heißen, daß Herr Dietrich da entrann.

Sie waren alle Beide so stark und muthesvoll,
Daß von ihren Schlägen Palast und Thurm erscholl,
Als sie mit Schwertern hieben auf die Helme gut;
Da zeigte König Gunther einen herrlichen Muth.

Doch zwang ihn der von Berne, wie Hagen erst geschah.
Das Blut man aus dem Panzer dem Helden fließen sah
Von einem scharfen Schwerte; das trug Herr Dieterich;
Doch wehrte sich erst Gunther, so müd' er war, ritterlich.

Der König ward gebunden von Dietrichens Hand,
Wie nimmer Könige sollten leiden solch ein Band.
Er dachte, wenn er freiließ Gunthern und seinen Mann,
Wem sie begegnen möchten, der müßte den Tod empfahn.

Dietrich von Berne nahm ihn bei der Hand,
Er führt ihn hin gebunden, wo er Kriemhilden fand.
Sie sprach: „Willkommen, Gunther, ein Degen auserkannt."
„Nun lohn' euch Gott, Kriemhilde, wenn euch hierzu Treue mahnt."

Er sprach: „Ich müßt' euch danken, viel liebe Schwester mein,
Wenn euer Gruß in Gnade geschehen könnte sein;
Ich weiß euch aber, Königin, so zornig von Muth,
Daß ihr mir und Hagen solchen Gruß im Spotte thut."

Da sprach der Held von Berne: „Viel edles Königsweib,
Man brachte nie als Geiseln so guter Ritter Leib,
Als ich euch, hehre Fraue, an ihnen überwiesen:
Nun lass' die Heimatlosen meiner Freundschaft genießen."

Sie sprach, sie thät es gerne. Da ging Dietrich
Mit weinenden Augen von den Helden tugendlich.
Da rächte sich entsetzlich König Etzels Weib:
Den auserwählten Degen nahm sie Leben und Leib.

Sie ließ sie gesondert in Gefängniß legen,
Daß sich ihr Leben nicht wiedersahn die Degen,
Bis sie ihres Bruders Haupt vor Hagen trug:
Da ward Kriemhildens Rache an Beiden grimmig genug.

Da ging die Königstochter hin wo sie Hagen sah;
Wie feindselig sprach sie zu dem Recken da:
„Wollt ihr mir wiedergeben, was ihr mir genommen,
So mögt ihr wohl noch lebend heim zu den Burgonden kommen."

Da sprach der grimme Hagen: „Die Bitt ist gar verloren,
Viel edle Königstochter. Den Eid hab' ich geschworen,
Daß ich den Hort nicht zeige, so lange noch am Leben
Einer meiner Herren: drum wird er Niemand gegeben."

„Ich bring' es an ein Ende," sprach das edle Weib.
Da ließ sie ihrem Bruder nehmen Leben und Leib;
Man schlug das Haupt ihm nieder: bei den Haaren sie es trug
Vor den Held von Tronje; da gewann er Leid genug.

Als der Unmuthvolle seines Herren Haupt ersah,
Wider Kriemhilde sprach der Recke da:
„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht.
Und es ist auch so ergangen, wie ich mir hatte gedacht.

„Nun ist von Burgonden der edle König todt,
Geiselher der junge und auch Gernot.
Den Schatz weiß nun Niemand, als Gott und ich allein:
Der soll dir Teufelsweibe immer wohl verhohlen sein."

Sie sprach: „so habt ihr üble Vergeltung mir gewährt;
So will ich doch behalten Siegfriedens Schwert.
Das trug mein holder Trauter, als ich zuletzt ihn sah,
An dem mir Herzensjammer vor allem Leide geschah."

Sie zog es aus der Scheide, er konnt' es nicht verwehren;
Da dachte sie dem Recken das Leben zu versehren:
Sie schwang es mit den Händen, das Haupt schlug sie ihm ab.
Das sah der König Etzel, dem es großen Kummer gab.

„Wehe!" rief der König, „wie ist hier gefällt
Von eines Weibes Händen der allerbeste Held,
Der je im Sturm gefochten und seinen Schildrand trug!
So feind ich ihm gewesen, mir ist Leid um ihn genug."

Da sprach der alte Hildebrand: „Es kommt ihr nicht zu gut,
Daß sie ihn schlagen durfte; was man mir auch thut,
Ob er mich selber brachte in Angst und große Noth,
Jedennoch will ich rächen dieses kühnen Tronjers Tod."

Hildebrand der alte zu Kriemhilden sprang,
Er schlug dem Königsweibe einen Schwertesschwang.
Wohl schmerzten solche Dienste von Hildebranden sie:
Was mocht' ihr aber helfen, daß sie so ängstlich schrie?

Die da sterben sollten lagen all umher;
Zu Stücken lag verhauen die Königstochter hehr.
Dietrich und Etzel huben zu weinen an
Und jämmerlich zu klagen manchen Freund und Unterthan.

Da waren auch die Stolzesten erlegen vor dem Tod:
Es hatten alle Leute Jammer und Herzensnoth.
Mit Leide war beendet des Königs Lustbarkeit,
Wie die Liebe Leiden stets am letzten Ende beut.

Ich kann euch nicht bescheiden, was seither geschah,
Als daß man Fraun und Ritter immer weinen sah,
Dazu die edeln Knechte, um lieber Freunde Tod.
Hie hat die Mär ein Ende: das ist der Nibelungen Noth.

b Der Nibelungen Klage.

1. Klage um Rüdiger von Bechlaren.

Drauf fand man Rüdigern, der wie keiner der Herrn
Beklaget ward; an ihm war, das ist gewißlich wahr,

Der Welt Wonne verloren: so ehrenhaft und auserkoren
War keiner. Die größte Ehre starb mit ihm, die Rüdiger sich erwarb.
— — — — — Es sprach Dietrich von Bern:
„Lieber wär' ich längst begraben, als diesen Anblick zu haben.
Du hast mich in der Noth verlassen, wen soll mein Herz umfassen?
Meine Freud' und Wonne, meiner Freundschaft Sonne
Ging mit dir zu Grunde! Nie auf dem Erdenrunde
War einer so auserkoren, und keiner wird wieder geboren.
Das zeigtest du mit starker Hand, als ich den Feinden mein Land
Besiegt mußte geben. Da fand ich im ganzen Leben
Dich allein nur treu und wahr." — — — —
— — — — — — — Etzel sprach in seinem Gram:
„Ich muß Rüdigern, edler Held von Bern,
Mit Euch billig beklagen: seine Treu hat mich getragen
Empor wie die Federn der Wind. Nie war einer Mutter Kind
So ohne Falsch und Fehle, daß ich mir nicht verhehle,
Daß ein König nicht kann verlieren einen bessern Mann."

2. Heimkehr der Knechte Rüdigers mit seinen Waffen.

Rüd'gers Knechte ritten nach den alten Sitten
In der Mark umher, und es kümmerte sie schwer,
Das verschweigen zu müssen, was Jeder sollte wissen.
Gotelinde kannte vollauf die Straße, die Donau hinauf.
Wo sie früher oft im Weiten Rüd'gern hatte sehen reiten,
Da stand und sah Gotelinde mit manchem schönen Kinde
Spähend an der Zinne und schärfte ihre Sinne.
Da stärkte sich ihr Glaube an dem fernen Staube,
Aus welchem sie das Nahen der Ihrigen ersahen.
Es sprach manche schöne Maid: „Gott sei gebenedeit!
Die Leute, Herrin, dort, glaubt es auf mein Wort,
Bringen uns unser Glück: unser Herr kommt zurück."
Doch ihres Herzens Wonne sah nicht mehr die Sonne,
Da sie durch Gerenotens Hand ihre letzte Stunde fand.
Vom Herrn und Markgrafen und ihren Leuten trafen
Nur sieben Mann allein mit Waffen und Gewanden ein.
Die liebe Gotelinde mit ihrem schönen Kinde
Wähnten Liebe ohne Leid, und höchstes Glück ohne Neid
Wie früher oft zu erlangen, doch konnten sie nur erlangen
Für alle ihre Tage Herzeleid und Klage.
Nicht nach früheren Sitten kamen die Boten geritten;
Nicht mit freudiger Musik kehrten sie zurück;
Sie kamen trüb' und gedrückt, Jeder auf sein Roß gebückt,
Da ihnen des Herzens Qual versagte freudigen Schall.
Rüd'gers Roß Primund gab tiefe Trauer kund
Und ging an des Boten Seite gebückt in großem Leide.
Sonst war es muthig gewesen und von übermüthigem Wesen,
Mußt' es den Herrn vermissen, ward der Zaum zerrissen
Und auf die Wege gelaufen, um nach dem Herrn zu schnaufen.
Nun war der Herr ja todt, und es fühlte Qual und Noth;
Der Herr, der es geritten und oft darauf gestritten,
Wie mit Recht ein Mann von Muth, wie Rüdiger es thut.

Dietlindens Augen sahen bei der Boten Nahen
Die traurigen Geberden bei sämmtlichen Gefährten.
Da sprach seufzend das Kind: „Liebe Mutter Gotelind!
Selten hab' ich offenbar eine so kleine Schaar
Von des Vaters Boten gesehen. Was ist ihnen geschehen?
Wenn sie kamen geritten, waren sie von fröhlichen Sitten.
Ach wenn des Festes Ehre nicht glücklich beendigt wäre!"
Da sprach die alte Markgräfin: „Gefiel es Gottes Sinn,
So kommen sie ohne Schaden, die dazu waren geladen,
Nur hab' ich, träumend im Schlummer, erlitten viel Leid und Kummer.
Ich sah' die Nacht von heute Rüdigern und seine Leute,
Den Vater grau vor allen, die andern mit Schnee befallen,
Wurden von Regen naß; und, Tochter, glaub' mir das,
Daß mein Haupt ohne Haar ganz entblößet war.
Er zog mich hinter sich nach in ein finstres Gemach,
Dann schloß er das finstere Haus, wir konnten nicht mehr heraus!
Ungern war ich darin." So sprach die Markgräfin,
Und drauf sprach ihr Kind: „Liebe Mutter, Träume sind
Bald heiter und bald schwer. Ich sah' des Vaters Roß daher
In meinem Traume springen und hörte Silbergeschirr erklingen.
Dann, Mutterchen, kam's und trank, worauf es sogleich versank."
Jetzt schwiegen sie verlegen und gingen den Boten entgegen.
Nun waren die Boten so nahe, daß Jedermann sie sahe.
Sie ritten nach ihren Ställen, und wollten sich verstellen,
Aber ihre Geberden senkten sich traurig zur Erden.
Um die Sitte zu pflegen, gingen ihnen Ritter entgegen,
Und grüßten mit der Hand die Boten von Hunnenland.
Sie sprachen mit gedrücktem Sinn, denn alles war dahin,
Die Quellen ihres Muthes und sie konnten nichts Gutes
Von dem Feste sagen. Man sah die Knechte tragen
Die Harnische von den Rossen. Trüb und schwer verdrossen
Sah' da Gotelinde all' ihr Hofgesinde.
Sie sprach: „Macht mich bekannt mit der Dinge Stand!"
Da sprach der Beste von ihnen mit gefaßten Mienen:
„Euch entbietet der König hehr Huld und Gnad' und Treu und Ehr,
Und seinen steten Rath und Dienst und Hülf und That.
Dann sag' ich von meinem Herrn, obgleich er sei so fern,
Er Euch doch treue wäre mit besondrer Ehre,
Vor jedem andern Weibe, und daß er's ewig bleibe.
Er wußte noch nicht, wann er wiederkommen kann.
Der König hat ihn gebeten, eine Heerfahrt anzutreten.
Das hat er ihm versprochen und ist nun aufgebrochen."
Sie sprach: „Gott und seine Schaaren mögen ihn bewahren!
Er fahre zur See, oder zu Land, er fahre in Christi Hand,
Daß ihm der Feinde Wuth keinen Schaden thut."
Die Tochter begann zu fragen: „Könnt Ihr mir nicht sagen,
Wie mein Vater sich befand, als Ihr schiedet von seiner Hand?
Jetzt ist mir um so schlimmer, da er mir sonst immer
Zuerst ließ Nachricht geben, das kümmert mir das Leben."
Die Maid sah ihre Mutter an und Beide weinten dann.
Ich glaub', ihnen sagte ihr Herz den großen, nahen Schmerz.

Der Bote begann zu sagen: „Lasset Euer Klagen,
Und höret noch mehr Kunde von Dietrich aus meinem Munde.
Bei seiner Huld befahl uns der Held allen zumal,
Euch, edle Markgräfin, seinen treuen Sinn
Und alles Lieb' und Gute zu entbieten mit heiterm Muthe,
Offenbar meint's Keiner Eurer Verwandten reiner.
Nach höchstens zwölf Tagen wird er Alles selber sagen"
Da sprach die Markgräfin: „Wär' es Gottes Sinn,
Daß es möchte geschehen! Ich werd' ihn mit Freuden sehen."
Auf der Tochter Begehr: „Saget uns noch mehr,
Wie Kriemhild', die hehre, ihre Brüder und deren Heere
Und Hagen besonders empfing und ob sie wieder Zorn fing?"
Sprach Einer von den Gesandten: „Ihre Augen wandten
Sich freudenvoll zu ihnen und mit liebevollen Mienen
Empfing sie alle Gäste und zeigte sich auf's Beste,
Auch Etzel empfing die Herrn, als säh' er sie recht gern.
Ich sahe von ihnen Niemand, der zeigte, daß er Haß empfand."
Sie sprach: „Nun sagt mir mehr! warum der junge Giselher
Mir keinen Gruß entbot! Ich fürchte zu meiner Noth
Ihn nimmer wieder zu sehen. Wird es noch geschehen,
Daß ich mich noch schau' als seine traute Frau?"
Da sprach des Boten Mund: „Wir verließen ihn gesund.
Sie werden bald hier sein, wenn sie an den Rhein
Zurücke reiten, die Herrn. Der König sieht Euch gern,
Drum weiset Sorgen von der Hand. Wenn er in sein Land
Heimkehrt zu dem Rhein, wo Ihr sollt Herrin sein,
Wird er Euch mit sich führen sicherlich."
Diese lügenhaften Mähren, um ihren Kummer zu wehren,
Quälten Einen so sehr, daß er nicht länger mehr
Vermochte die großen Schmerzen zu bergen in seinem Herzen.
Man sah ihn heftig weinen, obgleich er wollte heiter scheinen,
Bald weinten nun noch Mehre. Das sah mit Schmerz die hehre,
Junge Markgräfin und sprach mit trübem Sinn:
„O liebe Mutter, wehe! Ich fürchte, wie ich sehe,
Daß wir von Freud' und Frieden auf immer sind geschieden!
Meine Gebieterin hat mit Rache im Sinn
Die Verwandten übel empfangen; es ist uns übel ergangen.
Wir fühlen mit Recht die Noth: sie und mein Vater sind todt!"
Ein Weherufen brach, als sie dieses sprach,
Einem Boten aus dem Schlunde mit zugethanem Munde.
Er glaubt' es zu verhehlen, doch konnt' es nun nicht fehlen,
Daß sie es mußten zeigen und nicht mehr konnten verschweigen.
Da brach mit Schmerzensmuthe der Schrei mit seinem Blute
Aus des guten Knappen Munde, daß auch die Andern Kunde
Von ihrem Schmerze gaben und ihn nicht konnten begraben,
Man sah sie sich vereinen in Weh'geklag und Weinen.
Die reiche Markgräfin sprach: „O wehe meiner Schmach,
O weh, o weh mir Armen! Gott möge sich erbarmen!
O weh, daß je mir Leben für diese Leiden ward gegeben!
Die Freude, die ich sollte haben, ist auf ewig begraben.
Ihr Boten lasset mich nicht in der Ungewißheit Dämmerlicht,

Sondern sagt mir an: Wie schiedet ihr von meinem Mann?"
Da endete die Lüge und man gab ihr Genüge.
Der edle Schwemmelin sprach mit betrübtem Sinn:
Wir wollten Euch verschweigen, was sich nun doch muß zeigen;
Ihr seht den edlen Rüdiger nie lebendig mehr."
Laut hörte man da fragen: „Wer hat ihn erschlagen?"
Er sprach: „Gerenot! Sie schlugen Beid' einander todt."
Da schrie die Mutter und die Maid, und Alle fühlten gleiches Leid.

3. Etzels Trauer.

Etzels Schmerz war so mannigfach, daß er selten sprach.
Er war weder hier noch dort, für seinen Gram fand er kein Wort:
Er war nicht todt, doch lebt' er kaum und schwebte wie im Traum.
Wie große Macht er auch besaß, man ließ ihn und vergaß
Den Stillen, Freudenlosen, obwohl Mächtigen und Großen.
Mit aller seiner Macht ließ man ihn außer Acht.
Wir haben nie vernommen, wie's mit ihm gekommen,
Da Jeder ihn vermied, seit Dietrich von ihm schied,
Daß niemand sagen kann, was er seitdem gethan.

2. Kudrun.

(§. 15. Lehrb. §. 435.)

1. Hetels Werbung.

Ein Held war erwachsen in der Dänen Land
Zu Stürmen in der Marke: Das ist uns wohl bekannt.
Da saßen seine Freunde, die ihn nach Ehren zogen.
Auch Ortland mußt ihm dienen; er war um Macht und Herrschaft nicht betrogen.

Hettel der reiche zu Hegelingen saß,
Von Ortland nicht ferne, in Wahrheit sag ich das.
Darinnen hatt' er Burgen wohl achtzig oder mehre,
Die sie behüten sollten, die dienten täglich ihm mit großer Ehre.

Da riethen ihm die Besten, er sollte Minne pflegen
Wie sie ihm wohlgezieme. Da sprach der junge Degen:
„Ich weiß mir irgend Eine, die zu Hegelingen
Mit Ehren Herrin wäre, und die man mir zu Hause dürfte bringen."

Da sprach von Niflanden Morung der junge Mann:
„Ich weiß ein edel Mägdelein, mir wurde kund gethan,
Eine schönre lebe nirgend auf der Erde:
Wir sollen Sorge tragen, daß euch die zu einer Trauten werde."

Er fragte, wer sie wäre oder wie sie sei genannt.
Er sprach: „Sie heißt Hilde, und ist aus Ireland.
Ihr Vater heißt Hagen und ist von Königsstamme,
Kommt sie her zu Lande, so hast du immer Freude, wonnesame."

Da hieß er Boten reiten in der Dänen Land,
Wo man Horanden, seinen Neffen, fand.
Er entbot dem Recken, daß er kommen sollte
Binnen sieben Tagen, wenn er einen Dienst ihm leisten wollte.

An dem siebenten Morgen kam er in das Land;
Er und die Gesellen trugen reich Gewand.
Der König ging den Helden entgegen selbst, der gute:
Da sah er bei dem Recken auch von Dänemark den kühnen Frute.

Hettel Horanden zu bitten nun begann:
„Ist dir kund die Märe, das sage mir an,
Wie es um Hilde stehe, die Zier der Königinnen,
Der wollt ich meine Grüße und meine Botschaft gerne bringen.“

„Das mag sich schwerlich fügen,“ sprach da Horand,
„Als Bote reitet Niemand hin in Hagens Land.
Ich selber will nicht eilen dazu mich aufzudrängen:
Die um Hilde werben, die läßt man dort erschlagen oder hängen.“

Da sprach wieder Hettel: „Mir ist nach ihr so Noth,
Hieng' er mir einen Boten, so müßte drum den Tod
Hagen selber sterben, der Herr im Irenreiche.
Wär er noch so frevel, zum Schaden müßt ihm doch sein Grimm gereichen.“

Da sprach der Degen Frute: „Wenn der Bote dein
Hin nach Irlanden Wate wollte sein,
So möcht uns wohl gelingen, wir brächten dir die Fraue,
Oder uns würden Wunden durch das Herz und all den Leib gehauen.“

Hettel der König sprach: „So will ich hin
Senden zu den Stürmen, da ich versichert bin.
Wate reitet gerne wohin ich ihn bedeute.
Heißt mir Irolden den Friesen kommen und seine Leute.“

Die Boten ritten eilends gen Stürmen in das Land,
Wo man den kühnen Wate bei seinen Helden fand.
Man sagt' ihm von dem Könige, daß er kommen sollte.
Waten nahm Wunder, was der Hegelingen König von ihm wollte.

Er kam gen Hegelingen und anders Niemand mehr.
Der König war gewaltig; Wate der war hehr,
Dazu übermüthig in allen seinen Dingen:
Hettel saß in Sorgen wie er ihn gen Irland möchte bringen.

Da sprach der junge Recke: „Ich habe dich besandt:
Eines Boten ich bedurfte in des wilden Hagen Land.
Nun weiß ich aber Niemand, der dazu besser wäre
Als du Wate, lieber Freund; du brächtest solcher Botschaft große Ehre.“

Wate sprach im Zorne: „Wer dir das hat gesagt,
Und wär ich heut erstorben, er hätt' es nicht beklagt.
Wohl hat dich anders Niemand gereizt mir anzusinnen
Als Frute, der Däne, daß ich dir die schöne Hilde soll gewinnen.

„Es ist mit solcher Hut doch bewahrt die schöne Magd —
Horand und Frute, die haben dir gesagt
Von ihrer großen Schöne: ich will nicht Ruhe finden,
Bis sich dieser Reise die beiden mit mir müssen unterwinden.“

Wate der kühne, da er Horanden sah
Und frute den Dänen, wie balde sprach er da:
„Gott lohn euch Helden beiden, die ihr um meine Ehre
Und meine Hofreise unterweilen Sorge tragt so schwere.

„Habt ihr darauf gedrungen, daß ich Bote sei,
So sollt ihr nun auch mit mir müssen alle zwei:
Da dienen wir dem König wohl nach seinen Hulden,
Wer meine Ruh' gefährdet, der soll fürwahr auch selber mit mir dulden."

2. Wie süß Horand sang.

Als die Nacht ein Ende nahm und es begann zu tagen,
Horand hub an zu singen, daß ringsum in den Hagen
Alle Vögel schwiegen vor seinem süßen Sange.
Die Leute, die da schliefen, lagen in den Betten nicht mehr lange.

Die Stimme klang ihm voller und voller immerfort;
Herr Hagen hört' es selber bei seinem Weibe dort:
Aus der Kemenate mußten sie an die Zinne.
Der Gast war wohl berathen: die junge Königin ward des Sanges inne.

Des wilden Hagen Tochter und ihre Mägdelein
Saßen da und lauschten, wie selbst die Vögelein
Auf des Königs Hofe vergaßen ihr Getöne;
Wohl hörten auch die Helden, wie der von Dänenlanden sang so schöne.

Die Thier' im Walde ließen ihre Weide stehn;
Die Würme, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Fährte: wohl durft' ihn seiner Künste nicht verdrießen.

Was er da singen mochte, das deuchte Niemand lang.
Vergessen in den Chören war der Pfaffen Sang;
Auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl als eh:
Allen die ihn hörten, war nach Horanden weh.

Da ließ ihn zu sich bringen das schöne Mägdelein:
Ohn' ihres Vaters Wissen, gar heimlich sollt' es sein:
Auch hätte sie's der Mutter, Frau Hilden, gern verhohlen,
Daß der Held so heimlich sich in ihr Kämmerlein gestohlen.

Sie hieß den Helden sitzen: „Nun hebt noch einmal an,"
Sprach das edle Mägdelein: „was eure Stimme kann,
Das lüstet mich zu hören: eures Mundes Töne
Sind mir eine Kurzweil über alle Freud' und alle Schöne."

Da begann er eine Weise, die war von Amile,
Kein Ohr hat sie vernommen, noch lernt' ein Mund sie je:
Die hat er singen hören auf den wilden Fluten.
Mit dieser Weise diente Horand am Hof der schönen Maid, der guten.

Als er die süße Weise zu Ende nun ihr sang,
Da sprach das schöne Mägdlein: „Freund, nun habe Dank."

Sie gab ihm von dem Finger, nie sah man Gold so gutes.
Sie sprach: „Ich lohn' euch gern: dazu bin ich gar williges Muthes."

Was ihm die Frau geboten, das wollt' er alles nicht,
Außer einem Gürtel: „Ob Einer tadelnd spricht,
Daß ich zuviel genommen, schön Mägdlein, der bedenke,
Ich bring' ihn meinem Herren: der empfängt ihn gerne zum Geschenke."

Sie sprach: „Wer ist dein Herr? und wie ist er genannt?
Trägt er auch die Krone und hat sein eigen Land?
Ich bin ihm dir zu Liebe hold, ich will's gestehen."
Da sprach der kühne Däne: „Reichern König hab' ich nie gesehen."

Er sprach zu der Frauen: „So entbietet er dir das,
Sein Herz trage Minne zu dir ohne allen Haß.
Nun laß auch ihn genießen, Herrin, deiner Güte:
Er hat um dich alleine von allen Frauen gewendet sein Gemüthe."

Sie sprach: „Gott mög' ihm lohnen, daß ich sein Herz gewann.
Wär' er mir ebenbürtig, ich nähm' ihn gern zum Mann,
Wenn du mir singen wolltest den Abend und den Morgen."
Er sprach: „Ich thu es gerne, darüber seid mir, Herrin, außer Sorgen."

3. Wie Ortwein und Herwig Gudrun und Hildburg beim Waschen treffen.

Nach langem Harr'n und Warten, da sahn sie auf dem Meer
Zwei in Einer Barke und anders Niemand mehr.
Da sprach Frau Hildeburg zu Gudrun der reichen:
„Dort seh' ich Zwei schwimmen: deinen Boten scheinen die zu gleichen."

Da sprach die Jammernsreiche: „O weh ich arme Maid:
Jammer schafft mir Alles, die Freude wie das Leid.
Sind es Hildens Boten, sollen die mich finden
Waschen auf dem Grieße, die Schande könnt' ich nimmer überwinden.

Ich arme Gottverlaßne, ich weiß nicht was ich thu':
Traut Gespiel, Hildeburg, gieb deinen Rath dazu:
Soll ich von hinnen weichen oder mich hier finden
Lassen in der Schande? Lieber hieß ich immer Ingesinde!"

Da sprach Frau Hildeburg: „Ihr seht wohl wie es steht:
In so hohen Dingen fragt nicht was Hildburg räth.
Ich leiste mit euch gerne Alles was ihr thut:
Ich will bei euch verbleiben, es ergeh' euch übel oder gut."

Da wandten sie sich beide und gingen eilends fort;
Doch waren schon so nahe die Männer jenem Ort,
Daß sie die Wäscherinnen sahen an dem Strande:
Da wurden sie wohl inne, daß sie wollten fliehn von den Gewanden.

Sie sprangen aus der Barke und riefen ihnen nach:
„Ihr schönen Wäscherinnen, warum ist euch so jach?
Wir sind fremde Leute, das mögt ihr an uns spüren:
Scheidet ihr von hinnen, die reichen Kleider werdet ihr verlieren."

Es war in den Tagen, da der Winter Abschied nimmt,
Und der Vogel mit Zagen die Kehle wieder stimmt,
Daß er singe seine Weise, wenn der März entschwunden.
In Schnee und in Eise wurden die armen Waisen gefunden.

Mit gesträubten Haaren kamen sie heran.
Wie ihnen beiden waren die Häupter wohlgethan,
Doch sah man ihre Locken zerzaust vom Morgenwinde;
Ob es regnete oder schneite, weh war dem armen Ingesinde.

Das Meer allenthalben noch mit dem Eise floß,
Das sich zerlassen wollte; ihre Sorge die war groß.
Durch die Hemden schienen weiß wie der Schnee
Die minniglichen Glieder; ihnen schuf die Scham vor Fremden Weh.

Herwig der edle ihnen guten Morgen bot:
Wohl wär' den Heimathlosen ein guter Morgen Noth.
Von ihrer bösen Meisterin hörten sie nur Schelten:
Guten Morgen, guten Abend, kam den Minniglichen selten.

„Ihr sollt' uns hören lassen," sprach Herr Ortewein,
„Wem diese reichen Kleider auf dem Strande sei'n,
Oder Wem ihr waschet: ihr beiden seid so schöne,
Wer thut euch das zu Leide? daß ihn Gott vom Himmel immer höhne!

„Wem ist dieses Erbe und dieses reiche Land,
Dazu die guten Burgen? wie ist er genannt?
Daß er euch ohne Kleider läßt so schmachvoll dienen:
Wollt' er auf Ehre halten, euch anders zu behandeln würd' ihm ziemen."

Noch zitterten vor Kälte die schönen Mägdelein;
Da sprach der König Herwig: „Möchte das doch sein,
Daß es euch Minnigliche deuchte keine Schande,
Wenn ihr edeln Mädchen unsre Mäntel trüget auf dem Strande."

Da sprach die Tochter Hildens: „Gott laß euch selbst gedeihn
Eure Mäntel beiden! Nie an dem Leibe mein
Sollen Jemands Augen Männerkleider sehen."
Wenn sie sich erkennten, ihnen könnte Liebres nicht geschehen.

Oftmals blickte Herwig die Jungfrau forschend an;
Sie schien so schön dem Degen und auch so wohlgethan,
Daß es ihn im Herzen oft zum Seufzen brachte:
Sie glich so sehr der Einen, an die er oft gar inniglich gedachte.

Da sprach von Ortland wieder der König Ortwein:
„Ich frag' euch Mädchen beide, sollt euch bekannt nicht sein
Ein fremdes Ingesinde, das kam zu diesem Land?
Eine war darunter, die wurde Gudrun genannt.
Sie sprach:
Ich bin auch Eine deren, die mit Hartmuths Heer
Im Streit gefangen wurden und geführet über Meer.
Ihr suchet Gudrunen: das thut ihr ohne Noth,
Die Magd von Hegelingen fand vor großem Leid den Tod."

Da thränten Ortweinen seine Augen licht;
Die Kunde ließ auch Herwig unbeweinet nicht.
Als sie das vernahmen, daß gestorben wäre
Die Magd von Hegelingen, das belud ihr Herz mit großer Schwere.

Als sie die Helden beide vor ihr weinen sah,
Die geraubte Jungfrau sprach zu ihnen da:
„Ihr gehabt euch also bei dieser Trauermäre,
Als ob die edle Gudrun euch verwandt, ihr guten Helden, wäre."

Da sprach König Herwig: Wohl traur' ich um die Maid:
Sie ist mein Weib gewesen auf alle Lebenszeit.
Sie war mir zugeschworen mit Eiden fest und stäte:
Nun hab' ich sie verloren durch des alten Ludwigs grimme Räthe."

„Ihr wollt mich betrügen," sprach die reine Magd,
„Von Herwigens Tode war mir oft gesagt.
Die höchste Wonn' auf Erden sollt' ich in ihm gewinnen:
Wär' der noch am Leben, so hätt' er längst mich geführt von hinnen."

Da sprach der edle Ritter: „So seht meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet: Herwig bin ich genannt:
Mit diesem Mahlschatz sollt' ich Gudrunen minnen:
Seid ihr denn meine Gattin, wohlan, ich führ' euch minniglich von hinnen."

Wie nach der Hand sie schaute und nach dem Ringelein,
Da lag in dem Golde von Abale der Stein,
Den besten den sie je gesehn all ihres Lebens Tage;
Einst hatt' ihn Gudrune, die schöne, selber an der Hand getragen.

Sie lächelte vor Wonne: da sprach das Mägdelein:
„Das Gold erkenn' ich wieder, vor Zeiten war es mein.
Nun sollt ihr dieses sehen, das mein Geliebter sandte,
Da ich armes Mädchen mit Freuden war in meines Vaters Lande."

Wie nach der Hand er schaute und das Gold ersah,
Herwig ihr Trauter sprach zu Gudrun da:
„Dich hat auch anders Niemand als fürstlich Blut getragen:
Nun hab' ich Freud und Wonne gesehn nach langem Leid und bösen Tagen."

Da umschloß er mit den Armen die herrliche Maid;
Was sie gesprochen hatte gab ihnen Lieb und Leid.
Auch bedeckt' er ihr mit Küssen den Mund, die Niemand zählte,
Ihr und Hildeburgen der minniglichen Magd, der auserwählten.

Der Wäsche nun vergaßen die herrlichen Fraun.
Wohl konnt' es aus der Ferne die böse Gerlind schaun,
Daß sie müßig waren da unten auf dem Strande.
Da zürnte sie gewaltig; ihr lagen sehr am Herzen die Gewande.

Da sprach die schöne Hildburg, die Maid aus Irland:
„Was laßt ihr, Königstochter, liegen das Gewand,
Daß ihr Ludwigs Degen zu waschen säumt die Kleider:
Und wird das Gerlind inne, so thät sie uns mit Schlagen niemals leider."

Da sprach die Tochter Hildens: „Dazu bin ich zu hehr,
Der bösen Gerlind waschen will ich nimmermehr.
Nun verschmäh' ich Dienste zu leisten so geringe,
Da mich zwei Könige küßten und mit den Armen herzend mich umfingen.'

„Ihr dürft mir nicht verdenken," hub Hildburg wieder an,
„Daß ich zum Waschen rathe: wir thäten klüger dran,
Als daß wir so die Kleider in die Kammer tragen,
Sonst wird uns beiden der Rücken übel heute noch zerschlagen."

Da sprach die Enkelin Hagens: „Freude nahet mir,
Trost und hohe Wonne: ob sie bis Morgen hier
Mich mit Besen schlügen, daran würd' ich nicht sterben;
Doch die uns so mißhandeln, deren müssen Viele bald verderben.

„Nun will ich diese Kleider tragen zu der Flut:
Sie sollen wohl erfahren," sprach das Mägdlein gut,
„Daß ich mich vergleichen dürfe Königinnen:
Ich werfe sie in's Wasser, daß ich sie lustig fließen seh von hinnen."

Was auch Hildburg redete, Gudrun trug hindann
Gerlindens edles Linnen; zu zürnen hob sie an:
Sie schwang sie aus den Händen weit in die Wogen.
Sie schwebten eine Weile; ich weiß nicht ob sie je hervor sie zogen.

3. Das Heldenbuch.

1. Aus der Ravennaschlacht.

Etzel schickt ein Heer zu Dietrichs Hülfe, welcher Ermenrich vor Raben angreift. Etzels beide jungen Söhne und Dietrichs junger Bruder Diether sind auch bei dem Heer, obwohl die Königin Helche einen warnenden Traum gehabt hatte. Sie sollen jedoch in Verona zurückbleiben. Als es zur Schlacht geht, entfliehen sie aber ihrem Hüter Ilsan, greifen auf einsamer Haide einen Verräther aus Dietrichs Heer an und werden von demselben alle drei erschlagen. Dietrich beklagt sie und will Rache nehmen; aber der Mörder wird von einem Meerweib in den Grund der See gerettet. — Dietrich fürchtet Etzels und Helche's Zorn, Rüdiger bringt ihnen die Trauerbotschaft, betheuert Dietrichs Unschuld an dem Tod der Kinder und bewirkt die Verzeihung und Versöhnung. Dietrichs Klage um die Kinder.

Nun sage, guter Degen, was ist dir geschehn?
Du jammerst sehr, so rede: was hast du gesehn,
Das dich so erschreckte? das vernähm ich gern."
Da sprach aber Helferich zu dem edeln Vogt von Bern:

„Wißt ihr nicht die Märe, Vogt vom Römisch Reich?
Ihr habt wohl Grund zu trauern, die jungen Kön'ge reich
Liegen beid' erschlagen, und euer Diether.
Der Sieg ist auch verloren: die Hunnen streiten nicht mehr."

Da lief zu seinem Rosse der erschrockne Mann;
Ihm folgten geschwinde die Herrn in seinem Bann.
Mit Helferich dem Kühnen kam er dahin gerannt,
Wo er seine Herren mit den Todeswunden fand.

Auf die lieben Kinder der Berner warf sich hin
Mit kläglichen Schmerzen; wohl hatt' er Ungewinn.
In ihre Wunden küßte sie der betrübte Mann:
„Nun hab' ich meinen Jammer erst gefunden," hub er an.

Seine Hände beide er in die Augen schlug.
„O weh großer Leide! daß mich die Mutter trug,
Das müsse Gott erbarmen! auf der weiten Welt
Schuf er nicht so Armen, da ich diese seh gefällt.

„Nun weh mir, immer wehe, daß ich geboren bin!"
Das Haar aus der Schwarte brach er in irrem Sinn.
„O weh, an welchem Ende soll man mich da schaun,
Wenn man solche Märe Frau Helken sagt, meiner Fraun!"

Da sprach zu dem von Berne Rüdger zu Hand:
„Wohl habt Ihr Grund zu klagen, von Euch nahm schweres Pfand
Der im Himmel wohnet, drum reuet Ihr mich sehr.
Hier habt Ihr Unsieg und Heunland seht Ihr nimmer mehr."

Ein Glied aus seiner Linken biß der bedrängte Mann.
„Daß gleich mich Gott ertödte, mein Unglück nah' heran,
Nimmermehr geschehe mir hinfort ein Heil,
An aller Freude habe mein Herz nun nie wieder Theil.

„Für mich auf dieser Erde wird nicht wieder Rath:
Wohin ich mich nun wende nach solcher Missethat,
So spricht man allenthalben nah oder fern:
Seht, das ist derselbe, der verrathen hat seinen Herrn.

„Also sprechen alle, wie ohne Schuld ich bin.
O weh, armer Dietrich, wo kehrst du dich denn hin?
Wie soll ich nun gebaren, da Heunland mich verstößt
Und aus des Kaisers Händen mein Erbe bleibet unerlöst."

Die beiden jungen Könige begann der Held von Bern
Um und um zu kehren: die Wunden säh er gern:
Als das geschah, er brauchte nicht lange hinzuschaun,
So rief er: „diese Wunden hat ihnen Minnung gehaun."

Dahin ging nun Dietrich, wo er den Bruder fand.
Wie übel gebarten die Recken all zuhand!
Niemand mocht' es lassen zu jammern und zu schrein;
Weinen ohne Maßen war da und gräßliche Pein.

„Nun breitet sich mein Jammer und mehrt mein Leid sich hier.
O, weh, Bruder Diether, was lieg' ich nicht bei dir
Von Wittich erschlagen! Gott klag' ich diese Noth."
Beide Augen waren ihm wie ein Feuer so roth.

„Herre Gott, betrachte du meine grimme Pein,
Laß diesen Schmerz nicht eher verzehren mein Gebein,
Bis ich den Bruder räche: der Wunsch verblieb mir doch.
Was soll ich weiter sprechen? weh, es lebt sein Mörder noch.

„An dir hab' ich verloren der Freuden Ostertag.
Wie viel, Held erkoren, in dir der Tugend lag!
Nun hat mich Gott geschieden von dir und aller Lust;
Nie wird mir wieder Frieden als mit des Lebens Verlust!"

2. Aus dem Rosengarten.

Kriemhild hält in einem Rosengarten zu Worms ihren Hof und entbietet Etzel und Dietrich mit ihren Mannen nach Worms zu kommen, um zu ihrer Vermählungsfeier die burgundischen Helden (ihren Vater Gibich, ihre Brüder und ihren Verlobten Siegfried) im Zweikampf zu bestehen; die Burgunden aber unterliegen, nur mit Siegfried weigert sich Dietrich den Kampf zu beginnen wegen dreier Dinge. Erstens weil er das Schwert Balmung habe, dann den Panzer der Zwerge und endlich weil er hörnen sei. — Dietrichs Dienstmann Hildebrand sucht ihn umsonst durch Zureden und endlich durch Vorwürfe und Spott zum Kampf zu bewegen, erst als er ihn schlägt und einen ehrlosen Mann nennt, schlägt Dietrich ihn nieder, und Hildebrand hat seinen Zweck erreicht, Dietrichs Zorn aufzuregen; grimmig schreitet er jetzt zum Kampf mit Siegfried. Als Hildebrand sieht, daß Dietrich vor Siegfried zurückweicht, läßt er ihm die Kunde von seinem Tod zurufen und da erst entbrennt Dietrichs Zorn so heftig, daß er Siegfried überwindet und ihm erst das Leben schenkt als Hildebrand lebendig vor ihn tritt.

Da ritt in den Garten der Berner allzuhand!
Ihm kam alsbald entgegen Siegfried von Niederland
Auf einem guten Rosse, so hören wir sagen;
Es hatt' ihn oft in Streiten zu hohen Ehren getragen.

Sie trieben ihre Rosse, daß sie zusammen flogen,
Ihre Speere beide brachen, sich ihre Schilde bogen.
Sie sprangen von den Rossen herab zu gleicher Zeit:
Da hob im Rosengarten sich erst ein grimmer Streit.

Sie sprangen zu einander wohl auf den Platz der Wahl,
Sie zogen von den Seiten zwei Klingen von lichtem Stahl,
Sie bargen sich hinterm Schilde: ein Fechten hub da an,
Daß ihnen durch die Ringe der Schweiß geronnen kam.

Vermessentlich die Helden zwei scharfe Schwerter zogen,
Daß spannenlange Scherben von ihren Schilden flogen.
Um Späne von den Schilden weinte manches Weib:
„Sollen zwei Fürsten milde verlieren Leben und Leib?"

Sprachen sie, „der Königin zu Lieb, das wär' zu viel!"
„Laßt sie fechten," sprach Kriemhilde, „es ist mir nur ein Spiel."
Da fochten mit einander die beiden kühnen Degen
Mit ungefügen Sprüngen, dazu mit großen Schlägen.

Da wehrten sie sich beide des heißen Kampfes Noth,
Daß ihre lichten Helme von Feuer wurden roth:
Es sprang zu beiden Seiten aus ihres Helmes Wand.
Wie der Schmied an der Esse, so schürten sie den Brand.

Der Küsse dachte Siegfried, die er bei Kriemhild empfing:
Da kam zu neuen Kräften der kühne Jüngling;
Man sah ihn mordlich fechten, das will ich euch sagen,
Da begann er im Kreise Dietrichen umzujagen.

Da sprach die schöne Kriemhild: „Nun schaut, ihr Frauen mein,
Das ist der kühne Siegfried, der Held vom Niederrhein.
Wie treibt er den Berner umher auf grünem Feld;
Noch trägt mein lieber Siegfried das Lob vor aller Welt.

„Nun mag ich mich wohl freuen, so hatt' ich's mir erdacht:
Es wird der Vogt von Berne noch heut' dazu gebracht,
Daß er mir muß dienen, dieweil er hat das Leben:
Dazu zwingt ihn Siegfried, dieser auserwählte Degen."

Siegfried der edle war ein starker Mann;
Jetzt lief er gewaltig Dietrichen an:
Er schlug ihm eine Wunde durch seinen Eisenhut,
Daß man herniederrinnen ihm sah das rothe Blut.

„Wie hält sich unser Herre?“ frug heimlich Hildebrand.
„Er ficht leider übel,“ sprach Wolfhart allzuhand:
„Er hat eine tiefe Wunde, durch seinen Eisenhelm,
Er ist mit Blut beronnen, er ficht recht wie ein Schelm.“

„Er ist noch nicht im Zorne,“ sprach da Hildebrand.
„Nun ruf in den Garten, du kühner Weigand,
Und sag' ich sei gestorben, er habe mich erschlagen:
Wenn das ihn nicht erzürnet, dann mögen wir wohl klagen.“

Wolfhart rief in den Garten, daß weit die Luft erscholl:
„O weh mir meines Leides, das ist so groß und voll!
Hildbrand ist erstorben, wir müssen ihn begraben:
O weh, du Vogt von Berne, was hast du ihn erschlagen!“

„Ist Hildebrand gestorben,“ rief der Berner gleich,
„So findet man an Treue Keinen, der ihm gleich.
Nun hüte deines Lebens, Siegfried, kühner Mann,
Es ist mein Scherz gewesen, was ich noch stritt bis heran.

„Wehr dich aus allen Kräften, es thut dir wahrlich Noth.
Uns Beide scheidet Niemand, als des Einen Tod.
Ich hab' um deinetwillen verloren einen Mann,
Den ich bis an mein Ende nimmer verwinden kann.“

Da sprach der kühne Siegfried: „des Dreuens treibt ihr viel.
Was ihr mit mir streitet, das ist mir nur ein Spiel.
Der hat zuletzt den Schaden, der sein am Haupt entgilt.“
Da liefen wieder beide gegen einander wild.

Wie ein Haus das dampfet, wenn man es zündet an,
So mußte Dietrich rauchen, der zornige Mann.
Man sah eine rothe Flamme gehn aus seinem Mund:
Siegfrieds Horn erweichte: da ward ihm Dietrich erst kund.

Er brannte wie ein Drache, Siegfrieden ward so heiß,
Daß ihm vom Leibe nieder durch die Ringe floß der Schweiß.
Den edeln Vogt von Berne ergriff sein grimmer Zorn:
Er schlug dem kühnen Siegfried durch Harnisch und durch Horn,

Daß ihm das Blut, das rothe, herabsprang in den Sand:
Siegfried mußte weichen, wie kühn er eben stand.
Er hatt' ihn hingetrieben, jetzt trieb ihn Dietrich her:
Das sah die schöne Kriemhild, die begann zu trauern schwer.

Da sprach Frau Brunhilde: „Herr Dietrich ist im Zorn:
Siegfrieden mag nicht helfen sein Harnisch noch sein Horn.
Ich seh die Ringe stieben von dem kühnen Mann,
Sein Blut seh ich fließen: um den Helden ist's gethan.“

Der Berner schnitt die Ringe als wär' es faules Stroh;
Zum erstenmal im Leben sah man daß Siegfried floh.
Da jagt' ihn durch die Rosen der Berner unverzagt.
Nun säumte sie nicht länger die kaiserliche Magd.

Sie sprang von ihrem Sitze, ein Kleid sie von sich schwang,
Kriemhild in großer Eile hin durch die Rosen drang,
Da rief mit lauter Stimme die Königstochter hehr:
„Nun laßt von euerm Streite, Dietrich, ich fleh' euch sehr.

„Steht ab um meinetwillen, und laßt das Kämpfen sein:
Euch ist der Sieg geworden zu Wormes an dem Rhein."
Da that der Vogt von Berne als hätt' er's nicht gehört,
Er schlug mit seinem Schwerte, schier hätt' er ihn bethört.

Er hörte nichts von allem was die Königstochter sprach,
Bis er dem kühnen Siegfried vollends den Helm zerbrach.
Wie viel man der Stühle zwischen die Streiter warf,
Sie zerhieb der Berner mit seinem Schwert so scharf.

Da warf sie ihren Schleier über den kühnen Degen:
So dachte sie dem Gatten zu fristen Leib und Leben.
Da sprach die Königstochter: „Bist du ein Biedermann,
So laß ihn des genießen, daß er meine Huld gewann."

Da sprach der Held von Berne: „die Rede lasset sein:
Wessen ihr mich bittet, zu Allem sag' ich Nein.
Euch Ritter und euch Frauen ich bring' euch all' in Noth,
Ihr müßt vor mir ersterben, da Hildebrand ist todt."

Alles was im Garten war wollt er erschlagen,
Dietrich in seinem Zorne, wie wir es hören sagen.
Hildebrand der Alte that als ein Biedermann,
Er sprang in den Garten und rief seinen Herrn an.

Er sprach: „Lieber Herre, laßt ab von euerm Zorn:
Ihr habt den Sieg gewonnen, so bin ich neu geborn."
Dietrich der Kühne sah Hildebranden an,
Da erweicht ihm sein Gemüthe, da er stehen sah den Mann.

Der Berner ließ sein Toben, er küßt' ihn auf den Mund:
„Gott will ich heute loben, daß du noch bist gesund!
Sonst hätte nicht verfangen ihr Flehen insgemein!
Um Siegfried war's ergangen: das schuf das Sterben dein."

3. Irmenfried und Iring.

Irmenfried, der letzte Thüringische König, hatte Amalberga, eine Tochter des Frankenkönigs Hugo, zur Gemahlin, dessen unehelicher Sohn Dietrich nach ihm zum König der Franken gewählt wurde; dieser sendet Boten zu Irmenfried, der aber, von seiner stolzen Gemahlin verleitet, deren unechten Bruder (den Sohn der Magd) nicht anerkennen will, sondern ihm höhnische Antwort giebt. Nun zogen die Franken über den Rhein und schlugen bei Ronneberg drei Tage die Thüringer. Das wilde Volk der Sachsen verbindet sich mit Dietrich und sie theilen durch einen Vertrag Irmenfrieds Land, der auf seiner Burg Scheidung sitzt. Da bittet

Irmenfried um Frieden und Dietrich läßt sich bewegen, seinen Vertrag mit den Sachsen zu brechen und sich dagegen mit seinem Schwager zu deren Vertreibung zu verbinden. Durch einen Thüringischen Jüngling, der auf der Jagd seinen Falken an einen Sachsen verliert, wird das Geheimniß des Vertrags zwischen Franken und Thüringern den Sachsen verrathen; diese überfallen nun die Burg Scheidung, nöthigen Irmenfried und Amalberga zur Flucht und morden und zerstören Alles. Als das Glück sich nun für die Sachsen entschieden hatte, verließ auch Dietrich seinen Schwager wieder und wollte Iring, Irmenfrieds Dienstmann, durch Versprechen großer Länder bewegen, seinen Herrn zu ermorden; dieser geht scheinbar darauf ein und fragt in beider Könige Gegenwart noch einmal bestimmt, ob sein Lohn ihm auch gewiß sei. Als er erfährt, daß Dietrichs Herz unverändert nach Irmenfrieds Tod trachtet, zieht er sein Schwert und durchsticht Dietrich, als getreuer Dienstmann. Er macht durch das ganze Gedicht den Gesandten und Anhänger Irmenfrieds, ungefähr wie Hagen im Nibelungenlied, in welchem Gedicht beide Helden Irmenfried und Iring als Lehnsmannen an König Etzels Hof erwähnt werden.

Die Freude war in Scheidung nun groß, als man vernahm
Die frohe Friedensbotschaft, die aus dem Lager kam.
Da ritt ein junger Degen, den Habicht auf der Hand,
Einen Vogel beizen an der Unstrut schilfigen Rand.

Da hob sich ein Reiher jenseits aus der Flut.
Gleich ließ den Habicht fliegen Wito mit frohem Muth.
Der Habicht fing den Reiher; doch war zu schwer der Raub:
Der Thüringer lockte, da blieb der Vogel ihm taub.

Er flog am andern Ufer zu einem Sachsen hin
Und bracht' ihm den Reiher: den freute der Gewinn.
Doch schwer verdroß den andern der doppelte Verlust
Des Reihers und des Federspiels: er rief aus tönender Brust:

„Gib mir den Habicht wieder und sei der Reiher dein!"
Der Sachse sprach mit Lachen: „Nein Schatz, das kann nicht sein:
Mein sind alle beide." Das ging dem Jüngling nah.
Nun hört was um den Habicht und um den Reiher geschah:

Er sah wohl, daß das Federspiel ihm sonst verloren sei;
Da rief er ihm hinüber: „Laß mir den Habicht frei,
Ich will dir etwas sagen, was euch viel nützer ist
Fürwahr als hundert Vögel, wenn ihr es heute noch wißt."

Ihm rief zurück der Sachse, der Goßhold war genannt:
„Dir werden beide Vögel, thust du mir das bekannt."
Nun wußte durch die Unstrut die Furt der junge Mann,
Die durchritt er eilends und kam an's Land und begann:

„Nun gieb die Vögel beide." Der Sachse gab sie hin.
Der Jüngling sprach: „So wisse, euch wäre Noth zu fliehn.
Versöhnt sind die Schwäger; und nützt ihr nicht die Nacht,
Euch wird von beiden Heeren am Morgen der Garaus gemacht."

„Du spottest," rief der Sachse, „wie, oder sprächst du wahr?"
„Wartet bis zum Morgen, so werdet ihr's gewahr." —
Da wandt er durch die Seichte das scheue Roß zurück;
Daß er die Vögel hatte schien ihm ein einziges Glück.

4. Das jüngere Hildebrandslied.

(Aus dem Heldenbuch Kaspar's von der Roen.)

„Ich will zu Land ausreiten,
Sprach Meister Hildebrand;
Wer thut den Weg mir weisen
Gen Bern wohl in die Land?
Sie sind mir unkund gewesen
Gar manchen lieben Tag,
In zwei und dreißig Jahren
Frau Utten ich nicht gesach."

Da er zum Rosengarten ausreit
Wol in der Berner Mark,
Da kam er in große Arbeit;
Von einem Helden stark,
Von einem Helden junge
Ward er da angerannt.
„Nun sag' du mir, viel Alter:
Was suchst in Vaters Land?

„Du führst einen Harnisch lauter und rein,
Recht wie ein Königskind,
Du machst mich jungen Helden
Mit seh'nden Augen blind.
Du sollt' daheime bleiben,
Und han gut Hausgemach
Bei einer heißen Glute."
Der Alte lacht' und sprach:

„Sollt' ich daheime bleiben
Und haben gut Hausgemach?
Ist mir doch all' mein Tage
Zu reisen aufgesatzt (auferlegt).
Zu reisen und zu fechten,
Bis auf meine Hinnefahrt;
Das sag' ich dir, viel Junger,
Drauf grauet mir der Bart."

„Dein'n Bart will ich dir ausraufen,
Das sag' ich dir, alter Mann,
Daß dir dein rosenfarben Blut
Soll über die Wangen gahn.
Dein'n Harnisch und dein'n grünen Schild
Mußt du mir hier aufgeben;
Dazu auch mein Gefangner sein,
Willt du behalten dein Leben."

„Mein Harnisch und mein grüner Schild
Die han mich oft ernährt,
Ich traue Christ vom Himmel wol,
Ich will mich deiner erwehr'n."

Sie ließen von den Worten
Und zogen zwei scharfe Schwert,
Was die zwei Helden begehrten,
Deß wurden sie gewährt.

Ich weiß nicht, wie der Junge
Dem Alten gab 'nen Schlag,
Deß sich der alte Hildebrand
Von Herzen sehr erschrak.
Er sprang hinter sich zurücke
Wol etlich Klafter weit:
„Nun sag' du mir, viel Junger,
Den Streich lehrte dich ein Weib!"

„Sollt' ich von Weibern lernen,
Das wäre mir immer Schand',
Ich hab' viel Ritter und Grafen
In meines Vaters Land;
Auch sind viel Ritter und Grafen
In meines Vaters Hof,
Und was ich nicht gelernet hab',
Das lern' ich aber noch."

Er nahm ihn in der Mitten,
Da er am schwächsten was,
Und schwang ihn so zurücke
Wol in das grüne Gras.
„Nun sage du mir, viel Junger,
Dein Beichtvater will ich sein,
Bist du ein junger Wolfinger,
Von mir sollst du gewesen sein.

„Wer sich an alte Kessel reibt,
Empfahet gerne Rahm;
Also geschieht dir Jungen
Von mir viel altem Mann
Dein'n Geist mußt hier aufgeben,
Auf dieser Haiden grün,
Das sag' ich dir gar eben,
Du junger Helde kühn!"

„Du sagst mir viel von Wolfen,
Die laufen in das Holz.
Ich bin ein alter Degen
Aus Griechenlande stolz.
Meine Mutter heißt Frau Utte,
Ein' gewalt'ge Herzogin,
Und Hildebrand der Alte
Der liebste Vater mein!"

„Heißt deine Mutter Frau Utte,
Eine gewalt'ge Herzogin,
Bin ich Hildebrand der Alte,
Der liebste Vater dein."
Er schloß auf seinen grünen Helm
Und küßt' ihn auf den Mund:
Nun muß es Gott gelobet sein,
Wir sind noch beid' gesund."

„Ach Vater, liebster Vater,
Die Wunden, die ich euch schlagen,
Die wollt' ich dreimal lieber
In meinem Haupte tragen."
„Nun schweig, mein lieber Sohne,
Der Wunden wird wohl Rath,
Nun muß es Gott gelobet sein,
Der uns zusamm'fügt hat."

Das währte von der None
Bis zu der Vesperzeit;
Allda der junge Hildebrand
Gen Berne daher reit't.
Was führt er auf sein'm Helme?
Von Gold ein Kränzelein.
Was führt er auf seiner Seite?
Den liebsten Vater sein.

Er führt ihn in seiner Mutter Haus,
Setzt ihn oben an den Tisch,
Und bot ihm Essen und Trinken,
Das däucht seiner Mutter unbillig.
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Der Ehren ist zu viel,
Daß du einen gefang'nen Mann
Setzest oben an den Tisch."

„Nun schweiget, liebste Mutter,
Und hört, was ich euch thu' sagen,
Er hätte mich auf der Haiden
Schier gar zu Tod geschlagen;
Nun hört mich, liebste Mutter,
Kein Gefang'ner soll er sein,
's ist Hildebrand der Alte,
Der liebste Vater mein.

„Ach Mutter, liebste Mutter,
Nun bietet ihm Zucht und Ehr'!"
Da hub sie an zu schenken
Und trug's ihm selber her.
Was hatt' er in seinem Munde?
Von Gold ein Ringelein,
Das ließ er in den Becher sinken,
Der lieben Frauen sein.

4. Hartmann von Aue.

(§. 18. Lehrb. §. 433.)

Der arme Heinrich, schwäbische Volkssage.

(Nach Simrock und Marbach.)

1. Heinrich bei der Bauernfamilie.

Gott hatt' ein selig Leben
Diesem Meier gegeben.
Gesunden rüstigen Leib
Und ein fleißiges Weib,
Dazu auch manches schöne Kind,
Die des Mannes höchste Freude sind,
Und darunter, wie man sagt,
Eine artige Magd,
Ein Kind von zwölf Jahren:
Die man sah gebaren
Gütlich sonder Gleichen.
Sie mochte nimmer weichen
Von ihrem Herrn nur einen Fuß.
Um seine Huld und seinen Gruß
Diente sie ihm allerwege
Mit ihrer gütlichen Pflege.
So schön auch war sie von Gestalt,
Und ihr Reiz so mannigfalt,
Kein Kaiser dürfte sich schämen,
Sie zur Tochter zu nehmen.

Die andern alle mieden gern
Ihren siechenden Herrn,
Verbot es nicht die Schicklichkeit;
Sie aber floh zu jeder Zeit
Zu ihm und nirgends anders hin.
Sie erfreute seinen trüben Sinn,
Und hatt' ihr ganz Gemüthe
Mit reiner Kindesgüte
Ihrem Herrn zugewandt,
Daß man sie immer sitzen fand
Zu den Füßen ihres Herrn.
So leistete dem Kranken gern
Gesellschaft die gute Maid.
Auch war er sie zu freun bereit,
Und was ihr nur am Herzen lag
Und was Kindern dienen mag
Zu ihrem kindlichen Spiel,

Dessen gab der Herr ihm viel.
Auch half ihm sehr, daß so geschwind
Kinder zu gewöhnen sind.
Er kauft' ihr was er feil nur fand,
Spiegel oder Haarband;
Und was Kindern lieb mag sein,
Gürtel oder Ringelein.
So heimlich macht' ihm dieß ihr Herz,
Daß er sie im halben Scherz
Wohl sein klein Gemahl hieß.
Das getreue Mägdlein ließ
Selten ihren Herrn allein.
In ihren Augen war er rein.
Es mochten seine Gaben
Daran zwar Antheil haben;
Doch wirkt' er wohl zu allermeist,
Den Gott ihr gab, der süße Geist.

Sie dient ihm gar so williglich.
Als so der arme Heinrich
Drei Jahre dort verblieben war,
Derweil der Herr ihm immerdar
Mit Jammer schlug den siechen Leib,
Da saß der Meier und sein Weib
Und ihre Tochter, die Maid,
Von der ihr schon vernahmt Bescheid,
Geschäftig einst bei ihm und klagten
Die bittern Martern, die ihn plagten.
Auch that es ihnen wahrlich Noth,
Denn sie fürchteten, sein Tod
Möchte sie schwer verletzen,
Und sie gar entsetzen
Der Ehren und des Gutes,
Wenn ungnäd'geren Muthes
Ein andrer Gutsherr würde.
Lang trugen sie die Bürde
Der Sorgen, bis der Bauersmann
So zu fragen begann:
Er sprach: „Lieber Herre mein,
Möcht' es mit euern Hulden sein,
So fragt ich gar zu gerne:
Da doch zu Salerne
Viel Meister sind der Arzenei,
Wie kommt's, daß Keiner war dabei,
Der eure Sucht zu heilen
Rath wußte zu ertheilen?
Herr, das dünkt mich wunderlich."
Da zog der arme Heinrich
Einen Seufzer tief von Herzen
Herauf mit bittern Schmerzen,
Worauf er also traurig sprach,
Daß der Seufzer ihm die Worte brach:

„Ich habe diesen Schimpf und Spott
Nur allzuwohl verdient um Gott.
Denn du sahest wohl hievor,
Daß hoch offen stand mein Thor
Der Weltlust und der Eitelkeit,
Und daß Niemand weit und breit
So in Fülle lebt' als ich.
Daran that ich freventlich,
So ohnmächtig wie ich war.
Denn wenig nahm ich dessen wahr,
Durch dessen Gnade mir dieß Leben
Nach allen Wünschen war gegeben.
So verirrt war da mein Herz,
Wie den Weltthoren allerwärts:
Immer wähnt ihr blöder Sinn,
Daß sie Ehr' und Glücks Gewinn
Möchten ohne Gott empfahn.
So trog auch mich mein dummer Wahn,
Denn ich achtet' ihn gering,
Von des Gnaden ich soviel empfing
Der Ehren und des Gutes.
Als da des Uebermuthes
Den hohen Pförtnern verdroß,
Des Heiles Thor er mir verschloß:
Da geh' ich leider nimmer ein;
Mein Leichtsinn schuf mir diese Pein.
Zur Strafe hat mir Gott gesandt
Eine Sucht, aus deren Band
Mich Niemand mag erlösen.
Nun verschmähen mich die Bösen,
Der Gute selbst vor mir erschrickt.
Wie gering er sei, der mich erblickt,
Er glaubt, daß ich noch schlechter sei:
Er legt mir seinen Unwerth bei
Und kehrt die Augen ab von mir.
Nun wird erst offenbar an dir
Die große Treue, die du hegst,
Daß du mich Siechen hier verträgst,
Und nicht vor meinem Anblick fliehst.
Und wie du ohne Scheu mich siehst,
Wie Niemand sonst mir Liebes thut,
Wie sehr dein Wohl auf mir beruht,
Du ertrügest doch wohl meinen Tod,
Nun sprich, wer war zu größrer Noth
Auf Erden je erlesen?
Der einst dein Herr gewesen,
Spricht dein bedürftig bei dir zu.
Nun, lieber Freund, verdienest du,
Dein gutes Weib und mein Gemahl,
An mir den ew'gen Freudensaal,
Daß ihr mich Siechen hier ertragt.
Doch was du erst mich hast gefragt,

Das sag' ich dir gerne.
Ich konnte zu Salerne
Keinen Meister finden,
Der mein sich unterwinden
Dürfte oder wollte,
Denn womit ich sollte
Genesen meiner Noth und Pein,
Das müßte eine Sache sein,
Die auf dieser Erden man
Um keinen Preis erlangen kann.
Mir ward nichts anders da gesagt,
Als ich brauchte eine Magd,
Die unbefleckter Ehre
Und ganz entschlossen wäre,
Den Tod für mich zu leiden.
Man müßt' ihr Herz zerschneiden;
Denn nichts anders wär' mir gut
Als des Mägdleins Herzensblut.
Nun findet sich, das leuchtet ein,
Freilich nicht ein Mägdelein,
Das für mich leiden will den Tod.
Drum muß ich schmähliche Noth
Tragen bis an mein Ende;
Daß Gott es bald mir sende!"

2. Heinrichs Heilung.

Herr Heinrich höret mit Entsetzen
Das Messer auf dem Steine wetzen.
Er springt empor, ein wilder Schmerz
Ergreifet um die Maid sein Herz,
Er soll sie lebend nimmer sehn,
Durch die ihm solches Heil geschehn,
Er denkt an ihren treuen Sinn
Und eilet zu der Thüre hin
Und will hinein — sie ist verschlossen.
Da hat sein Auge sich ergossen
In heißen Thränen, umgestaltet
Fühlt er sein Inn'res, es entfaltet
Ein neues Leben seine Brust.
Er denkt: „Soll meines Herzens Lust,
Die holde, süße, reine Maid,
Für mich dem Tode sein geweiht?
Willst du, ein Thor, den Höchsten zwingen,
Von ihm Gesundheit dir erringen?
Glaubst du, daß Jemand Einen Tag
Zu leben ohne ihn vermag?
Und wenn dir Gott nun helfen wollte,
Sag' an, warum sie sterben sollte,
Es kann Gott Alles, was er will.
Drum halte aus geduldig, still,
Versuche nicht mit neuen Sünden
Den Ew'gen, seinen Zorn entzünden
Nur kannst du, doch zu seiner Gnade
Geleiten nur der Buße Pfade."
Er war entschlossen alsobald
Und schlug die Thüre mit Gewalt
Und rief dem Meister: „Laßt mich ein."
Der Meister sprach: „Das kann nicht sein,
Ich habe wichtiger zu thun."
Doch Heinrich schrie: „Nein, lasset ruhn,
Was ihr begonnen, hört mich an." —
„So sagt mir's durch die Thüre dann."
„Nein, laßt mich ein, ich schwör' euch zu,
Es ist um meine ew'ge Ruh."
Da ließ der Meister ihn herein,
Und Heinrich sah das Mägdelein
Dort auf dem Tisch gebunden liegen,
Bereit, den Tod zu übersiegen.
Da sprach er: „Meister, höret mich,
Dies Kind ist also wonniglich,
Ich kann sein Sterben nicht ersehn,
Gott's Wille mag an mir geschehn.
Was ich versprach, will ich euch geben,
Doch laßt die treue Magd am Leben."
Da nun die Jungfrau hört' und sah,
Daß nicht der Tod an ihr geschah,
Und als sie los der Meister band,
Ward sie betrübt; mit ihrer Hand
Zerraufte sie ihr Haar und schrie
So kläglich, daß, wer sie gesehn,
Gemeint, ihr wär' groß Leid geschehn.

Wie sehr sie flehte ihn und bat,
Er ging nicht ab von seinem Rath,
Sie mußte wider Willen
Zuletzt die Klage stillen
Und sich darein ergeben,
Daß sie behielt das Leben.
Herr Heinrich that als braver Mann,
Blieb treu dem Muth, den er gewann,
Er legte selbst das Kleid ihr an,
Gab seinen Lohn dem Arzte dann
Und zog nach seinem Heimathlande,
Obschon er wußte, neue Schande
Erwart' ihn dorten, Schimpf und Spott,
Er trug's geduldig, weil es Gott
So über ihn verhangen,
Wie es mit ihm ergangen.
So war er durch die reine Maid
Von einer Krankheit doch befreit,
Zwar nicht von seines Leibes Leid,

Doch von des Herzens Härtigkeit.
Nun erst war all sein Uebermuth
Erlegen ganz, ein höher Gut,
Als jemals ihm entschwunden,
Das war von ihm gefunden:
Des reinen Herzens Freudigkeit,
Das Gott vertraut ob Schmerz und Leid.
Die arme Maid dagegen war
Versenkt in Kummer ganz und gar.
Ihr Kopf und Herz war wüst und wirr,
Sie ward schier an sich selber irr.
Ihr däuchte, daß in Schand' und Spott
Gewandelt sei ihr Bau'n auf Gott.
Sie fleht in ihrem Herzen
Erlösung dieser Schmerzen.
So kam die Jungfrau und der Mann
Des Nachts bei einer Herberg' an.
Sie wachten jedes still allein
Bei sich in seinem Kämmerlein.
Es dankte Gott der Rittersmann,
Daß er sein Herz ihm abgewann,
Daß er durch Prüfung und durch Leid
Von Eitelkeit ihn ganz befreit.
Die Jungfrau lag auf ihren Knie'n
Und sprach zu Gott und fragte ihn,
Warum er sie mit ihrer Gabe
Nicht gnädig angenommen habe,
Da sie doch habe Nichts zu geben,
Als nur ihr nacktes, armes Leben?
Sie fleh'te: Ach, bin ich nicht rein
Genug, um, Heil'ger, dein zu sein?
So reinige, o Gott, mein Herz
Und laß mich nicht vergehn in Schmerz
Und gieb mir, Vater, doch ein Zeichen,
Daß deine Gnade zu erreichen
Mir einstens noch gelingen werde,
Verweil ich noch auf dieser Erde!
Und Gott, der in das Herze schaut,
Der Niemand läßt, der ihm vertraut,
Der sah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
Die seine Prüfung treu bestanden,
Die würdig, daß sie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröstet, wenn sie weinen,
Der schied die frommen Beiden
Von allen ihren Leiden:
Indeß er schlief in seiner Kammer
Ward Heinrich frei von allem Jammer
Und trat am andern Morgen,
Erlöst von allen Sorgen
Rein und gesund hin vor die Maid,
Da schwand auch ihr ihr Herzeleid.
Sie schaut ihn an und schaut ihn wieder
Und sinkt auf ihre Kniee nieder
Und ruft: „Es sei der Herr gepriesen,
Er hat uns große Gnad erwiesen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn Er hat mir's zurückgegeben."
Herr Heinrich ritt mit frohem Sinn
Nun wieder zu der Heimat hin.
Mit jedem Tage kehrt zurück
Ein Theil von seinem Jugendglück,
Sein Leib blüht auf, sein ganzes Wesen,
So schön wie nimmer es gewesen.

Die beiden sahen gottergeben
Ein langes noch und frohes Leben
Und gingen endlich noch zugleich
Nach kurzem Leid in's Himmelreich,
Es möge einst uns Allen
Dasselbe Loos noch fallen.
Zum Lohn, den sie bekamen,
Verhelfe Gott uns! Amen.

4. Britische Sagenstoffe aus der Gral- und Artussage.

1. Hartmann von Aue.

(§. 18. Lehrb. §. 433.)
(Nach Simrock.)

Aus Iwein: Wie Laudine der Werbung Iweins nachgiebt.

Als die Frau die Magd vertrieben
Und alleine war geblieben,
Befiel sie Schmerz und Reue,
Daß sie so große Treue
So übel mußt entgelten,
Mit Fluchen und mit Schelten,
Sie dachte: „Was hab' ich gethan!
Sie hätte sollen Lohn empfahn
Für treuen Dienst, den sie mir that,
Sie meint' es gut mit ihrem Rath

Und mit Allem, was sie sprach.
Lebt' ich ihrem Rathe nach,
So hab' ich es noch nie beklagt;
Auch hat sie Wahrheit jetzt gesagt.
Kenn ich doch ihren Sinn und Muth,
Daß sie getreu ist und gut.
Mit Unrecht hab' ich sie entlassen,
Ich muß mich wahrlich selber hassen
Um mein heftiges Wesen.
Niemand kann damit genesen;
Nur Schande bringt es und Schaden.
Ich sollte sie her wieder laden;
Viel besser wäre mir die Huld:
Ich war ihr gram ohn' alle Schuld.
Mein Herr war wohl beherzt genug;
Aber jener, der ihn schlug,
Mußte tapfrer sein, als er,
Er hätt' ihn anders hieher
Nicht so mit Gewalt gejagt:
Daran hat sie mir wahr gesagt:
„Wer er sein mag, der ihn schlug,
Ich habe Grund dazu genug,
Daß ich ihm gram von Herzen sei.
Unschuldig ist er doch dabei,
Will es Einer recht verstehn,
Denn in der Nothwehr ist's geschehn.
Mein Herr gedacht' ihn zu erschlagen:
Hätt' er das mir zu Lieb' ertragen
Und hätt' ihn lassen genesen,
Ich wär' ihm allzu lieb gewesen,
Denn so wär' er selber todt.
Ihn zu erschlagen zwang ihn Noth."

So machte sie in ihrem Muth
Sein Vergehen selber gut
Und bewies sich, daß er er schuldlos sei.
Im Spiele war wohl auch dabei
Die Minne, jene Herrscherin,
Die allerbeste Sühnerin
Zwischen Weib und zwischen Mann.

2. Wolfram von Eschenbach.

(§. 19. Lehrb. §. 433.)
(Nach San Marte.)

a. Aus Parzival.

1. Eingang.

Eine Sage ich Euch erneue,
Die erzählt von großer Treue,
Von Angst und Freud', und Lieb' und Leid,
Von Weibes ächter Weiblichkeit,
Von Mannes Mannheit, hehr und stark,
Die sich vor keinem Kampf verbarg.
Dem Helden biet' ich also Gruß:
Er, Weibes-Augen ein süßer Genuß,
Bot Weibes-Herzen süße Pein.
Unthaten feind, von Unthat rein,
Gewann er, wo er Streit nur fand,
Den Preis mit siegreich kühner Hand.
Wie lang' auch Einfalt ihn verwirrt,
Wie lang' und schwer er auch geirrt:
Dennoch hat Treu' und Stätigkeit
Durch Kampf, Verzweiflung, Noth und Leid
Zum hohen Ziel, das er erkürt,
Den streng Geprüften hingeführt.

2. Parzivals Erziehung und Jugend.

Bezwungen von des Grams Gewalt
Zog aus dem Land zu einem Wald
Sie in der Wildniß von Soltane;
Der Blumen halb dort auf dem Plane
Doch wahrlich nicht: in Leid so ganz
Versenkt, wie schön sie mochten prangen,
Sie wand sie nimmer sich zum Kranz.
Hier barg die Flüchtige mit Bangen
Ihr Kind, ließ drauf von ihren Leuten
Nothdürftig Acker bau'n und reuten,
Und Allen auf das Strengste sagen:
So einer würd', ob Mann, ob Weib,
Von Ritterschaft zu sprechen wagen,
Er müßt' es büßen mit dem Leib;
Denn wenn ihr Traut erführe je
Wie es um Ritterleben steh —
Nie würd' er davon abgelenkt,
Und sie in neuen Harm versenkt. —
So ward der junge Knab' geborgen,
Und, einsam in der Wüst' erzogen,
Durch der Mutterliebe Sorgen
Um königliche Zucht betrogen.

Man ließ ihm nach, mit seiner Hand
Zu schnitzen Bogen sich und Pfeile.
Das war den Vögeln nicht zum Heile;
Er tödtet alle, die er fand.
Doch schoß er einen ihrer nieder,
Der kurz zuvor so süße Lieder
Gesungen noch, sah man den Kleinen
Mit Schmerzgeberden um ihn weinen.

Er wusch am Fluß sich alle Morgen;
Noch wußte nicht sein Sinn von Sorgen:
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da schwoll die kleine Brust ihm. Hin
Lief weinend er zur Königin,
Doch fragte sie: was ihm gescheh'n?
So wußt' er Rede nicht zu steh'n,
Wie's oft bei Kindern noch geschieht.
Frau Herzeleide sorgenwach
Ging lang' umsonst dem Wesen nach,
Bis sie den Knaben einst ersieht,
Wie ganz verloren er in Träumen
Den Vöglein lauschet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend, wie ihr Sang
Des Söhnleins Herz so sehnend zwang,
Schwur Haß den bösen Vögeln sie,
Und daß ihr Singen nie mehr hie
Ihr Kind betrübe, sandte Knechte
Sie aus, die Vöglein gut' und schlechte
Zu fangen all' und umzubringen.
Doch Vöglein waren wohl berathen:
Gar manche schlüpften aus den Schlingen,
Und süßer nur durch Hain und Saaten
Schien nun ihr Liedchen zu erklingen.
Der Knabe drauf zur Kön'gin sprach:
„Was stellt man doch den Vöglein nach?
Weh, Mutter, wende ihre Noth,
Gieb ihnen Frieden noch zur Stund'." —
Die Mutter küßt' ihn auf den Mund,
Und rief: „Wie konnt' ich das Gebot
Des höchsten Gottes auch verkehren,
Der sie zu Freuden nur erschuf!"
Der Knabe horchte ihrem Ruf
Mit Acht, und sagte: „Laßt mich hören,
Mutter mein, was ist das: Gott?"
„„Mein Sohn, ich sag' dir sonder Spott—
Begann sie — wie der Tag so licht
Ist er, von Menschenangesicht;
Ihn flehe an in jeder Noth,
Denn stäte Hülfe immer bot
Barmherzig er der Welt und liebend.
Doch einer heißt der Hölle Wirth;
Schwarz ist er, Untreu stets nur übend.
Wie der auch lockend dich umgirrt,
Stets wende von ihm die Gedanken,
Von ihm, und von des Zweifels Wanken.""

So lernt' er's Licht' und Finstre unterscheiden
Und Gutes üben und das Böse meiden.

Gar herrlich wuchs der Knab' heran
Mit Muth und Stärke angethan.
Schon warf den Jagdspieß er gewandt,
Und mancher Hirsch ward froh verzehret,
Den er erlegt mit seiner Hand.
Es fand das Wild sich arg beschweret
Durch seine Kunst: denn gleicher Weise,
Ob blumensprossend, ob von Eise
Die Erde starrend war, ihm galt
Es einerlei — er ging zum Wald.
Und also nahm er zu an Kraft,
Daß er oft heimkam so beladen,
Daß kaum ein Maulthier ohne Schaden
Die Beute hätte weggeschafft.
So ging er auch an einem Tag
Nach seiner Art dem Waidwerk nach,
An einem Berghang niederschweifend,
Und auf dem Blatt dem Wilde pfeifend
Da tönte Hufschlag zu ihm her.
Er greift geschwind zu seinem Speer
Und lauscht: „Was war's, das ich vernommen?
Will etwa gar der Teufel kommen
Mit Zornes Grimm? Er mag nur geh'n
Ich würd' ihn sicherlich besteh'n.
Die Mutter Grauses von ihm sagt;
Doch mein' ich, an Muth ist sie verzagt."
So stand er da in Streitbegehr.
Sieh, da trottirten Ritter her,
Gewappnet alle gar und ganz,
Hellblitzend in der Sonne Glanz.
Der Knabe wähnte sonder Spott,
Ein jeder ihrer sei ein Gott.
Drum warf er nieder auf die Knie'
Sich mitten in dem Weg, und schrie:
„Hilf Gott, denn du kannst Hülfe reichen!"
Der vorderste hieß zornig weichen
Den unberathenen Waleisen,
Der ihn im vollen Laufe still
Zu halten zwang mit seinem Preisen;
Wobei ich nur bemerken will:
Den einen Ruhm, wie an uns Baiern,
Muß ich auch an Waleisen feiern.
Wenn tapfer zwar, täppischer doch
Als bairisch Volk sind diese noch.
Wer fein Geschick in diesen beiden Landen
Zur Welt mitbringt — ein Wunder ist vorhanden.
Noch lag der Knab' auf seinen Knieen,
Als noch ein Ritter schön geziert
Mit Eil' heran kam galoppirt.

Es trug ein stattlich Streitroß ihn;
Er schien zum Kampfe ausgeritten,
Denn wenig war vom Schilde ganz.
Graf Ultra-Lak Karnahkarnanz —
„Wer sperrt den Weg?“ — mit rauhen Sitten
Schnaubt er also den Knaben an.
Doch diesem wie ein Gott gethan
Erschien auch er, da vorher nimmer
Sein Aug' erblickte solchen Schimmer.
Der Wappenrock in schönen Wellen
Fiel bis zur Erde; an den Zügeln,
An Schild, und auch an beiden Bügeln
Erklangen kleine goldne Schellen,
So daß, wenn von des Gegners Degen
Im wilden Kampf der Schild erdröhnte,
Ihr Klingen hold dazwischen tönte.
Doch sanftren Tones fragt' entgegen,
Bezwungen von der Schönheit Glanz
Des Knaben, drauf Karnahkarnanz:
„Nun sagt mir, Jungherr, sonder Weile;
Saht ihr zwei Ritter hier mit Eile
Vorüberfliehen? Eine Schande
Sind sie dem ganzen Ritterstande,
An Männertugend gar verzagt.
Gewaltsam führten eine Magd
Sie mit sich, die sie frech geraubt.“
Der Knabe nach wie vor doch glaubt,
Bedenkend seiner Mutter Lehre
Von licht und finster, es verkehre
Ein Gott mit ihm; drum sprach das Kind
Sein voriges Gebet geschwind:
„Ach hilf mir, hülfereicher Gott,
Der Hülfe giebt in aller Noth.“
Der Fürst darauf: „„Ich bin nicht Gott,
Doch leiste gern ich sein Gebot.
Wärst du der Wahrheit auf der Spur —
Du sähst in uns vier Ritter nur.““
Da fragt der Knabe fürbas:
„Du nennst da Ritter, was ist das?
Sag an, hast du nicht Gotteskraft,
Wer kann denn geben Ritterschaft?“
„„Die theilt der König Artus aus:
Ja, kommt ihr einst zu dessen Haus,
So mögt ihr Ritters Namen nehmen,
Deß ihr euch nimmer habt zu schämen.
Denn seh ich euer Wesen an
Und euren Leib so wohlgethan,
Acht' ich euch wohl von Ritters Art.““

Die Herren ließen gottbefohlen
Das Kind, und zogen des Weges fort,
Um die Verräther einzuholen.
Sie kamen im Walde zu dem Ort,
Wo mit stämmigen Stieren an Egg' und Pflug
Von Herzeleidens Knechten das Feld
Mühsam und fleißig ward bestellt.
Der Fürst beut guten Morgen klug
Und fragt nach der entführten Magd.
Da ward die Wahrheit ihm gesagt:
Zwei Ritter seien Morgens hier
Mit einer Jungfrau am Revier
Vorbeigesprengt. — Ja, Meliakanz —
Er war es, dem Karnahkarnanz
Nachjagte; und in kurzer Zeit
Darauf ward durch den Helden werth
Von ihrem Räuber mit dem Schwert
Die schöne Jungfrau auch befreit.

3. Parzival wird von Trevrezent über den Gral belehrt.

„Dank — sprach zum Wirth der Jüngling — habt,
Daß Ihr mir so Belehrung gabt
Von dem, der Laster nicht noch Tugend
Läßt ungelohnet. Meine Jugend
Hab' ich in Sorg' und Noth verloren,
Die ich durch Treu' mir nur erkoren.“
Und Trevrezent: „Wollt Ihr's nicht hehlen,
Wie so Euch Sorg' und Sünde quälen,
So hört' ich's gern, und ging' zur Hand
Mit Rath Euch, der Euch unbekannt.“
„Meine größte Sorg' ist um den Gral,
Dann um mein liebes Ehgemahl —
Seufzt Parzival. — Ach nie genoß
Noch Mutterbrust ein schönrer Sproß!
Nach beiden treibt mich Herz und Sinn
Mit unnennbarer Sehnsucht hin.“ —
„Gern — spricht der Wirth — ich glaub' Euch gern,
Daß, Eurem Weib so lange fern,
Ihr heiße Sehnsucht nach ihr tragt,
Und Euer bittres Loos beklagt.
Denn steht Ihr schön in rechter Eh',
So theilt Ihr jetzt der Hölle Weh.
Bald aber wird die Noth sich enden,
Und Gottes Hülf' in Wohl sie wenden.
Ihr saget auch: nicht minder sehnet
Ihr nach dem Gral Euch. Aber wähnet
In Einfalt nicht, ihn je einmal
Zu erringen; denn der heil'ge Gral

Bleibt jedem immerdar verloren,
Den nicht der Himmel selbst erkoren
Zu seinem Dienst. Glaubt meinem Wort,
Deß Wahrheit selbst ich hab' erfahren."
„„Ihr war't — rief jener — beim Grale dort?""
„Ja," war die Antwort; offenbaren
Doch mochte Parzival noch nicht,
Daß auch sein eigen Angesicht
Des Anblicks schon theilhaftig worden;
Drum bat er jetzt nur, daß bekannt
Ihm jener mache, wie bewandt
Es sei mit Gral und Grales Orden.
Und Trevrezent begann: „Ich weiß,
Es wohnt eine ritterliche Schaar
Beim Gral zu Montsalvas immerdar,
Die, ihre Arbeit und ihren Preis
Ihm ganz geweiht, Templeisen heißen,
Die seines Dienstes sich befleißen.
Ihre Nahrung spendet ein Edelstein,
Wunderkräftig klar und rein,
Mit Namen Lapis Exillix.
Durch ihn verbrennet der Phönix
Zu Asche sich, doch diese schafft
Ihm Leben wieder, so daß empor
Aus ihr er steigt mit neuer Kraft,
Und schöner, als er war zuvor.
Dem Menschen kann kein Leid geschehn
Am Tag, da er den Stein gesehn,
Und eine Woche nach der Zeit
Bleibt er vom Tode noch befreit.
Wer täglich ihn erblicken kann,
Dem, sei es Jungfrau oder Mann,
Bleibt unverändert Farb' und Haut,
Wie in schönster Blüthe sie ward geschaut;
Und säh' er ihn zweihundert Jahre,
Ihm grauten dennoch nie die Haare;
Und solche Kraft verleiht der Stein
Dem Menschen, daß ihm Fleisch und Bein
In ungeschwächter Jugend bleiben.
Der Stein, deß Wunder zu beschreiben
Ich versuchte, wird der Gral genannt. —
Gesendet von der höchsten Hand
Kommt heut ihm eine Botschaft,
Die ihn begabt mit neuer Kraft.
Denn heut ist der Charfreitag,
Deß dort man sehnlich harren mag.
Eine glänzend weiße Taube schwingt
Vom Himmel sich herab und bringt
Eine Oblate weiß und klein,
Legt hin sie auf den heil'gen Stein,
Und schwingt sich himmelan dann wieder.
Immer an dem hohen Tage
Kehrt sie zurück, und — wie ich sage —
Legt auf den Stein die Gabe nieder,
Die ihm die Kraft giebt: was auf Erden
Genießbar's mag erzeuget werden,
Was an Gethier in Wassergrüften,
In Flur, in Wald und in den Lüften
Mag schwimmen, laufen, kriechen, schweben,
Als Trank und Speise darzugeben.
So zehret von des Grales Kraft
Die ritterliche Brüderschaft.
„Der Name derer, die ernannt
Zum Grale sind, wird so bekannt:
Am Stein auf seines Randes Rund
Erscheint eine Schrift, die deutlich kund
Geschlecht und Namen dessen thut,
Den zu erwählen der Gral geruht.
Niemand vermag der Schrift Buchstaben,
Eh' sie gelesen, vom Stein zu schaben;
Sie vergeht jedoch zur selben Frist,
Sobald der Name gelesen ist.
Es kommen alle dahin als Kind,
Die jetzt Erwachs'ne beim Grale sind:
Und wohl der Mutter, die geboren
Das Kind, das sich der Gral erkoren!
Denn dessen freu'n sich alle gleich,
Ihre Kinder zu senden, arm und reich.
Die aus nahen und fernen Landen
Zu Montsalvas sich zusammenfanden,
Und zu dem Graldienst sind geweiht —
Von Todsünden bleiben sie befreit.
Vom Himmel ist ihr Lohn gewährt,
Und wenn ihr letzter Tag erschienen
Auf Erden hier, wird droben ihnen
Der Seele letzter Wunsch bescheert. —
Es wurden jene Engelschaaren,
Die theilnahmlos beim Kampfe waren,
Der schnöde ward von Lucifern
Erhoben gegen Gott den Herrn,
Hinab verwiesen zu der Erde,
Daß der Gral von ihnen gepfleget werde.
Ich weiß nicht, ob ihnen Verzeihen
Gott für den Fehl ließ angedeihen,
Oder ob sie abgebüßt die Schuld:
Nach seiner Macht und seiner Huld
Nahm er zum Himmel sie darnach
Zurück. Drauf bis zum heut'gen Tag
Ließ denen Gott nach seiner Wahl
Den Stein zur Pflege, die er selbst benannte,

Und ihnen seinen Engel sandte.
So stehet, Herr, es um den Gral."
„„Wenn — rief der Jüngling — Ritterschaft
Mit Schild und Schwert und Speeres Kraft
Des Leibes Preis, der Seele Heil
Verdienen kann als Lohnes Theil:
So bleibt sie immer mein Begehr,
Wie ich sie treu geübt bisher.
Ich stritt, wo ich zu streiten fand,
Und Preises viel mit tapfrer Hand
Gewann ich schon. Wenn Streites Preis
Gott selber wohl zu würd'gen weiß,
So muß er mich erkennen,
Und zu dem Gral ernennen!""
Dawider sprach sein frommer Wirth:
„Ihr irret, junger Mann, Ihr irrt!
Vor allem sorgt, daß Ihr von Hochfahrt
Durch sanften Willen bleibt bewahrt.
Euch verleitet Eure Jugend,
Zu brechen frommer Demuth Tugend;
Denn immer war der Hochfahrt Ziel
Ein jäher Sturz." — Eine Thrän' entfiel
Dem Aug' des Greises, den der Gram
Und tiefe Wehmuth überkam,
Da er gedachte, was er nun
Dem Gaste kund noch wollte thun.

So blieb er bei ihm vierzehn Tage.
Sein pflag der Wirth wie ich euch sage:
Kraut und Wurzeln allein
Mußten ihre Speise sein.
Gern trug der Walleis die Beschwerde,
Nur daß sein süßer Trost ihm werde,
Da ihn der Wirth von Sünde schied,
Mit gutem Rath ihn wohl berieth.
„Wer war's," so frug einst Parzival,
„Der in der Kammer lag beim Gral,
Grau von Haar, von Antlitz hell?"
Der Wirth sprach: „Das war Titurel.
Der ist deiner Mutter Ahne:
Es ward zuerst des Grales Fahne
Zum Schutz befohlen seiner Hand.
Ein Siechthum, Podagra genannt,
Hat ihn gelähmt, an's Bett gebunden.
Seine Farb' ist nimmer doch geschwunden.
Den Gral erblickt sein Angesicht;
Drum mag er auch ersterben nicht.
Der Greis giebt ihnen guten Rath.
In seiner Jugend manchen Pfad
Ritt er um zu tiostieren.
Willst du dein Leben zieren
Und immer würdiglich gebahren,
Die Frau'n zu hassen mußt du sparen.
Fraun und Pfaffen, wie bekannt,
Unbewehrt ist beider Hand;
Doch schirmt die Pfaffen Gottes Segen.
Dein Dienst soll ihrer treulich pflegen,
So wird dereinst dein Ende gut.
Der Pfaffheit zeige holden Muth.
Was auf Erden sieht dein Angesicht,
Das vergleicht sich doch dem Priester nicht.
Sein Mund verkündet uns das Wort,
Das unser Heil und unser Hort;
Auch greift er mit geweihter Hand
An das allerhöchste Pfand,
Das je für Schuld verliehen ward.
Ein Priester, der sich so bewahrt,
Der sich ganz ihm hat ergeben,
Wer könnte heiliger leben?"
Das war der Beiden Scheidetag.
Ihn küßte Trevrezent und sprach:
„Deine Sünden laß mir hier:
Gottes Huld erfleh' ich dir.
Leiste, was ich dir gesagt:
Halte fest dran unverzagt!"
Von einander schieden sie;
Ihr mögt euch selber denken wie.

4. Lohengrin, Parzivals Sohn.

Auch Loherangrin, Parzivals Sproß,
Erwuchs in Schönheit und in Kraft,
Und übte ruhmreiche Ritterschaft
Im Dienst des Grals als Gralgenoß.

Nun bleibt mir eins noch zu berichten:
Nachdem die Taufe des Heiden geschehn,
Belehrt er war der Christenpflichten,
Und die Ritter all ihn noch umstehn
Glückwünschend: da auf einmal fand
Man geschrieben auf des Grales Rand:
Wenn Gottes Hand einen Templeisen
Zu fremdem Volke werde weisen
Als Herrn, soll streng er untersagen,
Nach seiner Herkunft ihn zu fragen
Und seinem Namen, wenn mit Segen
Er anders soll des Landes pflegen.
Frage man dennoch unbescheiden,
So müsse das Land sogleich er meiden.

Vernehmt, was sich darauf begeben:
Es herrscht' im Lande zu Brabant
Eine Frau von würdereichem Leben,
Großem Reichthum und hohem Stand.

Von rechter Keuschheit in der Liebe
Sind fremd ihr, niedre menschliche Triebe.
Es warben werthe Männer genug,
Von denen mancher Krone trug,
Und hohe Fürsten um ihre Hand.
Doch ihre Demuth war so groß,
Daß jeder Werbung sie widerstand:
Denn der nur solle ihr Genoß —
So sprach sie — sein, der ihr gesandt
Als Gatte werde von Gottes Hand.
Viele Grafen des Landes fingen
Schon murrend an die Reine zu hassen,
Und Feinde wider sie zu dingen,
Weil nicht Entschluß sie wolle fassen,
Und zaudre, daß sie sich vermähle,
Wiewohl ein Haupt dem Reiche fehle.
Doch was ihr böses auch geschah —
Vertrauend und ergeben sah
Auf Gott sie nur, und duldete,
Was sie nicht verschuldete.
In Bedrängniß endlich mehr gebracht,
Ward ein Hoftag von ihr angesagt,
Und es kamen von nah und fern
Nach Antwerpen des Landes Herrn
Und Fürsten. Als sich dort vereint
Befinden Alle, da erscheint
Auf einem Schifflein durch die Wogen
Von einem Schwan dahergezogen
Ein Ritter, stattlich anzusehn,
Von edlem Sinne, mannlich, schön,
Höfisch, von keuscher Zucht und weise.
Es war von Montsalvas die Reise
Ihm anbefohlen durch den Gral.

Der Hof, und Volk in großer Zahl
Sieht an das Wunder von dem Strand.
Jedoch die Fürstin von Brabant
Erkennt sogleich: er sei es, den
Ihr zum Gemahl Gott ausersehn.
Er, so mit Auszeichnung empfangen,
Als er vernahm der Frau Verlangen,
Sprach aber laut, daß All' am Ort
Es deutlich hörten, solches Wort:
„Soll ich des Landes Krone tragen,
Ist eins zuvor mir zuzusagen:
Nie sollt Ihr fragen, wer ich sei;
Denn nur dann darf ich hier verweilen.
Erlaubt Ihr Euch die Frage frei,
Dürft meine Lieb' Ihr nicht mehr theilen.
Seid denn gewarnt! Mich warnet Gott.
Er weiß den Grund von dem Gebot."

Die Frau versprach mit ganzer Treu,
Daß immer vor der Frage scheu
Sie wolle tragen und vertreten,
Um das er mahnend ernst gebeten.

Nachts ward das Beilager gefeiert,
Und er am Morgen ausgesteuert
Mit der Krone von Brabant:
Die Hochzeit wird mit Pracht begangen,
Und die Fürsten und Baron' empfangen
Ihre Lehen von seiner Hand.
Ein gerechter Richter seines Landes,
Eine Zier des Ritterstandes
Regiert' er segensreich und kräftig,
Nur für des Reiches Wohl geschäftig.
Aus ihrer hochbeglückten Ehe
Wurden schöne Kinder geboren;
Jedoch der Freude folgte Wehe.
Wie sie gewonnen, ward sie verloren.
Noch gibt es Leute in Brabant
Die wissen wohl von diesen beiden,
Und denen wohl noch ist bekannt
Sein Empfang, so wie sein Scheiden,
Und wie lang' er dort geblieben,
Bis daß die Frag' ihn hat vertrieben.
Wieder durch der Fluthen Bahn
Schwamm daher sein Freund, der Schwan,
Und führte auf dem Schifflein fern
(Man wußte nicht, wohin?) den Herrn.
Zurück doch ließ er, als er ging,
Ein Schwerdt, ein Horn und einen Ring.

So schied Loherangrin von Brabant;
Denn er war's, den der Gral gesandt
Nach diesem Reich, Sohn Parzivals.
Heim kehrt' er wieder zur Pflege des Gral's. —

b. Aus Titurel.

(§. 22. Lehrb. §. 433. 437.)

Die Macht der Minne.

In seiner Kemenate
War der junge Schionatulander
Nur zu schwachem Sinne noch gediehen,
Er konnte doch der Herzensnoth
von Sigunens Minne nicht entfliehen.

O wehe! sie sind noch
zu jung solchen Aengsten.
Wo die Jugend von der Minne
ergriffen wird, da währt sie am längsten.
Das Alter mag der Minne leicht entsagen;
Die Jugend zwingt der Minne Band,
sie kann sich ihrer Kraft nicht entschlagen.

Weh, Minne, was verschont nicht
deine Kraft die Kinder!
Einer, der nicht Augen hat,
würde dich doch spüren, ein Blinder.
Zu vielfach, Minne, bist du stets gewesen;
Alle Schreiber schrieben
deine Art nicht aus noch dein Wesen.

Auch den Mönch im Kloster
überwindet Minne,
Sie zwingt den Einsiedel
selbst zu gehorsamem Sinne;
Keine Regel hält sie dann im Zaume;
Sie zwingt den Ritter unterm Helm:
ihr genüget an dem engsten Raume.

Der Minne Macht bewältigt
die Nähe wie die Weite;
Minne hat auf Erden Haus;
in den Himmel giebt sie gut Geleite.
Minn' ist allwärts, außer in der Hölle.
Der starken Minne lahmt die Kraft,
wird Wankelmuth und Zweifel ihr Geselle.

Der Minne Macht bewältigt
die Nähe wie die Weite;
Minne hat auf Erden Haus;
in den Himmel giebt sie gut Geleite.
Minn' ist allwärts.

Ohne Wank und Zweifel
sah man die beiden
Schionatulander
und Sigunen in der Liebe Leiden;
Große Freude mischte sich darunter.
Es wird zu lang, sonst sagt' ich euch
von kindlicher Minne manches Wunder.

Verschämte Zucht und ihres
Geschlechts ererbte Weise
(Aus lautrer Liebe stammten sie:)
hielt sie in dem angestammten Gleise,
Daß sie außen sich der Minn' erwehrten
Vor der Mutter Augen,
und in den Herzen innen sich verzehrten.

3. Gottfried von Straßburg.

(§. 20. Lehrb. §. 433.)

Tristan und Isolde.

(Nach Hermann Kurtz.)

1. Tristans Erziehung.

Nun daß das Knäblein war getauft,
Christo nach Christenbrauch erkauft,
Da nahm ihr liebes Kindlein hin
Die tugendreiche Marschallin
In ihre innige Pflege,
Und wollte alle Wege
Sehen und selber achten,
Ob sie es recht mit ihm machten.
Die süße Mutter wachte gut
Und nahm ihn in so süße Huth,
Daß sie es nicht geschehen ließ,
Daß er auch nur den Fuß anstieß.
Und als sie das mit ihm getrieben,
Bis daß er zählte der Jahre sieben,
Und als er, wie ein Knabe soll,
So Reden als Gebärden wohl
Verstehen konnte und auch verstand,
Nahm ihn sein Vater Raul zur Hand
Und befahl ihn einem weisen Mann;
Mit diesem sandte er ihn sodann
Zu Landen, fremden und fernen,
Fremde Sprachen zu lernen,
Vor allem der Bücher Wissenschaft,
Die sollte er treiben mit aller Kraft
Vor jeder andern Lehre.
Das war die erste Schwere,
Aus seiner Freiheit der erste Fall,
Da trat er in den Bann und Schwall
Der befangenen Sorgen,
Die ihm zuvor verborgen
Und vorbehalten waren.
In den aufblühenden Jahren,
Da seine Wonne sollte ersteh'n,
Da er in Freuden sollte geh'n,
In seines Lebens Anbeginn
War schon sein bestes Leben hin;
Da er mit Freuden zu blüh'n begann,
Da fiel der Sorge Reif ihn an,
Der mancher Jugend Schaden thut,
Und verdorrte ihm seinen blühenden Muth.
In seiner ersten Freiheit schon
Floh seine Freiheit all' davon.
Der Bücher Wissenschaft und Zwang
War seiner Sorgen Uranfang;
Und doch, wie er damit begann,
Wandte er seinen Sinn daran

Und seinen jungen Fleiß so sehr,
Daß er der Bücher viel und mehr
Erlernete in so kurzer Zeit,
Denn je ein Kind vor oder seit.
Zu beiden Wanderungen
Durch Bücher und durch Zungen
Verbrachte er seiner Stunden viel
Mit jeder Art von Saitenspiel,
Darauf er wandte so spät als früh
Alle Emsigkeit und alle Müh',
Bis daß er's konnte aus dem Grund.
Er lernete zu jeder Stund',
Heute dies und morgen das,
Heuer wohl, über's Jahr noch baß.
Ueber dies Alles lernete er
Mit dem Schilde und dem Speer
Fest und behende reiten,
Das Roß zu beiden Seiten
Geschickt mit Sporen rühren
Und frech zum Sprunge führen,
Turnieren und leisiren,
Mit Schenkeln sambeliren,
Nach Ritterbrauch im Ritterspiel.
Hiemit kurzweilt er sich oft und viel.
Wohl schirmen, wacker ringen,
Wohl laufen, tüchtig springen,
Dazu auch schießen den Speeresschaft,
Das that er Alles nach seiner Kraft.
Auch hören wir die Mähre sagen,
Birschen habe gelernt und jagen
Noch nie ein Mann so wohl als er,
Es wäre dieser oder der.
Aller Arten höfisches Spiel
Uebte er wohl und konnte er viel.
Auch war er beschaffen am Leibe,
Daß ein Jüngling vom Weibe
Nie herrlicher ward geboren;
Sein Wesen war auserkoren
An Sinn und Sitte zu jeder Zeit.
Nun aber war die Herrlichkeit
Durchwirkt mit Leide wundersam,
Da er leider zu Mühsal in's Leben kam.
Nun daß er vierzehnjährig war,
So nahm ihn der Marschall wieder dar,
Und hieß ihn ziehen und reiten
Zu allen Stunden und Zeiten,
Und wohl betrachten so Leut als Land,
Auf daß ihm würde recht bekannt,
Wie es stünde um des Landes Art.
Das that der Knabe auf seiner Fahrt
So löblich und behende,
Daß an keinem Ende
Zu keiner Zeit im ganzen Reich
Ein Jüngling war so tugendreich
Erfunden als das Kind Tristan.
Die ganze Welt, die sah ihn an
Mit Freundesaugen und holdem Muth,
So wie man billig Einem thut,
Der seinen Sinn auf Tugend stellt,
Untugend fremd und ferne hält.

2. Der Zaubertrank.

Indeß Tristan die Reise
Betrieb mit allem Fleiße,
Die Zubereitung leitete,
Indessen so bereitete
Isot*), die weise Königin,
In einem Glasgefäße drin
Einen Trank der Minnen:
Mit also feinen Sinnen
War der erdichtet und vollbracht,
Mit solcher Wunderkraft bedacht,
Daß, wer davon mit Jemand trank,
Der mußte den ohn' seinen Dank
Vor allen minnen und meinen,
Der wieder den, den Einen:
Ihnen war Ein Tod und Ein Leben,
Eine Trauer und Eine Freude gegeben.
— — — — — — — —
Inmittelst streichen die Kiele hin.
Sie hatten auch gleich von Anbeginn
Guten Wind und gute Fahrt.
Nun war die Frauenschaar so zart,
Isolde und ihr Gesinde,
Im Wasser und im Winde
Gar ungewohnt der Mühesal.
Nicht lange, so kamen sie allzumal
In eine ungewohnte Noth.
Tristan ihr Meister da gebot,
Daß man zu Lande schalte
Und eine Ruhe halte.
In eine Bucht nun fuhren sie ein;
Da ging die Mannschaft insgemein,
Sich zu ergötzen, an das Land;
Nun ging auch Tristan allzuhand,
Seine lichten Frauen
Zu grüßen und zu schauen;
Und als er zu ihr niedersaß
Und sie da redeten dies und das

*) Die Mutter.

Von ihrer beider Dingen,
Bat er, einen Trunk zu bringen.
Nun aber war Niemand darin,
Ohne seine Königin,
Als etliche kleine Jungfräulein.
Und eine sprach: Seht, hier steht Wein,
In diesem Gefäß, ich meine.
Nein, da war nichts von Weine,
Obgleich man wähnte, es wäre.
Es war die währende Schwere,
Die endelose Herzenoth,
Von der sie endlich lagen todt.
Nun war ihr aber das nicht kund:
Sie stund auf und ging hin zur Stund',
Wo Glas und Trank, nicht wohl fürwahr,
Verborgen und aufgehoben war.
Ihrem Meister Tristan bot sie es hin,
Er aber bot es der Königin.
Sie trank mit Zaudern, ihr war so schwer,
Und gab es ihm, da trank auch er,
Und wähnten beide, es wäre Wein.
Inmittelst trat auch Brangäne ein,
Das Glas erkannte sie zur Stund',
Da ward ihr die ganze Mähre kund,
Darüber sie sich so sehr vernahm,
Daß sie von allen Kräften kam
Und recht wie todt zu schauen war.
Mit todtem Herzen ging sie dar:
Sie nahm das leide unselige Glas
Und ging von dannen und warf das
Hinab in die tobende wilde See:
O weh mir Armen! sprach sie, o weh,
Daß ich zur Welt je ward geboren!
Ich Arme, wie hab' ich nun verloren
Meine Ehre und meine Treu.
Trage Gott ewiglich Leid und Reu,
Daß ich zu dieser Reise kam,
Daß mich der Tod nicht von hinnen nahm,
Da ich zu dieser argen Fahrt
Mit Isolden beschieden ward!
O weh Tristan und o weh Isot,
Der Trank ist euer beider Tod!
Nun, daß die Jungfrau und der Mann,
Die beiden, Isolde und Tristan,
Den Trank getrunken, was geschah?
Da war auch der Welt Unmuße da,
Minne, die Herzensjägerin,
Und schlich in ihre Herzen hin,
Eh' sie es wurden je gewahr.
Sie stieß die Siegesfahne dar
Und zog die Beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit.
Sie wurden eins und einerlei,
Die vor gewesen waren zwei:
Sie trugen nicht mehr gespaltnen Sinn
Isoldens Haß, der war dahin.
Die starke Sühnerin Minne
Die hatte ihre Sinne
Von Haß also gereinet,
Mit Liebe also vereinet,
Daß jegliches dem andern war
Vollkommen wie ein Spiegel klar.
Sie hatten beide Ein Herze,
Sein Schmerze war ihr Schmerze,
Ihr Schmerze war der seine,
Sie waren Eine Gemeine
An Liebe und an Leide,
Und bargen sich's doch beide:
Das that der Zweifel und die Scham.
Sie schämte sich, er war sich gram,
Sie zweifelte an ihm, und er an ihr.
Wie blind auch ihre Herzensgier
Zusammenfloß in Einer Gluth,
So hatten sie doch keinen Muth
Zum ersten Wort und zum Beginn
Das heimlichte ihnen ihren Sinn.

3. Die Minnegrotte.

So kehrten die drei in guter Ruh
Immer und immer der Wildniß zu,
Durch Wald und Haide, und ritten so
Beinahe der Tagereisen zwo.
Da war Tristanden ein hohler Schlund
In einem wilden Berge kund,
Den er zu einer Stunden
Von Aventüre funden;
Da hatte ihn einst beim Jagen
Sein Weg dahin getragen.
Dieselbe Höhle, die war weiland,
Unter der heidnischen Zeit im Land,
Vor Korineïs Jahren,
Da Riesen noch Herrn da waren,
Gehauen in den wilden Berg;
Da hatten sie Obdach und Geberg,
So sie sich mit Heimlichkeiten
Der Göttin Minne weihten.
Wo so eine Höhle funden ward,
Dieselbe war mit Erz verwahrt
Und wurde der Minne nach benannt
La fossure à la gent amant,
Der Minnenden Grotte, sagen wir.
Der Name war auch gebürlich ihr.

Auch nennt uns der Aventüre Mund
Die Grotte ein gewölbtes Rund,
Weit, hoch, mit aufrecht graden Streben,
Schneeweiß und ringsum gleich und eben.
Das Gewölbe, das schloß sich oben,
So daß es war zu loben,
Und auf dem Schluß eine Krone war,
Die war gezieret wunderbar
Mit Geschmeide und edlen Steinen,
Das gab ein Leuchten und Scheinen.
Der Estrich unten war glatt und gleich,
Blank, wie ein Spiegel, schön und reich.
Von Marmor, grün wie Auen
Im Frühling anzuschauen.
Ein Bette stand inmitten,
Rein aus Krystall geschnitten,
Hoch, weit, wohl auferhaben,
Mit Schriften rings ergraben,
Und sagt uns auch die Mähre,
Daß es gewesen wäre
Geweiht der Göttin Minne.
An der Grotten oben inne
Da waren kleine Fensterlein
Des Lichtes wegen gehauen ein,
Die gaben Helle im Felsenhaus.
Und da man einging oder aus,
Da war eine eherne Thür dafür,
Und außen stunden ob der Thür
Vieläſtiger, großer Linden drei,
Und oben keine mehr dabei,
Aber überall hin zuthal
Da stunden Bäume ohne Zahl,
Mit Laub und Aesten strebend,
Dem Berge Schatten gebend.
Und einthalb war eine Pläne,
Da floß eine Fontäne,
Ein frischer kühler Bronne,
Durchlauter wie die Sonne.
Da stunden auch drei Linden drob,
Die waren schön und ganz zu Lob
Und schirmeten den Bronnen
Vor dem Regen und vor der Sonnen.
Auch waren auf der Auen
Lichte Blumen zu schauen
Und grünes Gras bei ihnen,
Die kriegten gar süß und schienen
Eins gegen das andre widerstreit.
Auch fand man da zu seiner Zeit
Das schöne Vogelgetöne.
Das Getöne, das war so schöne
Und schöner dann an jedem Ort.
Augen und Ohren hatten dort
Weide und Wonne beide,
Die Augen ihre Weide,
Die Ohren ihre Wonne.
Da war Schatte und Sonne,
Da waren Luft und Winde
So sanft und so gelinde.
Von diesem Berg im Kreise
Wohl eine Tagereise
War alles wüst und wilde,
Felsen ohne Gefilde.
Da war keine Gelegenheit
Von Wegen noch Stegen weit und breit.
Doch wie auch unwegsam und rauh,
So kehrte Tristan und die Frau,
Seine traute Begleiterin,
Dennoch in diese Oede hin.
Und nahmen sich Herberge
In dem Felsen und in dem Berge.

Viel manchen treibt jetzunder
Der Fürwitz und das Wunder,
Und hat mit Fragen große Noth,
Wie sich Tristan und sein Isot,
Die armen zween Gefährten
In dieser Wüste ernährten.
Deß will ich ihn berichten
Und seinen Fürwitz schlichten:
Sie sahen beide einander an,
Und jedes Speise davon gewann:
Der Wucher, den das Auge trug,
Bot ihnen Leibesnahrung g'nug:
Sie aßen nichts darinne
Als hohen Muth und Minne.
Um's Essen und um's Trinken war
Das minnende wohlgemuthe Paar
In gar geringen Sorgen.
Sie hatten ja verborgen
Innen in den Gewanden
Die beste Speise zuhanden,
Die man auf Erden haben kann.
Die trug sich ihnen von selber an,
Je frisch und je auf's Neue:
Das war die reine Treue,
Die gebalsamte Minne,
Die dem Leib und dem Sinne
So inniglich wohl, so sanfte thut,
Die da befeuerte Herz und Muth;
Die war ihre beste Nahrung hie.
Fürwahr, und selten nahmen sie
Sonst einer Speise wahr, als der,

Von der das Herze sein Begehr,
Das Auge seine Wonne nahm,
Und die auch recht dem Leibe kam:
Hiemit so hatten sie genug:
Liebe zog ihnen ihren Pflug,
Ging ihnen so auf jedem Schritt
Und zu jeglicher Stunde mit,
Und spendete, was man haben muß
Zu leben in Fülle und Ueberfluß.

4. Ueber die Dichter seiner Zeit.

a. Hartmann von Aue.

Hartmann von der Auen,
Ah, der kann Mähren bauen,
Und kann sie außen und innen
Mit Worten und mit Sinnen
Durchfärben und durchschmücken!
Wie seine Reden zücken
Recht auf der Aventüre Sinn!
Wie fließen rein und lauter hin
Seine krystallenen Wörtelein!
Sie sind's und mögen es immer sein!
Sie treten sittig zu dem Mann
Und schmiegen sich dem Herzen an
Und heimeln Einem reinen Muth.
Wer gute Rede kann für gut
Verstehen und recht erfassen,
Muß dem von Aue lassen
Sein Reis und seinen Lorbeerkranz.
Wir wollen auch bei der Wahl nicht fehlen.
Wir, die die Blumen helfen wählen,
Mit denen dieses Ehrenreis
Durchflochten ist in Blumenweis,
Wir wollen wissen, was er begehr'!
Was es auch sei, er trete her
Und stecke seine Blumen dar:
So nehmen wir an den Blumen wahr,
Ob sie so schön am Kränzlein seh'n,
Daß wir's ihm müssen zugesteh'n
Und dem von Aue herunterzieh'n.
Nun aber keiner noch erschien,
Dem's besser stünde, zu dieser Frist,
Helf Gott, so lassen wir's wo es ist.
Das Reis, das darf uns keiner haschen,
Seine Rede sei denn wohl gewaschen,
Und eben jedes Wort und schlicht,
Daß Keiner den Hals darüber bricht,
Der schön und aufrecht auf dem Plan
Mit ebenen Sinnen kommt heran.

b. Wolfram von Eschenbach.

Die aber in Mähren wildern
Und wilde Mähren bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Und Gold von schlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln,
Die sind's! Vom Strunke kommt ihr Schatte,
Und nicht vom grünen Lindenblatte;
Die schirmen uns nicht mit Laub und Aesten.
Ihr dürrer Schatten thut den Gästen
Viel selten in den Augen wohl.
Wenn man die Wahrheit sagen soll,
Daran erwarmet keine Brust,
Daran liegt keine Herzelust.
Ihre Rede hat die Farbe nicht,
Die edlen Herzen dünket licht.
Dieselben wilden Jäger,
Sie müssen Wortausleger
Mit ihren Mähren lassen geh'n:
Wir können sie nicht so versteh'n
Mit Augen und mit Ohren:
Auch ist die Zeit verloren,
Daß man im schwarzen Buche
Nach Noten und Glossen suche.

c. Heinrich von Veldeke.

Der sprach aus ganzem Sinne!
Wie sang er wohl von Minne!
Wie schön er meiselte seinen Sinn!
Ich wähne, daß er die Weisheit hin
Vom Born des gefiederten Rosses nahm,
Von dem die Weisheit alle kam.
Ich hab' ihn selber nicht geschaut;
Es geben aber die Besten laut,
Die noch zu seinen Jahren
Und seither Meister waren,
Ein Zeugniß ihm und einen Preis:
Er impfete das erste Reis
In unsrer deutschen Zungen;
Davon sind die Aeste entsprungen,
Von denen die Blumen kamen,
Daraus die Meister nahmen
Den Sinn zu schönem Funde;
Und ist dieselbe Kunde
So mannigfach verbreitet,
Von Gau zu Gau geleitet,

Daß Alle, die nun sprechen,
Die höchsten Kränze brechen
Von Blumen und von Reisen
An Worten und an Weisen.

d. Minnesänger.

Der Nachtigallen der sind viel,
Von denen ich nun nicht reden will:
Sie gehören nicht zu dieser Schaar.
Damit geb' ich nichts Andres dar,
Als was ich immer sagen muß:
Sie können alle ihren Gruß
Und singen wohl zu Preise
Ihre süße Sommerweise.
Ihr Ton ist lauter und ist gut,
Sie geben der Welt einen hohen Muth
Und thun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt die würde stumpf und hohl
Und käme außer aller Schwang
Ohne den lieben Vogelsang;
Der mahnet und mahnet einen Mann,
Der je zu Freuden Muth gewann,
An alles Gute und Liebe,
Und spielt mit manchem Triebe,
Der edlen Herzen sanfte thut.
Das wecket freundlich holden Muth;
Hievon kommt inniglicher Drang,
Wenn spricht der süße Vogelsang
Der Welt von ihren Freuden allen.
Nun saget von den Nachtigallen:
Die sind zu ihrem Amt bereit
Und können alle ihre sehnend Leid
So wohl besingen und besagen;
Welche soll dann das Banner tragen,
Seit die von Hagenaue,
Der ganzen Schaar Leitfraue,
Die aller Töne höchsten Fug
Versiegelt auf der Zungen trug,
Der Welt also verstummet ist?
An die gedenk ich zu jeder Frist.
Ich wähne von ihren Tönen,
Den süßen und den schönen,
Daß wohl des Orpheus süßer Mund,
Dem alle Töne waren kund,
(Davon er ihr bescheerte,
Und sie das Wunder lehrte
So mancher Wandelungen)
Aus ihrem Mund erklungen.

e. Walther von der Vogelweide.

Seit man nun diese nicht mehr hat,
So gebt uns aber einen Rath,
Ein frommer Mann der leg' ihn dar.
Wer leitet nun die trübe Schaar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei, was die über die Haide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organiret!
Ihr Singen moduliret!
Ich meine aber in dem Ton,
Der klinget von jenem Berg und Thron,
Da wo die Göttin Minne
Gebietet drauf und drinne.
Die ist bei Hofe Kämmererin,
Die soll sie leiten fürohin;
Die weiset sie nach Wunsche wohl,
Die weiß wohl, wo sie suchen soll
Der Minnen Melodien.
Sie und die mit ihr ziehen,
Die mögen also singen,
Daß sie zu Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr sehnendes Klagen;
Und das geschah' noch in meinen Tagen!

5. Minnelied.

Wer Gottes Minne will erjagen
Der muß ein jagendes Herze tragen.
Das nicht verzagen
Könne auf der jagenden Weide;
Er muß auch Heldes Kräfte han,
Will er die reine Minne fahn.
Und feste stahn,
Ringen, streiten, die beide,
Die muß er haben Nacht und Tag
Nach der geweihten Minne,
Sie keiner schlafend fangen mag,
Man muß sie zwingen in den Hag
Kräftig strak
Mit reinem steten Sinne.

Die Gottes Minne ist hochgemuth,
Dabei demüthig und gut,
Wer nicht so thut,

Wie er soll gegen die Minne,
Dem wird sie nimmer rechte kund,
Noch minniglicher Wunden wund
Zu keiner Stund'
Wird er in seinem Sinne,
Sie ist also seliglich gemuth,
Daß sie will offenbare
Sein in dem Herzen das höchste Gut
Und das allerliebste Herzensblut.
Wer das nicht thut,
Dem bleibt sie fremd, die klare.
Die Gottes Minne fremde sind,
Die sind mit lichten Augen blind,
Dieselben Kind,
Die heißen Kind der Erde;
Die aber Gottes Minne hant,
Die Kind sind Gottes Kind genannt
Ueber alle Land.
Mit minniglichem Werthe.

II. Verfall der epischen Dichtung.

(§. 21. 22. 23. Lehrb. §. 437.)

1. Konrad Fleck.

Flos und Blankflos.

(§. 21. Lehrb. §. 437.)

Flor zieht aus die verlorne Blankflor zu suchen.

(Nach Rückert.)

Für Blankflor aufzusuchen neue Blüten
Ging unterdeß auf Waldeswegen Flor,
Den Sturm nicht ahnend, der begann zu wüten.
Da sagten ihm es Blumen leise vor:
Du gehst hier schlechte Blumen zu gewinnen,
Daheim verlierst du eine Schön're, Thor.
Aufsprang er, und zum ersten mal nicht innen
Ward er, daß Blumen er zertrat im Lauf;
Heim kam er, aber Blankflor war von hinnen.
Geboten hatte man sie zum Verkauf
Kaufleuten, die von da nach Rom sie brachten,
Und andre brachten weiter sie darauf
Nach Babylon. Wie viel des Gold's aus Schachten
Für sie gegeben ward und andres Gut,
Ward mir erzählt, doch konnt' ich drauf nicht achten.
Flor aber that, wie Blumenliebe thut:
Er seufzte Duft, und weinte statt der Thränen
Aus seinen Augenknospen Rosenblut.
Ein Grabmal fand er stehn auf grünem Plan,
Das man erbaut hatt' ihm zum Hintergange,
Und eine goldne Aufschrift stand daran:
Blankflora ruht in dieses Grab's Umfange,
Die, als sie spielend unter Blumen saß,
Gestochen ward von einer gift'gen Schlange.
Als Flor hinzutrat und die Aufschrift las,
Sprach ihm ins Ohr mit lispelndem Geräusche

Ein Windeshauch: Nicht Blankflors Grab ist das,
Gieb Acht, daß man nicht deine Liebe täusche!
Nicht dazu ist's, daß Gott den Schlangen gab
Ihr Gift, daß Liebe stürbe dran, so keusche.
Und als nun Flor sah auf die Gruft herab,
Und sah, daß an ihr standen keine Blumen,
Da rief er selbst: das ist nicht Blankflors Grab,
Es würde sonst gewißlich sich beblumen.

Wie Flos zu Blankflos in den Frauenthurm getragen wird.

(Nach Büsching.)

Da standen sie (die Wächter) und dachten,
Wie Flos auf den Thurm möcht' gelangen,
Der älteste Bruder sprach:
„Uns kommet bald ein Tag,
Daß wir den Jungfrauen Blumen bringen;
Da mag's uns wohl gelingen.
Flos wollen wir lassen schneiden
Von Zindel, oder auch von Seiden,
Kleider, gleich den Blumen gethan;
Die soll er haben an,
Und liegen in den Blumen fein,
Das muß in einem Korbe sein.
Seit unser Herr er worden ist,
Soll dies so sein, deß seid gewiß."

Als Flosses Kleider waren bereit,
Da ward gewart't nicht längre Zeit,
In einen Korb ward Flos gestreckt
Und mit den Blumen überdeckt.
So lag er darinnen zart und fein,
Doch war ihr Herz voll Angst und Pein.
Die Blumen stellten sie hinein
In Blankflos' schönes Kämmerlein
Und setzten sie hin zu der Wand,
Im Herzen wohl sich Flos befand.
So brachten die Pförtner verborgen
Flos auf den Thurm, nicht ohne Sorgen.
Am Thor' sie schnell von dannen gingen
Mit großer Furcht, ob's würd' gelingen,
Sie sorgten übermaßen sehr,
Denn beides stand drauf, Leib und Ehr';
Und baten Gott in großen Sorgen,
Daß er vergönn', es bleib' verborgen.

Die Jungfrauen waren alle froh,
Mit den Blumen spielten sie so;
Nur Blankflos, die Reine,
Die trauerte und sorgt' alleine,
Sie wollte nimmermehr sich freu'n,
Nur Flos sollt' ihr im Herzen sein,
Nimmer wollte sie fröhlich leben,
Sie hatte sich zu den Sorgen gegeben.
Klarissa, die Jungfraue fein,
Zu ihrer Kammer ging sie ein,
Da fand sie Blumen mancherhand,
Die da wuchsen in dem Land.
Sie dachte: ein Blümchen gern' ich fände,
Damit ich Blankflos freuen könnte.
Sie warf die Blumen hier und dar,
Da plötzlich ward sie Flos gewahr.
Sie ward erschreckt unmäßig sehr,
Und rief: „ihr Leute! Wehe: her!"
Die Jungfrauen hörten den Schall
Auf dem Thurme überall.
Flos, sehr erschreckt,
Klarissen schnelle sich entdeckt.
Sie sprach: „Jungfrau'n, fürchtet euch nicht,
Denn Uebeles mir nicht geschicht;
Von einer Blume nur es kam,
Von der ich große Angst abnahm.
Sie war mit andern Blumen fein
Und ihres Gleich mag nirgend sein,
Ich muß euch die Wahrheit gesteh'n,
Von einer Blum' ist's mir gescheh'n."
Klarissa dann schnell zu Blankflos ging
Und fröhlich bittend sie umfing:
„Geh'n wir in die Kammer dein,
Da sah ich eine Blume fein,
Sie dünkte mich sehr schön gewesen,
Deiner Sorge sollst du von ihr wohl genesen,
Die Blume ist von der Gestalt,
Daß sie von Leid befreit dich bald." —
Blankflos sprach: „Gott belohne dich,
Daß du so gern erfreuest mich,
Doch mehret sich mein Ungemach,
Beide, Nacht und Tag.
Es stehet mit mir leider also,
Daß ich nimmer mag werden froh,
Ich sei denn alleine.
Die Blume, die ich meine,
Die ist mir also ferne gar,
Ich glaub', ich nehm' ihrer nimmer wahr."

Blankflos mit Klarissa ging
In die Kammer, wo sie Freud empfing,
Flos fand sie drinnen stehen,
Alle ihre Sorgen mußten vergehen,
Ihr Trauern mußte sie verlassen.
Vor Klarissen konnte sie es nicht lassen;
Minniglichen sie zu ihm ging
Und mit den Armen ihn umfing;
Einer küßte den andern so,
In ihren Herzen waren sie froh.
Die Liebe stellt sich gänzlich dar,
Das will ich sagen euch fürwahr.

Der Ausgang.

(Nach Rückert.)

Der schönste Ausgang der Geschicht' ist diß
Den ich einst lesen hört' aus alten Schriften:
Daß sie der König selbst ohn' Hinderniß
Zurück entließ nach ihren heim'schen Triften,
Wo Flos und Blankflos drauf ein ehlich Paar
Geworden, um ein groß Geschlecht zu stiften.
Ja in denselben Büchern heißt es gar,
Daß solchen blühenden Geschlechtes Ranke
(Nur im wievielsten Grad, ist mir nicht klar)
War König, Kaiser Karl, der große Franke.
Ob solches Grund hat, weiß man nicht genau,
Doch schmeichelhaft für uns ist der Gedanke.

2. Rudolf von Ems.

(§ 21. Lehrb. §. 437.)

(Nach Simrock.)

Der gute Gerhard von Köln.

(Kaiser Otto rühmt sich im Dome zu Magdeburg der Thaten, die er Gott zu Ehren gethan, und heischt den Lohn dafür. Da bedeutet ihm ein Engel, daß er durch dieses vermessene Selbstvertrauen den Glanz seiner frommen Thaten verdunkelt habe, und daß er in gottgefälligem Wandel weit hinter dem Kaufmann Gerhard von Köln zurückstehe. Begierig diesen edlen Mann kennen zu lernen, reis't der Kaiser nach Köln, ladet den Ehrenmann zu einem Zwiegespräch ein und erfährt dann nach langem Bitten aus dem Munde Gerhards die folgende Geschichte. Er sei einst auf einer Handelsreise mit seinen reichbeladenen Schiffen an die Küste von Marocco verschlagen worden, dort habe der Beherrscher des Landes seine aus kostbarem Pelzwerk bestehenden Waaren gesehen und ihm zum Tausch eine große Anzahl gefangener Christen, die durch einen Sturm in jene Gegend verschlagen worden und in Ketten und Kerker lagen, angeboten. Die Gefangenen waren vornehme Ritter und Frauen aus England, wie aus nachstehender Schilderung hervorgeht.)

Ich trat zur Kemenate
Getrost und frohen Muths
Und rühmte sie berathen
Mit Ballen reichen Guts.
Ich fand sie leer der Wonne
Und alles Leides voll,
Da traten vor die Sonne
Mir Wolken kummervoll.

Den edeln Haftgenossen
Wuchs kaum der erste Bart;
Doch schienen sie entsprossen
Gar tugendreicher Art.
Wie grimmig ihre Schöne
Der Kummer hat entstellt,
Sie deuchten Fürstensöhne,
Geborne Herrn der Welt.

Zwölf junge Ritter lagen
In schwerer Banden Haft,
Die solches Elends pflagen,
Daß ihnen schwand die Kraft.
Je Zweie band die Kette,
Die viel der Pfunde wog,
Die Herrn zum niedern Bette
Durch Ihre Schwere zog.

Mit solchen Schätzen fand ich
Die Kammer angefüllt;
Erschreckt, gepeinigt stand ich,
Den Blick vor Leid verhüllt.
Der wollte sich nicht senken
Auf solcher Marter Noth;
Muß ich daran gedenken,
Mein Glück ist heut' noch todt.

Da zog mich aus dem Jammer
Der Wirth und hieß mich geh'n:
Ihr sollt in andrer Kammer
Noch größern Kaufschatz seh'n.
Ich folgt' ihm mit Vertrauen
Und dachte sicherlich
Da einen Schatz zu schauen,
Der meinem Schatze glich.

Zu andern Kemenaten
Ging ich an Stranmurs Hand,
Die fand ich so berathen,
Wie ich die erste fand.
Ein Kauf ward mir geboten
Darin, nicht schön noch reich,
Lebendig glichen Todten
Zwölf greise Ritter bleich.

Ich sah zwölf alte Herren,
Ehrwürdig von Gestalt
Ein eng Gemach versperren
So finster, feucht und kalt.
Die edeln Haftgenossen
Gedachten kaum der Flucht,
Da zwei und zwei geschlossen
Hielt schwerer Kette Wucht.

Ich las in ihren Zügen
(Der Gram entstellt und schwächt,
Doch konnten sie nicht lügen),
Ihr fürstliches Geschlecht.
Noch mehr als von den Jahren
Schien ihnen Bart und Haar
Von Leid, das sie erfahren,
Schneeweiß und silberklar.

Ihr Loos muß ich beklagen
Mehr als der Jungen Pein,
Denn Alter hat zu tragen
Genug an sich allein;
Die Jugend überwindet
Mit Lachen manche Noth,
Daran das Alter schwindet
Und kläglich stirbt den Tod.

Mit seufzender Geberde
Sah ich das Ungemach,
Der greisen Herrn Beschwerde,
Ihr stilles Weh und Ach.
Dem schien mir nichts zu gleichen,
Was ich noch je geseh'n.
Da gab der Wirth ein Zeichen
Mit ihm hinaus zu geh'n.

Wir gingen von den Armen;
Das Gehen ward mir schwer.
Im Herzen wuchs Erbarmen
Je länger mir je mehr.
Nun schloß Stranmur die Pforten
Der dritten Kammer auf;
Da war nach seinen Worten
Der allerreichste Kauf.

Der Kauf, den wir da fanden,
Der war wohl schön und reich.
Kein Hort in allen Landen
Kommt seinem Preise gleich.
Die Sorgen zu zerstreuen,
Zu stählen Mannesmuth,
Die Herzen zu erfreuen,
Ist kein Gewinn so gut.

Ich fand da Treu' und Güte,
Bescheidenheit und Zucht,
Der Jugend holde Blüthe,
Der Schönheit süße Frucht.
Mich freut noch heut und immer,
Daß er den Schatz mir bot,
War gleich sein lichter Schimmer
Getrübt von bittrer Noth.

Nun laßt euch mehr vertrauen:
Wir fanden sitzen dort
Im Kreise fünfzehn Frauen:
Das war der Kaufmannshort.
Sie trugen all' die Krone
Der Jugend und der Huld;
Sie zierten zweifelsohne
Auch Demuth und Geduld.

Sie mußten mir gefallen
Um ihrer Schönheit Preis,
An Eine doch vor Allen
Gewandt war Gottes Fleiß.
Sie schien wie unter Sternen,
Der Mond scheint hell und klar,
Auch sollt' ich künftig lernen,
Daß sie die Fürstin war.

So saß mit blüh'nden Wangen,
Der edeln Frauen Kranz;
Von Leide halb verhangen
Den Augen war der Glanz.
Noch konnt' ich ihre Schmerzen
Nur ahnen, nicht versteh'n;
Doch freut' es mich von Herzen,
Sie so getrost zu seh'n.

Und trugen sie nicht Ketten,
Gefangen sah ich doch
Die aufgezwungen hätten
Der Welt ein süßes Joch.

Nun hielten diese Mauern
Sie in gestrenger Haft.
So mußt' ich Sie bedauern
Mehr als die Ritterschaft.

3. Aus der Reimchronik Ottokars von Horneck.

(§. 22. Lehrb. §. 437.)

Klage um Kaiser Albrecht.

(Nach Mosenthal.)

Wer's besser kann, als ich,
Der komm' und lehre mich
Den edlen Herrn beklagen,
Den Leichnam frech erschlagen,
Den Treuen und den Reinen
Bejammern und beweinen.
Denn vieler, reicher Tugend
Pflag er seit seiner Jugend
Bis an sein Ende gleich.
Ach, milder Gott! wie reich
War er an hoher Würde!
Und all' seine Begierde
Lag zweien Dingen ob:
Der Welt und Gottes Lob.
Darf Herrschaft nur bestehen
Als wie ein Gotteslehen
Hat Gott mit Ehr' und Macht
Das Reich hier nur bedacht,
Daß der der darin walte
Mit Ehren es erhalte,
Der Wittib und der Waise
Gerechten Schutz erweise,
Den Geistlichen und Armen
Mit Milde und Erbarmen
Das Recht bewahren soll:
Dann, Albrecht, hast du wohl
Verdient des Herren Lohn,
Der mit der Dornenkron'
Von Nägeln und vom Speer
Erduldet Schmerzen schwer,
Daß uns auf dieser Erde
Sein Lohn zu Theile werde.
Drum ist dies heil'ge Zeichen
Ein Kleinod allen Reichen,
Daß es der König hege
In seiner steten Pflege,
Daß er beständig sehe an,
Was Gott daran
Mit demuthsvollen Sitten
Erduldet und erlitten;
Der Duldenden und Armen
Sich möge auch erbarmen!
Daran hat wohl mit aller Macht
Der werthe König stets gedacht,
Der hier muß nun erbleichen,
Ein Jammer ohne Gleichen;
O Gott, deine Gerechtigkeit
Sie räche dieses Herzeleid!

4. Michael Beheim.

Aus dem „Buch von den Wienern".

(Nach Mosenthal.)

(Wie Kaiser Friedrich III. den Wienern den goldnen Adler zurückgibt und ihnen alle Strafe wegen ihres Aufruhrs erläßt.)

Da jetzt die Wiener solche Noth
Und große Anfechtung bedroht,
Da faßten sie nun den Beschluß
Und wandten abermal den Fuß
Nach Neustadt hinzugehen,
Den Kaiser anzuflehen.

Vierhundert Mann stark zogen sie
Und fielen alle auf die Knie
Und klagten ihren Kummer sehr
Und sprachen: „Allergnäd'gster Herr!
Mit Leib und Gut und Leben
Wollen wir uns Euch ergeben.

Ja Euere durchlaucht'ge Gnad'
Und kaiserliche Majestat;
Vergebt, vergesset, lasset hin
Eur'n Groll und Euren zorn'gen Sinn,
Deß wir wohl haben Schulden,
Und gebt uns Eure Hulden;

Und lasset nicht von Jedermann
Uns schädigen und fallen an,

Sonst müßten wir verderben gar.
Großmüth'ger Kaiser! nehmet wahr,
Wir wollen gern erstatten,
Was wir gefehlet hatten,

Und übel thaten je an Euch,
Mach' uns're Reu' und Güte gleich,
Wir woll'n Eurer Durchlauchtigkeit
Befehl und Diensten sein bereit,
Gehorsam, unterthan in Treu'n,
Zu jedem Dienst gewärtig sein."

Der Kaiser — so ward mir Bescheid —
Empfand gerührt Barmherzigkeit
Und sprach: „Euch werde ganze Huld,
Und Eure Missethat und Schuld
Sei Euch nicht mehr gemessen,
Vergeben und vergessen

Soll Alles bleiben ohne Schmach,
Und Keiner frage mehr darnach,
Sofern Ihr solchen Willens bleibt
Und nimmer solches Uebel treibt,

Als ich von Euch erfahren,
Sollt Ihr's verbürgt bewahren."

Als dies die Wiener hörten, da
Wohl Allen große Freud' geschah,
Vor Freuden sah man viele weinen,
Als sie den Kaiser sah'n erscheinen
In solcher Gnad' und Hulden
Vor solchen schweren Schulden.

Sein' Gnad' bestätigt er noch mehr;
All' ihre Rechte wie bisher,
Den gold'nen Adler, den der Stadt
Er früher weggenommen hat
Und auch geleget nieder,
Gab er den Wienern wieder.

Und von den Wienern hört man mehr
Fürbaß nicht Bosheit wie vorher,
Sie blieben ihrem Herrn fortan
Gehorsam stets und unterthan,
Und dienten ihm in Treue
Und hatten große Reue.

5. Aus dem Teuerdank.

(§. 23. Lehrb. §. 478.)

Auf der Gemsenjagd.

(Nach Mosenthal.)

„Unter dem Namen Teuerdank ist Kaiser Max selbst zu verstehen, der auf den drei Stationen seiner Reise zu seiner Vermählung mit Ehrenreich (Maria von Burgundien) seine Jugend voll vorwitziger Unternehmungen, sein bedächtiges an Unfällen reiches Mannesalter und sein reifes von Neidern oft getrübtes Alter schildert. Ehrenreichs Vater, Romreich (Karl v. Burgund), hat in seinem Testamente seiner Tochter den Teuerdank zum Gemahl bestimmt, was diesem nach des Königs Tode gemeldet wird. Einige Große verschwören sich zu seinem Untergange und erwählen den Fürwittig, Unfalo und Neydelhard, welche die drei von dem Helden zu passirenden Schlösser besetzen und ihn vom Lande fern halten oder umkommen lassen sollen. Die Abenteuer auf den drei Schlössern und die Gefahren, denen der Held immer glücklich entgeht, bilden den Kern des Gedichts. Die drei Hauptleute, die sich durch die Flucht retten, werden, als Teuerdank endlich bis zu Ehrenreich gelangt ist, hingerichtet, worauf der Held die Königin heirathet."

Unfallo einst zum Helden kam
Und sprach: „Herr, gestern ich vernahm
Von einem Jägersmanne gut,
Daß hier ein Steinbock lagern thut
In dem Gebirge vor euch hoch.
Derselben Thiere habt ihr noch
Bis heute keines noch gefangen;
Habt Ihr vielleicht darnach Verlangen,
Auf dieses Hochgebirg zu steigen,
So laß ich euch die Pfade zeigen."
Sprach Teuerdank: „Das will ich wohl."
Unfallo wußte, daß gar hohl
Und steil der Berg war überall.
So käme leicht der Held zu Fall.
Deß mochte er sich nicht enthalten,

Teuerdank ließ die Sach' Gott walten,
Stieg mit dem Jäger auf die Höh'n,
Des Steinbocks Lager zu erspäh'n.
Als sie nun kamen auf die Schneid',
Da sprachen sie wohl alle beid':
Wir sind an keinem guten End',
Der Jäger sprach: „Mich dünkt, die Wänd'
Sind mürb und faul an diesem Ort."
Gesprochen hat er kaum das Wort,
Bricht unter Teuerdank ein Stein,
Er würde schier verunglückt sein,
Wenn er nicht schnell zu seinem Glück
Noch eine Staude, groß und dick,
Im Fall ergriffen mit der Hand,
Und so das Unglück abgewandt.

Sonach unter dem Jägersmann
Ein Stein zu wanken auch begann,
So daß er den auch fallen sah,
Dem gleicher Weis' kein Leid geschah,
Weil er in einem Strauch sich fing.
Teuerdank aus der Felswand ging.
Der Jäger folget ihm auch nach
Und drunten zu dem Helden sprach:
„Unfallo hat uns hier herein
Gewiesen, daß wir sollten sein
Wohl überab zu Tod gefallen.
Es ist uns heute wahrlich allen
Beide hart daran gewesen."
Sprach Teuerdank: „wüßt' ich's, genesen
Sollt' nimmer er von meiner Hand."
So kamen sie in's ebne Land,
Und gingen mit einand nach Haus.
Von weitem Unfall' lief heraus,
Sprach er zu dem Helden unverzagt:
„Herr, habt den Steinbock Ihr gejagt
Oder denselben gar gefangen?"
Teuerdank zu ihm im Zorne sprach:
„Mich däucht, Ihr habt mir diese Sach'
So zugericht't, daß ich hätt' sollen
Zu Tode von dem Berge rollen!"
Unfallo sprach: „'S ist euer Scherz,
Gott kennet mein getreues Herz,
Ob ich nicht eh'r den Leib verlöre,
Denn daß euch nur ein Finger schwäre;
Geschweig, daß ich wollt' Ursach' sein,
Daß Ihr nun kamt in Todespein."
Also nun blieb die Sach' gestillt.
Doch Unfallo war heimlich wild,
Die Stund' im Stillen er verflucht,
Daneben andere Ursach' sucht',
Damit der Herr nicht käm' davon;
Ihr find's hernach geschrieben schon.

III. Lehrdichtung und historisches Lied.

(§. 24. 25. 26. Lehrb. §. 436. 479. 480.)

1. Thomasin Tirkler.

(§ 24. Lehrb. §. 436.)

(Nach Mosenthal.)

Aus dem „wälschen Gast".

1. Vom Adel.

Ist einer noch so hoch geboren,
Der Herzens-Adel hat verloren,
So sage ich euch wohl fürwahr:
Er schändet seine Abkunft gar.
Wenn Einer hochgeboren ist,
So heischt sein Adel aller Frist,
Daß er auch hoch und edel thu';
Und so er sich nicht zwingt dazu,
So trifft ihn nur des Vorwurfs mehr;
Sein Adel mindert seine Ehr!
Es wundert mich auch wahrlich sehr,
Wie nur ein tücht'ger Mann begehr',
Auf seiner Ahnen adlig Thun
Sich stolz etwas zu Gut zu thun!
Thu' er doch lieber selber das,
Dadurch er möge gelten baß
Durch sich ein Edler, als durch jene;
Als bessern Stolz ich diesen wähne.

Vom Vater her ist jeder Mann
Geadelt, wer's verstehen kann;
Wer seine Abkunft stets im Sinn,
Der hat den Adel immerhin.
Denn die sind alle Gottes Kind,
Die seinem Worte folgsam sind,
Und wer mißachtet sein Gebot,
Der hat den Adel, den ihm Gott
Verlieh'n, durch eig'ne Schuld verloren,
Und hat freiwillig sich erkoren
Den einz'gen Stand, der niedrig ist,
Durch eig'ne Schuld zu aller Frist.
Als er vom edlen Vater ließ.
Sich selbst er aus dem Adel stieß.
Habt Ihr vernommen mich nach Fug,
So ist es Euch wohl klar genug,
Der Adligste zu aller Frist,
Ist der, der wirklich edel ist.
Und wie ich auch gesagt zur Zeit,
Recht thun ist rechte Höfischkeit.
Der hat den rechten höf'schen Muth,
Der, was er thut, mit Rechten thut;
Wer Recht vertritt, wo er nur kann,
Der ist der rechte Edelmann;

Denn wisset, diese Edeln sind
Gemeinlich Gottes echte Kind!

2. Von der Gefangenschaft.

Ein guter Mann sei nimmer bange,
Daß man ihn feß'le oder fange;
Geschieht es auch — wo ist Verlust?
Ist ihm doch freier in der Brust,
Als einem bösen Manne sei,
Ob jener wandle frank und frei
Und seinem Willen folg' allein:
Er ist der Sklave seiner Pein;
Der Gut' ist selig aller Frist,
Was thut's, wenn er gefangen ist?
Und bleibt ihm in der eig'nen Brust,
Was stets ihm war des Lebens Lust,
Die Tugend und die Güte treu,
Wird ihm die Zeit nicht lang dabei;
Ist auch sein Kerker trüb' und öd',
Es schmückt sein Herz die Majestät,
Und ist sein Haus von innen schön,
Was thut's, daß traurig anzuseh'n
Sein Kerker sei und trüb gebaut?
Der in des Herzens Tiefe schaut,
Der sieht der Tugend Licht und kümmert
Sich nicht, ob trüb sein Kerker schimmert.

2. Aus Freidanks Bescheidenheit.

(§. 24. Lehrb. §. 436.)

1. Von Gott.

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.
Wer um die kurze Lebensfrist
Die ewigen Freuden vergißt,
Der hat sich selber sehr betrogen
Und baut auf einen Regenbogen.
Wer die Seele will bewahren,
Der muß die Selbstsucht lassen fahren.
Wer Gott liebet, wie er soll,
Deß Herz ist aller Tugend voll;
Wer aber ohne Gott will leben,
Der wird nicht viele Ehr' erstreben.
Wer Gott nicht fürchtet alle Tag',
Deß Muth ist nicht vom rechten Schlag.
Wer da lebet in Gottes Gebot,
In dem ist Gott und er in Gott.
Gott höhet alle Güte
Und niedrigt Hochgemüthe.
Gott ist verborgen Nichts allwärts,
Vor Gott liegt offen jedes Herz.
Es sei übel oder gut,
Was Jemand im Geheimen thut,
Oder was im Herzen wird erdacht,
Von Gott wird Alles an's Licht gebracht.
Alle Welt von ihm Lohn empfaht
Im Maß, wie sie gedient ihm hat.
Auf seinem Wege selten fällt,
Wer sein Vertrau'n auf Gott gestellt.
Wir sollen mit allen Sinnen
Gott fürchten und ihn minnen.
Der Welt ihr Dräuen und ihr Zorn,
Die sind an Gott gar sehr verlor'n;
Mit Flehn und Bitten kommt zu ihm,
Er fürchtet keines Menschen Grimm.
Das Allerkleinste, das er schafft,
Ist mehr als aller Welten Kraft;
Den schwächsten Halm den Gott erdacht,
Hat ihm noch keiner nachgemacht.

2. Von der Seele.

Wie unsre Seel' geschaffen sei,
Des Wunders werd' ich niemals frei;
Woher sie kam, wohin sie fahr',
Die Straß' ist mir verborgen gar.
Weiß ich doch selbst nicht, wer ich bin;
Gott gab die Seel', er nehm' sie hin!

3. Von dem Menschen.

Der Mensch von schwachem Stoffe wird,
Mit Schmerz die Mutter ihn gebiert,
Sein Leben ist der Mühe viel,
Gewisser Tod, das ist sein Ziel!
Er ist wie in dem Feuer Stroh:
— Wie kommt es daß er stets so froh?

Wer stets bedächt' der Dinge drei,
Der wär' von Gottes Zorne frei:
Was er war und was er ist,
Und was er wird in kurzer Frist.

4. Könige und Fürsten.

Land und Leut geirret sind,
Wo der König ist ein Kind
Und die Fürsten sich befleißen,
Früh zu trinken und zu speisen.

Die Fürsten bannen mit Gewalt
Feld, Steine, Wasser und den Wald
Und Zahm und Wild; die großen Herrn
Sie banneten auch die Luft noch gern;

Bis heut ist sie noch allgemein.
Und könnte man uns der Sonne Schein
Verbieten, Wind und Regen,
Man müßte goldnen Zins drum wägen.

5. Von der Sünde.

Uns allen leider steht der Sinn
Nach der verbotnen Sünde hin.
Wer sündigt sonder Furcht und Leid,
Der hat verwirkt die Seligkeit;
Wer da mit Furcht der Sünde dient,
Vielleicht die Seele noch gewinnt.
Wer Buße für das Alter spart,
Hat seine Seele schlecht bewahrt.

Wer mit Sünden ist beladen,
Soll in Herzensreue baden.
Die Reue ist der Sünde Tod,
Sie hilft dem Sünder aus der Noth.
Wo Gott die wahre Reue sicht,
Wird alle Sünde gar zu nicht.
Sei noch so groß die Missethat,
Gott dennoch größre Gnade hat.

6. Vom Wahn.

Des Weihen Flug, des Donners Schuß,
Der Schlange Weg, des Schiffes Fluß,
Und wie die Kinder gerathen werden,
Wer kennt die fünf Weg' auf Erden?

7. Von den Gedanken.

Gar heimlich ist des Herzens Hoffen,
Des Herzens Aug' ist niemand offen.
Die Bänder kann kein Andrer winden,
Womit sich die Gedanken binden.

8. Von Freunden.

Sieh, wie's um deine Freunde steht,
Wenn dir's an Leib und Ehre geht.

9. Von den Weisen.

Wer ist ein Weiser? Gottes Kind!
Die Andern alle Thoren sind.
Wie viel du giebst der Weisheit her,
Es wächst dein Schatz doch immermehr.
Die Weisheit oft alleine steht.
Die Thorheit mit Gefolge geht.

Ein Weiser bessert seinen Schritt,
Wenn er den Gang des Thoren sieht.

Ein Thor erfände neue Sitt',
Gleich laufen alle Thoren mit.

10. Recht und Unrecht.

Wer Unrecht will zu Recht verdreh'n,
Der muß vor Gott zu Rechte steh'n.

11. Von der Sorge.

Wer sanft will seh'n der Sterne Schein,
Der muß bei Tag unmüßig sein.

12. Vom Lobe.

Sich selber Niemand loben soll,
Den Braven loben Andre wohl.
Im Grabe lobt man manchen Mann,
Der auf der Welt nie Lob gewann.
Ob's Haß nun oder Wahrheit sei,
Man lobt nicht ohn' ein Doch dabei.

13. Von dem Tode.

Du kannst mit allen Sinnen
Dem Tode nicht entrinnen;
Welche Sorg' die Leut erwarben,
Sie sorgten, bis sie starben;
Welche Sorg' sie noch erwerben,
Sie sorgen, bis sie sterben.

Mir könnte nimmer eine Lieb' geschehn,
Dürft' ich die Freund' nicht nach dem Tode seh'n.
Die Thränen bald getrocknet sind,
Die des reichen Mannes Kind
Weint an seines Vaters Grab:
Er wischt den kurzen Thau wohl ab;
Jedoch des armen Mannes Kind
Tröstet sich nicht so geschwind:
Des Thränen fließen lange
Mit Jammer über die Wange.

3. Friedrich von Sonnenburg.

(c. 1250.)

Der Weltgarten.

Die Welt, die ist ein Garten wohl, darinnen bricht sich Gott zumal
Das wonnigliche grüne Laub, zu schmücken seinen Freudensaal,
Doch ist es leider, daß sie viel
Unnützer Bäume träget.

Bevor aus ihr zum Himmel wird ein einz'ger Muskatzweig bekannt,
So wird gar manches Bilsenkraut aus tiefer Höll' heraufgesandt;
Es ist ihr ein ungleiches Spiel
Von beiden vorgeleget.

Sie muß des Bösen wundervield, des Guten wenig pflegen,
Wie darf man ihre Missethat mit ihrer Tugend wägen?
Ein Hag, in dem so mancher Dorn, so wenig Rosen nur gefunden,
Der frommt durch seine Fruchten nicht so viel er schad't durch sein Verwunden.

4. Beispiele des Strickers.

(§. 25. Lehrb. §. 479.)

1.

Einem Mann zerbrach sein Axtstiel;
Da bat er alle Bäume viel
Um einen Stiel, der wär' recht fest.
Sie gaben ihm eines Oelbaums Ast;
Worauf der Mann in aller Hast
Den ganzen Wald umhieb und brach.
Die Eichel da zur Esche sprach:
Mit Recht sind wir verrathen,
Weil unserm Feinde wir wohl thaten,
Wer seinem Gegner aufhilft wieder,
Zu Boden drückt der selbst sich nieder.

2.

Ein Baum, der voll in Blüth' ausschlägt,
Und dennoch nicht des Obstes trägt,
Deß Blüthe wird nicht hochgeschätzt.
Ihm ist der Lügner gleichgesetzt,
Der mehr verheißt als Andre viel
Und es doch nicht gewähren will.
Des Baumes Blüth' und solch Geheiß
Ich gründlich wohl zu schätzen weiß!

5. Aus dem Renner des Hugo von Trimberg.

(§. 25. Lehrb. §. 479.)

(Bragur.)

Von dem größten Thoren.

(Eine Mähre.)

Ein weiser Mann in Krankheit lag;
Und jetzt war kommen ihm der Tag,
Daß er nicht länger sollte leben.
Hin und her hieß er da geben
Sein Gut durch Gott, wie manche Leute
Auf ihrem Todbett' thun noch heute.
Einen Sohn hatt' er, dem gab er do
Wohl zehen Mark, und sprach also:
Mein lieber Sohn, erhalte mir
Deine Treu, und laß auch dies bei dir
Liegen, bis daß dir wird bekannt
Der größte Thor über alles Land;
Dem gib es und gedenke mein.
Er sprach: Ja, Vater, das soll sein.
Nach der Rede der Mann verschied.
Der Sohn sich manch Jahr wohl berieth,
Wem er das Silber möchte geben.
Man nannt ihm manches Dummen Leben,
Auch manchen Thoren hin und her;
Den nannt ihm dieser, diesen der;
Er kehrte wenig sich daran.
Zuletzt da kam ein fremder Mann
Von fremden Landen. Den fragt er,
Wer Herr in seinem Lande wär'.
Er sprach: wir haben alle Jahr,
Herr, einen König, das ist wahr,
Der thut alles, was er will,
Nach Herzenslust, bis an das Ziel,
Da sein Jahr ein Ende hat;
Dann tritt ein andrer an seine Statt,
Und ihm schlägt man dann ab sein Haupt,
Wenn ihr das jetzund mir nicht glaubt
Herr, so fahret mit mir dar,
Und nehmt der Wahrheit selber wahr;
Wir kommen eben hin zur Zeit,
Wenn sein Tod dem König ist bereit,

So sehet ihr, wie es geziemt,
Wenn dann sein Reich ein andrer nimmt.

Der Jüngling fuhr mit ihm dahin;
Da ließ der Mann bald sehen ihn,
Wie es dem alten König ging,
Und daß ein andrer sein Reich empfing.
Zu dem nun ging er hin und sprach,
Als er ihn dort gekrönet sah:
Nimm hin mein's Vaters Seelengeräthe
(Vermächtniß);
Ich meinte nicht, daß die Welt hätte
So große Thoren je behalten!
Was Ehren willst du darnach walten,
Wenn dir das Haupt wird abgeschlagen?
Dies Beispiel mag man denen sagen,
Die durch Ehre und durch Wollust
In den ewigen Verlust
Sich jämmerlich versenken,
Und wenig dran gedenken,
Daß Leib, Gut, Freud' und Gunst
Sind bloß ein Nebel und ein Dunst.

6. Aus Boners Edelstein.

(§. 25. Lehrb. §. 479.

1. Freiheit.

Reicher ist ein armer Mann,
Der frei Gemüthe wol mag han,
Als welcher reich ist und dienstbar,
Dem wird viel Sorgen immerdar.
Der eigen ist, wo ist des Muth?
Er hat doch weder Leib noch Gut.
Es ist nicht sein, das selb er hat,
Der ohne freien Willen staht.
Freiheit zieret alles Leben
Und kann wohl gut Gemüthe geben.
Freiheit höhet Weib und Mann,
Den Armen sie reich machen kann.
Freiheit ist der Ehren Hort,
Sie krönet jedes Werk und Wort,
Mich dünkt, der hab' ein armes Leben,
Der freien Willen auf muß geben,
Freiheit geht vor allem Gut
Der Welt. — Wer seinen freien Muth
Aufgibt um Silber und um Gold,
Dem wird zu Theil der Reue Sold.

2. Der alte und der junge Krebs.

Ein alter Krebs einen jungen sah
Hinter sich viel balde gan;
Er sprach: lieber Sohn, laß stahn,
Wie gehst du so verthane (verkehrt)?
Sohn, bist du in dem Wahne,
Daß du vor dich giengest recht,
So bist du betrogen, du gehst nicht schlecht
(gerade);
Du sollst vor dich lernen gahn,
Als auch dein Vater hat gethan,
Das steht dir wohl und ist auch gut.
Welcher Sohn thut, als sein Vater thut,
Der wird gelobt, und spricht man, daß
Er ist gut, als sein Vater was.
Der Sohn sprach: Vater, du sagst wahr,
Ich weiß es wol, ohn' alle Fahr;
Ein Sohn seinem Vater folgen soll,
Das ist ihm gut, und steht auch wol.
Thut er das, er wird gelobt,
Ich wähne, daß der nicht entobt
Wer artet nach dem Vater sein.
Darum, lieber Vater mein,
Geh' vor; laß sehen, wie du gehst,
So geh' ich; so du stille stehst,
So steh' ich auch, und wie du dich
Richtest, also richt' ich mich.
Da vor der Vater sollte gahn,
Den Weg er hinter sich da nahm,
Und ging auf denselben Pfad,
Als sein Sohn vorgegangen hat.
Da sprach der Sohn: traut Vater mein,
Du sollst dein Strafenlassen sein,
Du hast denselben Gang als ich,
Viel balde gehst du hinter dich,
So du vor dich solltest gahn,
Darum laß dein Bestrafen stahn.

7. Der Winsbeke.

(§. 25. Lehrb. §. 436.)

1.

Sohn, liebe du von Herzen Gott,
So ann dir's nimmer missegahn;
Er hilft dir stets aus aller Noth.
Sieh' dir der Welt Verführung an!
Wie ihren Anhang sie trügen kann
Und welchen Lohn zuletzt sie beut,

Das sollst du jetzt bedenken still:
Sie gibt zum Lohn der Sünden Koth;
Wer ihr nach Willkür folgen will,
Der wird an Leib und Seele todt.

2.

Sohn, merke: wie das Kerzenlicht,
Dieweil es brennet, schwindet gar,
Ingleichen ganz auch dir geschicht
Von Tag zu Tag; — ich sag' dir wahr,
Und richte hier dein Leben so,
Daß deine Seele dort wohl fahr'.
Wie hoch an Gut auch wird dein Nam',
Dir folgt von dannen Nichts, denn nur
Ein leinen Tuch für deine Scham.

3.

Sohn, willst du zieren deinen Leib,
So daß er sei dem Unfug gram,
So lieb' und ehre gute Weib',
Alle Sorgen scheuchen sie tugendsam;
Sie sind der wonnigliche Stamm,
Von dem wir alle sind geboren.
Der hat nicht Zucht noch rechte Scham,
Der solches nicht an ihnen preis't;
Er ist zu rechnen zu den Thoren,
Und hätt' er Salomonis Geist.

8. Priameln.

(Bragur.)

1. Das ist das Beste.

In dem Haus fröhlich und tugendlich,
Auf der Gasse ehrsam und züchtiglich,
In der Kirche demüthig und inniglich,
Auf dem Feld männlich und sinniglich,
Zu allen Enden fromm und ehrenveste,
Allezeit gott'sfürchtig: das ist das Beste.

2. Der Mann hat ein gut Hausgeräth.

Welch Mann ein'n Leib hat nicht zu schwer,
Und eine Tasch', die nimmer wird leer,
Und ein Haus, das voll Nahrung staht,
Und darinnen fromme Ehehalten hat,
Und melke Küh' und feiste Schwein',
Und fromme Knecht', die gern gehorsam sein,
Und ein'n Hund, der des Nachts wohl hüt't,
Und ein Weib, die allzeit gut,
Und auch in ihren Ehren ist stet,
Der Mann hat ein gut Hausgeräth.

3. Welcher gern unnütze Arbeit thut.

Wer einen Raben will baden weiß,
Und darauf legt sein'n ganzen Fleiß,
Und an der Sonne Schnee will dörr'n,
Und allen Wind in ein'n Truhen sperr'n,
Und Unglück will tragen feil,
Und Narr'n will binden an ein Seil,
Und einen Kahlen will bescheer'n,
Der thut auch unnütz Arbeit gern.

9. Suters Lied von dem Streit zu Sempach.

(§. 26. Lehrb. §. 480.)
(Abgekürzt.)

Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden
Mit manchem Biedermann
Zu Sempach vor dem Walde
Der Löwe zu ihnen kam.
Der Stier war nicht verzagt,
„Löw' willst du mit mir fechten,
Das sei dir unversagt."
Der Löw' sprach: „Auf mein Eide,
Du fügst mir eben recht:
Ich hab' auf dieser Heide,
Manch' stolzen Ritter und Knecht:
Hei ich will dir geben den Lohn
Drum daß du mir einst zu Laupen
Gar viel zu Leid' hast g'than,
Und an dem Moregarten
Erschlagen mir manchen Mann."
Da sprach der Stier zum Löwen:
„Dein Drohen wird dir leid!"
Der Löw' fing an zu brüllen
Und schütteln seine Mähn'.
Da sprach der Stier: „Herbei,
Woll'n wir's versuchen wieder,
So tritt herzu fürbaß,
Daß diese grüne Heide

Vom Blut mög' werden naß."
Sie fingen an zu schießen
Zu ihnen in der Tann,
Man greift mit langen Spießen
Die frommen Eidgenossen an;
Ei, der Schimpf, der war nicht süß,
Die Aest' von hohen Bäumen
Fielen vor ihre Füß'.
Des Adels Heer war veste,
Ihr' Ordnung dick und breit:
Das verdroß die frommen Gäste:
Ein Winkelried der schreit:
„Wollt ihr's geniesen lan
Mein' fromme Kind und Frau,
So will ich die That bestahn.
Traute lieben Eidegenossen,
Mein Leben verlier ich mit.
Sie han ihre Ordnung gestoßen,
Wir mögen sie brechen nit,
Ich will ein'n Inbruch han,
Das wollet mein Geschlechte
In ewig genießen lan."
Damit that er erfassen
Ein' Arm voll Spieß behend:
Den Seinen macht er eine Gasse,
Sein Leben hatt' ein End.
Ei er hat eines Löwen Muth,
Sein männlich tapfer Sterben
War den vier Waldstetten gut.
Sie begonnen zu durchbrechen
Des Adels Ordnung bald
Mit Hauen und mit Stechen.
Gott seiner Seelen walt'!
Wo er das nicht gethan,
Es hätt' den Eidgenossen gekostet
Noch manchen Biedermann.

Sie schlagen unverdrossen,
Erstachen manchen Mann,
Die frommen Eidgenossen
Sprachen einander tröstlich an.

Der Löw' fing an zu weichen,
Er floh hin gen dem Berg.
Der Stier sprach zu dem Löwen:
„Du bist keiner Ehren werth.
Zieh hin, du grimmer Löwe,
Ich bin bei dir gewesen,
Du hast mir hart gedräuet
Und bin vor dir genesen.
Ei zieh recht wieder heim
Zu deinen schönen Frauen,
Dein' Ehr ist worden klein.
Es steht dir schimpflich an,
Wo man nun von dir seit (sagt),
Daß du mir bist entwichen
Auf dieser grünen Heid'.
Du hast mir hie gelassen
Gar manchen stolzen Mann.
Dazu die Harnisch klare,
Die ich dir abgewann,
Auch fünfzehn Hauptpanere
Die hast du mir gelan.
Das ist dir immer ein' Schand'.
Ich hab' dir's abgewonnen
Mit ritterlicher Hand."
Die vesten von Lucernen
Han da ihr Bestes gethan,
Und han den fremden Herren
Recht sehr zur Ader gelan
Sie hab'n sie todtgeschlagen;
Zu Königsfelden im Kloster
Liegen ihrer viel begraben.

10. Veit Weber.

(§. 26. Lehrb. §. 480.)

Das Lied vom Siege bei Murten.

(Abgekürzt.)

Mein Herz ist aller Freuden voll,
Darum ich aber singen soll
Und wie es ist ergangen;
Mich hat verlanget Tag und Nacht.
Bis sich der Schimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich han Verlangen.

Der Herzog von Burgund genannt,
Der kam für Murten hingerannt;
Sein' Schaden wollt' er rächen,
Den man ihm vor Granson hat gethan;
Seine Zelten spannt' er auf den Plan,
Murten wollt' er zerbrechen.

In einer Nacht, da stürmt' er fast,
Ließ ihnen weder Ruh' noch Rast,
Murten wollt' er haben.
Drob kamen die Wälschen in große Noth,

Wohl ihrer tausend blieben todt;
Mit Wälschen füllt man die Graben.

Da ward den Eidgenossen bekannt,
Wie Murten wäre hart berannt;
Dem Bunde thät' man schreiben:
Sie sollten kommen, es thäte noth.
Sobald man ihnen das entbot,
Daheim wollt' Niemand bleiben.

Ein stattlicher Kriegsvolk sah ich nie
Zusammenkommen auf Erden hie
In kurzer Zeit alsbalde.
Sie brachten Büchsen ohne Zahl,
Viel Hellebarte, breit und schmal;
Von Spießen sah man ein' Walde.

Da man zählt von Christ fürwahr
Tausend vierhundert und siebzig Jahr
Und das sechste war gekommen,
An einem Samstag — ich euch sag' —
An der zehentausend Ritter-Tag
Schuf man gar großes Frommen.

Da es war an dem Morgen fruh,
Da ruckte man gen Murten zu
Durch einen grünen Walde.
Deß wurden die in Murten froh;
Den Herzog fand man gewaltig do;
Ein Schlachten begann alsbalde.

Ein schneller Rath der ward gethan,
Wie man den Feind sollt' greifen an;
Da hört' ich manchen sprechen:
Ach Gott, wann hat ein Ende die Sach'?
Nun ist es doch schon um Mittag;
Wann sollen wir hauen und stechen?

Jeglicher trug sein Banner stark,
Dahinter sich Niemand verbarg;
Sie waren voll Mannes Muthe.
Männiglich gedacht' in seinem Sinn,
Wie man den Burgund wollt' legen hin
Wohl in sein rothes Blute.

Sie wehrten sich eine kleine Zeit,
Darnach sah man sie fliehen weit,
Gar Viele wurden erstochen,
Der Fußknecht und der Kürisser;
Das Feld lag voller Gben' und Speer',
Die an ihnen wurden zerbrochen.

Der Eine floh hin, der Andre her,
Wo er wähnt', daß er verborgen wär';
Man tödtet sie in den Hursten (Gesträuchen)
Ein' größere Noth sah ich nie eh';
Ein' große Schaar lief in den See,
Wiewohl sie's nicht mocht' dursten.

Sie wateten drein bis an das Kinn,
Dennoch schoß man auf sie hin
Als ob sie Enten wären.
Man schifft' zu ihnen und schlug sie todt,
Der See, der ward von Blute roth;
Jämmerlich hört' man sie plärren.

Gar Viele klommen auf die Baum',
Wiewohl man ihrer achtet' kaum.
Man schoß sie wie die Krähen;
Man stach sie mit Spießen überab,
Ihr G'fieder ihnen kein' Hilfe gab,
Der Wind mocht sie nicht wehen.

Die Schlacht dehnt sich zwei Meilen weit,
Dazwischen lagen viel' welsche Leut'
Zerhauen und zerstochen.
Deß danket Gott nun früh und spat,
Daß er der frommen Gesellen Tod
Zu Granson hat gerochen.

11. Hans Rosenblüt.

(§. 26. Lehrb. §. 480.)

Weingruß und Weinsegen.

Weingruß.

Nun grüß dich Gott, du lieber Landsmann:
Einen bessern Gesellen ich nie gewann
Und den ich lieber wollt' bei mir wissen.
Wenn ich des Morgens hab' angebissen
Und ich dich hab' in einem Glas,
So dienst du mir zu Tisch viel bas,
Denn alle Truchsessen, die da leben.
Gott behüt' den Stock und auch die Reben,
Davon du heu'r gewachsen bist;
Gott füg' dir Stecken, Band und Mist,
Sonne, Regen und auch einen Mann,
Der dich wohl schneiden und hauen kann,
Daß du auf's Jahr mögst wieder gerathen,
Die großen Weck und feisten Braten,

Wenn ihr alle drei bei einander seid,
Vertreibt ihr mir viel baß die Zeit,
Denn Harfen, Geigen, Tanzen und Baden.
Darum will ich dich zu Gaste laden:
Komm spat oder fruh, du wirst eingelassen;
Nicht lang an dem Thor sollst du passen.

Abscheiden.

Nun gesegne dich Gott, du liebster Gesell,
Mit rechter Lieb' ich nach dir stell',
Bis daß wir wieder zusammen kommen.
Dein Nam' der heißt Kützel am Gommen (Gaumen),
Du bist meiner Zunge eine süße Naschung
Und meiner Kehle eine reine Waschung.
Und bist meinem Herzen ein edles Zufließen
Und aller meiner Glieder ein heilsam Begießen,
Du schmeckst mir baß denn alle Bronnen,
Die aus dem Felsen je sind geronnen.
Beschirm' mich Gott auch wol vor Strauchen,
Wenn ich die Stieg' soll ab hin laufen,
Daß ich auf meinen Füßen bleib'
Und fröhlich heimgeh' zu meinem Weib
Und Alles weiß, was sie mich frag'.
Nun behüt' mich Gott vor Niederlag,
Du seiest hie heim oder draußen,
Gesegen dich Gott, bleib nit lang außen.

IV. Mittelalterliche Mystik.

(Vgl. Lehrbuch der Weltgeschichte §. 463. Allgem. Weltgesch. VIII, 204 ff.)

1. Bruder Berthold von Regensburg.

(Nach Franz Göbel.)

Es stehen sieben Sterne am Himmel, daran sollt ihr lesen und Tugend lernen, denn unser Herr hat uns alle Dinge zu Nutz und auch zu Gut geschaffen, einerseits für den Leib und andererseits für die Seele. Und so hat unser Herr die Sterne auch geschaffen. Die haben gar große Kraft über alle Dinge, die auf Erden sind und unter dem Himmel, außer über ein Ding. Sie haben Kraft über Bäume und Weingärten, über Laub und Gras, über Kraut und Gewürz, über Korn und Alles das, was Samen trägt; über die Vögel in den Lüften und über die Thiere im Walde und über die Fische in den Wogen und über die Würmer in der Erde; über das allessammt, das unter dem Himmel ist, darüber hat unser Herr den Sternen Kraft gegeben, außer über ein Ding. Darüber hat niemand Kraft und Gewalt, weder Sterne noch Engel, noch Teufel, noch sonst Jemand, als Gott allein; der will es aber auch nicht thun, der will auch nicht Gewalt darüber haben: es ist des Menschen freie Willkühr (freier Wille). Darüber hat niemand Gewalt, als du selber. Wollte Gott Gewalt haben über des Menschen Willen, so ginge keiner von uns verloren; da er aber den Menschen nach sich selber gebildet hat, der edle freie Herr, so wollte er ihm seinen Willen nicht binden, noch zwingen, wie dem Esel, der muß den Sack tragen, er thu' es gern oder ungern; ebenso muß der Ochs den Wagen ziehen oder den Pflug. Man bindet einen Menschen wohl, wie man will, aber seinen Willen kann man nicht binden noch zwingen. Der Wille steht in deiner Gewalt, Gott hat dir Böses und Gutes vorgelegt, thu, welches du willst; das steht bei dir, Gott hat es deiner freien Willkühr anheimgestellt. Der allmächtige Gott leite euch zum Besten nach seiner großen Güte! Ich gebe euch den Wunsch, der allmächtige Gott gebe euch den Willen, da niemand Gewalt hat über euren Willen, als ihr allein, so gebe euch Gott das Beste! Das bitte

ich Gott wohl für euch, ich kann euch aber nicht zwingen. Denn könnte ich euch zwingen, so ließe ich keinen von euch je eine Sünde thun. Nun habe ich keine Gewalt darüber, auch nicht die Sterne, so große Kraft die Sterne auch haben über alle Dinge. Sie haben Kraft über deinen Leib und über deine Gesundheit und über deine Kraft, aber über deinen Willen haben sie keine Gewalt. —

Sie haben große Kraft über alle Dinge, und die hat ihnen Gott verliehen: wenn der allermindeste Stern mangelte, der irgend am Himmel ist, so stünde die ganze Welt desto schlimmer an Gesundheit, des Leibes Kräften, an langem Leben, und Alles, das auf Erden lebt, und Alles, das auf Erden schwebt, wäre desto unfruchtbarer und tauber an seiner Frucht und an seinem Samen. Seht, so weislich hat unser Herr alle Dinge geschaffen und alle Dinge geordnet. Darum spricht Herr David: „Herr! du hast alle Dinge mit Weisheit geschaffen." Und wie gar große Kraft die Sterne allesammt mit einander haben, doch haben die sieben Planeten sonder große Kraft vor allen Sternen, die am Himmel sind; und dennoch haben sie keine Kraft über die Willkühr. Und an selben Sternen sollt ihr sieben Tugenden lernen, wenn ihr sie nicht habt; denn wer sie nicht hat, kann niemals kommen in das verheißene Land. Und darum hat euch Gott dieselben sieben Tugenden gewiesen an den sieben Planeten, daß sie euch zum Himmelreich weisen, denn da kann nimmer ein Mensch hin kommen, er habe denn dieselben sieben Tugenden. Alle Tugenden sind zu nichts, wenn du die selben sieben Tugenden nicht hast. Die haben alle Heiligen gehabt, die im Himmel sind. Da die selben Tugenden so nützlich sind, so hat sie euch Gott auf zweierlei Weise gezeigt. Die sieben Tage der Woche nämlich sind geheißen nach den sieben Sternen, und die sieben Tugenden sind darnach bezeichnet, Alles darum, daß ihr die sieben Tugenden desto lieber habt, und desto öfter daran denkt. So oft ihr der Sterne einen seht, sollt ihr je an eine der sieben Tugenden denken und sollt sie lernen, daß ihr sie an euch selber übet, und sollt Gott mit allem Fleiß bitten, daß er euch dieselbe Tugend gebe, wenn ihr sie nicht habt, die nach demselben Stern geheißen ist. Und dasselbe sollt ihr thun, so oft der sieben Tage einer kommt, der nach demselben Stern geheißen ist, und der Tugenden eine bezeichnet. Denn die sieben Sterne kennen manche Leute nicht, darum sind die sieben Tage darnach geheißen. In Latein und in welschen Landen und in Frankreich heißen die sieben Sterne wie die sieben Tage, und auch die sieben Tage wie die sieben Sterne, hie in deutschem Lande heißt man sie nicht so ganz darnach wie im Lateinischen und in Frankreich und in welschen Zungen. Und das ist mir leid. Denn so der Sonntag kommt, solltet ihr an die Tugend denken, die nach dem Sonntag bezeichnet ist, und am Montag dasselbe, und so alle Tage der Reihe nach solltet ihr der Tugenden gedenken.

(Nach der damaligen Weltansicht waren Sonne, Mond, Mars, Mercurius, Jupiter, Venus, Saturnus die sieben Planeten; an den sieben Planeten sollen nun die Laien sieben Tugenden lernen: an der Sonne den Glauben, an dem Mond die Demuth, an Mars die Stärke des Geistes, an Mercurius die Friedfertigkeit, an Jupiter die Mildthätigkeit, an Venus die Liebe, an Saturnus die Beharrlichkeit. Diese Tugenden kann man auch lesen und lernen an den sieben Tagen der Woche.)

2. Die Tochter Sion oder die minnende Seele.

Der Glaube.

Fides sprach mit sanftem Sinn:
Tochter, deinen Ungewinn
Und deines Herzens Qualen,
Die will ich allzumalen
Dir büßen, wenn du mit der That
Leben willst nach meinem Rath.
Ich, Fides, bin's der Glaube,
Der alle Herzen raube:
Der Freuden, die vergänglich sind,
Mußt du dich entschlagen, Kind.
Mein Spiegel heißet Jesu Christ,
In dem es all zu schauen ist,
Was wahre Ruhe mag verleih'n:
Du, zarte Tochter, blick hinein.
St. Bernhard schreibt der weise Mann:
Wer in dessen Wunden ruhen kann,
Der die Welt erlöset hat,
Der findet sichre Ruhestatt.
Willst du in stäter Ruhe sein
Bei Jesu Christ, dem Herren mein,
So merke, was dir Fides räth:
Laß alle Freude, die zergeht,
Halt an ihm mit Festigkeit,
Blick aufwärts in die Ewigkeit,
Und folge mir, ich geh voran,
So kommst du auf die rechte Bahn.
Meeresstern bin ich genannt
Und führe, Kind, dich an der Hand
Zu meinem Heiland Jesu Christ,
Der Mensch für dich geworden ist,
Sich selbst für dich hat hingegeben,
Daß er dich hätt' im ew'gen Leben.
Er sandte dir den heil'gen Geist,
Das that er darum allermeist,
Daß du von seiner Süßigkeit
Trost empfingst im Erdenleid.
Daß du auch hättest lichten Schein,
Wenn du in deines Herzens Schrein
Sein Minnefeuer ließest brennen,
Das die Kinder dieser Welt nicht kennen.
Tochter, gieb mir deine Hand,
Ich bringe dich ins Heimathland.

3. Aus der Chronik Jacobs von Königshofen.

Von der großen Geißelfahrt.

Als man zählte 1349 Jahr, da kamen gen Straßburg wohl 200 Geißeler, die hatten Leben und Weise an ihnen, als ich hie zum Theil sagen will. Zum ersten hatten sie gar kostbare Fahnen von Sammttüchern und Baldachinen, gegen zehn oder acht Fahnen und eben so viele gewundene Kerzen; die trug man ihnen vor, wo sie in Städten oder in Dörfer gingen; und stürmten alle Glocken gegen sie, und die Geißler gingen den Fahnen nach je zween und zween mit einander und hatten alle Mäntel an und Hüte auf mit rothen Kreuzen; zween sangen vor und dann die andern nach; und ihr Gesang war also:

Nu ist die Betfahrt also her.
Christ reit selber gen Jerusalem;
Er führte ein Kreuze in seiner Hand!
Nu helfe uns der Heiland!

Nu ist die Betfahrt also gut.
Hilf uns, Herr, durch dein heil'ges Blut,
Das du an dem Kreuze vergossen hast
Und uns in dem Elende gelassen hast.

Nu ist die Straße also bereit,
Die uns zu unsrer Frauen leit'
In unser lieben Frauen Land.
Nu helfe uns der Heiland!

Wir sollen die Buße auf uns nehmen,
Daß wir Gott desto bas gezemen (geziemen, gefallen)
Alldort in seines Vaters Reich.
Deß bitten wir dich alle gleich.
So bitten wir den heil'gen Christ,
Der aller Welt gewaltig ist.

So sie in die Kirchen kamen, so knieten sie nieder und sungen:

Jesus der ward gelabet mit Gallen,
Des sollen wir alle vorm Kreuz hinfallen;

und da fielen sie alle kreuzweise an die Erde, daß es klapperte; und nachdem sie eine Weile also gelegen, so hub ihr Vorsänger an und sang:

Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.
Nu hebet auf eure Arme,
Daß sich Gott über uns erbarme.

Und dann stunden sie auf und thaten so drei Stund. Und dann luden sie die Leute heim zum Imbisse und eins lud zwanzig, eins zehn und jegliches nach seinem Stande und bewirtheten sie wohl. Und dies war ihre Regel. Wer in die Brüderschaft wollte und an die Buße treten, der mußte vier und dreißig Tage darinne sein und bleiben und mußte so viele Pfennige haben, daß ihm alle Tage vier Pfennige zukamen, darum, daß sie von Niemand etwas zu heischen brauchten und in kein Haus zu gehen, man lüde sie denn ein und führte sie hinein ohne Heischen. Sie durften auch zu keiner Frau reden; welcher aber das brach, der kniete vor seinem Meister und beichtete es ihm; dann legte ihm der Meister Buße auf und schlug ihn mit den Geißeln auf seinen Rücken und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

Sie hatten auch ein Gesetz, daß sie Pfaffen unter sich hätten: aber keiner von ihnen sollte Meister unter ihnen sein noch in ihren heimlichen Rath gehen.

Wann sie nun wollten büßen (also nannten sie das Geißeln), das war am Tage zweimal, frühe und spät, so zogen sie zu Felde aus; da läutete man die Glocken und es gingen je zween und zween und sungen ihren Leich also wie vorher gesagt; und wann sie kamen an die Geißelstatt, so zogen sie sich aus nackend und barfuß bis an die Hüfte und zogen Kittel oder weiße Linnen an und die gingen ihnen von dem Nabel bis auf die Füße und legten sich nieder in einen weiten Kreis; und wie jeglicher gesündet hätte, darnach legte er sich. Dabei erkannte man wohl, was für Sünde jeglicher gethan hatte. Nachdem sie sich so gelegt hatten, so fing ihr Meister an, wo er wollte und schrie über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

So schreit er über sie alle, und über welchen er schreit, der steht auf und schreit dem Meister nach über die vor ihm liegen, bis sie alle aufgestanden und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, die hatten vorne Knoten. Und wann sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herab gebracht und in dem Brief stand, wie daß Gott erzürnet wäre über der Welt

Sünde und wollte sie haben untergehen lassen; da wurde er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln, daß er sich sollte erbarmen über die Welt; und viele andere Dinge standen in demselben Briefe geschrieben; und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt singend je zween und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach.

Auch wenn sie sich geißelten, so war groß Zulaufen und das Volk weinte und hatte große Andacht; denn das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief vom Himmel herab gekommen wäre und alles, was sie sagten, das sei wahr. Und wenn die Pfaffen sprachen, wodurch man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt gerecht wär und wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer die Evangelien besiegelt hätte. So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte, als den Priestern, und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volkes in ihre Brüderschaft, die auch Geißeler wurden. —

4. Johann Tauler.

1. Das geistliche Schiff.

Es kommt ein Schiff geladen
Bis an sein höchsten Bord:
Es trägt Gottes Sohn voller Gnaden,
Des Vaters ewig Wort.

Das Schiff geht still im Triebe;
Es trägt ein theure Last.
Das Segel ist die Liebe,
Der heil'ge Geist der Mast.

Der Anker haft auf Erden,
Und das Schiff ist am Land:
Gott's Wort thut uns Fleisch werden,
Der Sohn ist uns gesandt.

Zu Bethlehem geboren,
Im Stall ein Kindelein
Giebt sich für uns verloren,
Gelobet muß es sein.

Und wer dies Kind mit Freuden
Küssen, umfangen will,
Der muß vor mit ihm leiden
Groß Pein und Marter viel.

Darnach mit ihm auch sterben
Und geistlich auferstehn,
Ewig's Leben zu erwerben,
Wie an ihm ist gescheh'n.

2. Ich bin eine Stimme des Rufenden in der Wüste u. s. w.

(Predigt am 4. Sonntag im Advent Joh. 1, 23.)

Ich bin eine Stimme des Rufenden in der Wüste, bereitet den Weg des Herrn und machet recht seinen Fußpfad. Wir haben nun vor uns ein zumal wonnigliches Fest und Hochzeit, da das ewige Wort geboren wird in menschlicher Natur, und da dasselbige ewige Wort sonder Unterlaß in einer jeglichen heiligen Seele soll geboren werden. Das Wort ist der Stimme sehr nahe. Nun sprachen wir gestern, wie der Mensch zu wahrer Gelassenheit sollte kommen, daß er sich in der Wahrheit in seinem Grund vernichtige. Der nun eine Weise und Weg könnte finden, welcher der allerkürzeste und nächste Weg dazu wäre, darin er nicht irren möchte, das wäre sehr gut. Das ist wahre Einfalt, die kommt in der Wahrheit in diese Gelassenheit. Zu wahrer Einfalt kommt man mit beschlossenen Sinnen, mit Ledigkeit der Bilde und Verachtung seiner selbst. Der Mensch muß in aller Mannigfaltigkeit und Wirkung nach außen werden ein Herr seiner Sinne, denn die Sinne tragen einen Menschen recht aus ihm selbst, und tragen fremde Bilde in ihn. Man liest, daß ein heiliger Vater sollte aus seiner Zelle gehen in dem Mai, da zog er seine

Kappe ganz über seine Augen. Er ward gefragt, was er damit meinte? Da sprach er: Ich hüte meine Augen vor dem Schauen der Bäume, daß ich nicht werde gehindert an dem Schauen meines Geistes. Ach, lieben Kinder, wenn ihn schon das Schauen des wüsten Waldes sollte hindern, wie schädlich sind uns denn oftmal die Mannigfaltigkeiten weltlicher, leichtfertiger Dinge. Das andere, was zu dieser Einfalt hilft, das ist, daß man liebe Gott vor allen Dingen.

Nun sind dreierlei Dinge; zum ersten sind schädliche Dinge, zum anderen sind eitle, zufällige Dinge, zum dritten sind gute Dinge, die doch irren und hindern. Die schädlichen Dinge sind, wenn der Mensch die Creaturen mit Lust und Behaglichkeit in sich zieht oder damit spielt, oder ein Wohlgefallen darinnen unordentlich oder sündlich hat und sucht. Ach, Kinder, welcher Schade davon kommt, den kann Niemand mit Worten aussprechen, denn sonder allen Zweifel, Gott muß da räumen und sich hinweg machen (wiewohl du nicht gern mit den Werken wolltest übel thun); denn es benimmt dem lieblichen Liebhaber seine genügliche Lust in seinem eignen Pallast und befleckt den edlen Weingarten mit faulem, stinkendem Mist, und er kann nicht sprechen mit der Braut in dem Buch der Liebe: Unser Bette ist bestreuet und besprengt mit Blumen.

Hier sollet ihr einen Unterschied wissen. Ein Mensch, der Gott lieb hat und gern wollte mehr lieb haben, dem kommen oft Creaturen vor, wider all sein Herz, Seele und Gemüth, und es ist ihm ein Tod und Marter. Darin muß er sich leiden mit Geduld in rechter Gelassenheit, so er desselbigen keine Ursache ist, mit Liebe der Creaturen. Ach, Kinder, wie selig wäre der Mensch und wie überselig, der von seiner Jugend auf wäre geblieben in unverbildeter Lauterkeit, das wäre ein überköstlicher Schatz.

Das andere sind eitel einfallende Dinge, davon der Mensch nicht mehr wird bekümmert in seinem Herzen, als daß die Vögel fliegen oder daß der Rhein fließt und desgleichen, hieran liegt nicht so großes, und hindert auch nicht. Dieser Einfälle mag Niemand ganz zumal ledig sein in dieser Zeit, nur der eine tausendmal besser, denn der andere. Sct. Bernhard spricht: Wenn das Herz erfüllt ist mit der Liebe Gottes, da mag die Eitelkeit keine Stätte finden. Schlage den einen Nagel mit dem andern aus, nimm etwas von hohen göttlichen Dingen also tief in dein Herz, daß es die niedersten Dinge allzumal ausjage und vertreibe.

Die dritten sind nützliche Dinge, die irren oder hindern dennoch. Man findet Leute, die haben also viele wunderliche Anfechtungen und Bekümmernisse, gleich als ob der Rhein durch sie flösse, derohalben sie nimmermehr Stille oder Ruhe in ihrem Herzen haben können; denn geben sie sich zu Zeiten auswendig zur Ruhe, und wollten gern stille sein, so haben sie doch inwendig so viele Gedanken und Bekümmernisse, wie ein Baum, der voller Blätter in dem Winde steht, und nicht still sein kann. So können sie sich nicht entschlagen aller der Werke, die sie vorgenommen haben in ihrem Herzen, und sind so fleißig zu vollbringen, was sie vorgenommen haben, daß sie nimmer können zufrieden werden noch Ruhe haben in ihrem Herzen.

Lieben Kinder, viele Meinung verstört wahre Einung. Nun sind auch andere Leute, die sind also still, als ein Mäuslein, und dieselben kommen viel eher dadurch, denn die andern; aber beständen diese unruhigen Leute, und brächen die ungestüme Natur und thäten sich selbst Gewalt, und fingen und bänden sich, und stilleten sich, die würden viel edlere Leute, denn die andern.

Diese bekümmerten Leute müssen ihrer selbst sehr wahrnehmen, ohne Unterlaß und wo sie sich finden, daß sie sich zu Grund lassen und geben sich

nicht in Leichtfertigkeit. Diesen Leuten gehört kein Spielen zu, oder andere Leichtfertigkeit, wenn sie gedenken zu kommen zu einem vollkommenen Leben nach dem Willen Gottes. Sie müssen thun, wie fromme Ritter, und kommen mit Ehren zu Felde männlich in den Streit. Man muß die Natur zähmen und brechen, und die Bilde überwinden, recht als hätte ein Mensch eine Kette in seine Haare verwirrt, und müßte sich selbst wehe thun, sollte er sie heraus bringen.

5. Heinrich Suso genannt Amandus.

(Nach Diepenbrock.)

1. Wie er kam in die geistliche Gemahlschaft der ewigen Weisheit.

Heinrich Suso hatte von Jugend auf ein minnereiches Herz. Nun erbaut sich die ewige Weisheit in der heiligen Schrift also lieblich, als eine leutselige Minnerin, die sich feinlich aufmacht, darum daß sie allermänniglich wohlgefalle, und redet zärtlich in fräulichem (weiblichem) Bilde, daß sie alle Herzen gen sich geneigen möge; unterweilen sagt sie, wie betrüglich andere Minnerinnen seien, und wie recht lieblich und stät sie aber sei. Davon ward sein junger Muth gezogen, und geschah ihm von ihr als so ein Pantherthier seinen süßen Schmeck (Geruch) ausläßt und die wilden Thiere des Waldes zu sich zeuchet. Diese reizliche Weise hatte sie gar oft, und ein minnigliches Lüderen (Locken) zu ihrer geistlichen Minne, sonderlich in den Büchern, die da heißen der Weisheit Bücher. Wenn man die zu Tisch las, und er dann solch Minnekosen darab lesen hörte, so war ihm viel wohl zu Muth. Hiervon begann er ein Elend (Sehnsucht) zu haben und zu gedenken in seinem minnereichen Muthe also: Du solltest doch recht dein Glück versuchen, ob dir diese hohe Minnerin möchte werden zu einem Lieb (einer Geliebten), von der ich so große Wunder höre sagen, weil doch dein junges wildes Herz sonder Lieb nicht wohl die Länge mag bleiben.

In diesen Dingen (Weisen) nahm er viel ihrer wahr, und sie gefiel ihm wohl im Herzen und Gemüth.

Es geschah, da er des Morgens aber (wieder) zu Tische saß, rief sie aus der Weise Salomons, und sprach also: Audi fili mi! Höre, Kind meines, den hohen Rath deines Vaters! willst du hoher Minne pflegen, so sollst du zu einem holdseligen Lieb die ewige Weisheit nehmen; denn sie giebt ihrem Minner Jugend und Tugend, Adel und Reichthum, Ehre und Geführ (Vortheil), große Gewalt und einen ewigen Namen. Sie macht ihn holdselig und lehrt ihn höflich Wesen, gewährt ihm Lob von den Leuten, Ruhm in den Schaaren; sie macht ihn lieb und werth Gott und den Menschen. Durch sie ist das Erdreich geschaffen, durch sie ist der Himmel gefestnet und der Abgrund untergründet. Der sie hat, der gehet gewährlich und schläft ruhig und lebt sicherlich.

Eines Tages las man ihm zu Tische von der Weisheit, davon sein Herz inbrünstlich bewegt ward. Sie sprach also: Wie der schöne Rosenbaum blühet, wie der hohe Libanon unverschnitten schmecket (duftet), und der unvermischte Balsam reucht, also bin ich ein blühendes, wohlriechendes, unvermischtes Lieb, ohne Verdruß und ohne Bitterkeit, in grundloser minniglicher Süßigkeit. Aber alle andern Minnerinnen haben süße Worte und bitteren Lohn; ihre Herzen sind des Todes Segin (Netze), ihre Hände sind Eisenhalten (Fesseln), ihre Rede gesüßtes Gift, ihre Kurzweil Ehrenraub.

Darnach gewöhnlich, so er ging also verdächtlich (sinnend) nach der Allerlieblichsten, da that er eine innerliche Frage, und fragte sein minnesuchendes Herz also: Ach, Herze meines, siehe, wannen fleußt Minne und alle Leutseligkeit? wannen kommt alle Zartheit, Schönheit, Herzenslust und Lieblichkeit? kommt es nicht Alles von dem ausquellenden Ursprung der bloßen Gottheit? Wohlauf, wohlauf denn, Herz und Sinn und Muth, hin in den grundlosen Abgrund aller lieblichen Dinge! Wer will mir nun wehren, ach, ich umfahe dich heute noch nach meines brennenden Herzens Begierde! — Und dann so drückte sich in seine Seele etwa der ursprüngliche Ausfluß alles Gutes, in dem er geistlich Alles fand, das da schön, lieblich und begierlich war; das war Alles da in unaussprechlicher Weise.

Damit kam er in eine Gewohnheit, wenn er Loblieder hörte singen, oder süßes Saitenspiel erklingen, oder von zeitlicher Minne hörte singen oder sagen, so ward ihm sein Herz und Muth geschwindiglich eingeführt mit einem abgeschiedenen Einblick in sein lieblichstes Lieb, von dem alle Liebe fleußt. Wie oft das minnigliche Bild mit weinenden Augen, mit ausgebreitetem grundlosem Herzen sei umfangen und in das Herz lieblich gedrückt, das wäre unsäglich. Ihm geschah hiervon oft recht als so eine Mutter ihr saugendes Kindlein unter den Armen gefaßt auf ihrem Schooße hat stehn; wie das mit seinem Haupte und Bewegung seines Leibes gen der zartenden Mutter emporfährt, und seines Herzens Freude mit den lieblichen Geberden erzeigt, also fuhr sein Herz oft in seinem Leibe gen der ewigen Weisheit lustreicher Gegenwärtigkeit in einer empfindlichen Durchflossenheit.

2. Wie er den gnadenreichen Namen Jesus auf sein Herz zeichnete.

In denselben Zeiten ward etwas unmäßigen Feuers in seine Seele gesendet, das sein Herz in göttlicher Minne gar inbrünstig machte. Eines Tages, da er dessen in sich empfand und gar sehr gequält ward in göttlicher Minne, da ging er in seine Zelle an seine heimliche Statt und kam in eine minnigliche Betrachtung, und sprach also: Ach, zarter Gott, könnte ich etwas Minnezeichens erdenken, das ein ewig Zeichen der Liebe wäre zwischen mir und dir, zu einer Urkunde, daß ich dein und du meines Herzens einiges Lieb bist, das kein Vergessen nimmer vertilgen möchte. In diesem inbrünstigen Ernst warf er vorn sein Skapulier auf und ließ seinen Busen offen und nahm einen Griffel in die Hand und sah sein Herz an und sprach: Ach gewaltiger Gott, nun gib mir heute Kraft und Macht zu vollbringen meine Begierde, denn du mußt heute in den Grund meines Herzens geschmelzet werden. Und er fing an und stach da mit dem Griffel in das Fleisch ob dem Herzen, und stach also hin und her, auf und ab, bis er den Namen J e s u s eben auf sein Herz gezeichnet hatte. Von den scharfen Stichen fiel das Blut stark aus dem Fleisch und rann über den Leib ab in den Busen. Das war ihm so wonnesam anzusehen, von der feurigen Minne, daß er des Schmerzens nicht viel achtete. Da er dies gethan, da ging er also versehrt und blutig aus der Zelle auf die Kanzel unter das Krucifix, und kniete nieder und sprach: Eya Herr, meiner Seele und meines Herzens einiges Lieb, nun sieh an meines Herzens große Begierde; Herr, ich kann noch mag dich nicht fürbaß in mich drücken; o Herr, ich bitte dich, daß du es vollbringest, und daß du dich nun fürbaß in den Grund meines Herzens drückest, und deinen heiligen Namen in mich also zeichnest, daß du aus meinem Herzen nimmermehr scheidest.

Also ging er minnewund viele Zeit, bis überlang da genas er, und blieb der Name Jesus eben auf dem Herzen stehen, als er begehrt hatte, und

waren die Buchstaben um sich wohl so breit als die Breite eines geschlichteten Halmes, und so lang als ein Glied des mindesten Fingers. Er trug den Namen also auf seinem Herzen bis an seinen Tod; und so oft sich das Herz bewegte, so oft wurde der Name bewegt. An der Neue war er gar scheinbar. Er trug ihn in der Heimlichkeit, daß ihn nie ein Mensch sah, denn einer, sein Geselle, dem zeigte er ihn in göttlicher Heimlichkeit. So ihn darnach etwas Widerwärtiges anging, da sah er das Minnezeichen an, so wurde ihm die Widerwärtigkeit desto leichter. Seine Seele pflegte etwann in einem Liebkosen zu sprechen: Herr, sieh, die Minner dieser Welt zeichnen ihre Liebe auf ihr Gewand: ach meine Liebe, so habe ich dich in das frische Blut meines Herzensaftes gezeichnet.

3. Von dem scharfen Kreuz, das er auf seinem Rücken trug.

Vor allen andern Uebungen hatte er einen begierlichen Einfall, etwas Zeichens an seinem Leibe zu tragen eines empfindlichen Mitleidens des peinlichen Leidens seines gekreuzigten Herrn. Also machte er sich selbst ein hölzern Kreuz, das war in der Länge als eines Mannes Spanne, und hatte seine ordentliche Breite; und darein schlug er dreißig eiserne Nägel in sonderlicher Meinung aller seiner Wunden und seiner Minnezeichen. Dies Kreuz spannte er auf seinen bloßen Rücken zwischen die Schultern und das Fleisch, und trug das Tag und Nacht stetiglich acht Jahre, dem gekreuzigten Herrn zu Lob. Darnach in dem jüngsten Jahre schlug er auch sieben Nadeln darein, also daß die Spitzen das Kreuz weit durchdrangen und darin stecken blieben, und das andere Ende brach er hinten ab. Dieser spitzigen Nadeln Verwunden trug er zu Lob dem eindringenden Herzenleid der reinen Gottesmutter, das ihr Herz und Seele zu der Stunde seines jämmerlichen Todes so gar durchwundete. Da er dieses Kreuz des ersten auf den bloßen Rücken spannte, da erschrak seine zarte Natur darob und er widerlegte (stumpfte) ein klein wenig die scharfen Nägel an einen Stein. Diese unmännliche Zagheit gereuete ihn aber bald, und er machte sie alle wieder spitzig und scharf mit einer Feile, und nahm das Kreuz wieder auf sich.

4. Von dem minniglichen Namen Jesus.

Jesus in unsrer Seele Grund
Ist alles Zarten ein Ueberbund.
Jesu Nam' ein fester Thurm,
Den nie zerstört so starker Sturm.
Kein Fürspang so wohl zieren kann
Als ziert der süße Jesus Nam'.
Ein' süße Harfung dringet,
So Jesu Nam' erklinget.
Ach Jesus, durch den Namen dein
Vergiß der großen Sünden mein!
Jesus mein Herze verwundet hat;
Gezeichnet darin Jesus staht.
Jesus, geminnter Herre mein,
Ein Schrein muß mir dein Name sein.
Gesegne mich der Jesus zart,
Nun und an meiner jüngsten Fahrt!

C. Die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts.

I. Hutten und Luther.

1. Ulrich von Hutten.

(vgl. „Lehrbuch der Weltgeschichte" §. 554.)

1. Ein Lied Ulrichs von Hutten.

(Abgekürzt.)

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag des noch kein Reu,
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch müß man spüren Treu,
Damit ich mein'
Nit eim allein,
Wenn man es wollt erkennen,
Dem Land zu gut
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden liegen
Und reden was er will,
Hätt' Wahrheit ich geschwiegen
Mir wären hulder viel;
Nun hab' ich's gsagt,
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frummen,
Wiewohl noch ich
Nit weiter fleich; (fliehe)
Vielleicht werd wieder kummen.

Um Gnad will ich nit bitten,
Dieweil ich bin ohn Schuld,
Ich hätt das Recht gelitten
So hindert Ungeduld,
Daß man mich nit
Nach altem Sitt
Zu Ghör hat kummen lassen.
Vielleicht will's Gott
Und zwingt sie Noth
Zu handeln dieser maaßen.

Will nun ihr selbst nit rathen,
Daß frumme Nation
Ihrs Schaden sich ergatten
Als ich vermahnet han;
So ist mir leid,
Hiemit ich scheid,
Will mengen baß die Karten
Bin unverzagt,
Ich hab's gewagt
Und will des Ends erwarten.

Ob dann mir nach thut denken
Der Kurtisanen List.
Ein Herz läßt sich nit kränken
Daß rechter Meinung ist.
Ich weiß noch viel,
Wölln auch in's Spiel
Und solltens drüber sterben.
Auf! Landsknecht gut
Und Reuters Mut:
Laßt Hutten nit verderben.

2. Die „Anschauenden." Gespräch-Büchlein Herrn Ulrichs von Hutten.

Unterredner:

Sol, die Sonne. Phaeton, sein Sun. Cajetanus, des Babsts Legat.

Ph. Was ist aber jenes für ein groß Menge Volks? und sag mir erstlich wie heißt die Stadt?

S. Die Stadt heißt Augspurg; dahin versamelen sich die Fürsten des Reichs von großen Dingen sich zu beraten. Aber die Menge des Volks ist ein Procession und führt den pabstlichen Legaten aus seiner Herberg.

Ph. Der selbig (nimm wahr Vatter) ist zur Unwilligkeit bewegt und erhitzet durch Zorn. Dann er ruft etwas aus der Procession herauf und ich glaub gänzlich er sei über uns erzürnt; denn er ficht gegen uns.

Cajet. Gehest du zuletzt einmal herfür du Bösewicht? und erscheinest der Welt? der du solltest uf mein erstes Winken (ich schweig Gebot) klarer und heller denn du pflagst erscheinen; — der du in zehen ganzen Tagen nit einen Striemen deines Scheins bewiesen, hast mutwilliklich alle Wolken für dich gezogen, als ob du der Welt das Licht verguntest.

S. Das ist der Astrologen und Sterngucker Schuld, wo es anders Schuld ist, denn die haben also gesetzt daß ich diese Zeit nit scheinen soll.

C. Du solltest aber mehr gedacht haben was eines Pabstes Legat wölle, denn was den Sternguckern gefalle. Weiß du nit do ich aus Italien gehe was ich dir trawet, wo du nit mit großer Hitz Teutschland, das zu Unzeiten kalt ist, erwörmest und mir das ganz summerisch mächtest? uf daß ich nit wieder in Italien begehren dörfft.

S. Gar nichts nahm ich in Acht, was du mir gebotest, so hab ich auch nit gesehn einen sterblichen Menschen etwas bey Oben verwandeln. — — für diesmal wöllst du mir gnädig sein und meine Sünden mir vergeben.

C. Jetzo erst redest du recht und jetzo diweil ich in Teutschland bin so mach schöne Tag und mit Kraft deiner Wärm treib aus die Kält, die mich jetzo noch im Heumonat anficht.

S. Ich hätte es vor Langem gethan, so bedachte ich, daß du viel heimlicher Ding beginnest, die du nit wölltest, das gemein Volk der Teutschen von dir sehen! — —

Meinest du ich wisse nicht daß du jetzo Künig Carlen verhindern willt, daß er nit nach dem Willen seines Ahnherrn zum römischen Künig gewählet werde? Daß du dich auch sonst viel unterwindest, das wo die Teutschen wüßten, thäten sie nit mehr dazu, würden sie doch aufs wenigst feindlich hassen.

C. Laß sie mich hassen, dennoch müssen sie mich darneben förchten. Wiewohl ich nit haben wollt', daß du solche Ding offenbarst. Thust du es darüber so sey im Bann. — Auch gebiete ich dir, daß du Pfeil zurichtest, und den Teutschen Pestilenz und jähen Tod zuschießest; uf daß viel Pfründen und geistlicher Lehen ledig werden, damit sich Pension begeben, Geld gegen Rom zufalle, und auch mir allhin etwas werde. Denn es seind jetzo lange Zeit her nit genug Pfaffen im Teutschen Land gestorben. Hörest du was ich dir sage?

S. Fleißiglich.

C. Aber erst schieß zu den Bischöffen daß die Pallia gekauft werden; und triff die Pröbst' und reichen Prelaten, uff daß die neuen Creaturen des Pabstes zu leben haben; denn man muß die ihrem Stand nach bedenken, daß sie nichts mangeln.

S. Soll ich denn Pestilenz machen, so ist von Nöten daß ich ein Gewölk einführe, Nebel über die Erden sprenge, den Luft betrübe. Derhalben ich förchte das Ungewitter werd dir mißfallen.

C. Am fürnehmlichsten will ich das Pestilenz sei, damit Pfründen ledig werden. Des Lufts halben, den betrübe so wenig du immer magst. Kannst du es aber nit umbgehen, so thue das besser und nützlich ist.

Ph. O du verfluchter Bösewicht. Jetzo erst hör ich was ihm wohl und was ihm übel thut. Ginge es ihm mit dem Ablaß nach seinem Willen, so möchte er allerlei Lufft, Kelt, und Ungewitter leiden. Höre mich du unglückhaftiger Mann: ein Hirt soll sein Schaaf weiden, nit ermorden.

C. Was sagst du Kirchendiep? was sagst du boshafftiger Fuhrmann? Den ich mit Vermaledeiung zertreten soll bald jetzo. Wolltest du mir meine Sachen verhindern? Ist unrecht daß ein Hirt seine Schaaf schiert?

Ph. Daß er sie schiert ist nit unrecht. Denn es thun es auch die guten Hirten; aber dieselbigen schinden und ertödten sie nit. Das magst du deinem Pabst Leo sagen, und auch, wo er nit fortan mäßigere Legaten ins Teutsch Land schickte, werde er etwa sehn ein Zusammenschwörung der Schaaf, wider einen ungerechten, ungütigen, und blutdörstigen Hirten, und sie vielleicht eine billige, und ihnen gebührliche That thun. Fürwahr singen und sagen sie schon jetzo von deiner Weis; und lasse mich bedunken, sie werden dich lenger nit dulden, ob du schon Wägen voll Verbannung über das Gebürg gegen sie würdest führen lassen. —

S. Laß von dem Unflat. Es ist Zeit daß wir den Wagen abwärts biegen und den Abendsternen Statt geben. Laß ihn liegen, triegen, stehlen, rauben und plöndern uf sein Abentewer.

Ph. Der Teuffel führe ihn hin! — Also treibe ich die Pferde zu Thal und führe uns gegen Niedergang. Ich hab's gewagt.

3. Aus dem Gespräche „Die Räuber".

(Uebersetzt von D. Strauß.)

(Es unterreden sich Hutten, Franz von Sickingen und ein Kaufmann.)

Franz. Alle Orte und Gegenden, Meere und Länder und alle Winkel der Welt durchstöbert ihr, um etwas zu finden, das ihr uns zuführen und dafür unser Geld uns abführen könnt, gleich als hättet ihr euch verschworen, kein Gold noch Silber in Deutschland übrig zu lassen.

Kaufmann. Und doch kannst Du nicht läugnen, es ist schön, daß diese fremde Dinge hier zu haben sind.

Franz. Im Gegentheil, wider die Natur ist es, behaupte ich, hierher zu bringen, was nicht hier wächst. Und wollte Gott, ihr hättet Deutschland nicht gelehrt, an schändlichen Dingen Gefallen zu finden, an Wohlleben, Gastmählern, Schmausen und Schlemmen, an unnützem Zeug, wie ausländische Kleider, Gold, Edelsteine und Purpur; dann wären die Sitten nicht verderbt worden, und auch unser Geld bliebe hier. Ueberdieß fiele nicht vor, was um dieser Dinge willen geschieht, Mord, Krieg, Gewalt und Unrecht; wir blieben unangefochten von jenen Lockungen des Lebens und unterlägen nicht so vielen Reizen zur Lust, sondern lebten wie unsere Vorfahren, die tapfern Männer, im Wettstreit der Tugend und im Kampf um die Ehre. Auch bei Tische, glaube ich, würden wir uns irdener Gefäße bedienen, hättet nicht ihr zuerst goldene und silberne vom Ausland eingeführt und uns kennen gelehrt. Gewiß würden wir uns noch in Thierfelle kleiden, hättet ihr nicht der Seide den Vorzug gegeben. Wie weise waren darum unsere Vorfahren daß sie keine Kaufleute zu sich ließen, wie in einem von Gott eingegebenen Vorgefühl, daß von ihnen dereinst unsern Sitten Verderben drohe. Ihr höchster Ruhm war, für ein Volk zu gelten, dem List und Schlauheit fremd seien: ihr habt auch diese Laster allmählich unter uns eingeführt. Unsre Vorfahren wußten sich nicht zu verstellen: bei Euch ist das Lügen zu Hause. Anerkannt war bei allen Völkern rings unsere Treue: ihr habt durch Lug und Trug auch sie in Verruf gebracht. Sie betrieben keinen Wucher und von Zinsen wußten sie nichts: ihr seid darauf vor allem Andern bedacht. O der Ausländerei!

4. Aus der Türkenrede.

(Nach D. Strauß.)

Ohne Einigkeit muß Deutschland, auch abgesehen vom Türken, zu Grunde gehen. Das gegenseitige Sengen und Brennen, Erobern und Plündern unter

den deutschen Fürsten muß aufhören. Woher kommt eure Uneinigkeit? Aus Grenzstreitigkeiten, Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten. Die Vortheile, um die ihr euch zanket, sind sämmtlich viel geringer, als der, den ihr alle von der Einigkeit haben würdet. Und wisset ihr, wie das Volk über die Sache denkt? Man wolle sich von euch wohl beherrschen, aber nicht verderben lassen, sagt man, und denkt auch wohl auf gewaltsame Abhülfe. In der That, wenn ihr mir kein Gehör gebet (euch meine ich, denen dergleichen zur Last fällt), so fürchte ich, wird diese Nation etwas sehen, das ihrer nicht würdig ist. Denn wenn die Sache einmal (was Gott verhüte) zum Volksaufstande kommt, dann wird man keinen Unterschied mehr machen, nicht mehr fragen, wie viel Jeder, oder überhaupt, ob Einer geschadet habe, und an wem Rache zu nehmen sei. Mit den Schuldigen wird es die Unschuldigen treffen, und ohne Rücksicht, blindlings, wird man wüthen. Man nennt uns Ritter Räuber. Allein die Fürsten gehen uns mit ihrem Beispiele voran, gebrauchen uns theils zu ihren Räubereien, theils berauben sie uns selbst. Auch im Auslande, namentlich in Italien, sind die deutschen Fürsten, ihre Gelage und Streitigkeiten, Gegenstand der Mißachtung. Kraft haben wir Deutschen im Ueberfluß, aber die zweckmäßige Verwendung fehlt. Wir geben uns zuviel mit unnöthigen Dingen, mit den bloßen Vorübungen zum Kriege, wie Jagd und Turnier, ab: kommt es dann zur Sache, handelt es sich um die Erhaltung des Reichs (denn an seine Vermehrung denkt ja doch leider Niemand), um Verfechtung des Vaterlandes und der Religion, so ist nirgends Eifer zu verspüren. So bleibt unsere Tapferkeit stets eitel, unsere Kraft nutzlos, und unsere Nachbarn lassen uns wohl für gute Kämpfer, aber nicht für tüchtige Krieger gelten. Und das ist nicht der Soldaten, sondern vorzugsweise der Führer Schuld. Es lebt in Deutschland eine starke Jugend, große, nach wahrem Ruhm begierige Herzen: aber der Leiter, der Führer fehlt. So erstirbt jene Kraft, die Tapferkeit spannt sich ab, und der glühende Thatendurst verkommt im Dunkeln.

5. Aus „Klag und Vermahnung".

Deutschlands Berufung.

Ich acht, die Zeit sei eben nun,
Gott hab's gespart auf diese Zeit,
Daß werd dies Nation gefreit,
Und geworfen ab das harte Joch,
Darunter man beschwerlich zog,
Ich hoff, Kaiser Carl gehe uns mit,
Laß selbst sich unterdrücken nit,
Darum ich ihm bereit zu gut,
Kein Arbeit sparen, noch mein Blut,
Und ruf alle fromme Deutschen an,
Wohlauf herzu, wer mit will gahn,
Die Ketzerei zu nehmen hin.

Wohlauf ihr frommen Deutschen nun,
Viel Harnisch hab'n wir, und viel Pferd,
Viel Hellebarten und auch Schwerd,
Und so hilft freundlich Mahnung nit,
So wöllen wir die brauchen mit,
Nicht fraget weiter jemands nach,
Mit uns ist Gottes Hülf und Rach,
Wir strafen, die seind wider Gott,
Wohlauf, herzu, es hat nicht Noth!
Wir haben aller Sachen Fug,
Gut Ursach, und derselben g'nug,
Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich L[illegible] mit Lügen b'schwert;
Die Lügen wöll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab,
Die, was verfinstert und verdämpft,
Gott gab ihm Heil, der bei mir kämpft,
Daß hoff ich mancher Ritter thu,
Manch Graf, manch Edelmann darzu,
Manch Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernuß hat,
Auf daß ich's nicht anheb umsunst,
Wohlauf, wir haben Gottes Gunst,
Wer wollt in solchem bleiben daheim?
Ich hab's gewagt, das ist mein Reim!

Ich hab's gewagt.

6. Von Wahrheit will ich nimmer lan.

Von Wahrheit will ich nimmer lan (lassen),
Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Do ich die Sach' hätt' g'fangen an,
Gott wöll' sie trösten, es müß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, so mag's nit werden g'wend,
Darum will brauchen Füß' und Händ',
Ich hab's gewagt.

7. An Huttens Schatten.

(Von Petrus Lotichius.)

Huttens Schatte, sei mir gegrüßt! Du Asche des Dichters,
Dem eine Insel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sei mir gegrüßt, o Freund. Das hast du dir mühend errungen,
Ruh' im Grabe. Wohlan! gib sie dem Todten, o Grab.
Nimm die Veilchen, die hier ich dir streue, nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! Der Tod, Er nur gewährte dir Glück.
Glücklich im Tode bist du; du siehst die größeren Uebel
Deines Landes nicht mehr, (dem du, ein Rächer, erschienst,)
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, dich aufnahm.
Doch auf Erden erwächst, Jahre nach Jahren, dein Ruhm,
Enkel werden dich einst, dich, glückliche Asche, verehren;
Und so leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher, wohl.

2. Martin Luther.

(§. 43. 44. Lehrb. §. 685.)

1. Aus der Bibelübersetzung.

1. Abraham und Hagar.

(1. Mos. 20, 14—21.)

Da stand Abraham des Morgens frühe auf und nahm Brod und eine Flasche mit Wasser, und legte es Hagar auf ihre Schulter, und den Knaben mit und ließ sie aus. Da zog sie hin und irrte in der Wüste bei Bersaba.

Da nun das Wasser in der Flasche aus war, warf sie den Knaben unter einen Baum, und ging hin und setzte sich gegenüber von ferne, eines Bogenschusses weit; denn sie sprach: Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben. Und sie setzte sich gegenüber, und hob ihre Stimme auf, und weinete.

Da erhörete Gott die Stimme des Knaben. Und der Engel Gottes rief vom Himmel die Hagar, und sprach zu ihr: Was ist dir, Hagar? Fürchte dich nicht; denn Gott hat erhöret die Stimme des Knaben, da er lieget. Stehe auf, nimm den Knaben, und führe ihn an deiner Hand; denn ich will ihn zum großen Volke machen.

Und Gott that ihr die Augen auf, daß sie einen Wasserbrunnen sahe. Da ging sie hin und füllete die Flasche mit Wasser, und tränkte den Knaben. Und Gott war mit dem Knaben; der wuchs und wohnete in der Wüste, und ward ein guter Schütze.

2. Gottes Größe.

(Hiob, Kap. 38.)

Und der Herr antwortete Hiob aus einem Wetter, und sprach: — Wer ist der, der so fehlet in der Weisheit, und redet so mit Unverstand? Gürte deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich.

Wo warest du, da ich die Erde gründete, sage mir's, bist du so klug. — Weißest du, wer ihr das Maas gesetzet hat? oder wer sie über eine Richtschnur gezogen hat? — Oder worauf stehn ihre Füße versenket? oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? —

Da mich die Morgensterne miteinander lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes; — Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach wie aus Mutterleibe? da ich's mit Wolken kleidete; und in Dunkel einwickelte wie in Windeln, da ich ihm den Lauf brach mit meinem Damm und setzte ihm Riegel und Thür; Und sprach: bis hieher sollst du kommen, und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.

Hast du bei deiner Zeit dem Morgenstern geboten, und der Morgenröthe ihren Ort gezeigt? Daß die Ecken der Erde gefasset, und die Gottlosen herausgeschüttelt würden? — Das Siegel wird sich wandeln wie Leimen, und sie stehen wie ein Kleid; — Und den Gottlosen wird ihr Licht genommen werden; und der Arm der Hoffärtigen wird zerbrochen werden. — Bist du in den Grund des Meers gekommen, und hast in den Fußtapfen der Tiefe gewandelt? — Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan? oder hast du gesehn die Thore der Finsterniß? Hast du vernommen, wie breit die Erde sei? Sage an, weißt du solches Alles? Welches ist der Weg, da das Licht wohnet, und welches sei der Finsterniß Stätte. — Daß du mögest abnehmen seine Grenze und merken den Pfad zu seinem Hause? —

Wußtest du, daß du zu der Zeit solltest geboren werden? und wie viel deiner Tage sein würden?

Bist du gewesen, da der Schnee herkommt, oder hast du gesehen, wo der Hagel herkommt: — die ich habe verhalten bis auf die Zeit der Trübsal, und auf den Tag des Streits und Kriegs? Durch welchen Weg theilet sich das Licht, und auffährt der Ostwind auf Erden? Wer hat dem Platzregen seinen Lauf ausgetheilet, und den Weg dem Blitz und Donner: daß es regnet auf's Land, da niemand ist; in der Wüsten, da kein Mensch ist; daß er füllet die Einöden und Wildniß; und macht, daß Gras wächset? — Wer ist des Regens Vater? wer hat die Tropfen des Thaues gezeuget? Aus weß Leibe ist das Eis gegangen, und wer hat den Reiffen unter dem Himmel gezeuget? daß das Wasser verborgen wird wie unter Steinen, und die Tiefe oben gestehet? —

Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammen binden? oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen?

Weißest du, wie der Himmel zu regieren ist? oder kannst du ihn meistern auf Erden? Kannst du deinen Donner in der Wolke hoch herführen? Oder wird dich die Menge des Wassers verdecken? Kannst du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: Hier sind wir?

Wer gibt die Weisheit in das Verborgne? wer gibt verständige Gedanken? Wer ist so weise, der die Wolken zählen könnte? wer kann die Wasserschläuche am Himmel verstopfen, wenn der Staub begossen wird, daß er zu Hauf läuft, und die Klöße an einander kleben?

Kannst du der Löwin ihren Raub zu jagen geben, und die jungen Löwen sättigen, daß sie sich legen in ihre Stätte, und ruhen in der Höhle, da sie lauern? Wer bereitet dem Raben die Speise, wenn seine Jungen zu Gott rufen, und fliegen irre, wenn sie nicht zu essen haben? — — — — —

Wer mit dem Allmächtigen hadern will, soll es ihm der nicht beibringen? und wer Gott tadelt, soll es der nicht verantworten?

2. An den christlichen Adel deutscher Nation.

(vergl. Lehrbuch §. 578.)

Von christlichen Schulen und christlichem Leben.

Vor allen Dingen sollt' in den hohen und niedern Schulen die vornehmste und gemeinste Lektion sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium. Und wollte Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mädchenschul, darinnen des Tags die Mädchen eine Stund das Evangelium höreten, es wäre zu deutsch oder lateinisch. Fürwahr die Schulen, Manns- und Frauenklöster sind vor Zeiten darauf angefangen, gar aus löblicher christlicher Meinung, wie wir lesen von St. Agnes und mehr Heiligen, da wurden heilige Jungfrauen und Märtyrer und stund ganz wohl in der Christenwelt. Aber nun ist mehr, denn Beten und Singen daraus worden. Sollte nicht billig ein jeglich Christenmensch bei seinen neun und zehn Jahren wissen das ganze heilig Evangelium, da sein Name und Leben inne steht? Lehret doch eine Spinnerin und Nähterin ihre Tochter dasselbe Handwerk in jungen Jahren. Aber nun wissen das Evangelium auch die großen gelehrten Prälaten und Bischöfe selber nicht.

O, wie ungleich fahren wir mit dem armen jungen Haufen, der uns befohlen ist zu regieren und unterweisen, und schwere Rechnung dafür muß geben werden, daß wir ihnen das Wort Gottes nicht vorlegen, geschieht ihnen, wie Jeremias sagt: Meine Augen sind vor Weinen müde worden, mein Eingeweid ist erschrocken, meine Leber ist ausgeschüttet auf die Erden, um des Verderbens willens der Töchter meines Volks. Da die Jungen und Kindlein verderben auf allen Gassen der ganzen Stadt, sie sprachen zu ihren Müttern, wo ist Brot und Wein? Und sie verschmachteten im Schooß ihrer Mütter. Diesen elenden Jammer sehen wir nicht, wie auch jetzt das junge Volk mitten in der Christenheit verschmachtet und verdirbt, Gebrechens halber des Evangelii, das man mit ihnen immer treiben und üben sollte. — Wir sollten auch, wo die hohen Schulen fleißig wären in der heiligen Schrift, nicht dahin schicken Jedermann, und ein Jeder will einen Doktor haben, sondern allein die Allergeschicktesten, die in den kleinen Schulen gar wohl erzogen, darüber ein Fürst oder Rath einer Stadt sollt Acht haben, und nicht zulassen, zu senden, denn wohl Geschickte. Wo aber die heilige Schrift nicht regieret, da rath ich fürwahr Niemand, daß er sein Kind hinthue. Es muß verderben Alles, was nicht Gottes Wort ohne Unterlaß treibet! Darum sehen wir auch, was für Volk wird und ist in den hohen Schulen, ist Niemand schuld, denn des Papstes Bischöfen und Prälaten, den solch Nutz des jungen Volkes befohlen ist. Denn die hohen Schulen sollten erziehen eitel hochverständige Leut in der heiligen Schrift, die da möchten Bischöfe und Pfarrer werden, an der Spitze stehen wider die Ketzer und Teufel und aller Welt. Aber wo find man das? Ich habe groß Sorg, die hohen Schulen sind große Pforten der Höllen, so sie nicht emsiglich die heilige Schrift üben und treiben in's junge Volk. — Das sei genug gesagt

von den geistlichen Gebrechen, man wird und mag ihrer mehr finden, wo diese wurden recht angesehen; wollen auch der weltlichen eines Theils anzeigen. Zum Ersten wäre hochnoth ein gemein Gebot und Bewilligung deutscher Nation wider den überschwänglichen Ueberfluß und Kost der Kleidung, dadurch so viel Adel und reiches Volk verarmt. Hat doch Gott uns wie andern Landen genug geben Wolle, Haar, Flachs und Alles, das zu ziemlicher, ehrlicher Kleidung einem jeglichen Stande redlich dienet, daß wir nicht bedürften so greulichen großen Schatz für Seide, Sammt, gülden Stück und was der ausländischen Waare ist, so geudisch verschütten. Ich acht, ob schon der Papst mit seiner unerträglichen Schinderei uns Deutschen nicht beraubet, hätten wir dennoch mehr denn zu viel an diesen heimlichen Räubern, den Seiden- und Sammtkrämern. So sehen wir, daß dadurch ein Jeglicher will dem Andern gleich sein, und damit Hoffart und Neid unter uns, wie wir verdienen, erreget und gemehrt wird, welches Alles und viel mehr Jammer wohl wegblieb, so der Fürwitz uns ließ an den Gütern, von Gott geben, dankbarlich genügen. Desselben gleichen wäre auch Noth weniger Spezerei, das auch der großen Schiffe eines ist, darin das Geld aus deutschen Landen geführet wird. Es wächst uns ja von Gottes Gnaden mehr Essen und Trinken und so köstlich und gut, als irgend einem andern Land. Ich werde hier vielleicht närrisch und unmöglich Ding vorgeben, als wollte ich den größten Handel, Kaufmannschaft niederlegen. Aber ich thu das Meine; wird's nicht in der Gemeine gebessert, so besser sich selbst, wer es thun will. Ich sehe nicht viel gute Sitten, die je in ein Land kommen sind durch Kaufmannschaft, und Gott vor Zeiten sein Volk von Israel darum von dem Meere wohnen ließ, und nicht viel Kaufmannschaft treiben. — Das weiß ich wohl, daß viel göttlicher wäre, Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern, und die viel besser thun, die der Schrift nach die Erden arbeiten und ihre Nahrung daraus suchen, wie zu uns und Allen gesagt ist, in Adam: in dem Schweiß deines Angesichts sollst du essen dein Brot. Es ist noch viel Land, das nicht umtrieben und geackert ist. Das sei diesmal genug. Ich acht' auch wohl, daß ich hoch gesungen habe, viele Dinge vorgeben, die unmöglich werden angesehen, viele Stück zu scharf angriffen, wie soll ich ihnen aber thun? Ich bin es schuldig zu sagen; konnt ich, so wollt ich auch also thun. Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott; man wird mir ja nicht mehr, denn das Leben können nehmen. Ich habe bisher vielmal Frieden angeboten meinen Widersachern; aber als ich sehe, Gott hat mich durch sie zwungen, das Maul immer weiter aufzuthun und ihnen, weil sie unmüßig sind, zu reden, bellen, schreien und schreiben genug geben. Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen, jucket sie das Ohr, ich wills ihnen auch singen und die Noten auf's Höchste stimmen, verstehest mich wohl, liebes Rom, was ich meine.

3. Tischreden.

Von dem Worte Gottes.

Es sagte einmal der ehrwürdige Herr Doktor Martinus Luther zum Herrn Philippo Melanchthoni, item zu Doktor Justo Jona und andern, von der Biblia, oder heiligen Schrift, daß sie sei, wie ein großer, weiter Wald, drinnen viel und allerlei Art Bäume stünden, davon man könnte mancherlei Obst und Früchte abbrechen. Denn man hätte in der Biblia reichen Trost, Lehre, Unterricht, Vermahnung, Warnung, Verheißung und Dräuung ꝛc.

Aber es sei kein Baum in diesem Walde, daran er nicht geklopft und ein Paar Aepfeln und Birnen davon gebrochen und abgeschüttelt hätte.

Es sagete Doktor Martin Luther, daß die heilige Schrift voller göttlicher Gaben und Tugenden seie, und daß aller Heiden Bücher gar nichts vom Glauben, Hoffnung und Liebe lehreten, ja sie wüßten gar nichts davon; sondern der Heiden Bücher sähen allein das Gegenwärtige an, so man fühlen und mit der Vernunft fassen und begreifen kann; nicht aber Gott vertrauen und auf den Herrn hoffen, davon ist nichts drinnen. Solches sollten wir allein aus dem Psalter und aus dem Buch Hiob sehen, wie dieselben beiden Bücher vom Glauben, Hoffnung, Geduld und Gebet handelten. In Summa, die heilige Schrift ist das höheste und beste Buch Gottes, voll Trostes in aller Anfechtung. Denn es lehret vom Glauben, Hoffnung und Liebe viel anders, denn die Vernunft sehen, fühlen, begreifen und erfahren kann, und wenn's übel gehet, so lehret sie, wie diese Tugenden hervorleuchten sollen, und lehret, daß ein ander und ewiges Leben über dieß arme elende Leben sei.

Von der Welt und ihrer Art.

Menschen sind dreierlei Art: Die ersten sind der große Haufe, der sicher dahin lebet, ohne Gewissen, er kennet seine verderbte Natur und Art nicht, fühlet Gottes Zorn nicht wider die Sünde, fragt nichts darnach. Der andere Haufe ist derer, die durchs Gesetz erschrecket sind, fühlen Gottes Zorn und fliehen vor ihm, kämpfen und ringen mit Verzweiflung, wie Saul. Der dritte Haufe ist derer, die ihre Sünde und Gottes Zorn erkennen und fühlen, daß sie in Sünden empfangen und geboren, und derohalben ewig verdammt und verdorben müßten sein; hören aber die Predigt des Evangelii, daß Gott die Sünde vergibt aus Gnaden, um Christi willen, der für uns dem Vater dafür genug gethan hat, nehmen's an und gläuben's, werden also gerecht und selig vor Gott. Darnach beweisen sie ihren Glauben auch mit allerlei guten Werken, als Früchten, die Gott befohlen hat. Die andern zween Haufen gehen dahin.

Des Menschen Herz ist, gleich wie Quecksilber, das jetzt da, bald anderswo ist, heut also, morgen anders gesinnet. Darum ist's gar ein armselig Ding und Eitelkeit, wie der Prediger Salomonis sagt, daß ein Mensch begehret ungewiß Ding und sehnet sich darnach, und daß er nicht weiß, wie es gerathen wird; dagegen, das gewiß ist und das allbereit gerathen ist, verachtet er.

Von dem Gebete.

Von Herzen beten und armer Leute Klagen richten ein solch Geschre an, daß es alle Engel im Himmel müssen hören. Unser Herr Gott muß große Ohren und ein scharfes, leises Gehör haben.

Ein Christ betet allezeit ohne Unterlaß; ob er gleich mit dem Munde nicht betet, doch betet das Herz immerdar, er wache oder schlafe. Denn auch ein Seufzerlein eines Christen ist ein Gebet; so oft er seufzet so betet er. Wie der Psalm 12, 6 sagt: Weil denn die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr 2c. Desgleichen trägt ein Christ allezeit das heilige Kreuz, ob ers wol nicht allezeit fühlet.

Das Vater Unser bindet die Leute zusammen und in einander, daß einer für den andern und mit dem andern betet, und wird stark und gewaltig, daß es auch den Tod vertreibt.

Doctor Martin Luther sagte einmal: Wenn der Teufel so klug wäre und schwiege stille, und ließe das Evangelium ungehindert und unverfolget predigen, so würde er wenig Schaden an seinem Reiche haben; denn wenn das Evangelium nicht angefochten und verfolgt wird, so verrostet es gar, und hat nicht Ursache, seine Gewalt und Kraft an Tag zu geben.

4. Briefe.

a. An sein liebes Söhnlein.

Gnade und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnlein. Ich sehe gerne, daß du wohl lernest, und fleißig betest. Thue also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heim komme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen schönen lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dessen der Garten ist: weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gessen hatten; darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Manne: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also. — Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Justen auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiemit dem allmächtigen Gott befohlen, und grüsse Muhmen Lehnen und gib ihr einen Kuß von meiner wegen.

Anno 1530.

b. An Ludewig Senfeln, den Musikanten.

Gnade und Friede in Christo! Ob wohl mein Name so verhaßt ist, daß ich sorgen muß, man möchte auch mein Schreiben, so ich hier schicke, nicht gerne sehen oder lesen, lieber Ludewig: so hat doch die Liebe zur Musik solche Furcht überwunden, mit welcher ich euch von Gott gezieret und begabet sehe. Und solche Liebe lässet mich hoffen, es werde euch mein Brief keine Gefahr bringen. Denn wer wollte auch unter Türken strafen, daß man eine Kunst liebe und den Meister darinnen lobe? Ich lobe und verehre auch eure Herzoge von Bayern, ob sie mir wohl nicht gar hold sind, dennoch gar sehr und vor andern darum, daß sie die Musik so hegen und in Ehren halten. Und es ist kein Zweifel, es stecket der Saame vieler guten Tugenden in solchen

Gemüthern, die der Musik ergeben sind; die aber nicht davon gerührt werden, die halte ich den Stöcken und Steinen gleich. Denn wir wissen, daß die Musik auch den Teufeln zuwider und unerleidlich sei.

Und ich halte gänzlich dafür, und schäme mich auch nicht, es zu bejahen, daß nach der Theologie keine Kunst sei, die mit der Musik zu vergleichen sei, dieweil sie allein nach der Theologie dasjenige thut, was sonst die Theologie allein thut, nemlich, daß sie Ruhe und einen fröhlichen Muth macht, zu einem klaren Beweis, daß der Teufel, welcher traurige Sorgen und alles unruhige Lärmen stiftet, fast vor der Musik und deren Klange eben so fliehet, als vor den Worten der Gottesgelahrtheit. Daher die Propheten keine Kunst so gebraucht haben, als die Musik, da sie ihre Theologie nicht in die Erdmeß=, Rechen= oder Sternkunst, sondern in die Musik gefasset, daß die Gottesgelahrtheit und Musik beisammen ständen, indem sie die Wahrheit in Psalmen und Gesängen gesaget.

Aber was lobe ich die Musik jetzt auf einem so engen Papier, und will ein solch groß Ding malen, oder vielmehr verunzieren? Aber mein Affect oder Neigung dazu wallet mir so stark auf gegen sie, die mich oft erquicket und mir großen Unmuth vertrieben hat.

Ich komme wieder auf euch, und bitte, wenn ihr etwa eine Weise zu dem Liede habt: in pace in id ipsum, daß ihr mir sie doch abschreiben und zuschicken lasset. Denn derselbe Inhalt hat mich von Jugend auf ergötzet, und um desto mehr, da ich die Worte verstehe. Denn ich habe diesen Gesang nicht mit mehrern Stimmen singen hören. Ich will euch aber nicht die Mühe machen, daß ihr erst eine Weise aussinnen und aufsetzen sollet, sondern ich hoffe, daß ihr schon eine sonst woher haben sollet. Ich hoffe, daß mein Lebensende bald da sein werde, und die Welt hasset mich und kann mich nicht leiden. Und mir hinwiederum grauet und eckelt auch vor der Welt. Mag also auch der beste und treueste Hirt meine Seele immer zu Friede hinnehmen. Und darum habe ich dieß Lied angefangen, und wollte sie gerne nach rechter Weise zusammen absingen hören. Wenn ihr nun keine habt oder nicht wisset, so schicke ich sie hier in ihren Noten gezeichnet, daß ihr sie wenigstens nach meinem Tode, wo euch beliebig, in die rechte Weise bringet, (oder zierlich setzet). Der Herr Jesus sei mit euch ewiglich. Amen! Verzeihet meiner Kühnheit und Geschwätzigkeit. Grüßet euren ganzen musikalischen Chor gar ehrerbietig.

Aus Coburg, den 4. Oct. 1530.

c. An seine liebe Hausfrau.

Gnade und Friede im Herrn. Liebe Käthe. Wir sind heute um acht Uhr zu Halle ankommen, aber nach Eisleben nicht gefahren, denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckete, die dräute uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen und wegen der Mulda, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen, nicht daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labeten und tröfteten wir uns dieweil, ob die Saala wollte wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnet im Wasser, und ist besser bewahret, denn beklaget, und ist ohne Noth, daß wir dem Papst sammt seinen Schupen eine Narrenfreude machen sollten. Ich hätte nicht gemeinet, daß die Saala eine solche Sodt machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln

sollte. Itzo nicht mehr, denn betet für uns und seid fromm, ich halte, wärest du hie gewesen, so hättest du uns auch also zu thun gerathen, so hätten wir deinem Rathe auch einmal gefolget. Hiermit Gott befohlen. Amen. Zu Halla, am St. Paulus Bekehrungstage, Anno 1546.

5. Lieder.

1. Eine veste Burg ist unser Gott.

„Lutheri Heldenlied."

Eine veste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen:
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns hat jetzt betroffen.
Der alt böse Feind,
Es mit Ernst jetzt meynt.
Große Macht und List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht sein's Gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verlohren,
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkohren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wann die Welt voll Teufel wär,
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nun nicht mehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Schadet uns doch nicht,
Das macht er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Sie sollen lassen stahn das Wort,
Und kein Dank dazu haben;
Er ist bey uns, als unser Hort,
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß es fahren hin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Ehr sey dem Vater und dem Sohn,
Und auch dem heil'gen Geiste,
Der Herr von seinem hohen Thron
Uns seine Gnade leiste,
Daß wir überall,
Hier im Jammerthal,
Von der Sünd abstehn,
In seinen Wegen gehn.
Wer das begehrt, sprech: Amen.

2. Weihnachtslied.

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch Heil und Gnadenlehr,
Der guten Lehr bring' ich so viel,
Davon ich sing' und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut gebohrn,
Von einer Jungfrau auserkohrn,
Ein Kindlein so zart und fein,
Das soll eu'r Freud und Wonne seyn.

Es ist der Herr Christ unser Gott,
Der will euch führen aus aller Noth,
Er will der Heiland selber seyn,
Von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch alle Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit,
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt' leben nun und ewiglich.

Willkommen uns, du edler Gast,
Den Sünder nicht verschmähet hast,
Und kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich's immer danken dir.

Und wär die Welt vielmal so weit
Von Edelstein und Gold bereit,
So wär sie dir doch viel zu klein,
Zu seyn ein enges Wiegelein.

Lob, Ehr sey Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn,
Deß freuet sich der Engel Schaar,
Und singen uns solch's neue Jahr.

3. Zwei Volkslieder auf Franz von Sickingen.

1.

Franz heiß ich,
Franz bin ich,
Franz bleib ich,
Pfalzgraf vertreib' mich!
Landgraf von Hessen meid' mich!
Bischof von Trier! du muß mir halten,
Bischof von Mainz! mußt auch herbei:
Nun luget, welcher bis jahr Kaiser sei!
(1525.)

2.
(Abgekürzt.)

Drei Fürsten hond sich eins bedacht,
Hond viel der Landsknecht zusamen bracht,
Für Landstuhl seind sie zogen
Mit Büchsen viel und Krieges Wat (Rüstung):
Den Franzen soll man loben, ja loben.

Die Fürsten waren wohlgemuth,
Sie schussen in das Schloß so gut,
Den Franzen thatens treffen,
Vergossen ward sein edles Blut
Ich will sein nit vergessen, vergessen.

Und als der Franz geschossen wart,
Behend das Schloß er übergab,
Den Fürsten that er schreiben;
Für seine Landsknecht er sie bat,
Er mocht nit länger bleiben, ja bleiben.

Die Fürsten kamen in das Schloß
Mit Knechten zu Fuß und auch zu Roß,
Den Franzen thetens finden.
Er redt mit ihnen ohn' Verdroß,
Die Wahrheit will ich singen, ja singen.

Als nun die Red' ein Ende nahm,
Da starb von Stund' der werthe Mann,
Das muß doch Gott erbarmen.
Kein besser Krieger ins Land nie kam;
Er hats gar viel erfahren, erfahren.

Er hat die Landsknecht all geliebt,
Hat ihnen gemachet gut Geschirr,
Darum ist er zu loben;
Sein Samen ist noch bei uns hie,
Es bleibt nit ungerochen, ungerochen.

Die Fürsten zogen weiter dann
Gen Drachenfels, also genannt,
Das haben sie verbrennet;
Gott tröst den Franzen lobesam!
Sein Land wird gar zertrennet, zertrennet.

Der uns das Liedlein neus gesang,
Ein Landsknecht ist ers ja genannt,
Er hat es wohl gesungen.
Die Sach ist ihm gar wohl bekannt,
Von Landstuhl ist er kummen, ja kummen.

4. Aus Götz von Berlichingen's Selbstbiographie.

Wie Götz von Berlichingen seine rechte Hand verlor und sich dafür eine eiserne machen läßt.

Wie ich aber dermalen — 1504 — geschossen bin worden, das hat diese Gestalt. Wie wir am Sonntag vor Landshut wieder scharmützelten, da richten die von Nürnberg das Geschütz in Feind und Freund, und hielten die Feind also in einem Vortheil an einem Gräblein, daß ich gern mein Spieß mit einem zerbrochen hätte, und wie ich also halt, und sahe nach dem Vortheil, so haben die Nürnbergischen das Geschütz in uns gericht, in Feind und Freund, wie vorgemeldt, und schießt mir einer den Schwerd-Knopf mit einer Feld-Schlangen entzwey, das mir das halbe Theil in Arm gieng, und drey Arm-Schienen damit, und lag der Schwerdtknopf in Arm-Schienen, daß man ihn nit sehen kunt, also, daß mich noch wundert, daß es mich nicht vom Gaul herab gezogen hat, dieweilen die Arm-Schienen ganz blieben, dann allein die Ecken, wie sie sich gebogen hetten, gieng noch ein wenig heraus, aber der Schwerd-Knopf lag, wie gemeldt, in Arm-Schienen drinnen, das andere Theil des Knopfs und die Stangen am Schwerdt-Hefft hett sich gebogen, war aber noch nit entzwey, daß ich gedenck, die Stang und das andere Theil vom Knopf hab mir zwischen dem Handschuh und dem Arm-Zeug die Hand herabgeschlagen, also daß der Arm hinten und vornen zerschmettert war, und wie

ich so das siehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der Haut, und leit der Spieß dem Gaul unter denen Füssen, so thet ich eben als wär mir nichts darum, und wandt den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von denen Feinden hinweg zu meinem Hauffen, und wie ich ein wenig von den Feinden hinweg kam, so laufft ein alter Landsknecht herab, und will auch in den Scharmüzel, den sprich ich an, er soll bey mir bleiben, denn er sehe, wie die Sachen mit mir geschaffen wär, der thets nun und blieb bei mir, must mir auch den Artzt hohlen, und nachdeme ich gen Landshutt kame, so sagten mir meine alten Gesellen, die wider mich in Scharmüzel waren gewest, wie ich geschossen wär worden, und wär ein Edelman Fabian von Wallßdorf, ein Voitländer, mit mir auch in einem Schuß geschossen worden, und blieb er tod, wie wol mich der Schuß vor traff, daß also Freund und Feind mit einander Schaden nahmen, und war der selbig ein feiner hübscher Gesell, als man unter tausend kaum einen so geraden Menschen finden solte, sie sagten mir auch darbey, was ich zween Tag, den Samstag und Sonntag, gethan und gehandelt, und zeigten mir alle Wahrzeichen an, was ich fur ein Haubt-Harnisch, und wie ich ein Gaul gehabt, und was ich gehandelt hette, daß sie es eben so wol wüsten als ich, wie und was ich mich die zween Tage gehalten hett. — Und von der Zeit an, am Sonntag nach S. Jacobs Tag, da bin ich zu Landshut gelegen, bis um Faßnacht außen, was ich die Zeit für Schmerzen erlitten habe, das kan ein jeglicher wol erachten, und wäre das mein Bitt zu Gott, die ich thät, wann ich in seiner Göttlichen Gnad wäre, so sollt er im Nahmen Gottes mit mir hinfahren, ich wäre doch verderbt zu einem Kriegsmann, doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich etwan von meinem Vater seel. und alten Knechten Pfalzgrafischen und Hohenlohischen gehört hett, welcher der Köchle geheissen, und Herzog Georgens von Bayern Feind gewest ist, der hette auch nit mehr dann ein Hand gehabt, und hette eben alsobald ein Ding gegen Feinden im Feld ausrichten können, als ein anderer. Der lag mir im Sinn, daß ich Gott aber anrufft und gedacht, wann ich schon zwölf Händ hette, und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wol wöllt, so were es doch alles umsonst, und vermeint derenthalben, wann ich doch nit mehr dann ein wenig ein Behelff hette, es were gleich eine eiserne Hand, oder wie es were, so wollt ich dennoch mit Gottes Gnad und Hülff im Feld noch irgend so gut seyn als sonsten ein heilloser Mensch, ich bin auch seither mit desselben Köchle's Söhnen geritten, die redlich und berühmt Knecht gewesen. — Und nachdem ich nun schier sechzig Jahre mit einer Faust, Krieg, Vehd und Händel gehabt, so kann ich warlich nicht anderst befinden noch sagen, dann daß der Almechtig, Ewig, Barmherzige Got wunderbarlich mit großen Gnaden bey und mit mir in allen meinen Kriegen, Vehden und Gefährlichkeiten gewesen.

5. Hans Sachs.

(§. 38. Lehrb. §. 681.)

Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt,
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt.
In Froschpfuhl all' das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

Goethe in Hans Sachsens poetischer Sendung.

1. Die Wittenberger Nachtigall.

Wach auf, es nahet gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Eine wonnigliche Nachtigall,
Ihr' Stimm' durchklinget Berg und Thal.

Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonne thut blicken,
Des Mondes Schein thut sich verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen Glinster
Die ganze Heerd Schaaf hat geblend't,
Daß sie sich haben abgewend't
Von ihrem Hirten und der Weid
Und haben sie verlassen beid,
Sind gangen nach des Mondes Schein
In die Wildniß den Holzweg ein,
Haben gehört des Löwen Stimm'
Und sind auch nachgefolget ihm,
Der sie geführet hat mit Liste
Ganz weit abwegs tief in die Wüste;
Da habens ihre süße Weid verlorn
Hant gessen Unkraut, Distel, Dorn,
Auch legt' ihnen der Löw Strick verborgen,
Darein die Schaaf fielen mit Sorgen,
Da sie der Löw denn fand verstricket,
Zerriß er sie, darnach verschlicket;
Zu solcher Hut haben geholfen
Ein ganzer Hauf reißender Wolfen,
Haben die elend Herd besessen
Mit Scheeren, Melken, Schinden, Fressen.
Auch lagen viel Schlangen im Gras,
Sogen die Schaaf ohn' Unterlaß
Durch alle Glieder bis auf das Mark.
Deß wurden die Schaafe dürr und arg
Durchaus und aus die lange Nacht
Und sind auch allererst erwacht,
So die Nachtigall so hell singet,
Und des Tages Glanz herdringet,
Der den Löwen zu kennen geit (gibt)
Die Wölf' und auch ihr falsche Weid,
Deß ist der grimmig Löw erwacht,
Er lauret und ist ungeschlacht
Ueber der Nachtigall Gesang,
Daß sie meldet der Sonnen Aufgang,
Davon sein Königreich End nimmt,
Deß ist der grimmig Löw' ergrimmt,
Stellt der Nachtigall nach dem Leben
Mit List vor ihr hinten und neben,
Aber er kann sie nicht ergreifen,
Im Hag kann sie sich wohl verschleifen
Und singet fröhlich für und für.

Nun daß ihr klarer mögt verstan,
Wer die lieblich Nachtigall sei,
Die uns den hellen Tag ausschrei,
Ist Doctor Martinus Luther
Zu Wittenberg Augustiner,
Der uns aufwecket von der Nacht,
Darein der Mondschein uns hat bracht,
Der Mondschein deut die Menschenlehr
Der Sophisten hin und her
Innerhalb der vierhundert Jahren,
Die sind nach ihrer Vernunft gefahren
Und han uns abgeführet ferr
Von der Evangelischen Lehr
Unseres Hirten Jesu Christ
Hin zu den Löwen in die Wüst,
Der Löwe wird der Pabst genennt,
Die Wüst das geistlich Regiment,
Darin er uns hat weit verführt.

2. Sankt Peter mit der Geiß.

(Schwank.)

Da noch auf Erden ging Christus
Und auch mit ihm wandert Petrus
Eines Tags aus eim Dorf mit ihm ging
Bei einer Wegscheid Petrus anfing:
O Herr Gott und Meister mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmächtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller Frist
In aller Welt gleichwie es geht,
Wie Habakuk sagt, der Prophet.
Frevel und Gewalt gehn über Recht,
Der Gottlos' übervortheilt schlecht
Mit Schalkheit den Gerechten und Frommen,
Auch könn kein Recht zu End' mehr kommen,
Die Lehr gehn durch einander sehr
Eben gleichwie die Fisch im Meer,
Da immer Einer den Andern verzehrt,
Der Böse den Guten verheert,
Deß steht es übel an allen Enden,
In den obern und niedern Ständen.
Deß siehst du zu und schweigest still,
Als kümmre dich die Sach nicht viel
Und geh dich eben glatt Nichts an,
Könnst doch alles Uebel unterstahn (verhüten),
Nehmst recht in d' Hand die Herrschaft dein.
O sollt ich ein Jahr Herr Gott sein
Und sollt die Gewalt haben wie du,
Ich wollt anders schauen dazu,

Führen viel ein besser Regiment
Auf dem Erdreich durch alle Ständ';
Ich wollt' steuern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wollt' anrichten ein ruhig Leben.
Der Herr sprach: Petre sag mir eben,
Meinst, du wolltst je besser regieren,
All' Ding auf Erd' baß ordiniren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen.
Sankt Peter thät hinwider sagen:
Ja, es müßt in der Welt baß stehn,
Nicht also durcheinander gehn,
Ich wollt viel besser Ordnung halten.
Der Herr sprach: Nun, so mußt verwalten,
Petre, die hohe Herrschaft mein;
Heut den Tag sollst du Herr Gott sein,
Schaff und gebeut alls, was du willt,
Sei hart, streng, gütig oder mild,
Gib aus den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst strafen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen,
In Summa, mein ganz Regiment
Sei heut den Tag in deiner Händ'.
Damit reichet der Herr sein Stab
Petro, den in seine Hände gab.
Petrus war deß gar wohlgemuth,
Deucht sich der Herrlichkeit sehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich an Leib,
Barfuß, in eim zerrissen Kleid,
Die trieb ihr Geiß hin auf die Weid.
Da sie mit auf die Wegscheid kam,
Sprach sie: Geh hin in Gottes Nam;
Gott bhüt und beschütz dich immerdar,
Daß dir kein Uebel widerfahr
Von Wölfen oder Ungewitter,
Wann ich kann wahrlich ja nicht mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heut ich sonst Nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden.
Nun geh hin, wo du Weid thust finden,
Gott, der bhüt dich mit seiner Händ!
Mit dem die Frau wieder umwend
Ins Dorf, so ging die Geiß ihr Straß.
Der Herr zu Petro saget das:
Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört, du mußt dich ihr erbarmen;
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billig zu,
Daß du die Geiß nimmst in dein Hut,
Wie sie von Herzen bitten thut,
Und bhüt sie den ganzen Tag,
Daß sie sich nicht verirr im Hag,
Nicht fall, noch mög gestolen wern,
Noch sie zerreißen Wolf, noch Bärn,
Daß auf den Abend wiederum
Die Geiß unbeschädigt heim kumm
Der armen Frau in ihr Haus;
Geh hin und richt die Sach wohl aus!
Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiß in sein Hut an dem Ort
Und trieb sie an die Weid hintan.
Nun fing Sankt Peters Unruh an.
Die Geiß war muthig, jung und frech
Und bliebe gar nicht in der Näch,'
Lief auf der Weide hin und wider,
Stieg ein Berg auf, den andern nieder
Und strich hin und her durch die Stauden,
Petrus mit Aechzen, Blasn und Schnaufen
Mußt immer nachtrollen der Geiß,
Und schien die Sonne gar sehr heiß.
Der Schweiß von seinem Leibe rann,
Mit Unruh verzehrt der alte Mann
Den Tag bis auf den Abend spat,
Machtlos, hellig, ganz müd und matt,
Die Geiß er dann nach Hause bracht.
Der Herr sah Petrum an und lacht,
Sprach: Petre, willst mein Regiment
Noch länger behalten in deiner Händ?
Petrus sprach: Lieber Herre mein,
Nimm wieder hin den Stabe dein
Und dein Gewalt, ich begehr mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten.
Ich merk, die Weisheit, die ich han,
Nicht mal ein Geiß regieren kann
Mit großer Angst, Müh und Arbeit,
O Herr, vergib mir mein' Thorheit!
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb', nicht mehr reden ein.
Der Herr sprach: Petre, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller Ruh,
Und vertrau mir in meine Händ'
Das allmächtige Regiment.

3. Lieder.

1. Geld regiert die Welt.

In dieser Welt hab' ich kein Geld
Bin ich fürwor ein Narr und Thor,
Samsonis Stärk, mich eben merk,
Maronis Kunst ist auch umsunst,
Das Geld macht Mut und edles Blut,
Soll ich die Wahrheit jehen, (sagen)
Man lupft den Hut vor's Bauern Gut,
Hab oft und dick das gsehen,
Vor Lachen geuß ich Trähen.

In dieser Welt hab ich kein Geld,
So schaff ich neut, mir grath kein Beut,
Muß lang umgahn und hinten stahn,
Eh man zu mir spricht, der gilt dir;
Wär ich von Land fer=her (fernher) gesandt,
Und brächt mit mir voll Täschen.
Man sagt zu mir: Herr, was wollt ihr?
Stauf (lange weite Aermel), Schalen, Kraussen, Fläschen,
Zieht ab und lant (laßt) euch wäschen.

In dieser Welt hab ich kein Geld,
So ist es aus, und vor dem Haus
Ist solcher Bscheid, kein Wirth der beit (wartet)
Scheucht ab mir fast ein jeder Gast,
Als ob ich wär ganz Frummkeit leer,
Und aus dem Land entrunnen.
Man sicht nit an, das einer kann,
Mein Bscheid ist fast zum Brunnen —
Doch kaum mir das thut gunnen.

Damit man d'Leut alls Dings macht queit
Hätt ich Zins, Geld und Schulden,
So red (spräch) ich, daß ich trüg kein Haß,
All Menschen bhielt ich z' Hulden;
Sunst will mich Niemand dulden.

2. Vertrauen auf Gott.

Warum betrübst du dich, mein Herz,
Bekümmerst dich und trägest Schmerz
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau du deinem Herren Gott,
Der alle Ding erschaffen hat.

Er kann und will dich lassen nicht,
Er weiß gar wohl, was dir gebricht,
Himmel und Erd ist sein:
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beisteht in aller Noth!

Weil du mein Gott und Vater bist,
Dein Kind wirst du verlassen nicht,
Du väterliches Herz!
Ich bin ein armer Erdenklos,
Auf Erden weiß ich keinen Trost.

Der Reich verläßt sich auf sein Gut,
Ich will vertrauen meinem Gott,
Ob ich gleich werd veracht,
So weiß ich und glaub festiglich,
Wer Gott vertraut, dem mangelts nicht.

Zeitlicher Ehr ich gern entbehr,
Das Ewige mir nur gewähr,
Das du erworben hast
Durch deinen herben bittern Tod,
Das bitt ich dich, mein Herr und Gott.

Alles was ist auf dieser Welt,
Es sei Silber, Gold oder Geld,
Reichthum und zeitlich Gut,
Das währt nur eine kleine Zeit
Und hilft doch nichts zur Seligkeit.

II. Meistergesang und Volkslied.

1. Meistergesänge.

Erstes Gesätz.

Wer seine Hoffnung hat auf Gott gesetzet,
Derselbige wird nicht zu Spott.
Ja, dessen Glaub' niemalen wird verletzet,
Dem hilft der fromm' und liebe Gott.
Hingegen aber der, so sein Vertrauen
Nicht setzen will in Gottes Macht,
Der kann nicht anders, als er muß auf Sande bauen
Und wird von Jedermann verlacht.

Abgesang.
Dann, weilen er hat seinen Gott verlassen,
Und seinen Abgott sucht,
So bleibt er fort verflucht,
Und will ihn Gott auch hier mit nichten fassen,
Ja, läßt ihn billig sinken,
Auch für sich selbst ertrinken,
Darum o Christ,
So klug du bist,

Schluß=Stoll.
Befleiße dich auf Gott allein zu hoffen.
So geht's dir hier und dorten wohl
Und wirst es haben ewig wohl getroffen,
Und sein des Himmels Freuden voll.

In der kurzen Tagweis Michael Vogels.

1.

Hilf Gott! wie gar kurz ist der Tag
Des menschlichen Lebens auf Erden,
Darin sich Jammer, Noth und Klag
Erfinden thut mir viel Beschwerden;
Eh wir uns in der Welt umwenden
Thut unser Leben sich oft enden.
Unser Leben ist eine Wallfahrt,
Darinnen wir mühselig streben,
Wann die in Müh und Arbeit hart
Vollstrecket wird in diesem Leben,
Sich einem kurzen Tag vergleichet,
Der allgemach von dannen schleichet.
Wie ein Nachtwach ist sie verdrossen
In wenig Stunden gar hinweggeflossen.
Unser Leben auf Erden noch
Auf siebenzig Jahr sich erstrecket,
Und wann es dann thut steigen hoch:
So sind es achtzig Jahr beflecket
In Sünden viel und mannichfaltig
Mit Widerwärtigkeit zwiespaltig.

2.

David in seinem Psalter klar,
Das neunzig ist, solches uns berichtet;
Hiob in seinem Buch' fürwahr
Die Tag' des Lebens gar vernichtet,
Als kurz und eitel und vergänglich
Mit Noth beladen überschwenglich.
Wie an der Wand ein Schatten bloß
Sich thut bewegen hin und wieder.
Und scheinet uns dermaßen groß,
Als ob er hätte Menschenglieder;
Jedoch wird er nicht lang befunden
Ist augenblicklich bald verschwunden.
Also das Leben schnell hinlaufet
Mit keinem Gelde man es wiederkaufet,

Es fährt wie ein Postboth davon,
Der eilends mit den Pferden rennet;
Ja wie ein leichter Vogel schon,
Welcher gar bald die Luft zertrennet:
Ja wie ein Schifflein unverzogen
Oder ein Pfeil von dem Handbogen.

3.

Dieweil dann wie ein kurzer Tag
Das menschlich Leben ist auf Erden,
Was thun wir an uns für ein Plag,
Als die wir leben thun in Gferden (Gefahren)
In zeitlichem Wollust dorächtig, (thöricht)
Stolziren in der Welt hochprächtig.
Um ein geringes Linsenmus
Zeitlicher Freuden hier vergebens
Verkaufen wir ohne Reu und Buß
Die Erstgeburt des langen Lebens;
Thun wir ein süßes Gift verscherzen
Die ewig Seligkeit mit Schmerzen.
Darum ein jeder woll' aufwachen,
Zu der Bekehrung keinen Aufzug machen,
Sondern bei lichtem Tag das Heil
Suchen in Zittern und Sorgen
Daß uns heut' wird Genad zu Theil
Nicht sollen fürsparen auf Morgen:
Dann nach dem Tod ist es geschehen,
Da hilf kein Reu', Bitt' oder Flehen.

2. An den von Hutten.

(Abgekürzt.)

Ulrich von Hutten das edel Blut
Macht so köstliche Bücher gut,
Die lassen sich wohl sehen,
Die gefallen den geistlichen Gleißnern nit wol.
Die Wahrheit muß ich jehen, (sagen)
ja jehen.

Als viel ich von seinen Büchern hör,
Sie geben nur gut christenlich Lehr,
Sagen auch von Geitz der Pfaffen,
Das gefällt den Pharisejern nit wohl,
Die wollten ihn gern strafen,
ja strafen.

Das Wort Gotts halt ich hoher Acht,
Dem widerstreben soll kein Macht,
Bei rechten Christenleuten,
Großmächt'ger Gott brauch dein Gewalt,
Hilf uns ritterlich streiten,
ja streiten.

Stärk' unsern Geist ohn' Unterlaß,
In uns mach' deinen Glauben groß,
Daß wir uns stark dran heben,
Daß wir von evangelischer Lehr,
In ewig Zeit nit streben,
ja streben.

Herr Ulrich ist ein redlich Mann,
Wollt Gott, daß ich sollt bei ihm stan,
Gegen allen seinen Feinden,
Ich hoff, zu Gott, die Wahrheit werd
Die Falschen überwinden,
ja winden.

Ulrich von Hutten bis (sei) wohlgemut,
Ich bitt' daß Gott dich halt' in Hut
Jetzt und zu allen Zeiten.
Gott behüt' all christlich Lehrer gut,
Wo sie gehen oder reiten,
ja reiten.

Der Bösen Tück,
Der Frummen Glück.

3. Der Abschied.

Ich scheid dahin,
Doch bleibt mein Sinn
Und G'müth bei dir im Herzen.
O werthes Weib,
Bewahr dein Leib,
Dein Zucht und Ehr', für Schmerzen.
Halt dich wohl inn,
Sei weiser Sinn,
Die Welt thut gar sehr lügen.
Gedenk' der Wort,
Mein höchster Hort,
Und laß dich nicht betrügen.

Da es muß sein,
Herzliebste mein,
Daß ich muß von dir scheiden:
So wünsch' ich dir,
Mit Herzbegier,
Gott schütze dich für Leiden.
Ich denke dran,
Jetzo, fortan,
Dieweil ich hab' das Leben.
Gedenk' auch mein,
Ich bleibe dein,
Dieweil ich hab' das Leben.

4. Ich hätt' mir auserkorn ein Maidlein.

Ich hätt' mir auserkorn ein Maidlein
Ich meint' sie wär' mir hold,
Und sollt' ich sie stehlen wie ein Dieb,
Mein Herz wird Freuden voll.
Sollt' ich sie schließen darein,
Darein wollt' ich sie schließen,
Sollt's aller Welt verdrießen,
So müßt' es dennoch sein.

Ich hätt' mir fürgenommen,
Wollt' ihr gedienet han,
So ist der Unfall kommen,
Daß ich sie muß fahren lan.
Ist alles ander'r Leute Schuld,
Darum thut es mich kränken nit.
Ich weiß wohl, daß sie mir guts günnt,
Und daß ich hab' ihr Huld.

Sie mußt mir Urlaub geben,
Sie hat's nit gern gethan,
Es war ihr doch nit eben,
Das kann ich ohl verstahn,
Die Liebe, die was (war) so groß,
Mit Armen weil (indem) sie mich umfing,
Da ich so traurig von ihr ging,
Viel Zähren sie vergoß.

Das thät sie zu mir sagen:
Feins Lieb bis (sei) wohlgemuth,
Denn du sollst nit verzagen,
Unser Sach soll werden gut,
Willst du vertrauen mir,
So will ich dich, Herzlieb, nit lan,
Und sollt die Welt zu Scheitern gan,
Deßgleichen sprach ich zu ihr.

Darauf bot sie mir ihre Hände,
Sie sprach: „Feins Lieb, fahr' hin,
Unser Sach soll sich bald enden,
Gott geb' dir steten Sinn,
Und hab' uns beide in Acht,
Daß uns keine falsche Zung' verletz;"
Ein Kuß den bot sie mir zuletz:
„Ade, zu guter Nacht."

5. Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.

(Abgekürzt.)

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott,
Heut wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's erleiden.
Hüte dich, schönes Blümelein! hüte dich!

Was heut noch grün und frisch da steht,
Wird morgen schon hinweggemäht:
Die edlen Narzissen,
Die Zierden der Wiesen,
Die schön Hyazinthen,
Die türkischen Linden.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Viel hundert tausend ungezählt,
Was noch unter die Sichel fällt;
Ihr Rosen, ihr Lilgen,
Euch wird er austilgen,

Auch die Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Trotz! Tod, komm her, ich fürcht dich nit,
Trotz, eil daher in einem Schnitt.
Werd ich auch verletzet,
So werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den alle wir warten,
Freu dich, du schönes Blümelein!

Liebes- und Abschiedslieder.

6. Der traurige Garten.

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwundt,
So trab' ich über Haiden,
Und traure zu aller Stund.
Der Stunden, der sind also viel,
Mein Herz trägt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Hätt mir ein Gärtlein koren,
Von Veil und grünem Klee;
Ist mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh;
Ist mir erfror'n bei Sonnenschein
Ein Kraut: Je länger je lieber,
Ein Blümlein: Vergiß nicht mein.

Das Blümlein, das ich meine,
Das ist von edler Art,
Ist aller Tugend reine,
Ihr Mündlein das ist zart,
Ihr' Aeuglein die sind hübsch und fein,
Wann ich an sie gedenke,
So wollt' ich gern bei ihr sein.

7. Liebesklagen

Der süße Schlaf, der sonst stillt alles wohl,
Kann stillen nicht mein Herz mit Trauren voll,
Das schafft allein, der mich erfreuen soll.

Kein Speis, kein Trank mir Lust und Nahrung giebt,
Kein Kurzweil mehr mein traurig Herze liebt,
Das schafft allein, der so mein Herz betrübt.

Gesellschaft ich nicht mehr besuchen mag,
Ganz einig sitz in Unmuth Nacht und Tag,
Das schafft allein, den ich im Herzen trag.

8. Abschied.

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem gülden blauen Zelt,
So viel Schäflein als da gehen
In dem grünen grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!

Soll ich dich denn nimmer sehen,
Nun ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O du bittrer Scheideschluß!
Wär' ich lieber doch gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieser Erden,
Die des herben Jammers voll,
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wiedersehen soll;
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ach, wie groß ist meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk' ich immer nur zu dir.
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Lieb, wann kömmst du mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Lieb, gedenk' an mich!

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein;
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied thut wiegen ein.

9. Der schwere Traum.

Ich hab' die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Ein Kirchhof war der Garten,
Ein Blumenbeet das Grab,
Und von dem grünen Baume
Fiel Kron und Blüthe ab.

Die Blüthen thät ich sammeln
In einen goldnen Krug,
Der fiel mir aus den Händen,
Daß er in Stücken schlug.

Draus sah ich Perlen rinnen
Und Tröpflein rosenroth.
Was mag der Traum bedeuten,
Ach Liebster, bist du todt?

10. Heimlicher Liebe Pein.

Mein Schatz der ist auf der Wanderschaft hin,
Ich weiß aber nicht, was ich so traurig bin,
Vielleicht ist er todt, und liegt in guter Ruh,
Drum bring' ich meine Zeit so traurig zu.

Als ich mit meinem Schatz in die Kirch' wollte gehn,
Viel falsche falsche Zungen unter der Thüre stehn,
Die eine red't dies, die andere red't das,
Das macht mir gar oft die Aeuglein naß.

Die Distel und die Dornen, die stechen also sehr,
Die falschen falschen Zungen aber noch viel mehr,
Kein Feuer auf Erden auch brennet also heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Ach herzlieber Schatz, ich bitte dich noch eins,
Du wollest auch bei meiner Begräbniß sein,
Bei meiner Begräbniß, bis ins kühle Grab,
Dieweil ich dich so treulich geliebet hab.

Ach Gott! was hat mein Vater und Mutter gethan,
Sie haben mich gezwungen zu einem ehelichen Mann,
Zu einem ehelichen Mann, den ich nicht geliebt,
Das macht mir ja mein Herz so betrübt.

11. Auf den Grabstein eines Kindes.

Liebe Eltern gute Nacht!
Ich soll wieder von euch scheiden,
Kaum war ich zur Welt gebracht,
Hab genossen keine Freuden,
Ich das kleinste eurer Glieder,
Geh schon fort, doch nicht allein,
Eltern, Schwestern und die Brüder
Werden auch bald bei mir sein.
Weil sie wünschen, bitten, weinen,
Daß ihr Tag mag bald erscheinen.

12. Der Baum im Odenwald.

Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest;
Da bin ich schon viel tausendmal
Bei meinem Schatz gewest.

Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderschön:
Ich und mein Schätzlein lauern auf,
Wenn wir mitnander gehn.

Der Vogel sitzt in seiner Ruh
Wohl auf dem höchsten Zweig;
Und schauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er allsogleich.

Der Vogel sitzt in seinem Nest,
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach Schätzel, bin ich bei dir g'west,
Oder ist es nur ein Traum?

Und als ich wiedrum kam zu dir,
Gehauen war der Baum;
Ein andrer Liebster steht bei ihr,
O du verfluchter Traum.

Der Baum, der steht im Odenwald,
Und ich bin in der Schweiz;
Da liegt der Schnee, und ist so kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

13. Der Tannebaum.

O Tannebaum, o Tannebaum, wie treu sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
Im Winter auch wenn's friert und schneit,
O Tannebaum, o Tannebaum, wie treu sind deine Blätter!

O Mädelein, o Mädelein, wie falsch ist dein Gemüthe!
Du schwurst mir Treu in meinem Glück,
Nun arm ich bin gehst du zurück,
O Mädelein, o Mädelein, wie falsch ist dein Gemüthe!

Die Nachtigall, die Nachtigall nahmst du dir zum Exempel,
Sie bleibt so lang der Sommer lacht,
Im Herbst sie sich von dannen macht;
Die Nachtigall, die Nachtigall nahmst du dir zum Exempel.

Der Bach im Thal, der Bach im Thal, ist deiner Falschheit Spiegel.
Er strömt allein, wenn Regen fließt,
Bei Dürr' er bald den Quell verschließt.
Der Bach im Thal, der Bach im Thal, ist deiner Falschheit Spiegel.

Volksballaden.

14. Die zwei Königskinder.

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb.
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„Ach Liebster, kannst du schwimmen,
So schwimm doch herüber zu mir,
Drei Kerzchen will ich anzünden,
Die sollen auch leuchten dir."

Das hört ein loses Nönnchen,
Das thut als wenn es schlief,
Es thut die Kerzlein ausblasen,
Der Jüngling ertrank so tief.

Und als der Jüngling zu Grunde ging,
Sie schrie und weinte so sehr,
Sie ging mit weinenden Augen
Wohl vor der Mutter Thür.

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mein Kopf thut mir so weh,
Laß mich ein wenig spazieren
Wohl an die tiefe See."

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn,
Weck' deine jüngste Schwester
Und die soll mit dir gehn."

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Meine Schwester ist noch ein Kind,
Sie pflückt ja alle die Blümelein,
Die auf grüner Haide sind."

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn,
Ruf deinen jüngsten Bruder
Und der soll mit dir gehn."

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mein Bruder ist noch ein Kind,
Er schießt ja alle die Vögelein,
Die auf grüner Haide sind."

Die Mutter ging zur Kirche,
Die Tochter ging ihren Gang,
Sie ging so lang spazieren
Bis sie einen Fischer fand.

„Ach Fischer, liebster Fischer,
Willst du verdienen Lohn.
So senk dein Netz in's Wasser,
Fisch mir den Königssohn."

Er senkte sein Netz in's Wasser,
Und nahm sie in den Kahn,
Er fischt und fischte so lange
Bis sie den Königssohn sahn!

Was nahm sie von ihrem Haupte?
Eine goldne Königskron:
„Sieh da, vieledler Fischer,
Da ist dein verdienter Lohn."

Was zog sie von ihrem Finger?
Ein Ringlein von Gold so roth:
„Sieh da, du armer Fischer,
Kauf deinen Kindern Brod."

Sie schloß ihn in die Arme,
Küßt ihm den bleichen Mund:
„Ach Mündlein, könntest du sprechen,
So wäre mein Herz gesund."

Sie schloß ihn an ihr Herze
Und sprang mit ihm in's Meer;
„Gute Nacht, mein Vater und Mutter,
Ihr seht mich nimmermehr."

Da hörte man Glöcklein läuten,
Da hörte man Jammer und Noth,
Hier liegen zwei Königskinder,
Die sind alle beide todt.

15. Vom unschuldigen Tod des jungen Knaben.

Es liegt ein Schloß in Oesterreich,
Das ist ganz wohl erbauet
Von Silber und von rothem Gold,
Mit Marmorstein vermauert.

Darinnen liegt ein junger Knab'
Auf seinen Hals gefangen,
Wohl vierzig Klafter tief unter der Erd',
Bei Nattern und bei Schlangen.

Sein Vater kam von Rosenberg
Wohl vor den Thurm gegangen:
„Ach Sohne, lieber Sohne mein,
„Wie hart liegst du gefangen!"

Ach! Vater, liebster Vater mein,
Gar hart lieg' ich gefangen,
Wohl vierzig Klafter tief unter der Erd'
Bei Nattern und bei Schlangen.

Sein Vater zu dem Herren ging:
„Gebt mir los den Gefangnen;
„Dreihundert Gulden will ich euch geben,
„Wohl für des Knaben sein Leben."

Dreihundert Gulden, die helfen da nicht,
Der Knabe der muß sterben,
Er trägt von Gold ein Ketten am Hals,
Die bringt ihn um sein Leben.

Man bracht den Knaben wohl aus dem Thurm,
Und gab ihm das Sakramente:
„Hilf, reicher Christ vom Himmel hoch!
„Es geht mir an mein Ende!"

Man bracht den Knaben zum Gericht hinaus,
Die Leiter mußt er ersteigen:
„Ach Meister, lieber Meister mein,
„Laß mir doch eine kleine Weile!"

Eine kleine Weile die laß ich dir nicht;
Du möcht'st mir sonst entrinnen.
Langt mir ein seiden Tüchlein her,
Daß ich ihm sein' Augen verbinde.

„Ach! meine Augen verbinde mir nicht,
„Ich muß die Welt anschauen;
„Ich seh' sie heut und nimmermehr,
„Mit meinen schwarzbraun'n Augen."

Sein Vater beim Gerichte stund,
Sein Herz wollt' ihm zerbrechen:
„Ach Sohne, lieber Sohne mein,
„Deinen Tod will ich rächen."

Ach Vater, liebster Vater mein,
Meinen Tod sollt Ihr nicht rächen,
Bringt meiner Seelen ein' schwere Pein,
Um Unschuld will ich sterben.

Es ist nicht um das Leben mein,
Noch um mein'n stolzen Leib;
Es ist um meine Frau Mutter daheim,
Die weint allzusehre.

Es stund kaum an ein halbes Jahr,
Des Knaben Tod ward gerochen,
Es wurden mehr denn dreihundert Mann
Um's Knaben willen erstochen.

16. Die Herzogin von Orlamünde.

Albert Graf von Nürnberg spricht:
„Herzogin, ich liebe nicht;
„Bin ein Kind von achtzehn Jahren
„Und im Lieben unerfahren;
„Würde doch zum Weib dich nehmen,
„Doch vier Augen mich beschämen;
„Wenn nicht hier vier Augen wären,
„Die das Herze mein beschweren.“
Orlamündens Herzogin
Spricht zu sich in ihrem Sinn.
„Witwe bin ich schön vor allen,
„Aller Fürsten Wohlgefallen:
„Wenn nicht hier vier Augen wären,
Würde seine Lieb' mich ehren.
„Kinder ihr vom schlechten Mann,
„Der mich hielt in strengem Bann;
„Weil ihr meine Land ererbet
„Wenn ihr nicht unmündig sterbet.“
Also Oel in Flammen wüthet,
Das statt Wasser aufgeschüttet.
Also deutet sie die Rede
Auf zwei eigne Kinder schnöde,
Die im Saal zum Spiel abzählen,
Unter sich den Engel wählen:
„Engel, Bengel, laß mich leben,
„Ich will dir den Vogel geben.“
Nadeln aus dem Wittibschleier
Zieht sie, daß er falle freier,
Zu dem wilden Hager spricht:
„Nimm die Nadeln und verricht',
„Schwarzer Hager, du mein Freier,
„Fürchtest nicht den schwarzen Schleier,
„Fürchtest du nicht auch vier Augen,
„Die zum Zusehn hier nicht taugen,
„Setz' dich mit zu ihren Spielen,
„Daß sie keine Schmerzen fühlen,
„Daß die Wunden niemals sprechen,
„Mußt du in das Hirn sie stechen.“
Herulus zum Hager spricht,
Eh' der ihm das Hirn einsticht:
„Lieber Hager, laß mich leben,
„Will dir Orlamünde geben,
„Auch die Plassenburg die neue,
„Und es soll mich nicht gereuen.“
Herula zum Hager spricht,
Eh' er ihr das Hirn einsticht:
„Lieber Hager, laß mich leben,
„Will dir meine Docken geben,
„Engel, Bengel, laß mich leben,
„Will dir meinen Vogel geben.“
Hager sich als Mörder nennt,
Eh' er sich das Hirn einrennt.
„Gott, ach Gott, wo werd' ich ruhen,
„Höre schon den Vogel rufen,
„Gott, ach Gott, wo soll ich fliehen,
„Sehe schon den Vogel ziehen.“
Albert spricht zur Herzogin:
„Das war nicht der Rede Sinn,
„Meinte unsre eignen Augen,
„Wie wir nicht zusammen taugen.“

17. Der verlorne Schwimmer.

Es wirbt ein schöner Knabe,
Da über'm breiten See,
Um eines Königs Tochter,
Nach Lieb geschah ihm Weh.

„Ach Knabe, lieber Buhle,
„Wie gern wär' ich bei dir,
„So fließen nun zwei Wasser
„Wohl zwischen mir und dir.

„Das eine sind die Thränen,
„Das andre ist die See,
„Es wird von meinen Thränen
„Wohl tiefer noch die See.“

Ja wie auf dem Pokale
Zum Spiel ein Lichtlein schwebt,
Wenn es bei'm hohen Mahle
Auf's Königs Wohlsein geht.

So setzt sie auf das Wasser
Ein Licht auf leichtes Holz,
Das treibet Wind und Wasser
Zu ihrem Buhlen stolz.

Als der es aufgefangen,
Er rief aus voller Brust:
„Mein Stern ist aufgegangen,
„Ich schiff ihm nach mit Lust.“

Das Lichtlein auf den Händen,
Er schwamm zum Liebchen her,
Wo mag er hin sich wenden,
Ich seh sein Licht nicht mehr?

Liegt er in ihrem Schooße,
Sein Lichtlein wendet ab?
Liegt er im Wasserschloße,
In einem nassen Grab?

18. Liebesdienst.

Es war ein Markgraf über dem Rhein,
Der hatte drei schöne Töchterlein.

Zwei Töchterlein früh heirathen weg,
Die dritte hat ihn in's Grab gelegt.

Dann ging sie singen vor Schwesters Thür:
„Ach braucht ihr keine Dienstmagd hier?"

„Ei Mägdlein, du bist mir viel zu fein,
Du gehst gern mit den Herrelein."

„Ach nein, ach nein, das thu' ich nicht,
Meine Ehre mir viel lieber ist."

Sie dingt das Mägdlein ein halbes Jahr,
Das Mägdlein dient ihr sieben gar.

Und als die sieben Jahr um war'n,
Da wurd' das Mägdlein schwach und krank.

„Ach Mägdlein, wenn du krank willst sein,
So sag' mir, wer sind die Eltern dein?"

„Mein Vater war Markgraf über dem Rhein,
Und ich bin sein jüngstes Töchterlein."

„Ach nein, ach nein, das glaub' ich nicht,
Daß du meine jüngste Schwester bist."

„Und wenn du mir's nicht glauben willst,
So geh' nur an meine Kiste hin;

Daran wird es geschrieben stehn,
Du kannst es mit deinen Augen sehn."

Und als sie an die Kiste kam,
Da rannen ihr die Thränen herab:

„Ach bringt mir Weck, ach bringt mir Wein,
Das ist mein jüngstes Schwesterlein."

„Ich will keinen Weck, ich will keinen Wein,
Will nur ein kleines Särgelein."

Soldaten- und Jägerlieder.

19. Schlachtgesang.

Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vor'm Feind' erschlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n Wehklagen;
Im engen Bett', da ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Gesellschaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Maien.
Ich sag' ohn' Spott,
Kein selig'r Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Haid',
Ohn' Klag' und Leid!
Trommel=Klang
Und Pfeifen=G'sang
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unsterblich Ruhm.
Mancher Held fromm,
Hat zugesetzt Leib und Blute,
Dem Vaterland zu Gute.

20. Der Schweizer.

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

Eine Stunde in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Haupt=
manns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment:
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut' seht ihr mich zum letztenmal;

Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag' ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt', erschießt mich gleich;
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'raus spritzt,
Das bitt' ich euch.

O Himmelskönig, Herr!
Nimm du meine arme Seele dahin,
Nimm sie zu dir in den Himmel ein.
Laß sie ewig bei dir sein,
Und vergiß nicht mein.

21. Die Fremdenlegion.

O Straßburg! o Straßburg!
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
Ein mannicher Soldat.

Ein mancher und schöner
Auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlassen hat.

Verlassen, verlassen,
Es kann nicht anders sein.
Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müssen sein.

Die Mutter, die Mutter,
Sie ging vor's Hauptmanns Haus:
Ach Hauptmann! lieber Hauptmann!
Gebt mir den Sohn heraus!

Und wenn ihr mir gebet
Selbst noch so vieles Geld;
Muß doch dein Sohn jetzt sterben
In weiter breiter Welt.

In weiter, in breiter
Allvorwärts vor den Feind,
Wenn gleich sein schwarzbraun Mädchen
So bitter um ihn weint.

Sie weinet, sie greinet,
Sie klaget gar zu sehr.
Gute Nacht, mein herzig Schätzchen!
Ich seh' dich nimmermehr!

22. Der Jäger aus Kurpfalz.

Ein Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald;
Er schießt das Wild daher, gleich wie es ihm gefallt
Ju, ja, ju,
Ja lustig ist die Jägerei, allhier auf grüner Haid,
Das Jagen mich erfreut.

Auf, sattelt mir mein Pferd, und legt darauf mein Mantelsack,
So reit' ich hin und her, als Jäger aus Kurpfalz.
Ju, ja, ju 2c.

Hubertus auf der Jagd, der schoß ein'n Hirsch und einen Haas
Und traf ein Mägdelein, das unterm Baume saß.
Ju, ja, ju.
Ja lustig ist die Jägerei allhier auf grüner Haid,
Das Jagen ihn erfreut.

Jetzt geh' ich nicht mehr heim, bis daß der Gukuk Gukuk schreit,
Die Jagd im grünen Wald und Lieben macht mir Freud.
Ju, ja, ju.
Ja lustig war die Jugendzeit, allhier auf grüner Haid
Als Lieb uns noch erfreut.

Deutsche Handwerkslieder.

(Aus der Sammlung von Oskar Schade.)

23. Antritt der Wanderschaft.

Auf auf! ich bin bereit:
Zum reisen kommt die Zeit.
Ich kann mich nicht länger verweilen,
Muß in Gottes Gnaden nun reisen,
Ich muß reisen immerfort
Wol an einen fremden Ort.

Ade, ihr Eltern mein!
Ich danks euch zu tausend Mal,
Die ihr mir habt das Leben
Nach Gott zuerst gegeben!
Gebet mir zu einer Speis'
Den Segen auf die Reis';

Ade, ihr Brüder mein!
Lebet wohl zu tausend Mal!
Ihr werdet mich nicht mehr sehen
Bei eurer Gesellschaft stehen:
Ich muß reisen ganz allein,
Ich muß selber mein Bruder sein.

Wenn Thau vom Himmel fällt,
Dann ist alles wol bestellt.
Die Vögel in den Höhen
Wenn sie vom Schlaf aufstehen,
Singen sie zur größten Freud
„Auf auf, ihr Wandersleut."

24. Handwerksburschen-Geographie.

(Abgekürzt.)

Seid nur lustig und frölich,
Ihr Handwerksgesellen!
Denn es kommt die Zeit,
Die uns all erfreut,
Ja sie ist schon da.

Wir haben uns besonnen,
Wo wir werden hinkommen.
In das Oestereich,
Gilt uns Alles gleich,
Wien ist die Hauptstadt.

Kaiser, Könige zu sehen,
Etwas neues zu ersehen,
Von der Höflichkeit,
Von der Künstlichkeit
Und auch von Manier.

Dresden in Sachsen,
Wo die schönen Mädels wachsen.
Hätt ich dran gedacht,
Hätt ich eine mitgebracht
Fürn Altgesellen auf der Post.

Berlin in Brandenburg,
Willst nach Potsdam, mußt du durch.
Auf der langen Bruck
Steht der Kurfürst mit der Peruck;
Ist gar schön anzusehn.

Zu Halle an der Saale
Kann mirs nicht gefallen,
Weil der Handwerksbursch
Sehr viel leiden muß
Von die Aquadecimus.

Aber dort in Heidelberg
Ist eine rechte Staatsherberg,
Ist ganz mausestill,
Wenn der Bursche will
Dort krambambolieren.

Heidelberg ist eine schöne Stadt;
Wenn es ausgeregnet hat,
Mit dem Parablöh
Geh ich nach der Höh,
Wenn ich komm vom großen Faß.

London in Engelland
Wo ich meinen Bruder Straubinger fand,
Schöne Pferde sind,
Laufen wie der Wind,
Haben aber keine Schwänze.

Frankreich in Paris,
Wo ich meine Schuh besohlen ließ;
Wo man hin mag gehen,
Ist da viel zu sehen:
Konnten meine Sprach aber nicht verstehen.

Mannheim die schöne Stadt,
Die so schöne grade Straßen hat,
Die wollen wir besehen
Und nach Straßburg gehen:
Dahin steht mein Sinn.

Straßburg in Elsaß
Hatt ich einen großen Spaß.
Stieg bei einem Sturm
Auf den Münsterthurm
Und ließ ein kleines weißes Papierchen
herunter fliegen.

Straßburg müßen wir ehren,
Haben Arbeit wie wirs begehren.
Französische Arbeit ist recht,
Aber die Bezahlung schlecht:
Da müßen wir fort.

Moskau in Rußland
Gutes Frühstück ist da bekannt;
Zucker und Marzipan,
Juchten und Corduan
Ißt man da zum Frühstück.

Komm ich nach Frankfurt nein
Wo so viele deutsche Brüder sein,
Da haben wir allezeit
Unsere größte Freud:
Da möcht ich immer sein.

Wenn wir alles gerichtet aus,
Gehn wir wiederum nach Haus,
Denken an die Zeit,
Die uns hat erfreut.
Adje! wir gehen fort.

Nun, ihr Brüder, lebet wol!
Lebet aller Freuden voll!
Thut noch eins Bescheid!
Dauern soll die Freud
Bis drei Tag nach der Ewigkeit.

25. Morgen muß ich weg von hier.

Morgen reis' ich weg von hier
Und muß Abschied nehmen.
O du allerschönste Zier,
Scheiden macht mich grämen,
Scheiden macht mich so betrübt,
Weil ich dich so sehr geliebt
Ueber alle Maßen,
Und muß dich nun lassen.

Wenn zwei gute Freunde sein
Die einander kennen,
Ist gewiß ein harter Streit,
Müssen sie sich trennen.

Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treuverliebtes Herz
Muß von seines gleichen
Eine Zeitlang weichen.

Dort auf jener grünen Haid'
Steht mein jung frisch Leben.
Soll ich denn mein Lebenszeit
In der Fremde schweben?
Hab' ich dir was Leids gethan,
Biet' ich dir Verzeihung an,
Reich' mir Mund und Hände!
Schatz, es geht zum Ende.

26. Abschied.

Es es es und es
Es ist ein harter Schluß
Weil weil weil und weil
Weil ich aus Frankfurt muß.
So schlag ich Frankfurt aus dem Sinn
Und wende mich Gott weiß wohin.
Ich will mein Glück probieren,
Marschieren.

Er er er und er,
Herr Meister, leb er wol!
Ich sags ihm grade ins Gesicht
Seine Arbeit die gefällt mir nicht.
Ich will mein Glück probieren,
Marschieren.

Sie sie sie und sie
Frau Meistrin leb sie wol!
Ich sags ihr grade ins Gesicht,
Ihr Speck und Kraut das schmeckt mir
nicht.
Ich will mein Glück probieren,
Marschieren.

Sie sie sie und sie
Jungfer Köchin, leb sie wol!
Hätt sie das Eßn beßr angericht,
So wär ich auch gewandert nicht.
Ich will mein Glück probieren,
Marschieren.

Sie Sie Sie und Sie
Herr Vater, leben Sie wol!
Sie haben mit doppelter Kreide geschrieben,
Sonst wär ich noch länger in Frankfurt geblieben.
Ich will mein Glück probieren,
Marschieren.

Ihr ihr ihr und ihr,
Ihr Brüder, lebet wol!
Hab ich euch was zu Leid gethan,
So bitt ich um Verzeihung an;
Nun geb ich euch den letzten Kuß
Und auch den letzten Händedruck.
Ich will mein Glück probieren,
Marschieren.

Lieder und Sprüche religiösen und gemüthlichen Inhalts.

27. Altes Weihnachtslied.

In dulci jubilo
Nun singet und seid froh!
Unsres Herzens Wonne
Liegt in praesepio
Und leuchtet als die Sonne
Matris in gremio
Alpha es et O.

O Jesu parvule,
Nach dir ist mir so weh!
Tröst' mir mein Gemüthe,
O puer optime!
Durch alle deine Güte,
O Princeps gloriae,
Trahe me post te.

O Patris caritas,
O nati lenitas,
Wir wären all' verloren
Per nostra crimina,
So hat er uns erworben
Coelorum gaudia,
Eya wären wir da!

28. Aeltester deutscher Osterhymnus.

Christus ist erstanden
Von des Todes Banden,
Deß freuet sich der Engel Schaar,
Singen im Himmel immerdar
Kyrie eleison.
Gelobt sei Gott!

Der am Kreuz gehangen,
Kein Trost konnt' erlangen,
Der lebet nun in Ewigkeit
Zum Trost der armen Christenheit.
Gelobt sei Gott!

Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!
Deß soll'n wir alle froh sein,
Christus will unser Trost sein,
Gelobt sei Gott!

29. Gemeinen Mannes Proceß- (Processions-) Gesang.

Also heilig ist der Tag,
Daß ihn niemand mit Lob erfüllen mag,
Denn der ein'ge Gottessohn,
Der die Hölle überwand
Und den leidigen Teufel darinnen band,
Damit erlöset hat die Christenheit:
Das war Christus selber!
Gelobt sei Gott!

30. Familiengemälde.

An allem Ort und Ende
Soll der gesegnet sein,
Den Arbeit seiner Hände
Ernähret still und fein;
Gott will ihm dazu geben,
Ein' Ehfrau tugendreich,
Die einer fruchtbaren Reben
Sich soll verhalten gleich.

Recht wie junge Oelzweige
Wachsen und grünen frisch,
So sollen in der Reihe
Die Kindlein um den Tisch
Gar fein und höflich stehen,
In Zucht und guter Sitt,
Der Vater soll sie sehen
Im dritten und vierten Glied.

31. Regeln für Jungfrauen.

Les't in der Bibel fein,
achtet euch klein,
macht euch nicht gemein,
haltet euch rein.

Marthen Fleiß, Marien Gluth,
Schön wie Rahel, klug wie Ruth,
Frauenzimmer = Heurathsgut.

32. Ein Spruch.

Befiehl dich Gott,
Sei stark in Noth,
Bedenk den Tod,
Gib Armen Brod.

Erduld' und leid'
Und keinen neid',
Fleuch' Krieg und Streit,
Hab' Acht der Zeit.

Auf dich selbst schau',
Nicht Allen trau',
Auf Gunst nicht bau',
Sei nicht genau.

In Freud und Scherz,
In Leid und Schmerz,
Dein Sinn und Herz
Gedenk aufwärts.

Halt dich fein rein,
Sei gern allein;
Laß Andre sein,
Getreu es mein'!

Wer solches liebt,
Daran sich übt,
Wird nicht betrübt,
Gott Freude gibt.

Schweig', leid', meid' und vertrag',
Dein' Noth niemand klag',
An Gott nicht verzag',
Sein Hülf' kommt alle Tag'.

33. Wachtelwacht.

Hört wie die Wachtel im Grünen schon schlagt:
Lobet Gott, lobet Gott!
Mir kommt kein Schauder, sie sagt,
Flieht von einem in's andre grün Feld,
Und uns den Wachsthum der Früchte vermeld't,
Rufet zu allen mit Lust und mit Freud:
Danke Gott, danke Gott!
Der du mir geben die Zeit.

Morgens sie ruft, eh der Tag noch anbricht:
Guten Tag, guten Tag!
Wartet der Sonnen ihr Licht;
Ist die aufgangen, so jauchzt sie vor Freud,
Schüttert die Federn, und strecket den Leib,
Wendet die Augen dem Himmel hinzu:
Dank sei Gott, Dank sei Gott;
Der du mir geben die Ruh.

Blinket der kühlende Thau auf der Haid,
Werd' ich naß, werd' ich naß!
Zitternd sie balde ausschreit,
Fliehet der Sonne entgegen und bitt,
Daß sie ihr theile die Wärme auch mit,
Laufet zum Sande und scharret sich ein,
Hartes Bett, hartes Bett!
Sagt sie, und legt sich darein.

Kommt nun der Waidmann mit Hund und mit Blei,
Fürcht mich nit, fürcht mich nit:
Liegend ich beide nicht scheu',
Steht nur der Waizen und grünet das Laub,
Ich meinen Feinden nicht werde zum Raub,
Aber die Schnitter die machen mich arm,
Wehe mir, wehe mir!
Daß sich der Himmel erbarm.

Kommen die Schnitter, so ruft sie ganz keck:
Tritt mich nicht, tritt mich nicht!
Liegend zur Erde gestreckt.
Flieht von geschnittenen Feldern hindann,
Weil sie sich nirgend verbergen mehr kann,
Klaget, ich finde kein Körnlein darin:
Ist mir leid, ist mir leid!
Flieht zu den Saaten dahin.

Ist nun das Schneiden der Früchte vorbei,
Harte Zeit, harte Zeit!
Schon kommt der Winter herbei,
Hebt sich zum Lande zu wandern nun fort,
Hin zu dem andern weit fröhlichern Ort,
Wünschet indessen dem Lande noch an:
Hüt' dich Gott, hüt' dich Gott!
Fliehet in Frieden bergan.

34. Wenn ich ein Vöglein wär'.

Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir,
Weil's aber nit kann sein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt.

35. Wald-Reise.

Ich wollt' zu Land ausreisen,
Ich zog durch einen Wald.
Ich hört' auf allen Seiten
Die Vöglein jung und alt
Ihr'n Schöpfer lieblich loben,
Ich freuet mich ganz sehr;
Ich ward von ihnen bewogen
Mein'n Gott zu loben vielmehr.

Groß Freud' in meinem Herzen
Durch dieses ich empfand,
Gar bald verging mein Schmerzen
Und alles Leid verschwand;
Ich ging hindurch spazieren
Mit frischem freien Muth.
Mit Singen und Jubiliren
Zu Ehr'n dem treuen Gott.

36. Wald-Vöglein.

Es ist mir wie den kleinen
Waldvögelein zu Muth:
Sie seh'n die Bäume blühen
Und freuen sich der Bluth;
Und unter grünen Aesten
Ruh'n sie im kühlen Mai,
Und Baum und Blüth' ertönen
Von ihrem Sang und Schrei.

37. Das Käuzlein.

Ich armes Käuzlein kleine,
Wo soll ich fliegen aus,
Bei der Nacht so gar alleine
Bringt mir gar manchen Graus.

Der Ast ist mir entwichen,
Darauf ich ruhen soll.
Die Läublein sind alle verblichen,
Mein Herz ist Traurens voll.

Ich will's Gefieder schwingen
Gen Holz in grünen Wald,
Die Vöglein hören singen,
Voran Frau Nachtigall.

Muß ich mich von dir scheiden,
Herzlieb, ganz traurig bin,
Es g'schah mir nie so leide
Ade! ich fahr dahin.

III. Schwänke und Volksbücher.

1. Die sieben weisen Meister.

(§. 27. Lehrb. §. 481.)

Von einem treuen Hund.

Es war ein Ritter kühn und fest, derselb hätt nur einen einigen Sohn und hätt den so lieb, daß er ihm drei Ammen bestellt zur Huth, des Kindes zu pflegen. Die erste sollt es speisen, die ander sollt es baden und säubern, die dritt sollt es schlafen tragen und aufheben. Darnach hätt er einen Falken und einen Haushund, die er auch gar lieb hätt. Nu hätt der Haushund die Tugend an ihm, wenn er fing ein Wild so hebt er es bis ihm der Herr zu Hülf käm. Auch wenn der Ritter sollt' reiten in ein' Streit, so lief der Hund gegen ihn und thät drei oder vier Sprung, als ob er auf das Roß wollt' springen zu einem Zeichen der Lieb. Und sollt' dann dem Ritter nicht gelingen, so hielt der Hund das Roß am Schwanz, recht als ob er wollt' daß sein Herr blieb. Also wußt der Ritter bei den zweien Zeichen wie es ihm ergehen sollt', darum hielt er ihn lieb. Nu geschah das, daß der Ritter sollt' reiten zu einem Turney und alsbald huben sich die Ammen zur Ueppigkeit und ließen das Kindel in dem Haus in einer Wiegen liegen, und der Falk saß auf einer Stang. Da kam ein Natter und kroch gegen die Wiegen und wollt' das Kindel tödten. Nu lag der Hund auch nah dabei, da schwang sich der Falk ab der Stangen und hin und wieder und wollt' daß der Hund erwacht wär, daß er dem Kind hülf; da erwacht der Hund und sah die Natter und bissen sich mit einander, also daß in dem Kampf die Wieg umbgeworfen ward und stund auf ihren vier Knöpfen, und das Kind war in die Wiegen gebunden, daß es nicht mocht ausfallen und käm mit seinem Antlitz nicht auf die Erden. Nu zerbiß der Hund die Natter und in dem Kampf, den die Natter und der Hund mit einander hätten, ward der Hund gar blutig, da von ihnen beiden viel Blut ging, das rann umb die Wiegen. Doch hätt der Hund die Natter getödtet, und lag nu bei der Wand und leckt seine Wunden. Da kamen die Ammen und Pflegerinnen des Kindes, und da sie sahen die Wiegen umgekehrt, und das Blut um und um der Wiegen rinnen, da verstunden sie sich der Hund hätt das Kindel fressen, und sahen nicht zu der Wiegen, sondern allein gaben sie die Flucht aus dem Haus; und da sie auf der Flucht waren da begegnen sie der Frau, die fragt sie wo sie hin wollten, da antworteten sie ihr also: O liebi Frau, wie weh war uns und euch; der Hund, den euer Herr so lieb hat, der hat euer Kindel getödtet und fressen und umb die Wiegen ist es gar blutig auf dem Flur. Da fiel die Frau auf die Erden und weint und klagt und sprach: O weh mir heut und immermehr weh! Wie soll ich nun thun, daß ich beraubt bin meines Kindes. Und da der Ritter heim kam, und hört die Frauen so kläglich klagen, da fragt er was der Frauen wär, oder die Ursach der Klag. Da sprach sie zu ihm: O lieber Herr, weh uns beiden, dein Hund, den du so lieb hast, der hat uns getödtet unser einiges Kindel und es fressen, und der liegt noch bei der Wand. — Da ward der Ritter gar zornig, und ging in das Haus. Nu ging der Hund entgegen seinem Herrn, als er zuvor hätt gethan und spielt gegen ihn. Da zückt der Ritter sein Schwert und mit einigem Schlag schlug er dem Hund das Haupt ab. Nach der That gingen sie zu der Wiegen und funden das Kindel also gesund und die Natter liegen bei der Wiegen auf dem Flur, da

erkannten sie wohl bei daß der Hund die Natter hätt zerrissen und ihr beider Kampf hätt die Wiegen umgekehrt. Da schrie der Ritter mit kräftigem Geschrei: O weh mir und immer mehr weh! han ich meinem lieben Hund unrecht gethan, der mein Kind gerett hat vor dem Wurm, um meines Weibs thörichter Klag willen. Nu will ich mich selbst büßen! da zerbrach er sein Speer in drei Stück und ging von Haus zu dem heiligen Grab und endet sein Tag fürbaß mit Gott.

2. Die vier Haimonskinder.

(§. 27. Lehrb. §. 481.)

Sie waren Söhne des wilden Grafen Haimon, der eine Schwester Karls des Großen zur Ehe hatte und lebten wie ihr Vater in beständiger Fehde mit dem König und den andern Großen des Reichs. Der jüngste besonders, Reinold mit Namen, war von übergewöhnlicher Stärke, Trotz und Wildheit und erschlug nach einer Beleidigung Ludwig, den schon gekrönten Sohn des Königs. — Reinold hatte das Wunderpferd Baiart, welches gleich ihm von übergewöhnlicher Kraft und Größe war und welches ihn zusammt seinen Brüdern in der äußersten Noth stets aus allen Gefahren rettete, indem es alle vier trug und durch die Schnelligkeit seines Laufs sie allen Verfolgungen entzog. Zuletzt übergibt Reinold das treue Roß dem König, um Frieden mit ihm zu machen und dieser läßt es ertränken, Reinold aber entsagt nach diesem der Welt und wird Einsiedler, zieht in das heilige Land und erobert Nazareth und Jerusalem, wirkt dann in Köln zur Pestzeit große Wunder und arbeitet am Kölner Dombau unerkannt um geringen Lohn und fünfmal mehr als ein anderer, weshalb er aus Neid von den Handwerksleuten erschlagen, dann aber als Heiliger verehrt ward.

Wie die vier Haimonskinder dem König das Roß Baiart verehren.

Wie nun der Friede zwischen dem König und den Haimonskindern durch Fürbitte ihrer Frau Mutter geschlossen war, kamen sie zusammen vor dem Schloß, und ließen das Roß Baiart vor sich herführen, und kamen zu dem König, fielen ihm zu Fuß, und baten ihn um Gnade. Der König hieß sie aufstehen, und empfing sie in Gnaden in Beisein aller Edelleute und des ganzen Raths, und Solches geschah nicht ohne große Freude, und sonderlich der Frau Aia, ihrer Mutter. Darnach nahm Reinold das Roß Baiart, gab es dem König und sprach: Das Roß sei euch verehrt, thut nun damit, was euch beliebt. Der König nahm es an, und vollbrachte seine Verheißung damit, ließ ihm zwei Mühlensteine an den Hals binden, und es von der Brücken in das Wasser werfen; und das Roß ging anfänglich zu Grunde, kam aber bald wieder herauf, und fing an zu schwimmen, und sah gleich seinen Herrn, eilte ihm nach, schlug die Steine ab, und kam an das Land. Sogleich lief es seinem Herrn nach, und stellte sich so freundlich gegen ihn, als wenn es Verstand hätte und sagen wollte: Warum hast du mir das gethan? Als der König das sah, sagte er: Reinold, gib mir das Roß wieder, es muß sterben. Reinold sagte: Es ist euch ungeweigert und gab es ihm. Der König ließ ihm hernach an einen jeden Fuß einen Mühlstein binden, und an den Hals zwei, und ließ es wieder in das Wasser werfen. Baiart kam wieder empor, sah seinen Herrn, schlug die Mühlsteine in Stücken, und kam zu ihm. Als Adelhard dieß sah, lief er zu Baiart und liebkosete ihm; der König und die andern Herrn verwunderten sich über des Rosses Stärke, und begehrten es von Reinold zum dritten Mal wieder. Da sagte Adelhard: Verflucht mußt du sein, Bruder, so du das Roß wieder von dir gibst. Reinold sagte: Bruder, still! soll ich um des Rosses willen des Königs Ungnade ertragen? Da sagte Adelhard: Ach Baiart, wie wird dir jetzt für deine treuen Dienste gelohnt, die du meinem Bruder und uns allen erzeigt hast. Reinold gab das Roß dem Könige wieder, gegen seiner Brüder Willen, und sprach: so das Roß nun wieder herauskommt, fange ich es nicht wieder, denn es thut meinem

Herzen wehe. Da ließ der König ihm an den Hals zwei Mühlsteine binden, an einen jeden Fuß zwei, und ließ es wieder in das Wasser werfen, und verbot dem Reinold, daß er sich nicht nach dem Roß umsehen sollte, sonsten könnte es nicht zu Grunde gehen. Darauf kam das Roß wieder über Wasser, und streckte den Kopf heraus, und sah nach seinem Herrn, als wenn es ein Mensch gewesen wäre, der nach seinem Freund gesehen hätte, daß er ihm helfen sollte; es war aber vergebens; zuletzt ging es zu Grund, weil es seinen Herrn nicht mehr sah. Wie Reinold den Jammer des Rosses ansah, verschwur er, sein Tag kein Pferd mehr zu reiten, noch Sporen an seine Füße zu bringen, auch kein Schwert mehr an seine Seite zu gürten, und gelobte Gott, er wolle ein Einsiedler oder Eremit werden, und sich in einen wilden Wald begeben.

3. Salomon und Markolf.

(§. 31. Lehrb. §. 484.)

Da König Salomon saß auf dem Thron Davids seines Vaters, und war voll Weisheit und Reichthums; da sah er einen Menschen vor ihm stehn, mit Namen Markolf: der war kommen vom Aufgang der Sonne und war fast schnöde und ungestalt, und war doch fast gesprächig in der Rede. — Salomo zählt alle seine Ahnen auf und hebt hervor, daß er von den zwölf Geschlechtern der Propheten abstamme. Markolf thut desgleichen und rühmet, daß er von den zwölf Geschlechtern der Rustiker abstamme. Hierauf fordert ihn Salomon zu einem Wettkampf in weisen Reden auf, Markolf antwortet: Der übel singet, der hebe an.

S. Magst du mir in allen Sachen antworten, so will ich dich mit großen Ehren und Reichthum begeben.

M. Der Arzt verheißt die Gesundheit, deren er keine Gewalt hat.

S. Ich habe weislich gerichtet zwischen zweien Weibern, die in einem Haus haben erdrückt ein Kind.

M. Wo Gänse sind, da ist Geschnatter, und wo Frauen sind, da sind viele Mähren.

S. Gott hat meinem Munde Weisheit gegeben, daß keiner mir gleich ist in allen Ländern der Erde.

M. Wer böse Nachbarn hat, der lobt sich selber.

S. Eine fromme und schöne Frau ist eine Zier ihres Mannes.

M. Einen Hafen voll guter Milch soll man bewahren vor den Katzen.

S. Ein gottesfürchtig Weib soll man loben.

M. Eine Katze mit einem guten Balg soll man schinden.

S. Wer findet ein stark Weib?

M. Wer findet eine getreue Katze über Milch?

S. Niemand.

M. So findet man auch der Frauen nicht.

S. Viele begehren Reichthum, die doch arm sind.

M. Iß was du hast, und siehe was dir überbleibt.

S. So wir satt sind, sollen wir Gott Dank sagen.

M. Der Volle stirbt eben so wohl als der Hungrige.

S. Hüte dich, daß dir jemand Uebels beweise; und hat er's gethan, so thu es ihm nicht wieder.

M. Dem still stehenden Wasser und schweigenden Menschen sollt du nicht trauen.

S. Je würdiger du bist, jemehr sollt du dich demüthigen.

M. Der reitet wohl, der mit seines Gleichen reitet.

S. Ich mag nicht mehr reden.

M. So gieb dich überwunden, und gieb mir das was du mir verheißen hast.

In ähnlicher Weise überwindet der Narr Markolf den weisen Salomon mit Räthsel-Fragen und allerlei Streichen, die er verübt, und weiß statt der Strafe sich Lohn zu verschaffen. So verspottet M. Salomons berühmten Urtheilsspruch und behauptet, die Weiber seien alle falsch und Salomo betrogen. Salomo vertheidigt seinen Urtheilsspruch und preist die Frauen ungefähr mit den Worten der Schrift. Markolf verkehrt alle diese Sprüche in ihr Gegentheil und spricht zu Salomon: „Ich sage dir König, du lobest die Frauen jetzund: ehe du heint schlafen gehst, wirst du sie schänden."

Hierauf macht er jener Mutter glauben, Salomo werde ihr Kind doch noch zertheilen lassen und habe ein Gebot ergehen lassen, jeder Mann solle sieben Frauen nehmen, wovon er die unangenehmen Folgen anschaulich schildert. Die Frau glaubte ihm und verbreitete die Nachricht durch ganz Jerusalem, da entstand ein Zusammenlauf der Weiber und ihrer sieben Tausend kamen gen Hof, umgaben den Pallast, zerbrachen Thür und Fenster, überfielen den König mit unmäßigem Geschrei alle zumal und eine mehr als die andre. Mit großer Mühe und auf den Rath des Propheten Nathan werden sie beschwichtigt, und wieder in hochtönenden Worten gepriesen, Markolf aber als Anstifter des Aufstandes erkannt und verbannt, dann in einer Höhle wieder gefunden und soll nach neuen Schalkheiten gehängt werden. Als Markolf gefangen war, sprach er zum König: „Ich bitte dich nicht mehr, denn um so viel Barmherzigkeit, daß du mir erlaubest, daß ich erhängt werde an einen Baum, der mir auch gefalle." Salomon sprach: „Wohlan, es soll geschehen." Da nahmen die Diener des Königs Markolfen und führten ihn in das Thal Josaphat und über den Oelberg und kamen gen Jericho, und konnten keinen Baum finden, den sich Markolf wollte auswählen, daran zu hangen. Da gingen sie zu dem Jordan und durch das ganze Land Arabia, und sie fanden keinen Baum, den sich Markolf auserwählen wollte. Da führten sie ihn über den Berg Karmel und in die Wüste Kampestri bei dem rothen Meer, zwischen Pharan, Laban, Astarot, Horeb, Kades, und Moab: und Markolf wollte sich keinen Baum auswählen, daran er gerne gehänget werden wollte. Da kehrten die Diener mit Markolfen wieder um und kamen gen Jerusalem zu dem König Salomon und sagten ihm die Geschichte von Markolfen, wie sie keinen Baum hätten können finden, den sich Markolf hätte wollen auserwählen, daran zu hangen. Da sprach der König: „Ich woll' oder wolle nicht, so muß ich dich doch nähren. Darum so gebt ihm seines Leibes Nothdurft, so will ich ihn und seine Hausfrau behalten zu einem ewigen Knecht: denn seine Bosheit hat mich überwunden. Und darum, daß er mich fürbaß nimmer erzürne, so versehet ihn und seine Hausfrau, nach Nothdurft ihres Leibes, mit Essen, Trinken, Kleidern und was sie bedürfen."

4. Der Pfarrherr von Kalenberg.

(§. 32. Lehrb. §. 484.)

Ein Bürger, weis' und wohlgethan,
Der saß zu Wien wol in der Stadt;
Ich meint', er war einer im Rath;
Der Bürger hielt einen Student,
Der war gar schnelle und behend
Mit klugem Sinn und weiser List,
Als mir von ihm gesaget ist.
Ein's Tages sich sein Glück anfing:
Der Bürger an den Fischmarkt ging,
Der Studente auch hinzu sprang,

Er wollt' da sehen, was da wär;
Da sahe er einen Fischer,
Der hatte einen Fisch da feil,
Der war so schön und also geil.
Nun war der Fisch so ungeheuer,
Daß er ein'n jeden dünkt zu theuer,
Und ihn da keiner kaufen wollte.
Der Student gedacht': und daß ich sollte
Da selber kaufen diesen Fisch,
Er zieret wohl eines Fürsten Tisch.
(Er brachte den Bürger dahin, ihm den Fisch zu kaufen und ging damit ins Schloß zum Herzog.)
Er kam hin für den Fürsten gut;
Der Student dacht' in seinem Muth,
Was er den Fürsten bitten wollt';
Er acht'te weder Silber noch Gold.
Der Herzog da den Fisch ersach,
Zu dem Studenten er da sprach:
„Bist Gott willkommen, du lieber Mann,
Dein Begehren sollt mich wissen la'n."
Vor dem Herzog er sich da neigt',
Als einer der nach Gnaden steigt:
„Ich bitt' euch, edler Fürst so zart,
Nehmt dieß Geschenk an auf dieser Fahrt,
Das bring ich, Herr, auf eure Hand!"
Nicht anders er den Fürsten bat.
Der Herzog sprach: „Was thust begehren,
Deß wollen wir dich allzeit gewähren." —
„Gnad', Herr, gar sehr ich euch jetzt bitt',
Daß ihr mich gewähren wöllt damit,
Allhie jetzund zu dieser Stund."
Der Herzog sprach aus seinem Mund:
„Was ist die Sach'? das sag' du mir."
Er sprach: „Gnad', Herr, so heißet schier
Mir da die Füß' und Hände binden,
Herr, deß will ich mich unterwinden,
Will auch hie nicht anders haben,
Und heißt zween junge starke Knaben,
Her zu mir gehen und mich fahen
Und mit Stecken sehr wohl schlahen."
Der Herzog sprach: „Das thu ich nit;
Du hast eine jämmerliche Sitt':
Du hast uns große Ehr' gethan,
Sollten wir dich darum schlagen la'n?
Das wär' mir gar ein' große Schand." —
„Ei Herr, es gilt doch nicht ein Land,
Und laßt die Sache hie ergehn,
Daß ich mit Wahrheit mög' bestehn."
Der Herzog sprach: „Das werd gethan."
Zween Knaben hieß er für ihn gahn,
Die waren zu jung nicht an Jahren,
Denn sie beid' guter Stärke waren,
Von ihnen ward der Student geschlagen.
Nun merket auch, was ich thu sagen,
Und da das nun also geschach,
Der Fürst zu dem Studenten sprach:
„Nun sag mir hie zu dieser Frist,
Und was doch deine Meinung ist."
„Gnädiger Herr, gar wohlgethan,
Da ich herein wollte gahn
Und da ich für die Thüre kam,
Der Thürhüter alsbald vernahm,
Daß ich euer Gnaden ein Geschenk bracht',
Gar balde hätt' er sich bedacht,
Er sprach zu mir: du kommst nicht ein,
Du giebst mir dann die Treue dein,
Was dir der Herzog giebet mild,
Daß du es mit mir theilen willt.
Ich konnt' mich seiner nicht erwehren,
Ich mußt ihm deß einen Eid schwören,
Daß ihme das gehalten würd':
Darnach er mich hereine führt.
Ihr edler Fürst, so hoch geehrt,
Daß ich sei von euch gewährt,
Als ich von euch empfangen habe,
Und daß getheilet werd' die Gabe
Mit dem Thürhüter also schier:
Wird ihm ein wenig mehr, denn mir,
Das will ich also lassen fahren."
Da sprach der Herzog hochgeboren
Zu dem Thürhüter also schier:
„Sag', wer hat das geschafft mit dir,
Daß du die Leute schätzen thust?
Fürwahr, du's hie entgelten mußt."
Der Thürhüter ward gar schamroth,
Er dacht', er sollte leiden den Tod,
Er sprach: „Gnade mir armen Mann!
Ich hab die Red' im Schimpf gethan."
Der Fürst sprach: „Es gefällt mir wohl,
Die Gab' man mit dir theilen soll,
Man soll dir's billig nicht vertragen."
Er wurde also sehr geschlagen
Und ihm sein Leib also zerbläuet,
Daß ihn die Rede hart gereuet;
Doch mußt' er sein Theil mit ihm tragen.
Der Fürst thät den Studenten fragen:
„Lieber, sage mir, wer du bist,
Oder was doch dein Handel ist?"
Der Student sprach ohn' alles gefähr:
„Gnad, Herr, ich bin ein Schüler,

Ich wollte gerne Priester sein,
So ist zu klein das Gute mein:
Ihr edler Fürste hochgeboren,
Helfet mir in den Priesterorden,
Durch Gott, versagt mir das nicht heut,
Helft, daß ich Priester werd' geweiht:
Ich bitt' Gott für euch Tag und Nacht."
Der Fürst sich da nicht lang bedacht':
„Daß sollt du sein ganz ungeirrt,
Die nächste Pfarr', die da ledig wird,
Die ich hab' in dem Lande mein,
Die soll da ganz dein eigen sein."
Indem kamen dem Fürsten Mähr',
Daß von Kalenberg der Pfarrherr
Verschieden wäre mit dem Tod,
Ein's andern Pfarrherr's wär' da noth.
Da sprach der Fürst ohn' arge List:
„Die Pfarre ganz dein eigen ist."
Die gab ihm allda der Fürst zart,
Und half ihm, daß er Priester ward.
Damit nahm er ein die Pfarr!
Ich meinte, er war nicht ein Narr.

5. Eulenspiegel.

(§. 32. Lehrb. §. 484)

Eulenspiegel und die Schneider.

Consilium und eine Versammlung der Schneider beschrieb Ulenspiegel aus in die wendische Städt' und in das Land zu Sachsen, und ermant sie in dem Brief großen Gunst, und daß sie sollten zu ihm kummen, er wär in der Stadt zu Rostock, er wollt sie ein Kunst lehren; und Flecken und uf den Dörfern schrieben einander zu, was ihr Meinung dazu wer. Sie schrieben alle, daß sie da zu Statt wollten kummen uf ein Zeit. Und wären alle da versammelt und einem verlangt nach dem andern, was daß möcht sein, daß Ulenspiegel ihn sagen wollt, oder für ein Kunst lehren, nachdem er sie so scharf verschrieben hätt. Und kamen zusammen uf ein Zeit zu Rostock, so daß sich viele Lüt verwunderten, was die Schneider da thun wollten. Also nun Ulenspiegel hört, daß die Schneider ihm so gefolgt hatten, da ließ er sie wohl zusammen kummen, so lang daß sie all bei einander waren. Da sprachen die Schneider Ulenspiegeln an, sie weren dar kummen und ihm gefolget nach seinem Schreiben, wie er darin berürt hätt, wie er sie wollt ein Kunst leren, das ihnen und ihren Kindern gut sollt thun, dieweil die Welt stünd, und baten ihn, daß er sie wollt fördern und die Kunst offenbaren, sie wollten ihm ein Schack thun. Ulenspiegel sagte: „Ja kummen all zusammen in ein Wiesen, daß euer Jeder das von mir hören kann." Sie kamen all zusammen uf einen weiten Plan, und Ulenspiegel stieg auf ein Haus, und sahe zu dem Fenster aus, und sprach: „Erbare Männer des Handwerks der Schneider! Ihr sollen merken und verstohn, wann ihr haben ein Scheer, Elen und Faden und ein Fingerhuth, darzu ein Nadel, so haben ihr Gezüchs genug zu euerem Handwerk, das ist euch kein Kunst zu überkummen, sunder es schickt sich selber. Aber diese Kunst haben von mir, und gedenken mein dabei, wann ihr die Nadeln gefadmet haben, so vergessen das nicht, daß ihr an das ander End machen ein Knopf, oder ihr stechen manchen Stich umbsunst. Dann hat der Faden kein Ursach daß er us der Nadeln wüschet." Ein Schneider sach den andern an, und sprachen zu einander: „Diese Kunst wissen wir alle vor lange, und alle die Sach die er uns gesagt hätt" und fragten ihn, ob er auch etwas mehr zu sagen hätt, dann der Fantasey wollten sie nit zehn oder zwölf Meilen nachgezogen haben, und zu einander Boten geschickt han; diese Kunst haben die Schneider lang wohl gewisset, mehr denn vor dusent Jahren. Daruf antwortet ihnen Ulenspiegel und sprach: „was vor dusent Jahren geschehn ist, da wär niemans, der das ingedenk wär." Auch sagt er, wär es ihnen nit zu Willen und zu

Dank, daß sie dann das nehmen vor Unwillen, und haben keinen Dank darzu, und menglich wieder gieng da er herkummen wär.

6. Die Schildbürger oder das Lalenbuch.

1. Wie die Schildbürger ihre Glocken in den See verbergen.

Auf eine Zeit, als Kriegesgeschrei infiel, fürchteten die Schildbürger ihrer Hab' und Güter sehr, daß ihnen die nicht von den Feinden geraubt und hinweg geführt würden; sonderlich aber war ihnen Angst für eine Glocke, welche auf ihrem Rathhaus hing, gedachten, man würde ihnen dieselben hinweg nehmen und Büchsen daraus gießen. Also wurden sie nach langem Rathschlag eins, dieselbe bis zu Ende des Kriegs in den See zu versenken, und sie alsdann, wann der Krieg fürüber und der Feind hinweg wäre, wiederum herauszuziehen und wieder aufzuhenken: tragen sie derowegen in ein Schiff und führen's auf den See. Als sie aber die Glocke wöllen hineinwerfen, sagt' einer ungefähr: „Wie wollen wir aber den Ort wieder finden, da wir sie ausgeworfen haben, wann wir sie gern wieder hätten." — Da lasse dir, sprach der Schultheiß, kein grau Haar wachsen;" ging damit hinzu, und mit einem Messer schnitt er einen Kerb in dem Schiff, an dem Ort, da sie die Glocke hinaus geworfen, sprechend: „Hie bei diesem Schnitt wollen wir sie wieder finden." Ward also die Glocke hinausgeworfen und versenkt. Nachdem aber der Krieg aus war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen, und fanden den Kerbschnitt wohl, aber die Glocke konnten sie darum nicht finden, noch den Ort im Wasser, da sie solche hineingesenkt. Mangeln sie also noch heut dieß Tages ihrer guten Glocke.

2. Wie die Schildbürger einen Schultheißen wählen.

(Abgekürzt.)

Bei dem bevorstehenden Besuch des Kaisers sollte demselben auf seine erste Anrede mit einem Reim geantwortet werden und sie beschlossen, daß der Schultheiß werde, welcher auf folgenden Tag den beßten Reim würde herfürbringen. Also gingen die Schildbürger auseinander und war keiner unter Allen, welcher nicht gedacht hätte Schultheiß zu werden; zerdisputirten und zerstudirten sich also die ganze Nacht, daß sie Morgens kaum wußten wo ihnen die Köpfe stunden und war ihrer keiner, der nicht die ganze Nacht Schultheiß gewesen wäre.

Als nun der angesetzte Tag erschienen, da sollt' einer Wunder über alle Wunder gehört haben, was zierlicher, wohlgeschlossener und vollgestoßener Reime von ihnen dermalen fürgebracht wurden.

Sie reimten nach einander also:

„Ich bin ein recht erschaffen Bauer,
Und lehne meinen Spieß an die — Wand."

„Ich heiße Meister Hildebrand
Und stelle meinen Spieß an die — Mauer."

„Ich bin genannt der Hänslein Stolz
Und führe einen Wagen mit — Scheiter."

„Mit Namen heiß ich Hänslein Beck.
Dort steht mein Haus an jenem — Ort."

„Was soll ich viel reimen und sagen,
Ehe ich hab' einen vollen — Hals?"

„Wer nicht wohl kann reimen und renken,
Den sollt' man an den Galgen — knüpfen."
„Ihr Herrn, ich möcht' gern Schultheiß sein,
Drum bin ich zu euch kommen — hierher."

Nun kam die Ordnung auch an den Sauhirten, daß er reimen sollte, diesem hatte seine Frau einen Reim neun und neunzigmal fürgesprochen und er ihr nach, der also lautete:

„Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein Hausfrau heißet Katharein,
Ich hab' ein Maul als wie ein Schwein,
Und trink gern guten kühlen Wein."

Nun stund er herfür und sprach:

„Ihr liebe Herrn, ich tret' — hierher,
Mein' Hausfrau die heißt Katharein.
Ich hab' ein Maul als wie ein' Sau
Und trink gern guten kühlen — Most."

„Dieß lautet etwas, das möcht's geben und ausrichten!" sprachen die Rathsherrn, und das Urtheil fiel auf den Sauhirten, der ward einhellig zum Schultheißen angenommen. Denn sie hielten gänzlich dafür, er würde dem Kaiser wohl können reimweise antworten und gute Gesellschaft leisten. Zudem so sei er ein Handwerksmann, da sonst die andern alle Bauern wären.

3. Wie die Schildbürger ihre Füße verwechselten, doch zuletzt jeder die seinen wiederfunde.

(Abgekürzt.)

Einmal bei einer Mahlzeit zu Ehren des Kaisers hatten sie im Zechen die Beine durch einander geschrenkt, und da sie heim gehen wöllen, schau zu, da konnte keiner seine Füße oder Beine kennen, dieweil sie alle eine Farbe Hosen angehabt, saßen da, guckten einander an und fürchtete jeder ein anderer nähme ihm seine Füße: waren derowegen in großer Angst. Da sie nun einander also angaffen, nicht wußten was sie thun sollten, siehe zu, da ritt einer ungefähr vorüber, auf einem Pferd, den ruften sie herzu, und klagen ihm ihren Jammer, mit Bitte, könne er etwas, dadurch ihrer jeder seine Füße wiederum bekomme, das soll er brauchen, und nit sparen, so wöllen sie es ihm, beineben größter Danksagung, wohl bezahlen. Er sprach: das könne er wohl, stieg hiermit ab, und nachdem er einen starken guten Bengel gehauen, tritt er unter die Bauern und fängt an, bei dem ersten beßten auf die Beine zu schlagen; und welchen er traf, der sprang geschwind auf, hatte seine Beine wieder, denn der Gesell hatte sie ihm gefunden. — Einer allein blieb sitzen, der sprach: „Lieber Herr, soll ich meine Beine nicht auch haben? oder sind diese mein?" Er aber sprach: „Herre lass' besehen!" gab ihm hiemit auch eins, daß es flammet! Also sprang dieser letzte auch auf: und hatten also die Bauern jeder seine Füße wieder bekommen, waren froh, schenkten dem Manne ein Trinkgeld, zogen heim und gedachten sich ein andermal zu hüthen.

IV. Satirische Poesie.

(§. 33—37.)

1. Sebastian Brandts Narrenschiff.

(§. 33. Lehrb. §. 485.)

Von der Kinder Zucht.

Wer seinen Kindern übersicht
Ihren Muthwillen und sie strafet nicht,
Dem selbst zuletzt viel Leids geschicht.
Der ist in Narrheit ganz verblind't,
Der nicht mag Acht han, daß sein' Kind
Mit Züchten werden unterricht't,
Und er deß sonders achtet nicht,
Daß sie irr gehn ohne Straf',
Wie ohn den Hirten gehn die Schaf',
Und ihnen all' Muthwill übersicht
Und meint, sie bedürfen der Strafe nicht,
Sie seien noch nicht bei den Jahren,
Daß in den Ohren sie bewahren,
Was man ihnen sag', sie straf' und lehr'.
O großer Thor, merk' auf und hör':
Der Jugend Gedächtniß ist nicht gering,
Sie merket wohl auf alle Ding'.
Was man in neue Häfen schütt't,
Derselbe Geschmack verläßt sie nit.
Ein junger Zweig, der läßt sich biegen,
Doch wenn man einen alten zu biegen
Sich untersteht, so bricht er entzwei.
Ziemliche Straf' bringt kein bös Geschrei;
Die Ruthe der Zucht treibt ohne Schmerz
Die Narrheit aus des Kindes Herz.
Ohne Strafe wird selten Jemand belehrt,
Alles Uebel wächst, dem man nicht wehrt.
Eli war gerecht und lebt' ohn Sünd',
Aber daß er nicht gestraft sein Kind,
Deß straft' ihn Gott, daß er mit Klag'
Starb und sein Sohn an einem Tag.
Weil man die Kind' nicht ziehen will,
Drum find't man Catilinas viel.
Um die Kind' ständ's besser offenbar,
Gäb' man Schulmeister ihnen, wie war
Phenix, den Peleus seinem Sohn
Achilles sucht' und zu wollt' thun,
Philipp durchsuchte Griechenland,
Bis er seinem Sohn einen Meister fand;
Dem größten König in der Welt
War Aristoteles zugesellt,
Der war von Plato lang belehrt,
Wie Plato Sokrates gehört.
Allein die Väter unsrer Zeit,
Weil sie verblendet ganz der Geiz,
Die nehmen solche Meister schön,
Die ihnen zu Narren machen die Söhn'
Und schicken sie wieder heim nach Haus
Noch närrischer, als sie kamen heraus.
Es ist zu wundern gar Nichts dran,
Daß Narren närrische Kinder han.
Krates, der Alte, sprach, wenn es ihm
Zuständ', wollt er mit heller Stimm'
Schreien: Ihr Narren unbedacht,
Ihr habt auf Gütersammeln Acht
Und achtet nicht auf eure Kind',
Für die ihr Reichthumsammler sind;
Aber euch wird zuletzt der Lohn,
Wenn eure Söhne balde schon
Stellen Züchten und Ehren nach
Und sind zu allem Unwesen jach,
Wie sie von Jugend auf sind gelehrt.
Dann wird des Vaters Leid gemehrt
Und zehrt ihn auf, daß er ohne Nutz
Erzogen einen Winterbutz (Fastnachtsnarrn).
Etliche in der Bubenrott'
Lästern und schmähen Gott;
Die Andern hängen an sich Säck',
Die Dritten verspielen Roff' und Röck',
Die Vierten prassen Tag und Nacht;
Das wird aus solchen Kindern gemacht,
Die man nicht in der Jugend zieht
Und mit einem Meister wohl versieht;
Denn Anfang, Mitte und End' der Ehre
Entspringt allein aus guter Lehre.
Ein löblich Ding ist adlich sein,
Aber ist fremd und ist nicht dein,
Es kommt von deinen Eltern her.
Reichthum auch ist köstlich sehr,
Aber das ist des Glücks Zufall
Und tanzt auf und ab wie ein Ball.
Ein hübsch Ding ist der Ruhm der Welt,
Allein der Ruhm er steigt und fällt.
Schönheit des Leibes man groß acht't,
Und währt doch oft kaum über Nacht.
Gleich der Gesundheit fast ist Lieb'

Und stiehlt sich weg doch wie ein Dieb,
Große Stärke gilt für kostbar' Hab',
Und nimmt doch durch Alter und Krankheit ab.
Darum ist Nichts unsterblich mehr
Und bleibend als die gute Lehr'.
Gorgias fragt', ob selig wär'
Von Persien der mächtig' Herr?
Sprach Sokrates: Nicht weiß ich das,
Ob Lehr' und Tugend er besaß.
Als wenn er damit sagen wollt',
Wer nicht der Tugendlehre hold,
Dem nützet Nichts Gewalt und Gold.

Vom Adel.

Viel hant des Brief und Sygel gut,
Wie daß sie sint vom edeln Blut,
Sie went (wollen) die ersten sin von Recht,
Die edel sint in ihrm Geschlecht;
Wie wol ichs nit ganz straf noch acht
Aus Tugend ist all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für ein' edel Mann;
Aber wer hett kein' Tugend nit,
Kein' Zucht, Scham, Ehre, noch gute Sitt,
Den halte ich alles Adels leer,
Ob auch ein Fürst sein Vater wär',
Adel allein bei Tugend steht,
Aus Tugend aller Adel geht.

Aus den kleineren Gedichten.

(Gesammelt von Strobel.)

Nit laß vom Glauben dich abführen,
Ob man davon will disputiren;
Sondern glaub schlecht einfeltiglich,
Wie die heilig Kirch thut lehren dich.
Nimm dich der scharfen Lehr nit an,
Die dein' Vernunft nit mag verstahn.
Das Schäflein schwimmt oft aus an Stad (Gestade),
Da der Helfant ertrinkt mit Schad,
Niemand nachfragen soll zu genau
Dem Glauben und seiner Ehefrau,
Daß es zuletzt ihn nit gerauw (gereu).

Das ist ein recht Haupt in einm Land,
Den mehr sein Unterthan lieb hant,
Denn daß sie stets in forchten sein.
Wen man stets förcht, dem wird man feind,
Welchem man feind ist, folgt gering,
Man wollt', daß ihn viel Plag anging.

Leid, Jammer, Schmerz, Kummer, Klag,
Was man nit wiederbringen mag,
Da ist die beste Kunst-Arzenei
Vergeßlichkeit mit Geduld darbei.

---

2. Reineke der Fuchs.

(§. 34. Lehrb. §. 683.)

(Nach Soltau und Goethe.)

1. Hennig der Hahn verklagt Reineke bei dem König Nobel.

Wie diese Rede*) gehalten war,
Kam unverhofft Hahn Hennig dar;
Auch sein Geschlecht kam Paar bei Paar
Heran mit einer Todtenbahr',
Worauf ein Hühnchen sich befand,
Kratzfuß die Emsige genannt,
Die Reinke hatte todt gebissen;
Das sollte jetzt der König wissen.
Hahn Hennig trat zum Throne hin,
Und sehr betrübt war ihm zu Sinn.
Zwei Hähne von dem Traurgeleite
Als Zeugen standen ihm zur Seite;
Der Eine nannte sich Kreiant,
Der beste Haushahn, den man fand
Von Holland bis nach Hiſterreich;
Der Andre war ihm völlig gleich,
Kantard der Wackere genannt.
Sie trugen Fackeln in der Hand
Und sangen, als betrübte Brüder
Der Todten, laute Trauerlieder,
Beklagend ihre bittre Noth
Und ihrer Schwester jähen Tod.
Zwei Andre folgten mit der Bahr';
Ihr Jammer weit zu hören war.

---

*) Der Dachs, Reineke's Bruders Sohn und ein gewandter Advokat, hatte seinen Oheim gegen die vorausgegangenen Anklagen zu vertheidigen gesucht.

Stracks redete der tapfre Hahn
Wie folgt, den König Nobel an:
„Erhört, gestrenger Herr, mich Armen,
Und laßt den Schaden euch erbarmen,
Den Reineke, der Bösewicht,
Mir und den Meinen zugefügt.
Kaum war der Winter jüngst vergangen,
Und man sah Wald und Wiese prangen,
Und Kraut und Blume lieblich blüh'n,
Da ward auch mir recht froh zu Sinn,
Mein junges Volk um mich zu seh'n;
Denn flinker Söhne hatt' ich zehn
Und Töchter vierzehn an der Zahl,
Voll Lust zu leben allzumal,
Die mir mein kluges Weib erzogen
In einem Sommer. Alle flogen
Und schwärmten fröhlich um mich her
Im Klosterhof, der war zur Wehr
Mit hohen Mauern fest gemacht,
Und von sechs starken Hunden bewacht;
Die hatten meine Kinder lieb,
Und Reinke, der verschmitzte Dieb,
Wußt' lange Zeit Nichts zu ersinnen,
Um ihnen Etwas anzugewinnen.
Oft schlich er um die Klostermauern
Bei Nacht herum, uns aufzulauern;
Doch witterten die Hunde ihn,
So mußt' er immer schnell entfliehn.
Einst hatten sie ihn zwischen sich
Und rupften ihn so grimmiglich,
Daß er die Flucht in Aengsten nahm
Und lange Zeit nicht wieder kam."
„Allein wie ging's uns, gnäd'ger Herr?
Jüngst kam er als ein Kläusener,
Mit einem Briefe in der Hand,
Worunter euer Siegel stand.
Durch diesen Brief gebotet Ihr
Den Frieden jedem Vogel und Thier.
Er sprach, er wär' jetzt Mönch geworden
In einem von den strengsten Orden,
Woselbst er ernstlich büßen wollte,
Daher ich mich nicht fürchten sollte;
Denn vor ihm könnt' ich sicher leben,
Weil er des Fleisches sich begeben.
Er zeigt' auch Kutt' und Skapulier
Und einen Brief vom Prior mir,
Und auf der Haut ein Kleid von Haar,
So daß ich ganz beruhigt war.
Drauf ging er fort und grüßte mich,
Sprach: Gott, dem Herrn, befehl' ich Dich;
Denn ich muß jetzt mein Amt verwesen
Und Sexte, Non' und Vesper lesen.
Hierauf entfernt er sich zum Schein,
Damit ich möchte sorglos sein.
Ich eilte stracks mit frohem Sinn
Zu meinen lieben Kindern hin,
Die guten Dinge zu verkünden,
Die in dem offnen Briefe stünden,
Und daß jetzt Reineke nicht mehr,
Als Mönch, für uns gefährlich wär'.
Wir wagten uns aus dem Gemäuer,
Da traf uns böses Abenteuer;
Denn Reinke wußte in den Hecken
Sich vor uns listig zu verstecken,
Kam aber schleichend uns zuvor
Und unterlief uns unser Thor,
Nahm meiner Kinder eins beim Nacken,
Fuhr fort, ein zweites anzupacken;
Und seitdem sichern weder Hunde,
Noch Mauern uns zu keiner Stunde.
Er kehrt sich nicht an Hut und Wacht
Und paßt uns auf bei Tag und Nacht,
Raubt, würgt und mordet meine Kinder,
Und ihre Zahl wird täglich minder.
Zwanzig und vier hab' ich gehabt,
Die hat er mir schon weggeschnappt,
Bis auf die letzten fünf; nicht mehr
Sind mir jetzt übrig, gnäd'ger Herr.
Erst gestern haben unsre Hunde
Dem Räuber in der Abendstunde
Mein Töchterchen (Gott sei's geklagt!),
Am Hals' erwürget, abgejagt.
Hier seht Ihr, was er ihr gethan;
Nehmt Euch doch meines Jammers an."
Der König sprach: „Herr Dachs, kommt her!
Seht ihr jetzt, wie der Kläusener,
Eu'r Ohm, büßt und sich kasteit?
Leb' ich ein Jahr, so wird's ihm leid.
Macht mir nur nicht viel Worte mehr.
Hahn Hennig, kommt jetzt mit mir her!
Für deine Tochter, das gute Huhn,
Soll man, was Todtenrecht ist, thun;
Man soll für sie Vigilien singen
Und sie zu ihrer Ruhstatt bringen.
Wenn das geschehn, will ich hernach
Mit meinem Rath noch diesen Tag
Mich über Mittel und Wege besprechen,
Um deiner Kinder Mord zu rächen."
Sofort gebot er Jungen und Alten,
Vigilien bei dem Sarg zu halten.
Wer dort (gebeten und gezwungen)
„Placebo Domino" gesungen,

Und wie man die Responsen sang,
Dies zu erzählen, wär' zu lang;
Darum bekürzen wir uns hier.
Man that der Todten die Gebühr,
Ließ sie in ihre Gruft hinab
Und überdeckte dann das Grab
Mit einem schönen Marmorstein,
Geschliffen, wie ein Glas so rein;
Darauf stand eine Schrift gehauen,
Damit ein Jeder könnte schauen,
Wer in der Gruft begraben lag.
Dieselbe Grabschrift also sprach:
Kratzfuß liegt hier, der Hennen Beste.
Stets fand man Eier in ihrem Neste.
Sie konnte trefflich scharren und schaben.
Jetzt (leider!) liegt sie hier begraben.
Es hat sie Reinke todt gebissen;
Dies thut sie aller Welt zu wissen
Und daß er übel dran gethan,
Beklag' ihr Schicksal, Wandersmann!

2. Braun der Bär in Rüsteviels Hof.

Abend war es geworden und Reineke wußte: gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und eben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit; Reineke merkt' es,
Und er sagte: mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet, nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath ich,
Nehmt nicht gierig zu viel, es mögt euch übel bekommen.
Meint ihr, sagte der Bär: ich sei ein Vielfras? mit nichten!
Maas ist überall gut, bei allen Dingen, und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln,
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel aufsprang.
Was es wäre? dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu schaden gedächte.
Braun befand sich indeß in großen Aengsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; so meint auch Reineke freudig.
Als er Rüsteviel sah von ferne schreiten, da rief er:
Braun, wie steht es? Mäßiget euch und schonet das Honig!
Sagt, wie schmeckt es? Rüsteviel kommt und will euch bewirthen,
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Veste.
Aber Rüsteviel kam, und als er den Bären erblickte,
Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beisammen
Schmauseten. Kommt, so rief er: in meinem Hofe gefangen
Hat sich ein Bär, ich sage die Wahrheit. Sie folgten und liefen,
Jeder bewehrte sich eilig so gut er konnte. Der Eine
Nahm die Gabel zur Hand, und seinen Rechen der Andre,
Und der Dritte, der Vierte, mit Spieß und Hacke bewaffnet,

Kamen gesprungen, der Fünfte mit einem Pfahle gerüstet.
Ja der Pfarrer und Küster, sie kamen mit ihrem Geräthe.
Auch die Köchin des Pfaffen, sie hieß Frau Jutta, sie konnte
Grütze bereiten und kochen wie keine, blieb nicht dahinten,
Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem sie am Tage gesessen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waschen. Der Braune
Hörte den wachsenden Lärm in seinen schrecklichen Nöthen,
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Gesichts bis zu den Ohren im Baume,
Nein! kein kläglicher Thier hat jemand gesehen; es rieselt
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm, das Haupt zu befreien?
Denn es blieben die Pfoten im Baume stecken: da riß er
Hastig sie ruckend heraus; er raste sinnlos, die Klauen
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider schmeckte dies nicht nach süßem Honig, wozu ihm
Reineke Hoffnung gemacht; die Reise war übel gerathen,
Eine sorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht stehen,
Konnte nicht kriechen, noch gehen. Und Rüsteviel eilte zu schlagen,
Alle fielen ihn an, die mit dem Meister gekommen.
Ihn zu tödten war ihr Begehren. Es führte der Pater
Einen langen Stab in der Hand und schlug ihn von ferne.
Kümmerlich wandt' er sich hin und her, es drängt ihn der Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen, es brachte
Hammer und Zange der Schmied, es kamen andre mit Schaufeln,
Andre mit Spaten, sie schlugen drauf los und riefen und schlugen,
Daß er für schmerzlicher Angst in eignem Unflath sich wälzte.
Alle setzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten.

3. Martin der Affe verspricht Reineken seine Fürsprache in Rom.

Sprach Märten: Wißt Ihr was, mein Ohm?
Ich reise eben jetzt nach Rom.
Dort kann ich dienen mit solchen Stücken,
Daß man Euch nicht soll unterdrücken.
Denkt nicht, daß ich so manches Jahr
Umsonst beim Bischof Schreiber war.
Ich will den Propst nach Rom citiren,
Will tapfer mit ihm litigiren,
Will von dem Bann Euch absolviren
Und Alles gut zu Ende führen,
Trotz ihm und wider seinen Dank.

Ich weiß in Rom den rechten Gang,
Simon, mein Ohm, ist dort der Mann,
Der Jedem hilft, der blechen kann.
Schalkfund (ein andrer großer Herr),
Der Doktor Greif und solcher mehr,
Herr Wendemantel, Herr Losefund,
Auf die verlass' ich mich mit Grund.
Geld hab' ich schon vorausgesandt;
Das macht am besten mich bekannt.
Man schwatzt dort wohl vom Recht sehr viel;
Ja Quark! Geld ist es, das man will.
Ist eine Sache noch so krumm,
Mit Geld dreht man sie bald herum.
Wer blechen kann, für den wird Rath;
Weh' dem, der Nichts im Säckel hat!

Ich nehme mich des Handels an,
Für welchen Ihr jetzt seid im Bann,
Und nehm's auf mich, ihn abzumachen.
Seht Ihr am Hof nach Euern Sachen.

Dort ist mein Weibchen, Riechgenau,
Die kennt der König sehr genau,
Gilt auch viel bei der Königin,
Denn sie ist klug und schlau von Sinn.
Besprecht Euch nur mit ihr vor allen;
Sie sucht gern Freunden zu gefallen.
Dem Recht will nachgeholfen sein;
Und Euch zu dienen, wird sie freu'n.

Dort sind noch ihrer Schwestern zwei
Und meiner eigenen Kinder drei,
Auch viele noch vom Fuchsgeschlechte:
Die helfen gern Euch mit zum Rechte.

Doch sollt' Euch Unrecht ja geschehen,
So sollt' Ihr Märtens Künste sehen.
Gebt mir nur Nachricht alsobald,
So soll hier Jeder, Jung und Alt,
Knecht oder König, Weib und Mann,
Ohn' alle Gnade in den Bann.
Es soll aus Rom ein Interdikt
Ohn' Anstand werden hergeschickt,
Nicht taufen, noch begraben zu lassen;
Darauf könnt Ihr Euch fest verlassen.

Der Papst, ein alter, schwacher Mann,
Nimmt selbst sich keines Dinges an,
Man gibt auch wenig auf ihn Acht.
Des Röm'schen Hofes ganze Macht
Hat Kardinal von Nimmersatt
In Händen, der viel Einfluß hat.
Ich kenn' ein Weibchen, das er liebt;
Ein Briefchen, das sie übergibt
Und ihm empfiehlt, ist traun kein Tand;
Und ich bin mit ihr wohl bekannt.
Sein Schreiber heißt Johann Partei;
Der kennt die Thaler, alt und neu.
Herr Herchenau ist sein Gespann,
Ein recht geschliffner, höf'scher Mann;
Krümmsrecht ist päpstlicher Notarius;
(Sollt' er ein Jahr am Hof noch bleiben,
Wird er dem Teufel ein Ohr wegschreiben).
Moneta, Nummus und Denarius,
(Zwei Richter und ihr Sekretarius),
Wem diese drei das Recht absagen,
Dem wird man's ewig wohl versagen.
So braucht man dort gar manche List,
Woran der Papst unschuldig ist;
Und all' die Herrn sind mir ergeben.
Durch sie wird jede Schuld vergeben,
Und sie befreien jedermann
(Euch auch, verlaßt Euch drauf) vom Bann.

4. Reineke und Gieremuth die Wölfin im Brunnen.

Hört Reinhard (sprach jetzt Gieremuth),
In Allem, was Ihr sagt und thut,
Beweist Ihr Eure Schelmerei,
Denn Ihr sinnt nur auf Büberei,
Und wer Euch glaubt auf Euer Wort,
Kömmt allzeit übel mit Euch fort.
Ihr denkt auf böse Tücke nur,
Wie ich bei jenem Brunn erfuhr.
Zwei Eimer an dem Brunnen waren,
Ihr war't in einem hinab gefahren;
Doch um Euch wieder auf zu winden,
Vergaßt Ihr Mittel auszufinden.
Ich hört' Euch winseln (es war Nacht)
Und fragt', was Euch dorthin gebracht.
Voll Arglist sagtet Ihr zu mir:
„Es wimmelt, Muhme, von Fischen hier;
Steigt in den Eimer oben hinein,
Wenn Ihr wollt recht gesättigt sein!"
Ich Arme dacht' an keine Gefahr
Und glaubte fest, Ihr sprächet wahr;
Denn Ihr versichertet auf Ehre,
Daß es so voll von Fischen wäre,
Daß Euch davon schon schwöll' der Leib.
Das glaubte ich betrog'nes Weib;
Stieg in den Eimer, der ging nieder,
Und Euer Eimer hob sich wieder;
Das Ding verwunderte mich sehr,
Ich fragte, was die Ursach' wär',
Da gabt Ihr mir zur Antwort wieder:
„So geht's im Leben auf und nieder;
Der Eine steigt, der Andre fällt,
Das ist einmal der Lauf der Welt;
Nach seinen Fehlern oder Gaben
Wird man erniedrigt und erhaben;
So geht es auch jetzt Dir und mir."
Mit diesem Wort entspranget Ihr,
Und ich saß fast bis an den Tag.
Da mußt' ich dulden manchen Schlag;
Denn ein paar Bauern wurden gewahr,
Daß ich dort in dem Brunnen war.
Vor Hunger schmachtend saß ich da
Und dacht' mein Ende wär' schon nah';
Allein ich mußte von den Bauern
Noch erst ein heißes Bad ausdauern.
Der Eine sprach: „Sieh da, hier sitzt,
Der uns die Lämmer wegstipitzt."
Der Andre rief: „Zieh auf, soll schauen,
Wie ich will ihm das Leder tauen."
Ja, wie der Schelm es mir getaut,
Das fühl' ich noch in meiner Haut.
Nie hatt' ich einen schlimmern Tag;
Die Prügel fielen Schlag auf Schlag,
Bis ich zuletzt mit Noth entsprang."
„Das wußt' ich Euch (sprach Reinke) Dank,
Daß Ihr für mich Euch ließet schlagen;
Ich kann nicht so viel Schläg' vertragen,
Wie Ihr, und dennoch mußt' von beiden
Die Streiche damals Einer leiden;

Wir konnten nicht zugleich entgehn.
Ihr lerntet auch daraus ersehn,
Wie sehr es nützt zu jeder Frist,
Wenn man klug und behutsam ist
Und glaubt zu leicht nicht jedermann,
Weil man nicht Jedem trauen kann."

3. Thomas Murner.

(§. 35. Lehrb. §. 485.)

Aus der „Schelmenzunft."

Glatte Wörter schleyffen.

Die Welt ist jetzt des Lists so voll
Wer sie überlisten soll
Der ist von Künsten reicher Sinnen
Und muß mehr dann ich selber kinnen (können)
Auch nach den rechten Schnierly greiffen
Und freilich glatte Wörter schleyffen.
All Wahrheit liegt jetzt auf der Erd
Wer mit umgat, der ist nit werth.
Des seind der Schmeichler also viel
Der keiner Wahrheit reden will
Daß es leider ist eine Schand
Daß Lügen voll seind alle Land
Man findt jetzt Meister, die dich lehren
Wie du dein' Wörter umb solt kehren
Schleyffent glatt, und glitzent gerben
Und auf der Zungen zierlich ferben
Daß sie glatt mir fallen ein
Als wär' es nichts denn süßer Wein.
Auch wie man soll ein Titel geben
Durchlauchtig, Hochgeboren eben
So er doch leuchtet heur als fern
Wie ein Dreck in der Lucern.
Wir müssen jetzt den Bauern ehren
Fürsichtig, weisen, lieben Herren
Sie lassen sich fürsichtig schelten
Und wissen nicht was die Rüben gelten.
Seind wir denn geistliches Orden
Und hoch titelliret worden
Als geistlich, fromm, und heilig Vätter
Den' Himmel dient und alle Wetter
Was soll ich sagen viel darvon
Der leiblich Teufel hat's gethon
Das ein demüthig, geistlich Mann
Hochfertig, glatte Wort will han.
Wo wills zuletzt doch aus hingon
Oder wie lang mag's beston.

4. Johann Fischart.

(§. 36. Lehrb. §. 683.)

1. Das glückhafte Schiff.

Die Rheinfahrt bei Basel.

Als die Gesellschaft sah von weite
Der Stadt Spitzen, sich sehr freute
Und sprach alsbald zusammen do:
Ein guts Stück Wegs sind wir nun froh
Basel soll uns sein ein gut Zeichen,
Daß wir noch Straßburg auch erreichen
Diese Stadt freut uns wohl so sehr,
Als Orion die Leut zu Meer.
Han wir den rauchsten Weg erwunden,
Der weitest wird auch wohl gefunden.
O Basel, du holdselig Stadt,
Die den Rhein in der Mitte hat,
Allda er nimmt einen neuen Schwang
Gegen Mittnacht vom Niedergang,
Du mußt gewiß sehr freundlich sein,
Weil durch dich freundlich rinnt der Rhein
Darumb nach deiner Freundlichkeit
Auf Straßburg freundlich uns geleit.
Hiemit stallten sie frische an.
Die fuhren für die Stadt hinan
Umb zehen Uhr. Da sah man stehn
Sehr viel Volks auf der Rheinbruck schön
Zu sehen die waghaft Gesellen,
Wie auf dem Rhein sie daher schnellen
Und verrichten ein' solche That,
Die in viel Jahren Niemand that,
Damit sie solches ihren Kinden,
Wann sie's nicht glaubten, auch verkündten
Und dabei ihnen zeigten an,
Wie kühne Arbeit Alles kann.

Als sie das Volk nun allda sah
Durch die Bruck fahren also gah,
Als ob ein Pfeil flüg von dem Bogen,
Oder ein Sperwer war entflogen,
Da rufft es sie ganz freudig an:
„Der mächtig Gott leit sie fortan!
Der ihnen so weit geholfen hat,
Der helf' ihn weiter zu der Statt!
Einen solchen Muth wöll Gott den geben,
Welche nach Ruhm und Ehren streben!"
Hinwiderumb töneten sie auch
Mit den Trommeten scharf und rauch,
Daß es gab so ein Widerhall,
Als thät ein Baum im Thal ein Fall.
Dann vom Rudern und Geschwindigkeit
Ward der Ton gbrochen und verleit.
Das Volk hät kaum ihr Wunsch verricht,
Verlor das Schiff sich aus dem Gsicht.

2. Aus „Geschichtklitterung."

1. Der Trunkenen Litanei.

Wo soll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein,
Wie soll ich mich ernehren,
Mein Gut ist viel zu klein,
Als wir ein Wesen han,
So muß ich bald darvon,
Was ich heut soll verzehren,
Das hab ich fern verthan.

Ich bin zu früh geboren,
Wo ich heut nur hinkomm;
Mein Glück das kommt erst morgen;
Hätt ich ein Kaiserthum,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär Venedig mein,
So wär es all's verloren,
Es müßt verschlemmet sein.

Was hilfts, daß ich lang spare,
Vielleicht verlier ichs gar,
Sollt mirs ein Dieb ausscharren,
Es reuet mich ein Jahr.
Ich will mein Gut verprassen
Mit Schlemmen früh und spat;
Ich will den sorgen lassen,
Dem es zu Herzen gaht.

2. Ermahnung an die Deutschen.

1.

Was hilft's, o Teutschland, daß dir gfallt
Dies Bild so herrlich sieghaft gestallt?
Daß es bedeut der Teutschen Macht,
Die unter sich der Welt Macht bracht?

Und daß du weißt, daß dein Uralten
Den Namen mit Ruhm han erhalten?
Wenn du daßelbig läßt veralten,
Was dein Voralten dir erhalten?

Wenn nicht daßelbig willst verwahren,
Was dein Vorfahren dir vorsparen?
Wenn nicht den Namen willst vermehren,
Der auf dich erbt von großen Ehren?

Was Ruhm hat der junge Adler doch,
Wenn er sich rühmt der Eltern hoch,
Wie sie frei wohnten in Bergsklüften,
Und frei regierten in den Lüften,

Und er sitzt gefesselt auf den Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, ihm fangen?
Also was ist dir für ein Ehr,
Wenn rühmst die alten Teutschen sehr:

Wie sie für ihre Freiheit stritten
Und keinen bösen Nachbarn litten,
Und du acht'st nicht der Freiheit dein,
Kannst kaum in dein'm Land sicher sein.

Ja ihr gebührt für den Königsstab
Ein hölzin Roß, welchs sie nur hab,
Und führe für den Adler kühn
Eine bunte Atzel nun forthin,

Und für den Weltapfel ein Ball,
Den man schlägt, wenn er hupft im Fall:
Weil heut doch schier kein Ernst ist mehr
Handzuhaben Freiheit und Ehr,

Sondern man scherzt nur mit der Freiheit,
Sucht fremde Sitten, Bräuch und Neuheit
Und für alt teutsch Standhaftigkeit,
Reißt ein weibisch Leichtfertigkeit.

Drum ist nichts, daß man Adler führt,
Wenn man des Adlers Mut nicht spürt.
Nicht ist's, daß man den Szepter trägt
Und ihn wider kein Untreu regt.

Nicht ist's, daß man fürmalt die Welt
Und kaum ein Stück der Welt erhält:
Sondern man muß erweisen sein
Dieß, daß man will gerühmet sein.

2.

Standhaft und treu, und treu und standhaft
Die machen ein teutsch Verwandtschaft,
Beständige Treuherzigkeit,
Und treuherzig Beständigkeit.
Wenn die kommen zur Einigkeit,
So widerstehn sie allem Leid.

Daher unser Vorfahren frei
Durch redliche standhafte Treu
Schützten ihr Freiheit, Land und Leut,
Ja weiterten ihr Land auch weit.

Wie Löwen thäten sie bestan,
Wenn sie ein Feind thät greifen an.
Und wenn sie dann warn angegriffen,
Die Glegenheit sie nicht verschliefen.

Sonder dem Feind sie stark nachsetzten,
Auf daß sie ihre Schart auswetzten,
Gleichwie ein Adler stark nachziehet
Ei'm Raub, der ihm mit List entfliehet.

Ja, wie ein Hund seines Herren Gut,
Darauf er liegt und halt's in Hut,
Wider Fremde treulich verwacht,
Also halten sie auch in Acht

Das Land, welches ihn'n Gott hat verliehen,
Darin ihr' Kinder aufzuziehen.
Was nun euch frommen Teutschen heut,
Die von so frommen Eltern seid,
Auch nunmals will zu thun gebühren,
Sollt ihr hiebei zu Gemüth kurz führen.

3. Das Jesuitenhütlein.

Zum Verderben der Menschen beschließen die höllischen Mächte einen viergehörnten „mit vierfacher Bosheit gefüllten" Jesuitenhut zu bereiten.

— Es gelobet nicht allein,
Wie andre Ordensleut in gemein,
Drei Glübd: Keuschheit, Gehorsam, Armut,
Sonder, dieweil es führt am Hut
Vierhorn, so globt es noch zu diesen
Das viert, welchs wahrlich wol zu wissen,
Nämlich zu sein des Papst Leibeigen
Und all sein Lehr für recht bezeugen,
Sein Aberglauben in all Land
Ausbreiten, wie fern ers auch fand,
Sein Römisch Kirch allein aufbringen,
Und alle andre niederbringen:
All sein Geheiß, sein Trachten, Dichten
Mit blinder Ghorsam gleich verrichten,
Ohn nachgedacht, ob es sei recht
Sonder sich überreden schlecht:
Daß solche Heiligkeit nicht künn
Etwas Arges nehmen in Sinn:
Ja wenn er auch verderbt die Welt,
Nur sagen: Ja, Herr, wies euch gefällt:
Ja schaffen, daß man überall
Ihn anbet hie und ihm zufall.
Die Teufel waren all nicht müssig,
Sie nähten drein all unverdrüssig,
Etlich die Nadeln spitzten fein,
Etliche die fädempten ein,
Etliche das Cornut Hütlein meßten
Nach dem Triangel und es preßten:
Etlich mit heißem Stein es brannten,
Etlich über den Leist es spannten:
Den Leist nannten sie Heuchelei,
Den Stein die Römisch Lieferei,
Den Triangel Papsts Fantasei,
Die Nadel Römisch Tyrannei:
Den Faden nannt man Aberglaub,
Das Tuch sammt Futter, Gottsehrraub:
Den Seiden Bord, Schmeichelei genannt,
Vergaß man auch nicht an den Rand:
Als es nun fertig war bisher,
Da ruft erst laut der Lucifer.

Nun schließ dich auf mein Arckeley,
Mein Schatzkammer voll Schelmerei:
Nun nehmt ihr Hütleinmacher draus,
Damit ihr spickt dies Hütlein aus.

Der Beelzebub alsbald darhinter,
Las zusammen das ärgst Geplünder,
Vernähet drein Abgötterei,
Verblendung und Verzauberei,
Den Teufelslist im Paradies
Die Schmeichelwort vergiftet süß,
Falsch Herz, falsch Sinn, Arglist, Betrug,
Scheinarmut, die vollauf hat gnug,
Die Jugend umsonst wöllen lehren,
Und sie doch theuer genug verkehren,
Andre tröften und selbst verzagen,
Ehrgeiz und Ruhmsucht still verschlagen,
Zur Augenblendung sein demütig,
Aber im Herzen bärnwütig,
Sich stellen auf äußerlich andächtig,
Aber im Herzen sein schandbdächtig.

Darneben nahm auch Belial,
Was ihn gut dünkt in seinen Stall,
In die spitz Flügelhörner beid,
In die Hörner der Schlacht zur Seit:
Als allerhand Sophisterei,
Verkehrt heidnisch Philosophei,
Sophistisch Greiff, Ränk, Tück und Stück,
Und Argument voll Zweifelstrick:
Viel Crocodylitates groß
Und Syllogismos Cornutos.

V. Fabeln.

(§. 37. Lehrb. §. 684.)

1. Burkard Waldis.

1. Vom Walde und einem Bauer.

Vor Zeiten, als die Bäume red'ten
Wie auch daselbs die Steine thäten,
Ein Bau'r gegangen kam in'n Wald,
Und grüßt' die Bäume mannigfalt,
Bat sie, ihm geben wollten selb'
Zu seiner Art ein neues Helb.
Da antworteten die Bäume: Ja,
Such dir selb eins hier oder da.
Da fand der Bauer ein eschen Holz,
War zäh und grad gleich einem Bolz;
Als er's hätt' in die Axt geschnitten,
Zu maß mit Nägeln hindernieten,
Er hieb ab mit seiner Axt bald
All' Bäum' nacheinander im Wald.
Da war den Bäumen sämmtlich leid
Ihr' begangene Leichtfertigkeit,
Daß sie dem Bauern sein' Axt gestellt,
Daß er's damit zu Boden gefällt.

Mancher ist, wenn ihm gut geschieht,
Undankbar, wie man täglich sieht,
Ja braucht das Gut' auch wider den,
Von dem es ihm zu gut geschehn,
Mit Untreu wird die Treu' vergolten,
Solch' Gesellen werden billig gescholten
Vor ehrlos' und treulose Buben;
Wenn sie eines frommen Mannes behufen,
Reden's freundlich; er unverdrossen
Hilft ihn'n; wenn sie sein ha'n genossen,
Mit Untreu' thun ihm's wiederzahlen.
Den'n wollt' ich wünschen allzumalen,
Die sich mit solchen Stücken nähren,
Daß vom Galgen erstickt wären.

2. Der lügenhafte Jüngling.

Sich zu versuchen ein junger Knab
Weithin in fremde Land begab,
Daß er viel sähe, hört mancherlei,
War aus ohngefähr ein Jahr, zwei, drei.
Als er nun wieder heimhin kam,
Sein Vater ihn einst mit ihm nahm,
Daß er Gsellschaft hätt und Kurzweil,
Zu einer Stadt über zwo Meil.
Da schwatzten sie von mancher Handen.
Der Vater fragt, was er in Landen
Von Wunder gesehn und seltsam Thier.
Er sprach: Vater, nu glaubet mir,
Am Meer, zu Lissabon im Sund,
Sahe ich sogar ein großen Hund.
Der ward geschätzt viel Tausend werth,
Und war viel größer denn ein Pferd.
Der Vater gunt die Lügen merken,
Sprach: hab bei alln geschaffnen Werken
Desgleich nicht gsehn, gehört, noch glesen:
Es ist ein großer Hund gewesen,
Doch find't man gar viel seltsam Stücken,
Gleichwie da vor uns ist ein Brücken,
Wer des Tags hat ein Lüg gelogen
Und kömmt daselbst hinübergezogen,
Sei selbander oder allein,
Mitten auf der Brücken bricht ein Bein.
Der Knab erschrack, wollt doch nicht gern
Ein Lügner sein, der Ehr entbehrn.
Begab sichs aber ein ebne Weiln,
Sprach: Vater, wollet nicht so eiln.
Sagt mir auch etwan seltsam Schwänk.
Er sprach: des Hundes ich noch gedenk,
Der ist gewesen ohne Maß.
Er sprach: er war nicht also groß.
Wenn ich die Wahrheit sagen soll,
Wie sonst ein Esel war er wohl.
Da gunten sie der Brücken nahen,
Er sprach: ich kann mich nicht entschlahen
Der Gedanken dieses Hundes halb.
Sprach: er war wie ein jährig Kalb.

Sie gingen fort bis um Mittag
Und daß die Brück da für ihm lag.
Der Knab sprach: wollt euch nicht bekümmer;
Ich kann euch zwar verhalten nimmer,
Den Schwank, den ich euch vom Hund sagt,
Damit ihr mich nicht weiter fragt,
Er war gleich wie ein ander Hund,
Denn daß er um und um war bunt
Und scheckigt über seinen Rücken.
Der Vater sprach: so ist auch die Brücken
Gar nicht schädlicher denn die andern,
Magst wohl unbeschädigt drüber wandern.

2. Erasmus Alberus.

Von einer Nachtigall und einem Pfauen.

Es heißt ein Vöglein Nachtigall,
Das übertrifft die Vöglein all
Mit seinem fröhlichen Gesang,
Davon wird Eim die Zeit nicht lang.
Drum ich das Vöglein loben will.

Das kleine Vöglein ist nicht schön
Und gibt von sich doch solche Tön',
Und das soll zwar auch (wie man sagt)
Ein Pfau vor Gott haben geklagt,
Wie daß ein solchs schlechts Vögelein
Könn singen also mächtig sein,
Daß Eim sein Herz davon müß lachen.
So könn er Niemand fröhlich machen
Mit seiner armen heisern Stimm.

Drauf sagt Gott der Herr zu ihm:
Du klagst über dein bös Geschrei,
Mein Gaben, die sind mancherlei:
Die Nachtigall überaus wohl singt,
Der Hirsch die Gab hat, daß er springt,
Das Wildschwein hat ein scharfen Zahn,
Der Has' läuft wohl und so fortan,
Also eine sonderliche Gab
Ich dir im Anfang geben hab',
Daß du geziert mit Federn bist
So herrlich als kein Vogel ist,
Und machst damit ein schönes Rad,
Die Gnad' dir Gott gegeben hat,
Und füllst die Augen. Die Nachtigall
Erfüllt die Ohren mit ihrem Schall.
Ich theil nicht also aus mein Gaben,
Daß Ein'r allein sie all muß haben.

3. Georg Rollenhagen.

Der Froschmäusler.

Bröselbieb sagt, wer Murner sei.

Murnern, der Katzianer Patron,
Lehrt mich kennen mein Mutter fromm.
Ich bat, wie ich noch war ein Kind,
Wie die Kinder fürwitzig sind,
Sie wollts lassen ein Mal geschehen,
Mich auch lassen die Welt besehen.
Dieweil ein (da)heim gezogen Kind
Unverständig blieb als ein Rind.
Wie sie dann oftmals diese Wort
Vom Herrn Vater selbst hat gehort.
Sie wehret ab mit Hand und Mund,
Predigt mir viel von Katz und Hund,
Wie die uns wären so gefähr.
Ich bat und gilfert (winselte) immer mehr,
Bis sie zuletzt williget drein,
Daß ich ein Stund möcht von ihr sein.
Warnet doch mich mit ganzem Fleiß
Und saget von des Murners Weis,
Daß er verstackt im Winkel seß
Und die Mäuslein ohn Brot einfreß,
Das wär sein allerliebste Speis,
Den sollt ich ja meiden mit Fleiß.
Ich schlich unter der Wand herfür
Nach unsers Schlosses Vorderthür,
Die in des Manthiers (Menschen) Haus hinging,
Davon es Wärme und Rauch empfing,
Und kückt (guckte) heimlich zuerst heraus,
Wie ein unbewanderte Maus,
Ob auch da wär sicher Geleit,
Odr ob der Murner säß zur Seit.
So (da)saß zu Haus im Sonnenschein
Ein schönes weißes Jungfräulein,

Sein Aeuglein glänzten hell und klar,
Es leckt und schlichtet seine Haar,
Küsset die Händ' und wusch sie rein
Ueber die zarten Wängelein.
Das Herz im Leib verlanget mir,
Daß ich nur möcht treten herfür,
Dasselb mit adeligen Sitten
Umb seine Lieb und Freundschaft bitten,
Küssen ihre schneeweiße Händ,
So hätt all meine Sorg ein End.
Es trat aber am Platz herum
Im Haus die Läng und in die Krum
Ein erschreckliches Wunderthier,
Dafür die Haut erschüttert mir,
Vom Haupt zu Fuß aller Gestalt,
Wie man ein Basilischen malt.
Ich dacht, ob das der Murner wär,
Der uns Mäusen ist so gefähr.
Vornen am Kopf war er geschlacht, (geartet)
Wie man die bösen Geister macht.
Mit einem krummen spitzen Schnabel,
Hat Füß getheilt wie ein Mistgabel
Und ein zwei spitz getheilten Bart,
Nach Manthiers greulicher Art,
Und auf dem Haupt ein glühend Kron
Mit vielen Thürmen erhaben schon,
Aus dem Leib gingen beisammen
Ein großer Hauf gelber Feuerflammen,
Gekrümmt unter und über sich,
Ueberaus häßlich und erschrecklich.
Damit pranget er über Erd,
Trat herein wie ein reisig Pferd,
Und seiner Trabanten wohl zehen
Gingen allzeit hinter ihm stehen.
Doch nicht so stattlich ausgemacht, (aufgeputzt)
Der König führt allein die Pracht.
Wie ich nun blieb im Löchlein stecken,
Dem Abenteu'r zusahe mit Schrecken,
Fängt er an dem Boden zu schnabeln,
Scharret mit den zween Mistgabeln
Und ruft, guck, guck, kurith, merk auf,
Da erhob sich ein groß Zulauf.
Die Trabanten waren gar schnell,
Zu hören des Königs Befehl,
Reckten auch die Köpf zu der Stätt,
Zu sehn, was er geschrieen hätt.
Bis der König mit großem Praffen (Lärmen)
Sprang auf die Hausthür nach der Gassen.
Und schlug die Arm auf beide Seit,
Sperret den Rachen auf gar weit
Und rief, man hätts ein Meil gehort,
Diese drei erschreckliche Wort:
Rück, rück ihn heraußen beim Kragn!
Als hätt mich der Donner geschlagen,
So stürzt ich zu dem Loch hinein,
Lief zu meinem Frau Mütterlein,
Die erschrack und fragt, was mir wär,
Daß ich fast hätt kein Athem mehr,
Und also sehr fing an zu beben?
Wollt mir Arzenei fürs Schrecken geben.
Ich sprach: O Mutter, der Murner
Hat mich erschrecket also sehr,
Daß ich schier nimmer Athem hol,
Wie habt ihr mich gewarnt so wohl.
Was that er denn? die Mutter sprach.
Ich sagt: Im Haus ich sitzen sah
Ein zartes schönes Jungfräulein
Im weißen Pelzlein, artig fein,
Das schmückt sich mit geleckter Hand.
Ich hätt mich gern zu ihm gewandt
Und um ein Kuß freundlich gebeten;
So kömmt der Murner hergetreten
Mit Gabelfüßen, mit der Kron,
Mit brennendem Schwanze angethan,
Daß mich daucht sehr erschrecklich stehen,
Der Schelm hätt mich im Loch gesehen;
Springet auf die Thür und rufet laut,
Wenn ichs gedenk, graust mir die Haut:
Rück, rück ihn heraußen beim Kragn,
Damit wollt er sein Dienern sagn,
Daß sie mich sollten nehmen an.
Und sie hättens wahrlich gethan,
Wenn ich nicht bald entlaufen wär.
Davon bin ich erschreckt so sehr.
Da sagt die Mutter: Liebes Kind,
Die so schrecklich anzusehen sind,
Die thun uns Mäusen Nichts zu Leid.
Die aber dichten Freundlichkeit,
So leis und lieblich einherschleichen,
Die Händlein küssen, willkomm reichen,
Die sind giftige Kreatur,
Teufl unter englischer Figur;
Die sind die gefährliche Katzen,
Die vorn lecken, hinten kratzen.
Judas Kuß ist geworden neue,
Führt gute Wort, hält falsche Treue;
Der dich anlacht, der reißt dich hin,
Das ist dieser Welt Weis und Sinn.
Das Jungfräulein, das so schön war,
Bringt uns Mäusen die größt Gefahr,
Futtert sein Pelz mit unserm Blut,
Gott sei Dank, daß er dich behut.

VI. Kirchenlieder und Schriften religiösen Inhalts.

(§. 43. 44. Lehrb. §. 685. 686.)

1. Erasmus Alberus († 1553).

Christe qui lux es.

Christ, der du bist der helle Tag,
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag;
Du leuchtest uns vom Vater her,
Und bist des Lichtes Prediger.

Wir bitten deine Gottesmacht,
Behüt' uns, Herr, in dieser Nacht,
Bewahr uns, Herr, vor allem Leid,
Gott, Vater der Barmherzigkeit.

Wenn unsre Augen schlafen ein,
So laß das Herze munter sein,
Beschirm uns Gottes rechte Hand
Und lös uns von der Sünde Band.

Beschirmer, Herr der Christenheit,
Dein Hilf allzeit sei uns bereit,
Hilf uns, Herr Gott, aus aller Noth,
Durch deine heil'gen Wunden roth.

Gedenke unser, lieber Herr,
Des Leibes Bürde drückt uns schwer:
Der du der Seele Anwalt bist,
Steh du uns bei, Herr Jesu Christ.

2. Paul Speratus (aus Schwaben, † 1524).

Glaube.

Es ist das Heil uns kommen her
Von Gnad und lauter Güte;
Die Werke helfen nimmermehr,
Und schaffen nimmer Friede;
Der Glaub' sieht Jesum Christum an,
Der hat genug für uns gethan,
Er ist der Mittler worden.

Niemand, was das Gesetz gebot,
Vermochte zu erfüllen;
Drum sich erhob eine große Noth,
Die kein Mensch konnte stillen.
Vom Fleisch kam nicht hervor der Geist,
Den das Gesetz erfordert meist;
Ganz wars mit uns verloren.

Ein Wahn war vom Gesetz dabei,
Es sei darum gegeben,
Als ob wir selbst vermöchten frei
Nach Gottes Willn zu leben;
So ist es nur ein Spiegel zart,
Der uns zeigt an die sünd'ge Art,
In unserm Fleisch verborgen.

Noch mußte es erfüllet sein,
Sonst wär'n wir all' verdorben;
Darum schickt Gott den Sohn herein,
Der selber Mensch ist worden,
Der des Gesetzes Last erfüllt,
Damit des Vaters Zorn gestillt,
So über uns ging alle.

Und da es nun erfüllet ist
Durch den, der's konnte halten,
So lern, was Glaube ist, o Christ,
Und laß ihn in dir walten:
Nicht mehr denn dies: o Heiland mein,
Dein Tod soll mir das Leben sein,
Du hast für mich bezahlet.

Gerecht vor Gott ist, der allein
Sich dieses Glaubens freuet;
Vom Glauben fließt der helle Schein,
Der alle Werk erneuet:
Bei Gott erwirbt er Gnad und Fried,
Dem Nächsten wirkt er nichts als Lieb,
Bist du aus Gott geboren.

Und zögert er, sei nicht betrübt
Und laß dich nicht erschrecken;
Denn welche er am meisten liebt,
Den will er's nicht entdecken.
Sein Wort laß dir gewisser sein,
Und ob dein Herz spräch lauter Nein,
So laß doch dir nicht grauen.

3. Albrecht von Brandenburg († 1557).

(Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, genannt Alcibiades, wurde geächtet und mußte nach Frankreich flüchten, wo er das Lied dichtete. Vgl. Lehrb. §. 609 ff.)

Zuversicht auf Gott.

Was mein Gott will, gescheh allzeit,
Sein Will der ist der beste:
Zu helfen dem er ist bereit,
Der an ihn glaubet veste.
Er hilft aus Noth,
Der treue Gott,
Und züchtiget mit masen.
Wer Gott vertraut,
Fest auf ihn baut,
Den wird er nicht verlassen.

Gott ist mein Trost, mein Zuversicht,
Mein Hoffnung und mein Leben,
Dem, was Gott will, das mir geschicht,
Will ich nicht widerstreben;
Sein Wort ist wahr,
Dann all mein Haar
Er selber hat gezehlet;
Er hüt und wacht
Stets für uns tracht,
Auf daß uns gar nichts fehlet.

Nun muß ich Sünder von der Welt
Hinfahr'n in Gottes Willen,
Zu meinem Gott, wann's ihm gefällt!
Will ich ihm halten stille;
Mein arme Seel
Ich Gott befehl
In meinen letzten Stunden:
Du frommer Gott!
Sünd', Höll' und Tod
Hast du mir überwunden.

Noch eins, Herr! will ich bitten dich,
Du wirst mirs nicht versagen.
Wann mich der böse Geist anficht,
Laß mich, Herr! nicht verzagen,
Hilf, steur und wehr,
Ach Gott! mein Herr,
Zu Ehren deinem Namen,
Wer das begehrt,
Dem wirds gewährt,
Drauf sprech ich fröhlich: Amen.

4. Bartholomäus Ringwaldt (aus der Mark, † etwa 1600).

1. Bußlied.

O frommer und getreuer Gott,
Ich hab gebrochen dein Gebot,
Und sehr gesündigt wider dich,
Das ist mir leid und reuet mich.

Verschon, o Herr, laß deine Huld
Zudecken alle mein Schuld,
So werd ich arm verlornes Kind
Ledig und los all meiner Sünd.

Ich will, o Herr, nach deinem Wort
Mich bessern, leben fromm hinfort,
Damit ich mög' nach dieser Zeit
Gelangen zu der Seligkeit.

2. Die fromme Magd.

Eine fromme Magd in gutem Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preiß.

Sie trägt und bringt kein neue Mähr,
Geht still in ihrer Arbeit her,
Ist treu und eines keuschen Muths,
Und thut den Kindern alles Guts.

Sie ist auch munter, hurtig und frisch,
Verbringet ihre Geschäfte risch,
Und hält's der Frauen wohl zu gut,
Wenn sie um Schaden reden thut.

Sie hat dazu ein fein Geberd,
Hält alles sauber an dem Heerd,
Verwahrt das Feuer und das Licht,
Und schlummert in der Kirchen nicht.

5. Georg Neumark.

Gottvertrauen.

(Abgekürzt.)

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In allem Kreuz und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft uns, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Denk nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Daß der nur Gott im Schooße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist,
Die folgend Zeit verändert viel,
Und setzet jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich:
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das deine nur getreu
Und trau des Himmels reichem Segen
So wird er bei dir werden neu.
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

6. Paul Gerhard.

1. Befiehl dem Herren deine Weg und hoff auf ihn, er wirds wohl machen.

Befiehl du deine Wege
und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
des, der den Himmel lenkt;
der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
wenn dirs soll wohl ergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen,
Und mit selbsteigner Pein
läßt Gott ihm gar nichts nehmen,
es muß erbeten sein.

Dein ew'ge Treu und Gnade,
o Vater, weiß und sieht,
was gut sei oder schade
dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
das treibst du, starker Held,
und bringst zum Stand und Wesen,
was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
an Mitteln fehlt dirs nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann niemand hindern,
dein Arbeit darf nicht ruhn,
wenn du, was deinen Kindern,
ersprießlich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er ihm vorgenommen
und was er haben will,
das muß doch endlich kommen
zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff, o du arme Seele,
hoff und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
da dich der Kummer plagt,
mit großen Gnaden rücken;
erwarte nur die Zeit,
so wirst du schon erblicken
Die Sonn der schönsten Freud.

Auf, auf! gib deinem Schmerze
und Sorgen gute Nacht;
laß fahren, was das Herze
betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente
und führet alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
er ist ein weiser Fürst,
und wird sich so verhalten,
daß du dich wundern wirst.
Wenn er, wie ihm gebühret,
mit wunderbarem Rath
das Werk hinaus geführet,
das dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
mit seinem Trost verziehn,
und thun an seinem Theile,
als hätt in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
und sollt'st du für und für
in Angst und Nöthen schweben,
frag' er doch nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden,
daß du ihm treu verbleibst,
so wird er dich entbinden,
da du's am mindsten gläubst;
Er wird dein Herze lösen
von der so schweren Last,
die du zu keinem Bösen
bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
du hast und trägst davon
mit Ruhm und Dankgeschreie
den Sieg und Ehrenkron.
Gott gibt dir selbst die Palmen
in deine rechte Hand,
und du singst Freudenpsalmen
dem, der dein Leid gewandt.

Mach End, o Herr, mach Ende
an aller unsrer Noth!
Stärk uns're Füß und Hände
und laß bis in den Tod
uns allzeit deiner Pflege
und Treu empfohlen sein;
so gehen unsre Wege
gewiß zum Himmel ein.

2. Passionslied.

(Nach dem heil. Bernhard von Clairvaux.)
(Abgekürzt.)

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron!
O Haupt, sonst schön gekrönet
Mit höchster Ehr und Zier,
Jetzt aber frech verhöhnet,
Gegrüßet seist du mir.

Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Ist hin und ganz vergangen;
Des blassen Todes Macht
Hat alles hingenommen,
Hat alles hingerafft:
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last;
Ich, ich hab' es verschuldet,
Was du getragen hast;
Schau her, hier steh ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür:
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth;
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest ans Herze drücken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl!

3. Abendlied.

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
Es schläft die ganze Welt.
Ihr aber, meine Sinnen,

Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind:
Fahr hin, ein andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal:
Also werd' ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht hin, und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt:
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein;
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
„Dieß Kind soll unverletzet sein."

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr:
Gott laß euch ruhig schlafen,
Stell euch die goldnen Waffen
Ums Bett, und seiner Helden Schaar.

7. Knorr von Rosenroth (1636—1689).

Morgen-Andacht.

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte
Und vertreib durch deine Macht
Unsre Nacht.

Deiner Güte Morgenthau
Fall auf unser matt Gewissen;
Laß die dürre Lebensau
Lauter süßen Trost genießen,
Und erquick uns, deine Schaar,
Immerdar.

Gib, daß deiner Liebe Gluth
Unsre kalten Werke tödte,
Und erweck uns Herz und Muth
Bei entstandner Morgenröthe,
Daß wir, eh wir gar vergehn,
Recht aufstehn.

Leucht' uns selbst in jene Welt,
Du verklärte Gnadensonne,
Führ uns durch das Thränenfeld
In das Land der süßen Wonne,
Da die Lust, die uns erhöht,
Nie vergeht.

8. Friedrich von Spee.

Christus am Oelberg.

Bei stiller Nacht, zur ersten Wacht,
Ein' Stimm' sich gund zu klagen.
Ich nahm in acht, was die doch sagt;
That hin mit Augen schlagen.

Ein junges Blut, von Sitten gut,
Alleinig, ohn' Gefährten,
In großer Noth, fast halber todt,
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottessohn;
Sein Haupt er hat in Armen.
Viel weiß- und bleicher dann der Mon,
Ein' Stein es möcht' erbarmen.

Ach, Vater mein! und kann's nit sein?
Und muß ich's je dann wagen?
Will trinken rein den Kelch allein!
Kann dir's ja nit versagen!

Doch Sinn und Muth erschrecken thut,
Soll ich mein Leben lassen?
O bittrer Tod! mein' Angst und Noth
Ist über alle Maaßen.

Maria zart, jungfräulich Art,
Sollst du mein' Schmerzen wissen;
Mein Leiden hart, zu dieser Fahrt,
Dein Herz wär' schon gerissen.

Ach, Mutter mein! bin ja kein Stein;
Das Herz mir möcht' zerspringen:
Sehr große Pein muß nehmen ein,
Mit Tod und Marter ringen.

Ade, ade zu guter Nacht,
Maria, Mutter milde!
Ist niemand, der dann mit mir wacht
In dieser Wüsten wilde?

Der schöne Mond will untergehn,
Vor Leid nit mehr mag scheinen,
Die Sternen lan ihr Glitzen stehn,
Mit mir sie wollen weinen.

Kein Vogelsang, noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,
Die wilden Thier' trau'rn auch mit mir,
In Steinen und in Grüften.

9. Johann Scheffler (Angelus Silesius).

1. Anima Christi sanctifica me.

Die Seele Christi heilige mich,
Sein Geist versenke mich in sich,
Sein Leichnam, der für mich verwundt,
Der mach mir Leib und Seel gesund.

O Jesu Christ, erhöre mich,
Nimm und verbirg mich ganz in dich,
Laß mich in deine Wunden ein,
Daß ich vorm Feind kann sicher sein.

Ruf mir in meiner letzten Noth,
Und setz mich neben dich, mein Gott,
Daß ich mit deinen Heilgen all'n
Laß ewiglich dein Lob erschall'n.

2. Geistliche Sprüche.

(Aus dem Cherubinischen Wandersmann.)

Die Welt ist meine See, der Schiffmann Gottes Geist,
Das Schiff mein Leib, die Seel' ist's, die nach Hause reist.

Der Armuth Eigenthum ist Freiheit allermeist,
Drum ist kein Mensch so frei, als der da arm im Geist.

Ach, daß wir Menschen nicht wie die Waldvögelein
Ein jeder seinen Ton mit Lust zusammenschrei'n!

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Wer sich an Christus stößt, — er ist ein Felsenstein —
Zerschellt; wer ihn ergreift, kann ewig sicher sein.

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

Die Ros' ist ohn Warum: Sie blühet, weil sie blüht;
Sie acht't nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie sieht.

Die Einsamkeit ist Noth; doch sei nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüsten sein.

O Gott! ein Seidenwurm, der wirkt bis er kann fliegen;
Und du bleibst, wie du bist, nur auf der Erde liegen.

Mensch! wenn du durch das Blut des Lammes bist genesen,
So bist du ewiglich kein böser Mensch gewesen.

Nichts anders stürzet dich in Höllenschlund hinein,
Als das verhaßte Wort, merk's wohl! Das Mein und Dein.

Weg, weg, ihr Seraphim! ihr könnt mich nicht erquicken:
Weg, weg, ihr Heiligen, und was an Euch thut blicken;
Ich will um eurer nicht: ich werfe mich allein
In's ungeschaffne Meer der bloßen Gottheit ein.

Mensch, so du etwas liebst, so liebst du nichts fürwahr;
Gott ist nicht dieß und das, drum laß das Etwas gar.

Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wenn es nicht auch in dir wird aufgericht, erlösen.

Lieb üben hat viel Müh, wir sollen nicht allein
Nur lieben, sondern selbst, wie Gott, die Liebe sein.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht,
Wer es nicht selber wird, der sieht es ewig nicht.

Bist du aus Gott geboren, so blühet Gott in dir
Und deine Gottheit ist dein Saft und deine Zier.

Halt an, wo läufst du hin, der Himmel ist in dir,
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.

Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.

10. Johann Arnd.

(§. 43. Lehrb. §. 685.)

1. Von der Versöhnlichkeit.

Je größer der Held:
Je eh sein Zorn fällt:
Je edler Herz und Muth:
Je ehe mans versöhnen thut.

Dem Feind obsiegen ist ein großes Werk,
Sich selbst überwinden ist größre Stärk.
Den Kleinen Gnad, den Stolzen Krieg,
Ist großen Leuten ein großer Sieg.

Die wahre Liebe zürnet mit niemand leichtlich, denn mit sich selbst. Der wahre Friede stehet nicht in großem Glück, sondern in demüthigem Leiden der Widerwärtigkeit. Ein tapfer Gemüth ist keiner Lästerung fähig. Wenn du ein tapfer Gemüth hast, so wirst du dafür halten, daß dir keine Schmach widerfahren könne. Wenn einer die Sonne schelte, und spräche, sie wäre nichts denn Finsterniß, davon würde sie nicht finsterer werden: also gedenke du auch. Es ist eine große Rache, bald vergeben.

2. Von der Liebe zu Gott.

Des Menschen Herz ist also von Gott geschaffen, daß es ohne Liebe nicht leben kann, es muß etwas lieben, es sei Gott oder die Welt, oder sich selbst. Dieweil nun der Mensch etwas lieben muß, so soll er das allerbeste lieb haben, welches ist Gott selbst, und soll diesen Trieb, welchen Gott in das

Herz gepflanzet und durch den heiligen Geist angezündet hat, Gott wieder geben, und bitten, daß er seine Liebe in ihm desto mehr und mehr anzünde. Denn Gott liebet dich erst, und entzündet deine Liebe mit seiner Liebe. Liebest du ihn aber wieder, so wirst du von ihm geliebet werden. Wer mich liebet, wird von meinem Vater geliebet werden. Joh. 14, 21.

3. Etliche Regeln eines christlichen Lebens.

1. Regel. Ob du gleich nicht also vollkömmlich leben kannst, wie es Gottes Wort fordert, und wie du gern wolltest, so sollst du es doch wünschen.

2. Regel. Die Freiheit deiner Seelen befleißige dich zu erhalten, daß du dieselbe nicht durch unordentliche Begierden des Zeitlichen zum Knechte und Leibeigenen der irdischen Dinge machest.

3. Regel. Die Traurigkeit dieser Welt vermeide: denn sie wirket den Tod, und entsteht aus Geiz, Neid, aus Sorge der Nahrung, aus Unglauben und Ungeduld; die göttliche Traurigkeit, so aus Erkenntniß der Sünden kommt, ist heilsam und wirket eine Reue zur Seligkeit. Es soll ein Mensch um keines zeitlichen Dinges willen so traurig sein als wegen seiner Sünden.

4. Regel. Wenn du nicht kannst dein Kreuz mit Freuden aufnehmen wie sichs denn wohl gebührete: so nimm es zum wenigsten mit Geduld und Demuth auf, und laß die göttliche Vorsehung und gnädigen Willen Gottes allezeit deinen Trost sein.

5. Regel. Die äußerliche Verachtung, Schmach und Lästerung sollst du nicht mit Unmuth, Zorn und Rachgier aufnehmen, sondern gedenken, es sei eine Probe deines Herzens, dadurch Gott offenbaren will, was in dir verborgen liegt; ob Sanftmuth und Demuth bei dir seien, oder ob Hoffahrt und Zorn bei dir seien.

11. Jacob Böhme († 1624).

(Vgl. Lehrb. §. 670 a.)

Aus „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang".

Was sind die Sterne?

Davon schreibet nun Moses. Und Gott sprach, es werden Lichter an der Festen des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, und sind Lichter an der Feste des Himmels, daß sie scheinen auf Erden.

Und es geschah also, und Gott machte zwei große Lichter, ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, darzu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde, und den Tag und die Nacht regiereten, und scheideten Licht und Finsterniß. Und Gott sahe, daß es gut war, da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag. (Gen. 1, 14, 15, 16, 17, 18, 19.)

Diese Beschreibung zeiget genug an, daß der theure Mann Moses nicht der Autor sei, denn der Scribent hat weder den rechten Gott, noch die Sternen erkannt, was die sind. Und ist wohl zu vermuthen, daß die Schöpfung vor der Sündfluth nicht ist beschrieben worden, sondern als ein dunkel Wort im Gedächtniß von einem Geschlechte aufs andre gebracht, bis nach der Sündfluth, da die Welt hat wieder angefangen epikurisch zu leben.

Da haben die heiligen Väter, als sie solches gesehen, die Schöpfung beschrieben, damit es nicht möchte vergessen werden, und die epikurische Welt

doch möchte einen Spiegel an der Schöpfung haben und daran sehen, daß ein Gott sei, und daß dies Wesen der Welt nicht von Ewigkeit also gestanden sei, damit sie doch möchten einen Spiegel daran haben, und denselben verborgenen Gott fürchten.

Dieses ist auch der Altväter, nach der Sündfluth und auch davor, ihre vornehmste Unterweisung und Lehre gewesen, daß sie die Menschen an die Schöpfung gewiesen haben, wie solches auch das ganze Buch Hiob treibet.

Nach denselben Vätern sind die weisen Heiden kommen, die sind in der Erkenntniß der Natur was tiefer kommen, und muß ich mit Grunde der Wahrheit sagen, daß sie in ihrer Philosophia und Erkenntniß sind bis für Gottes Antlitz kommen und haben denselben doch weder sehen noch erkennen können.

Sie haben zwar die Sonne und Sterne für Götter geehret und angebetet, aber nicht erkannt, wie dieselben geschaffen oder worden sind, oder woraus dieselben worden sind.

Dann sie möchten doch gedacht haben, daß sie von etwas herkommen wären und daß dasselbe, das sie geschaffen habe, müsse größer und älter sein als die Sternen.

Darzu haben sie ja die Erde und Steine zum Exempel, daß dieselben mußten von Etwas sein herkommen, so wol auch die Menschen, und alle Creaturen auf Erden. Das alles überzeuget sie, daß in diesen Dingen noch eine mächtigere Kraft vorhanden sei, die dieses alles also geschaffen habe.

Zwar was soll ich viel von der Heiden Blindheit schreiben, sind doch unsere Doctores in ihren gekrönten Hütlein gleich also blind: sie wissen zwar, daß ein Gott ist, der dieses alles geschaffen habe, sie wissen aber nicht, wo derselbe Gott oder wie der ist.

Wann sie wollen von Gott schreiben, so suchen sie ihn außer dieser Welt in einem Himmel allein, gleich als wäre er ein Bild mit etwas zu vergleichen. Sie lassen zwar zu, daß derselbe Gott mit seinem Geiste in dieser Welt alles regiere, aber sein corporlich Eigenthum wollen sie schlechts über viel tausend Meilen in einem Himmel haben.

Wolher ihr Doctores, wo ihr Recht habt, so gebet dem Geiste Antwort, ich will euch ein wenig fragen.

Was vermeinet ihr wol, daß vor der Zeit der Welt sei an Statt dieser Welt gestanden? oder woraus vermeinet ihr wol, daß die Erde und Sternen sind geworden? oder was vermeinet ihr wol, daß in der Tiefe über der Erden sei, oder wovon die Tiefe worden sei? oder wie vermeinet ihr wol, daß der Mensch Gottes Bild sei, in dem Gott wohne? oder was lasset ihr euch bedünken, daß der Zorn Gottes sei? oder was Gott für einen Mißfallen an dem Menschen habe, daß er denselben peiniget, sintemal er ihn geschaffen hat? daß er demselben Sünde zugerechnet, und zur ewigen Pein verurtheilet?

Warum hat er dann das geschaffen, daran sich der Mensch vergreift, so muß ja dasselbe noch viel böser sein? warum oder woraus ist die Ursache oder der Anfang oder die Geburt des grimmen Zornes Gottes, daraus Hölle und Teufel worden sind? oder wie kömmts, daß sich alle Creaturen in dieser Welt mit einander beißen, stoßen und schlagen, und wird doch dem Menschen allein Sünde zugerechnet?

Oder woraus sind die giftigen und bösen Thiere und Würmer worden mit allem Ungeziefer? oder woraus sind die heiligen Engel worden? und letzlich, was ist die Seele des Menschen, und der große Gott selber?

Hierauf gebet richtige und gründliche Antwort, und beweiset das, und lasset von eurem Wortzank ab.

Ihr lehret andere den Weg, und suchet ihn doch selber immerdar und tappet im Finstern und sehet ihn nicht: Oder vermeinet ihr, daß es Sünde sei, so einer nach dem Wege frage?

O ihr blinden Menschen, lasset ab vom Zanke und vergießet nicht unschuldig Blut, und verwüstet darum nicht Land und Stätte nach des Teufels Willen und Gutdünken, sondern zieht an den Helm des Friedens, und gürtet euch mit Liebe gegen einander, und braucht euch der Sanftmuth. Lasset ab von Hoffahrt und Geize, mißgönne keiner den andern seine Gestalt, lasset euch das Zornfeuer nicht anzünden, sondern lebet in Sanftmuth, Keuschheit, Freundlichkeit und Reinigkeit, so seid und lebet ihre alle in Gott.

Dann du darfst nicht fragen: Wo ist Gott? Höre du blinder Mensch, du lebest in Gott, und Gott ist in dir und so du heilig lebest, so bist du selber Gott, wo du nur hinsiehest, da ist Gott.

Wann du die Tiefe zwischen Sternen und Erden ansiehest, wolltest du sagen: Das ist nicht Gott, oder hie ist nicht Gott? O du armer verderbter Mensch, laß dich unterweisen, dann in der Tiefe über der Erden, da du nichts siehest und erkennest, und sprichst: da ist nichts; daselbst ist gleichwol der lichtheilige Gott in seiner Dreifaltigkeit, und wird allda geboren wie in dem hohen Himmel über dieser Welt.

Zweite Abtheilung.

Neudeutsche Literatur.

Von Opitz bis auf unsere Zeit.

A. Die Periode der Nachahmung von Opitz bis Klopstock.

I. Die schlesischen Dichter und ihre Zeitgenossen.

1. Martin Opitz von Boberfeld.

(§. 46. Lehrb. §. 687.)

a. Lieder.

1. Morgenlied.

O Licht, geboren aus dem Lichte,
O Sonne der Gerechtigkeit,
Du schickst uns wieder zu Gesichte
Die angenehme Morgenzeit:
Drum will uns gehören,
Dankbarlich zu ehren
Solche deine Gunst:
Gib auch unsern Sinnen,
Daß sie sehen können
Deiner Liebe Brunst.

Laß deines Geistes Morgenröthe
In unsern dunkeln Herzen sein,
Daß sie mit ihren Strahlen tödte
Der eiteln Werke kalten Schein:
Siehe Herr, wir wanken,
Thun und auch Gedanken
Geh'n auf falscher Bahn:
Du wollst unserm Leben
Deine Sonne geben,
Daß es wandeln kann.

Verknüpfe mit des Friedens Bande
Der armen Kirche schwache Schaar,
Nimm weg von unserm Vaterlande
Verfolgung, Trübsal und Gefahr:
Laß uns ruhig bleiben,
Unsern Lauf zu treiben
Diese kleine Zeit,
Bis du uns wirst bringen,
Wo man dir soll singen
Lob in Ewigkeit.

2. Lebenslust.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir!
Es ist Zeit, hinauszuschauen,
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die Fischer Netze stellen.

Wozu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen läuft der Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf ihr letztes Ende hin:
Dann kömmt ohne Geist und Sinn
Dieses alles in die Erden.

Holla, Junger, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag sein,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauren, Leid und Klage,

Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Klotho fortgerafft,
Will ich in den süßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen!

Bitte meine guten Brüder
Auf die Musik und ein Glas.
Kein Ding schickt sich, dünkt mich baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Laß ich schon nicht viel zu erben,
Ei, so hab' ich edlen Wein,
Will mit andern lustig sein,
Wenn ich gleich allein muß sterben.

b. Epigramme.

Drei Uebel.

Von dreien Dingen kommt am meisten Uebels her!
Wie, fragst du, heißen sie? Es sind: Weib, Feuer, Meer.

Grabschrift auf Alexander den Großen.

Dem erst die Welt zu eng, wird weit ein Grab allein,
Das Klein ist ihm jetzt groß, sonst war das Groß ihm klein.

Grabschrift eines Bettlers.

Ich lebte ohne Haus; todt hab' ich eins dahier;
Im Leben hatt' ich nichts, todt bin ich reich dafür;
Mein Leben war nur Flucht, das Grab ist meine Ruh,
Im Leben ging ich bloß, und jetzt deckt man mich zu.

Wahrer Reichthum.

Der ist ein reicher Mann, der reich ist im Gemüthe;
Der an der Güter Statt was Höh'res hat von Güte.

Auf einen Reichen.

Du hast des Reichen Gut, des Armen Harm,
Den Erben bist du reich, dir selber arm.

c. Aus „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges“.

Du aber, lieber Herr, du pflegest nicht zu schlafen;
Dein Auge schlummert nicht; du bist bei deinen Schafen
Auch mitten in der Noth; du großer Friedefürst,
Wie sehr du über Sünd' und Laster zornig wirst,
So währt dein Grimm doch nicht; so weit die blaue Decke
Der Wolken über uns sich streckt von einer Ecke
Bis zu der andern hin, so weit wird auch die Schuld
Des Menschen, der dich liebt, mit Sanftmuth und Geduld
Von dir hinweggethan; du willst uns nur probiren
Auf diesem Musterplatz und auf den Fechtplan führen,
Zu zeigen, daß in uns gar keine Heuchelei,
Kein Murren wider dich noch Ungehorsam sei.

Du willst uns eifriger hinfüro beten lehren
Und wahre Buße thun, du willst die Andacht mehren,
So noch zu Friedenszeit und außer der Gefahr
Durch Sicherheit und Stolz in uns erkaltet war.
Nun, Vater, schicke doch uns deinen Geist hernieder,
Den Geist der Besserung, erwärme diese Glieder,
Sonst böse von Natur mit seiner Weisheit Brunst.
Ohn ihn ist unser Thun und Wille ganz umsonst;
Ohn ihn vermag man nichts. Laß unsre Sinnen fegen
Durch seiner Liebe Glut, auf daß wir von uns legen
Das alte Sündentuch, ziehn an das reine Kleid
Der Unschuld, Gottesfurcht und neuen Frömmigkeit.
Und da wir ja forthin noch länger müssen tragen
Die Bürde deines Zorns, so laß uns nicht verzagen,
Gib uns den Muth, der Noth und Tod verachten kann,
Bind' uns mit deiner Hand stark an den Himmel an,
Auf daß wir nicht vergehn, gib uns in diesen Schmerzen
Ein freudiges Gemüth und königliche Herzen,
Damit wir wider Grimm, Gewalt und Ueberlast
Mit kräftiger Geduld und Hoffnung sein gefaßt,
Schenk' uns des Glaubens Helm, den Sinn, der allzeit wache,
Laß uns der Tyrannei frisch unter Augen gehn,
Und, also lange wir den Athem haben, stehn.
Ein Mensch, der dir vertraut, der dir sich hat ergeben,
Wie kann er weniger verlieren als sein Leben?

2. Paul Fleming.

(§. 46. Lehrb. §. 687.)

An Fleming. (Von A. W. Schlegel.)

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren;
Der du durch Schiffbruch, Wüstenei'n, Barbaren,
Fast bis zum Bett der Sonne hingedrungen.

Du ließest, wo kein deutscher Laut erklungen,
Die Fremdlingspoesie sich offenbaren.
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Gesang verherrlichend bezwungen.

Du warst der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutschland, Friede wünschend, aus der Wolgen
Auf Caspiens Fluth gesendet zu den Persen.

Doch als auf dich der Heimath Musen schauten,
Und du zurückkamst, ihnen rasch zu folgen,
Da stach der Tod dich neidisch in die Fersen.

1. Gott-Ergebung.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Solls anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spat und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist:
Ich nehm es wie er's giebet;
Was ihm von mir geliebet;
Das hab' auch ich erkiest.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut:
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

So sei nun, Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat:
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

2. Sonett.

An sich.

Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren,
Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid,
Vergnüge dich an dir, auch acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.
Was dich betrübt und labt, halt Alles für erkoren,
Nimm dein Verhängniß an, laß Alles unbereut,
Thu, was gethan muß sein, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein Jeder selbst. Schau alle Sachen an.
Dies Alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn,
Und eh du fürder gehst, so geh in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und Alles unterthan.

3. Simon Dach.

(§. 47. Lehrb. §. 688.)

1. Lied der Freundschaft.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wenn er mit seines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben,
Und fern von Leuten sein.
Wir sollen uns befragen
Und sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das giebt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt,
Der muß sich selbst auffressen,
Der in Geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor Allen,
Die meine Seele liebt:
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt.
Mit diesen Bundsgesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen,
Und breche durch den Tod.

2. Aennchen von Tharau.

(Volkslied.)

Aennchen von Tharau ist die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet, in Lieb' und in Schmerz.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn.
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'!
Mein Leben schließ' ich um deines herum.

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchen Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut! —
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest du, wo man die Sonne kaum kennt:
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein Sonn'!
Mein Leben schließ' ich um deines herum.

4. Rudolf Weckherlin.

(§. 45. Lehrb. §. 687.)

1. Grabschrift des Herzogs Bernhard zu Sachsen.

Steh', Leser, seufz' und wein'! Der, welcher keine Müh'
Gespart, des Reiches Recht und Freiheit handzuhaben,
Bernhard, des Deutschlands Held, und mit ihm ist allhie
Die deutsche Redlichkeit und Tapferkeit begraben.

2. An Deutschland.

Zerbrich das schwere Joch, darunter du gebunden,
O Deutschland, wach' doch auf, fass' wieder einen Muth,
Gebrauch dein altes Herz, und widersteh' der Wuth,
Die dich und die Freiheit durch dich selbst überwunden!
Straf' nun die Tyrannei, die dich schier gar geschunden,
Und lösch' doch endlich aus die dich verzehrend' Gluth,
Nicht mit dein' eignem Schweiß, sondern dem bösen Blut,
Fließend aus deiner Feind' und falscher Brüder Wunden.
Verlassend dich auf Gott, folg' denen Fürsten nach,
Die sein' gerechte Hand will, so du willst, bewahren
Zu der Getreuen Trost, zu der Treulosen Rach',
So lass' nun alle Furcht und nicht die Zeit hinfahren,
Und Gott wird aller Welt, daß nichts denn Schand und Schmach
Des Feind's Meineid und Stolz gezeuget, offenbaren.

3. Epigramme.

1. Das Menschenleben.

Das Leben ist ein Meer, der Fährmann ist das Geld.
Wer diesen nicht besitzt, schifft übel durch die Welt.

2. Auf einen schlechten Redner.

Du hast alles Volk bewegt, wie du zu reden angefangen,
Alle, die dich nur gehört, sind augenblicks davon gegangen.

5. Julius Wilhelm Zinkgref.

1. Ueberschriften.

Zeit und Rath.

Schiffer, welche Meister sind,
Suchen Zeit und guten Wind;
Mit Gewalt ist nichts zu machen.
Also werden hohe Sachen
Eher zu dem End' gebracht
Durch die Weisheit, als durch Macht.

Jugend.

Neue Weine müssen gähren:
Wer kann denn der Jugend wehren?
Laß sie toben! Most wird Wein:
Sie wird endlich klüger sein.

2. Scharfsinnige Sprüche (Apophthegmata).

Ein Straßenjunge, der von einem andern eine Maulschelle bekommen hatte, ward gefragt, warum er ihm nicht wieder eine gegeben hätte. Er antwortete: darum, weil ich dachte, es wären unser nur zwei, und die Reihe käme doch gleich wieder an mich. —

Eine Gesellschaft von Spöttern wollte sich über einen jungen Musiker, der ihnen vorspielte, lustig machen und rief: Er spielt so lieblich wie Orpheus! Ja, antwortete der Künstler, darum hab' ich auch einen Haufen Bären und Panther um mich her. —

Als eines Tages zu Nürnberg ein Bettler zu Kaiser Friedrich kam, und ihn um ein Almosen ansprach, mit dem Zusatz, er wäre kaiserlicher Majestät Bruder, weil alle Menschen von einem Vater, dem Adam, abstammten, also unter einander Brüder wären, ließ ihm der Kaiser nicht mehr als einen Kreuzer geben. Der Bettler wollte sich beschweren, daß es für einen Kaiser zu wenig wäre, allein Friedrich wies ihn mit den Worten ab: Wenn dir ein jeder Bruder so viel gibt, wirst du reicher sein, als ich selbst! —

6. Johann Rist.

Lied eines christlichen Kriegers.

Du mächtigster Herr Jesu Christ,
Du Held von großen Thaten,
Der du nicht zu bezwingen bist
Durch Streiten oder Rathen,
Du Kraft, du Wunderbar,
Du Helfer in Gefahr,
Sei du mein Schild und Schutz,
Auf daß der Feinde Trutz
Mir gar nicht könne schaden.

Herr, du bist ja mein starker Schild,
Der mich zu Ehren setzet;
Und wenn der Feind gleich noch so wild
Und grausam wird geschätzet,
So kann er doch fürwahr
Mir krümmen nicht ein Haar.
Er brause nur heran!
Du bleibest doch der Mann,
Der mir mein Haupt aufrichtet.

Herr, gib mir einen Heldenmuth,
Daß ich der Feinde Dräuen,
Die durstig sind nach meinem Blut,
Jetzt gar nicht dürfe scheuen.
Wenn du mir hilfst, mein Gott,
So werd' ich nicht zu Spott.
Du brichst in einer Schlacht
Des Feindes List und Macht;
Bei dir ist Sieg und Segen.

Entzünd' in mir Herz, Muth und Blut,
Daß ich mag freudig streiten,
Wenn deiner Feinde Grimm und Glut
Mir will ein Grab bereiten.
Dann laß als einen Held
Mich ziehen frisch in's Feld.
Wohlan, dein ist der Krieg,
Drum gieb mir auch den Sieg.
So will ich stets dich preisen.

7. Johann Klay.

Kriegsklage.

Wenn die braunen Meißnerhirten
Könnten in die Weide fahren,
Mit den weichen Wollenschaaren,
Um und um belaubt mit Myrten:
Wollt ich nicht der letzte sein,
Hütend meine Schäfelein.

Ich hab' in den langen Tagen,
Wenn mein Sinn war ausgeschliffen,
Tausend Lieder hergepfiffen,
Da die Wölfe schlafen lagen,
Weid' und Ruh gesungen ein
Mir und meinen Schäfelein.

An der Elbe klarem Strande
Konnten Schaf= und Ziegenheerden
Zwier des Tags gemolken werden.
Dort in meinem Vaterlande
War die Nahrung überreich,
Nährend Hirt' und Heerd' zugleich.

Gleichwie wenn der Winter stäubet,
Und der Wiesen Zier zerschleifet,
Hagelt, schneiet, eiset, reifet,
Und so aus den Triften treibet
Uns und unsre Schäfelein
In die strohern Hütten ein:

Also gehts in jenen Landen,
Wo zuvor die Reihen sangen
Und die Dörfer jauchzend sprangen,
Ist jetzt Herzeleid vorhanden.
Schafe, Schäfer, Schäferin,
Hirt und Heerden sind dahin.

8. Ph. Harsdörffer.

Das Maienblümlein.

Wo des Schattens Fittich schwebet
Ob der Auen Sommerkleid,
Weinet zu der Winterzeit
Was in diesen Triften lebet:
Unsrer Nymphen Wangen gießen
Thränen gleich dem Bergkrystall,
Und von solcher Zähren Fall
Sieht man diese Blum entsprießen.

In dem stolzen Blumengarten
Findet man dergleichen nicht,
Darum hält dich mein Gedicht
Höher als die andren Arten.
Maienblümlein, deine Glocken
Sind zerspaltnen Perlen gleich,
Der sich untersteht, entweich,
Eins von diesen abzupflocken.

9. Sigmund Birken.

Lob des Schäferlebens.

Wer in lieben Lebenstagen
Segelt von der Sorgen Rand
Zu der Freudenzeit Behagen,
Liebe Schaf' und Schäferstand,
Hasse hochgeführte Dächer,
Und der Städte Goldgemächer.
Unsrer Hürden Hirtenlust
Ist noch vielen unbewußt.

Wo ist fromm= und freies Rasten?
Wo steht wahrer Freiheit Thron?
Wo glänzt helles Tugendglasten
Und der Unschuld Perlenkron?
Nur ein freies Schäferleben
Kann die wahre Wollust geben.
Unsrer Hürden Hirtenlust
Ist noch vielen unbewußt.

Was geht über kühlen Schatten,
Der bei hohlen Felsen lauscht,
Wenn uns Sonn' und Schritt abmatten
Und dort bei den Büschen bauscht?
Diesen können wir genießen,
Und mit Lust die Rast versüßen.
Unsrer Hürden Hirtenlust
Ist noch vielen unbewußt.

Er darf Neid und Haß nicht dulden,
Weil er Stadt und Hofart flieht;
Nicht den scheelen Sorgen hulden,
Weil sein Thun auf Unschuld sieht,
Und was sonst für nütze Sachen,
Die aus Schäfern Fürsten machen.
Unsrer Hürden Hirtenlust
Ist noch vielen unbewußt.

10. Andreas Gryphius.

(§. 48. Lehrb. §. 689.)

1. Sonett.

Es ist Alles eitel.

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein;
Wo itzund Städte stehn, wird eine Wiesen sein,
Auf der ein Schäfers Kind wird spielen mit den Heerden.
Was itzund prächtig blüht, soll bald zertreten werden;
Was itzt so trotzt und pocht, ist morgen Asch und Bein.
Nichts ist, das ewig sei, kein Erz, kein Marmorstein!
Jetzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.
Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn.
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch, bestehn?
Ach, was ist alles dies, was wir für köstlich achten,
Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wiesenblume, die man nicht wieder find't.
Noch will, was ewig ist, kein einig Mensch betrachten.

2. Aus dem Trauerspiel Carolus Stuardus oder gemordete Majestät.

Karls letzte Rede.

Wir scheiden aus der trüben Nacht des Zagens
Zu dem gewünschten Licht der schönsten Sonne!
Wir scheiden aus dem Kerker herbes Klagens
In das gezierte Schloß der höchsten Wonne!
Wir gehn aus dem engen Lande in der Engel weites Land,
Wo kein schmerzend Weh betrübet den stets unverrückten Stand.
Niemand wird die Kron ansprechen;
Niemand wird den Scepter brechen;
Niemand wird das Erbgut kränken,
Das der Himmel uns wird schenken.
— — — — — — — — —
Fahrt wohl mit diesem Band, Welt, Scepter, Kron und Stab.
Ade beherrschtes Reich! wir legen Alles ab.
Laßt unserm ältern Sohn dies Ritter=Ehrenzeichen
Nebst meinem Petschaftring zum Denkmal überreichen.
Nehmt ihr, weil auf der Welt ich nichts mehr geben kann,
Dies Kettlein, Thomlisson; dies Uhrwerk, Haker, an.
Bleibt Bischof, bleibt geruht, stets indenk meiner Worte.
— — — — — — — —

O, König, der uns durch sein Blut
Der Ehren ewig Reich erwarb!
Der seinen Mördern selbst zu gut
An dem verfluchten Holze starb,
Vergib mir, was ich je verbrochen.
Nimm nach dem überhäuften Leiden
Die Seele, die sich dir ergibt,
Die keine Noth kann von dir scheiden,
Die, Herr, dich, wie du mich, geliebt,
Auf in das Reich der großen Wonne,
Erfreue mich, du Lebenssonne!
Erhalt mich, unerschöpfte Macht!
Hier lieg ich! Erden, gute Nacht!

11. Daniel Kaspar von Lohenstein.

Gesang der Tiber und der sieben Berge in Rom.

(Aus dem Trauerspiel „Epicharis", welches die Verschwörung des Piso gegen Nero und Seneca's Tod zum Inhalt hat. Epicharis ist der Name eines Freigelassenen, der die Seele der Verschwörung war.)

Die Tiber.

So muß ich ewig blutig fließen?
Hat Rom sein sieben-bergicht Haupt
Sonst nirgends hin zu legen wissen?
Euch andern Strömen sei erlaubt,
Das Haupt der Welt euch zu vermählen.
Ich wünsch' ein Ufer, wo die Flut
Nicht wandelt ihr Krystall in Blut,
Mit meinen Nymphen zu erwählen.

Die Berge.

Fleuch, edler Fluß, bis an des Taurus Klüfte,
Fleuch hin, bis wo der Nil entspringt,
Verbirg dich gar in Calpens finstre Grüfte
Und wo der Anas sich verschlingt,
Du wirst doch nur dein silbern Kleid beflecken,
Weil alle Klippen in der Welt,
Seit Nero Schwert und Scepter hält,
Geronnen Blut und blasse Leichen decken.

Die Tiber.

Der Blutbrunn muß nach Rom gesetzet
Durch das Verhängniß worden sein.
Eh es auff frembde Stahl gewetzet,
Weiht es durch Bruders-Blut sich ein,
Ja wo hat sonst sich dies begeben,
Was Tullia dem Vater thut?
Vom Nero treuft der Mutter Blut.
Der Priester bleibt an Tempeln kleben.

Die Berge.

Stopf' immer auf die Alabaster Röhren
Du heil'ger Vater Apennin;
Und lasse sich der Tiber Wellen mehren:
Daß sie den Bluthund reißen hin,
Den unsre Schultern kaum mehr können tragen;
Denn, wo verspielt der Menschen Witz,
Da müssen Berge, Flüsse, Blitz,
Ja Sterne selbst Tyrannen niederschlagen.

12. Hoffmann von Hoffmannswaldau.

1. Klage der Tochter Jephta's.

Du schönes Thal mit Lieblichkeit umgeben,
In dessen Schoos viel tausend Blumen schweben,
Laß meine Klagen ein.
Laß, was du schaust aus meinen Augen schießen,
Durch Laub und Gras der schönen Gegend fließen
Und ihren Schmelz damit gewaschen sein.

Es wird mein Fuß dich künftig nicht beschreiten,
Der Widerschall wird nicht mehr mit mir streiten,
Mein Mund spricht gute Nacht:
Ihr Blätter kommt und werdet mir zu Zungen,
Und weil ich auch vor diesem viel gesungen,
So singt itzund was mir den Tod gebracht.

Du stolzer Berg mit Bäumen wohl besetzet,
So keine Hand der Männer hat verletzet,
Und Jungfrau sind wie ich,
Verachte nicht, was meine Wehmuth bringet,
Und so sie dich nicht auch zum Klagen zwinget,
So trauer' ich fast billig über dich.

Du schöner Fluß, der du die Gegend zierest,
Und mehr Crystall als Wasserfluthen führest
Nimm an mein Ach und Weh.
Du reiner Fluß, nimm meine reinen Zähren,
Ich weiß dir itzt nichts reiners zu gewähren,
Und schenke sie alsdann der wüsten See.

Was aber will ich Arme doch beginnen?
Was plag ich mir durch Klagen meine Sinnen,
Es ist um mich gethan.
Die Jugend heißt mich ferner sein und leben,
Und der so mir das Leben hat gegeben
Macht daß ich nicht mehr länger leben kann.

O schwerer Sieg! O unbequemes Streiten!
Des Vaters Ruhm muß mir das Grab bereiten,
Die Liebe bringt Gefahr.
Mein Untergang vermehrt der Kinder Haufen,
Es muß mein Blut zu ihrem Blute laufen,
Der Tochter Tod vermehrt der Feinde Schaar.

2. **Bußlied.**

Kann ich mit einem Thone,
Der schwer von Erden ist,
Mich schwingen zu dem Throne,
Den du dir hast erkiest;
Kann ich die schnöden Flecken
Der sündlichen Begier
Mit Zuversicht entdecken,
O reines Wesen! dir?

Ich hörte deine Worte
Mit tauben Ohren an;
Und stund ich in dem Orte,
Der uns erbauen kann,
So waren meine Sinnen
Auf Sünden stets gelenkt,
Auf nichtiges Beginnen,
So deine Gottheit kränkt,

Ich fühle zwar mit Schmerzen,
Wie Fleisch und Sünde drückt,
Die Hoffnung von dem Herzen,
Den Sinn vom Himmel rückt;
Doch hoff ich zu gewinnen,
Vermittelst deiner Hand,
Die stärken kann die Sinnen,
Und trennen falsches Band.

Ich hörte kein Gesetze;
Die Lüste dieser Welt,
Die waren meine Schätze,
Hier war mein Ziel gestellt.
Den Himmel zu erkiesen,
Da war ich allzublind,
Ich habe mich erwiesen
Oft schlechter als ein Kind.

Ich liebte bloß das Glänzen,
Die Eitelkeit der Welt:
Die Lust vergaß die Gränzen,
So man ihr vorgestellt.
Mein Auge war ein Spiegel,
Der alle Formen fieng,
Der, frei von Zaum und Zügel,
Durch geile Felder gieng.

Doch kann ein Kind erlangen
Des Vaters alte Gunst:
So komm auch ich gegangen,
Und hoffe nicht umsonst.
Ich lasse meine Thränen
Mit reichen Strömen aus;
Ich weiß, du kennst mein Sehnen,
Und nimmst mich in dein Haus.

13. Friedrich von Logau.

(§. 49. Lehrb. §. 689.)

1. **Auf den Technikus.**

Technikus kann alle Sachen
Andre lehren, selber machen;
Reiten kann er, fechten, tanzen,
Bauen kann er Städt' und Schanzen;
Volk und Land kann er regieren;
Recht und Waffen kann er führen,
Jede Krankheit kann er brechen,
Alle Sprachen kann er sprechen,
Alle Sterne kann er nennen;
Brauen kann er, backen, brennen;
Pflanzen kann er, säen, pflügen,
Und zuletzt — erschrecklich lügen!

2. **Hoffnung und Geduld.**

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld eine Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

3. **Schlaf und Tod.**

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwischen Arm und zwischen Reich,
Zwischen Fürst und zwischen Bauer,
Zwischen Biedermann und Lauer.

4. Aug, Ohren, Mund.

Aug' und Ohren sind die Fenster, und der Mund die Thür in's Haus:
Diese, wann sie wohl verwahret, geht nichts Böses ein und aus.

5. Ein unruhig Gemüth.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben,
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben.

6. Die deutsche Sprache.

Deutsche mühen sich jetzt, hoch=deutsch zu reden sein und rein;
Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.
Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, güteln, kürmeln, lachen.

7. Männliche Tugend.

Tapfre Männer sollen haben was vom Fuchse, was vom Leuen,
Daß Betrüger sie nicht fangen, daß sie Frevler etwas scheuen.

8. Heutige Weltkunst.

Anders sein und anders scheinen,
Anders reden, anders meinen,
Alles loben, Alles tragen,
Allen heucheln, stets behagen,
Allem Winde Segel geben,
Bös' und Guten dienstbar leben,
Alles Thun und Alles Dichten
Blos auf eignen Nutzen richten:
Wer sich dessen will befleißen,
Kann politisch heuer heißen.

9. Glauben.

Luth'risch, Papstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; es ist Zweifel, wo das Christenthum dann sei.

10. Gewissenskirche.

Alle Kirchen kann man schließen,
Aber nicht die Kirche im Gewissen.

14. Greifenson v. Hirschfeld (eigl. Christoffel v. Grimmelshausen).

(§. 50. Lehrb. §. 690.)

Aus dem Simplicissimus.

Ersten Buches erstes Capitel.

Simpler erzählt sein bäurisch Herkommen.
Was er vor Sitten hab an sich genommen.

Zwar ungescherzt, mein Herkommen und Auferziehung läßt sich noch wohl mit eines Fürsten vergleichen, wann man nur den großen Unterschied nicht ansehen wollte, was? Mein Knän (denn also nennet man die Väter im Spessart) hatte einen eignen Pallast, so wol als ein andrer, ja so artlich, dergleichen ein jeder König mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in Ewigkeit wohl unterwegen lassen wird; er war mit Leimen gemalet, und anstatt des unfruchtbaren Schiefer, kalten Bleies, und rothen Kupfers mit Stroh bedeckt, darauf das edel Getraid wächst; und damit er, mein Knän, mit seinem Adel und Reichthum recht prangen möchte, ließ er die Mauer um sein Schloß nicht mit Mauersteinen, die man am Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde gräbet, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebrannt werden können, wie andere große Herren zu thun pflegen, aufführen; sondern er nahm Eichen=

holz darzu, welcher nützliche edle Baum, als worauf Bratwürste und fette Schinken wachsen, bis zu seinem vollständigen Alter über 100 Jahre erfordert. Wo ist ein Monarch, der ihm dergleichen nachthut? Seine Zimmer, Säle und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch ganz erschwarzen lassen, nur darum, dieweil dieß die beständigste Farbe von der Welt ist, und dergleichen Gemäld bis zu seiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Maler zu seinen trefflichen Kunststücken erheischet. Die Tapezereien waren das zarteste Gewebe auf dem ganzen Erdboden, dann diejenige machte uns solche, die sich vor Alters vermaß, mit der Minerva selbst um die Wette zu spinnen. Seine Fenster waren keiner andern Ursache halber dem St. Nitglas gewidmet, als darum, dieweil er wußte, daß ein solches vom Hanf- oder Flachssamen an zu rechnen, bis es zu seiner vollkommenen Verfertigung gelanget, weit mehrere Zeit und Arbeit kostet, als das beste und durchsichtigste Glas von Muran, dann sein Stand macht ihm ein Belieben zu glauben, daß alles Dasjenige, was durch viele Mühe zuwege gebracht würde, auch schätzbar, und desto köstlicher sei, das sei auch dem Adel am anständigsten. Anstatt der Pagen, Lakaien und Stallknechte, hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch oft auf der Weide aufgewartet, bis ich sie heimgetrieben. Die Rüst- und Harnischkammer war mit Pflügen, Kärsten, Aexten, Hauen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übete; dann hacken und reuthen war seine disciplina militaris, wie bei den alten Römern zu Friedenszeiten; Ochsen anspannen war sein hauptmannschaftliches Commando, Mist ausführen sein Fortifikationswesen und Ackern sein Feldzug, Stallausmisten aber seine adeliche Kurzweil und Turnierspiel; hiemit bestritt er die ganze Weltkugel, soweit er reichen konnte, und jagt ihr damit alle Aernt eine reiche Beute ab. Dieses Alles setze ich hintan, und überhebe mich dessen ganz nicht, damit Niemand Ursach habe, mich mit andern meines gleichen neuen Nobilisten auszulachen, dann ich schätze mich nicht besser, als mein Knän war, welcher diese seine Wohnung an einem sehr lustigen Ort, nämlich im Spessart liegen hatte, allwo die Wölf einander gut Nacht geben. —

Gleichwie nun aber meines Knäns Hauswesen in allen Stücken sehr adelich vermerkt wird, also kann ein jeder Verständiger auch leichtlich schließen, daß meine Auferziehung derselben gemäß und ähnlich gewesen, und wer solches davor hält, findet sich auch nicht betrogen; dann in meinem zehnjährigen Alter hatte ich schon die Principia in obgemeldten meines Knäns adelichen Exercitien begriffen, aber der Studien halber konnte ich neben dem berühmten Amplistidi hinpassiren, von welchem Suidas meldet, daß er nicht über fünf zählen konnte; dann mein Knän hatte vielleicht einen viel zu hohen Geist und folgete dahero dem gewöhnlichen Gebrauch der jetzigen Zeit, in welcher viel vornehme Leute mit Studiren, oder, wie sie es nennen, mit Schulpossen sich nicht viel zu bekümmern pflegen, weil sie ihre Leute haben, der Plackerei abzuwarten: Sonst war ich ein trefflicher Musikus auf der Sackpfeife, mit deren ich schöne Jalemi-Gesänge machen konnte, auch darinnen dem vortrefflichen Orpheus nichts nachgab, also daß wie dieser auf der Harfe, so ich auf der Sackpfeife excellirte. Aber die Theologiam anbelangend, lasse ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der ganzen Christenwelt gewesen sei, der mir darinnen hätte gleichen mögen, denn ich kannte weder Gott noch Menschen, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel, und wußte weder Gutes noch Böses zu unterscheiden, dahero unschwer zu gedenken, daß ich vermittelst solcher Theologie wie unsere ersten Alten im Paradies gelebet, die in ihrer Unschuld von Krank-

heit, Tod und Sterben, weniger von der Auferstehung nichts gewußt. O edles Leben! (du mögest wohl Eselsleben sagen) in welchem man sich auch nichts um die Madonna bekümmert. Eben auf diesen Schlag kann man meine vortreffliche Erfahrenheit in dem Studio legen und allen andern Künsten und Wissenschaften, so viel in der Welt sein, auch verstehen. Ja, ich war so perfekt und vollkommen in der Unwissenheit, daß mir unmöglich war zu wissen, daß ich so gar nichts wußte. Ich sage noch einmal, o edeles Leben, das ich damals führete! Aber mein Knän wollte mich solche Glückseligkeit nicht länger genießen lassen, sondern schätzte billig, daß ich meiner adeligen Geburt gemäß, auch adelig thun und leben sollte, derowegen fing er an, mich zu höheren Dingen anzuziehen, und mir schwerere Lectiones aufzugeben.

2. Lied des Einsiedlers.

(Von Tieck in der ersten Ausgabe des Prinz Zerbino aufgenommen.)

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Auf's lieblichste erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen:
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lob zu vollenbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Echo, der wilde Wiederhall,
Will sein bei diesem Freudenschall,
Und lässet sich auch hören:
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Die Sterne, so am Himmel stehn,
Lassen sich zum Lob Gottes sehn,
Und thun ihm Ehr beweisen.
Die Eul auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie Gott auch thu preisen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nun her, mein liebstes Vögelein,
Wir wollen nicht die Faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben:
Sondern bis daß die Morgenröth
Erfreuet diese Wälder öd,
In Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

3. Des Einsiedlers letzte Vermahnung an Simplicissimus, Tod und Beerdigung.

Ich hatte mich nun aber also mit der Zeit an das harte eremitische Leben kaum gewöhnt, als mein bester Freund auf Erden seine Haue nahm, mir die Schaufel gab und mich, seiner täglichen Gewohnheit nach, an der Hand in unsern Garten führte, wo wir unser Gebet zu verrichten pflegten. „Nun, Simplici, liebes Kind!“ sagte er, „dieweil, Gottlob! die Zeit vorhanden, daß ich aus dieser Welt scheiden, die Schuld der Natur bezahlen und dich hinter mir verlassen soll, zumal deines Lebens künftige Begebnisse beiläufig sehe und wohl weiß, daß du in dieser Einöde nicht lange verharren wirst, so habe ich

dich auf dem angetretenen Wege der Tugend stärken und dir einige Lehren zum Unterricht geben wollen, vermittelst deren du, als nach einer unfehlbaren Richtschnur, zur Seligkeit zu gelangen, dein Leben anstellen sollst, damit du mit den heiligen Auserwählten gewürdiget werdest, das Angesicht Gottes in jenem Leben ewiglich anzuschauen.

Diese mir ganz unerträglichen Worte setzten meine Augen in Wasser und ich sagte: „Herzliebster Vater! willst du mich denn allein in diesem wilden Walde verlassen? soll denn....?" mehr vermochte ich nicht herauszubringen, denn meines Herzens Qual ward aus überflüssiger Liebe, die ich zu meinem getreuen Vater trug, also heftig, daß ich gleichsam wie todt zu seinen Füßen niedersank. Er hingegen richtete mich wieder auf, tröstete mich, so gut es Zeit und Gelegenheit zuließ, und verwies mir, gleichsam fragend, meinen Fehler: ob ich nämlich der Ordnung des Allerhöchsten widerstreben wollte? „Weißt du nicht," sagte er weiter, „daß dieß weder Himmel noch Hölle zu thun vermögen? Nicht also, mein Sohn, was unterstehst du dich, meinem schwachen, nach der Ruhe begierigen Leibe aufzubürden? Meinst du mich zu nöthigen, länger in diesem Jammerthale zu leben? Ach, nein, mein Sohn! laß mich fahren, sintemal du mich ohnedies weder mit Heulen und Weinen, und noch vielweniger mit meinem Willen zwingen wirst, ferner in diesem Elende zu verharren, aus dem ich durch Gottes ausdrücklichen Befehl gerufen werde. Anstatt dein unnützes Geschrei zu erheben, folge meinen letzten Worten, welche sind: daß du dich je länger je mehr erkennen sollst. Und wenn du gleich so alt als Methusalem würdest, so laß solche Uebung nicht aus dem Herzen, denn daß die meisten Menschen verdammt werden, ist die Ursache, daß sie nicht gewußt haben, was sie gewesen, und was sie werden können oder werden müssen." Weiter rieth er mir getreulich: ich sollte mich jederzeit vor böser Gesellschaft hüten, deren Schädlichkeit unaussprechlich wäre. Er gab mir dessen ein Beispiel und sagte: „Wenn du einen Tropfen Malvasier in ein Geschirr voll Essig schüttest, so wird er alsbald zu Essig; wirst du aber so viel Essig in Malvasier gießen, so wird er auch unter dem Malvasier hingehen. Liebster Sohn!" fuhr er fort, „vor allen Dingen bleibe standhaft, denn wer verharret bis ans Ende, der wird selig. Geschieht es aber wider mein Verhoffen, daß du aus menschlicher Schwachheit fällst, so stehe durch eine rechtschaffene Buße geschwind wieder auf."

Der sorgfältige fromme Mann hielt mir allein dies Wenige vor, nicht zwar, als hätte er nichts Mehreres gewußt, sondern weil ich ihn, erstlich meiner Jugend wegen, nicht fähig genug zu sein bedünkte, mehr in solchem Zustande zu fassen, und dann, weil wenig Worte besser als ein langes Geplauder im Gedächtniß zu behalten sind, und wenn sie anders Saft und Nachdruck haben, durch das Nachdenken größern Nutzen schaffen, als eine lange Predigt, die man ausdrücklich verstanden hat und bald wieder zu vergessen pflegt.

Diese drei Stücke: sich selbst erkennen, böse Gesellschaft meiden und beständig bleiben, hat der Einsiedler ohne Zweifel deswegen für gut und nöthig erachtet, weil er sie selbst ausgeübt und ihm dabei nichts mißlungen ist; denn nachdem er sich selbst erkannt, hat er nicht allein böse Gesellschaften, sondern auch die ganze Welt geflohen, und ist in solchem Vorsatze bis an das Ende verharret, an welchem ohne Zweifel die Seligkeit hängt.

Nachdem er mir nun obige Lehren gegeben, hat er mit seiner Reuthaue angefangen, sein eigenes Grab zu machen. Ich half so gut ich konnte, wie er mir befahl, und bildete mir doch nicht ein, worauf es angesehen war. In=

dessen sagte er: „Mein lieber und wahrer einiger Sohn, denn ich habe sonst keine Kreatur als dich zu Ehren unseres Schöpfers erzeugt, wann meine Seele an ihren Ort gangen ist, so leiste meinem Leibe deine Schuldigkeit und die letzte Ehre und scharre mich mit derselben Erde wieder zu, die wir jetzt aus dieser Grube gegraben haben." Darauf nahm er mich in seine Arme, und drückte mich küssend viel härter an seine Brust, als einem Manne, wie er zu sein schien, hätte möglich sein können. „Liebes Kind!" sagte er, „ich befehle dich in Gottes Schutz und sterbe um desto fröhlicher, weil ich hoffe, er werde dich darin aufnehmen."

Ich konnte nichts anderes als klagen und heulen, hing mich an seine Ketten, die er am Halse trug, und meinte ihn damit zu halten, daß er mir nicht entgehen sollte. Er aber sagte: „Mein Sohn, laß mich, damit ich sehe, ob mir das Grab lang genug sei," legte die Ketten sammt dem Oberrock ab, und begab sich in das Grab, gleichsam wie einer, der sich sonst schlafen legen will, sprechend: „Ach großer Gott! nun nimm wieder hin die Seele, die du mir gegeben. Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist." Hierauf schloß er seine Lippen und Augen sanftiglich; ich aber stund da wie ein Stockfisch, und meinte nicht, daß seine liebe Seele den Leib gar verlassen haben sollte, weil ich ihn öfters in dergleichen Verzückungen gesehen hatte.

Ich verharrte, wie meine Gewohnheit in dergleichen Begebenheiten war, etliche Stunden neben dem Grabe im Gebet. Als sich aber mein allerliebster Einsiedel nicht mehr aufrichten wollte, stieg ich zu ihm ins Grab hinunter und fing an, ihn zu schütteln, zu küssen und zu liebeln. Aber da war kein Leben mehr, weil der grimmige, unerbittliche Tod den armen Simplicissimus seiner holden Gesellschaft beraubt hatte. Ich begoß, oder besser zu sagen, ich balsamirte den entseelten Körper mit meinen Zähren, und nachdem ich lange mit jämmerlichem Geschrei hin- und hergelaufen war, fing ich an, ihn mit mehr Seufzern als Schaufeln voller Erde zuzuscharren, und wenn ich kaum sein Angesicht zugedeckt hatte, stieg ich wieder hinunter und entblößte es wieder, damit ich's noch einmal sehen und küssen möchte. Solches trieb ich den ganzen Tag, bis ich fertig worden war und auf diese Weise das Begräbniß allein geendet hatte, weil ohnedies weder Sarg, Decke, Lichter noch Geleitsleute, und auch keine Clerisei vorhanden gewesen, die den Todten besungen hätte.

15. Joh. Mich. Moscherosch.

(Bekannt unter dem Namen Philander von Sittewald.)

(§. 50. Lehrb. §. 690.)

Willst du, Leser, leben frei,
Wissen, was die Sünder gelten?
Lies, was hier geschrieben sei,
Wolle nicht den Schreiber schelten.
Kein Buch war wohl je so recht,
Leichtlich ist es zu verkehren;
Kein Buch war wohl je so schlecht,
Es konnt' einen Weisen lehren.
Nimmst du dich dann Zürnens an,
So bist du gewiß getroffen!
Denn ein deutscher Biedermann,
Der die Welt einmal durchloffen,
Und der Menschen Narrethei,
Und den Jammer all gesehen,
Wird, daß dies die Wahrheit sei,
Mir von Herzen gern gestehen.

1. Aus der Vision „Todtenheer".

Geld regieret alle Welt.
Der Menschen Wohlfahrt in der Welt
Besteht allein auf Gut und Geld.
Nur aus der Welt,
Wer nicht hat Geld!
Denn ohne Geld
Schafft man nichts in der Welt.

Kommt Kunst gegangen vor ein Haus,
Sagt man, der Wirth sei gangen aus;
Kommt Weisheit auch gegangen für,
So ist verschlossen ihr die Thür;
Kommt Zucht, Lieb', Treu' und wär gern ein,
So will Niemand der Pförtner sein;
Kommt dann Wahrheit und klopfet an,
Läßt man sie vor dem Fenster stah'n;
Kommt Gerechtigkeit auch an das Thor,
So schiebt man Schloß und Riegel vor;
Kommt aber Pfennig hergeloffen,
Sind Thür und Thor ihm allzeit offen.

2. Adels Urtheil.

Edel kommt von Eitel her,
Nicht von Adel her: und Adel
Heißt so viel als ohne Tadel,
Das ist Edel selten mehr.
Edelleut' und Edelfrauen
Thun meist nach der Eitelkeit,
Nach des Fleisches Ueppigkeit,
Nicht nach Ehr' und Tugend schauen.
Wenig sind da ohne Tadel,
Drum sind wenig recht von Adel.

Adels Sitt ist Freundlichkeit
Gern ansprechen, Bauern lieben,
Sich in Kunst und Tugend üben:
Alte Treu und Redlichkeit
Muß da sein vor allen Dingen.
Adel ist nicht aus dem Blut,
Nicht aus Zins und großem Gut,
Nicht mit Fluchen zu erzwingen.
Wenig sind da ohne Tadel,
Drum sind wenig recht von Adel.

3. Pfui dich der Schand.

Fast jeder Schneider
Will jetzund leider
Der Sprach erfahren sein
Und red't Latein,
Wälsch und Französisch,
Halb Japonesisch,
Wann er ist toll und voll,
Der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies
Spricht Bona Dies,
Wann er guten Morgen sagt
Und grüßt die Magd:
Die wend't den Kragen,
Thut ihm Dank sagen,
Spricht Deo Gratias.
Herr Hippokras.

Ihr böse Deutschen,
Man sollt' euch peitschen,
Daß ihr die Muttersprach
So wenig acht'.
Ihr liebe Herren,
Das heißt nicht mehren,
Die Sprach verkehren
Und zerstören.

Wir hann's verstanden
Mit Spott und Schanden,
Wie man die Sprach verkehrt
Und ganz zerstört,
Ihr böse Deutschen
Man sollt' euch peitschen
In unserm Vaterland,
Pfui dich der Schand!

4. Vier Gesätzlein.

Drei Ding sind hübsch und fein,
Wann Brüder einig sein.
Und sich halten zusammen,
Weil sie sind von eim Stammen.
Das gfallt Gott und den Leuten,
Wer wills ihn übel deuten?

Wann Nachbarn friedensvoll
Sich auch betragen wohl.
Weil sie zusammenbauen,
Alls Guts einander trauen,
Das thut Gott wohlgefallen
Und frommen Christen allen.

Wann der Mann und das Weib,
Weil sie beid sind Ein Leib,
Sich wohl begehen im Leiden,
Nicht von einander scheiden.
Das thut Gott wohlgefallen
Und frommen Christen allen.

Denn da will selber Gott,
Wie er verheißen hat,
Sein reichen Segen geben,
Und dort das ewig Leben.
Drum sich ein Jedes übe
Der Einigkeit und Liebe.

5. Modesucht.

A la mode macht mir bang,
Weil der Teutschen Untergang
In der Neuen=Sucht
Seinen Anfang sucht.

Denn, was haben will ein Schein,
Muß nur à la mode sein,
Danach sieht die Welt.
Wer sich also stellt,

Der wird vorgezogen heut.
Sind wir nicht elende Leut?
Ein fromm Biedermann
Kommt bei Niemand an.

A la mode helf ihm dann;
Sonst er nicht fortkommen kann.
Diese Narrenplag
Machet, daß ich sag:

A la mode bringt uns noch
Unter ein fremd Reich und Joch.
Uebel laut't es zwar,
Doch so ist es wahr,

Und bleibt bei dem ersten Klang,
Daß der Deutschen Untergang
In der neuen Sucht
Seinen Anfang sucht.

16. Abraham a Sta. Clara.

(§. 50. Lehrb. §. 690.)

Wie es bei Hof hergeht.

Ich nahme meinen Weg durch eine vornehme Stadt, wolte meine vorwitzige Augen auff die Wayd führen, und einige schöne, wie auch seltsame Sachen sehen, damit ich nachmals in begebender Gelegenheit an gehörigen Orten auch weisen köndte, daß ich nit wie ein Bruet=Henn stäts zu Hauß gehockt, sondern mir auch getraut, frembtes Brodt zu essen; mein erster Gang war nach Hof, allda die Beschaffenheit deß Pallasts, die Tracht deß Adels, den Pomp deß Fürsten zu sehen, da ich mich dann nächst der Hof=Porten befunden, sind mir zwey große Thiere begegnet, dergleichen ich mein Leben Tag nit bin ansichtig worden; Eines war also speckfeißt, daß es mit seiner Woll=Wampen fast den Erd=Boden kehrte, das andere war dergestalten dürr, daß es ohne weitere Mühe dem Beindräxler unter sein Arbeit taugte, und weil ich vermerckt, daß solche Thier, wie des Bileams Eselin reden köndten, war ich so kühn oder vilmehr frech, und erstund mich zu fragen, wie es zu Hof hergehe, weil dann das feißte wegen überhäufigen Schmer=Last und schnauffen nit köndte reden, also gabe mir das dürre, ob zwar selbiges Orths die Teutsch=Sprach nit gebräuchlich, folgende Antwort: Ach! ach! ach! was wirst Du für Wunder=Ding zu Hof sehen. Du wirst zu Hof sehen lauter Fechter, aber nur solche, die da über die Schnur hauen. Du wirst zu Hof sehen lauter Soldaten, aber nur solche, die Parthen, oder ich hab gefehlt, Parthiterenen wissen zu führen. Du wirst zu Hof sehen lauter Mößner, aber nur solche, die mit der Sau=Glocken läuten. Du wirst zu Hof sehen lauter Fischer, aber nur solche, die mit faulen Fischen umbgehen. Du wirst zu Hof sehen lauter Schneider, aber nur solche, die einem suchen die Ehr abzuschneiden, und ein Schand=Flecken anzuhencken. Du wirst zu Hof sehen lauter Kauff=Leut, aber die nur mit Bernheiter Zeig handeln. Du wirst zu Hof sehen lauter Dräxler, aber nur solche, die einem suchen ein Nasen zu drähen. Du wirst zu Hof sehen lauter Hueter, aber nur solche, die under dem Huetel wissen meisterlich zu spilen. Du wirst zu Hof sehen lauter Mahler, aber nur solche, die einem was blaues vor die Augen machen. Du wirst zu Hof sehen lauter Fuhrleuth, aber nur solche, die einem hinder das Licht führen. Du wirst zu Hof sehen lauter Bildhauer, aber nur solche, die einem das Maul machen. Du wirst zu Hof sehen lauter Musicanten, aber nur solche, die das Placebo singen. Du wirst zu Hof sehen lauter Geyger, aber nur solche, die einen zu stimmen suchen. Du wirst zu Hof sehen lauter Köch, aber nur solche, die einem die Suppen versaltzen. Du wirst zu Hof sehen lauter Schlosser,

aber nur solche, die einem wollen einen Rigel schiessen. Du wirst zu Hof sehen lauter Tischler, aber nur solche, die einem pflegen zu verleumbden. Du wirst zu Hof sehen, daß alldort die Redlichkeit, wie der Palm=Esel, das Jahr nur einmal an das Licht kommbt. Du wirst zu Hof sehen, daß man alldar mit den wol=Meritirten umbgeht, wie mit dem Nußbaum, zum Lohn, daß dieser Nüß traget, wirfft man mit Prüglen darein. Du wirst zu Hof sehen, daß man dort mit den Bedienten umbgeht, wie mit den Lemonien, wenn kein Saft mehr drin, so wirfft man sie hinter die Thür. Du wirst zu Hof sehen, daß alldorten die guten Freund seynd, wie die Stein auff dem Brett=Spill, welche nur den Namen Stein tragen, und seynd beynebens von Holtz. Du wirst zu Hof sehen, daß man allda die Nackende bekleidet, aber nur die Wahrheit, denn dieselbe blosser nit darff erscheinen. Du wirst zu Hof sehen, daß man die Hungerige speiset, aber nur mit Worten. Du wirst zu Hof sehen, daß es mitten im Sommer Eyß gefroren, dann allda das schlüpfferen und fallen gar zu gemein. Du wirst zu Hof sehen, daß allda wenig Metall, aber vil Ertz, vil Ertz=Dieb, Ertz=Schelmen, Ertz=Betrieger.

II. Uebergang in das 18. Jahrhundert.

1. Spener und Franke.

1. Ph. J. Spener.

(Lehrb. §. 791 b.)

Sterbelied.

O komm, geliebte Todesstund,
Komm, Ausgang meiner Leiden:
Ich seufz aus diesem Sündengrund
Nach jenen Himmelsfreuden:
Ach, liebster Tod, komm bald heran,
Ich warte mit Verlangen,
In weißen Kleidern angethan,
Vor Gottes Thron zu prangen.

O Jesu, deine Liebe macht
Mir alle Furcht verschwinden:
Ich werd' in dieser Todesnacht
Dich Lebensfürsten finden;
Ich finde, ja, ich halte dich,
Mein Leben, mein Verlangen!
Mein Leben, du wirst selber mich
Mit deinem Licht umfangen.

Drum sterb ich nicht in diesem Tod,
Der Tod ist nur mein Leben,
Nach kurzem Kampf, nach kurzer Noth
Ist dort ein ewig Schweben,
Voll Herrlichkeit, voll Ruh und Freud,
Voll Fried, voll Trost, voll Wonne,
Voll Seligkeit, wo allezeit
Gott selber ist die Sonne.

So zage nicht, mein schwacher Sinn,
Verlaß den Leib der Erden,
Wirf alles Eitle willig hin,
Die Erd muß Erde werden:
Die Seele bleibt in Gottes Hand,
In ewigem Vergnügen,
Das nur der Geist und kein Verstand
Anjetzt begreifen mögen.

An uns stirbt nichts als Sterblichkeit,
Wir selbst sind unverloren,
Der Leib wird nur der Last befreit
Und himmlisch neu geboren:
Denn was man hie verweslich sät,
Was hier verdirbt im Dunkeln,
Das wird, sobald es aufersteht,
Voll Glanz und Schönheit funkeln.

Gott selbst mit seinem Angesicht
Wird ewig mich erquicken,
So werd ich auch in seinem Licht
Mir selber ihn erblicken;
O Herrlichkeit, wie find ich mich,
Wenn engelreine Seelen
Mit sonnenklaren Leibern sich
Vor Gottes Stuhl vermählen!

2. August Hermann Francke.

1. Aus Nikodemus, Traktat über die Menschenfurcht.

Es ist hernach viel schlimmer, wenn man eine Sache anfängt, und kann sie denn nicht ausführen; so ist besser, daß man's gar nicht anfange. Antwort. Du thust wohl, daß du die Kosten zuerst überschlägst, ehe du einen Thurm zu bauen anfängst; aber woher willst du die Kosten nehmen? Von deinen eigenen Kräften? Die werden freilich nicht zureichen. Fange es auf Gott an, und mache die Rechnung auf seine Allmacht, Güte, Weisheit und Wahrheit: so wird es an den Kosten zur Vollendung des Werks nicht fehlen. Sollte auch Gott aus heiligen Ursachen dein gutes Vornehmen äußerlich nicht gelingen lassen: so ist's doch kein geringes, daß du es nicht unversucht gelassen; wodurch dein Gewissen besser befriediget wird, als wenn du es durch Mißtrauen auf Gottes Hülfe gar liegen lässest. Vielleicht prüfet dich Gott: gelingt es zu einer Zeit nicht, so kann es zur andern gelingen. Vielleicht weiß Gott auch dein Vornehmen in vieler Herzen zu segnen, und andre zur Nachfolge deines Eifers zu erwecken. So du auch in allem gehindert würdest bei einem ungehorsamen und widerspenstigen Volk: sollte um deswillen deine Arbeit der Liebe umsonst sein? Ging es nicht Christo selbst also, daß er sagen mußte: Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten, und steinigest die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammlen wollen, wie eine Henne versammlet ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Siehe euer Haus soll wüste gelassen werden. Matth. 23, 37, 38. So muß ja auch zum Zeugniß über die Gottlosen alles versucht werden. Prüfe dich, ob nicht auch eine große Hoffahrt darin sei, daß du gerne auch vor der Welt äußerlichen Sieg haben willst. Laß dir am innerlichen Siege, der einem wahren Christen nimmer kann geraubt werden, genügen, welcher darin bestehen wird, daß du in der Geduld der Hoffnung nicht ermüdest. Der äußerliche Sieg wird schon zur rechten Zeit wie ein aufgehaltener Strom auch desto herrlicher hervorbrechen: unter dem Kreuz muß deine Rose blühen.

2. Geistlich Lied.

Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit
Ist abermals vollendet,
Zu dir im Fortgang dieser Zeit
Mein Herz sich sehnlich wendet,
O Quell, daraus mein Leben fleußt
Und alle Gnade sich ergeußt
In meine Seel zum Leben!

Ich zähle Stunden, Tag und Jahr,
Und wird mir allzulange,
Bis es erscheine, daß ich gar,
O Leben, dich umfange,
Damit, was sterblich ist an mir,
Verschlungen werde ganz in dir
Und ich unsterblich werde.

Vom Feuer deiner Liebe glüht
Mein Herz, daß sich entzündet
Was in mir ist, und mein Gemüth
Sich so mit dir verbindet,
Daß du in mir und ich in dir,
Und ich doch immer noch allhier
Will näher zu dir dringen.

Doch sei dir ganz anheim gestellt
Die rechte Zeit und Stunde,
Wiewohl ich weiß, daß dirs gefällt,
Daß ich mit Herz und Munde
Dich kommen heiße, und darauf
Von nun an richte meinen Lauf,
Daß ich dir komm entgegen.

Geh, Seele, frisch in Glauben dran
Und sei nur unerschrocken,
Laß dich nicht von der rechten Bahn
Die Lust der Welt ablocken.
So dir der Lauf zu langsam deucht,

So eile, wie ein Adler fleugt,
Mit Flügeln süßer Liebe.

O Jesu, meine Seele ist
Zu dir schon aufgeflogen,
Du hast, weil du voll Liebe bist,
Mich ganz zu dir gezogen:
Fahr hin, was heißet Stund und Zeit,
Ich bin bald in der Ewigkeit,
Weil ich in Jesu lebe.

3. Ludwig Graf von Zinzendorf.

Abendgedanken.

Du Vater aller Geister,
Du Strahl der Ewigkeit,
Du wunderbarer Meister,
Du Inbegriff der Zeit,
Du hast der Menschen Seelen
In deine Hand geprägt:
Wem kann's an Ruhe fehlen,
Der hin sich schlafen legt.

Es ziehn der Sonne Blicke
Mit ihrem hellen Strich
Sich nach und nach zurücke,
Die Luft verfinstert sich,
Der dunkle Mond erleuchtet
Uns mit erborgtem Schein,
Der Thau, der alles feuchtet,
Dringt in die Erden ein.

Das Wild in wüsten Wäldern
Geht hungrig auf den Raub;
Das Vieh in stillen Feldern
Sucht Ruh' in Busch und Laub;
Der Mensch von schweren Lasten
Der Arbeit unterdrückt,
Begehret auszurasten,
Steht schläfrig und gebückt.

Der Winde Ungeheuer
Strömt auf die Häuser an,
Wo ein verschloß'nes Feuer
Sich kaum erhalten kann:
Wenn sich die Nebel senken,
Verliert man alle Spur,
Die Regen Ström' ertränken
Der flachen Felder Flur.

Da fällt man billig nieder
Vor Gottes Majestät,
Und übergiebt ihm wieder,
Was man von ihm empfäht:
Die ganze Kraft der Sinnen
Senkt sich in den hinein,
Durch welchen sie beginnen,
Und dem sie eigen seyn.

Das heißt den Tag vollenden,
Das heißt sich wohl gelegt:
Man ruht in dessen Händen,
Der alles hebt und trägt.
Die Himmel mögen zittern,
Daß uns're Veste kracht,
Die Elemente wittern,
So sind wir wohl bewacht.

2. Christian Wernike.

(§. 51. Lehrb. §. 691.)

1. Cäsar und Cicero.

Der Mund war Cicero, und Cäsar war die Hand,
Weil Er Rom unterdrückt' und jener Rom beschützte;
Doch fand man, daß sein Schutz der Freiheit wenig nützte,
Weil er nur widersprach, und Cäsar widerstand.
Es war ihr Werk, zugleich der ewgen Stadt zu zeigen,
Das Reden Jener, der das Schweigen.

2. An einen Maler.

Mal uns die Tapferkeit mit Schwerdt und Keule,
Und die Beständigkeit an einer Marmorsäule,
Den Fleiß mit Lampe, Buch und Hahn,
Die Liebe mit dem Pelikan;
Der Wahrheit gieb das Sonnenbild,
Der Weisheit Pallas' Helm und Schild,
Die Waage der Gerechtigkeit,
Ein Siegel der Verschwiegenheit. —
Du fragst: „Wie bildet man die Schaam denn ab?"
O Einfalt! der gieb einen Bettelstab.

3. Alexander und Diogenes.

Der mit der ganzen Welt sich um die Herr-
schaft schlug,
Der wünschte drauf sich selbst, Diogenes zu sein,
Ein Faß war diesem nicht zu klein,
Und dem nicht eine Welt genug:
O hätte seinen Wunsch das Schicksal ihm
gewährt,
Ich wett' er hätte bald mehr als Ein Faß
begehrt.

4. Guter Ton im Sterben.

Daß ohne Testament der Hofmann Varilas
Am Hof gestorben ist, wen wundert das?
Es ist ja Mode so, wenn man genug gespielt,
Daß man ohn' Abschied sich aus der Ge-
sellschaft stiehlt.

5. Kraft des Segens.

Ein Bauer zog den Hut nicht ab,
Als man dem Volk den Segen gab.
Wie nun der Bischof ihn entdeckte,
Und mit der Kirchenbuß ihn schreckte,
Sprach er: Herr! ist der Segen gut,
So geht er auch wohl durch den Hut.

3. Barth. Heinr. Brockes.

(Aus „Irdisches Vergnügen in Gott.")

Kirschblüthe bei der Nacht.

Ich sahe mit betrachtendem Gemüthe
Jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte,
In kühler Nacht beim Mondenschein;
Ich glaubt', es könne nichts von größrer
Weiße sein.
Es schien, ob wär' ein Schnee gefallen.
Ein jeder, auch der kleinste Ast,
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weißen runden Ballen.
Es ist kein Schwan so weiß, da nämlich
jedes Blatt,
Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und sonder
Schwärze hat.
Unmöglich, dacht' ich, kann auf Erden
Was weißres angetroffen werden.
Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieses Baumes gehe:
Seh' ich von ungefähr
Durch alle Blumen in die Höhe,
Und ward noch einen weißern Schein,
Der tausend mal so weiß, der tausend mal
so klar,
Fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüthe Schnee schien schwarz zu sein
Bei diesem weißen Glanz. Es fiel mir ins
Gesicht
Von einem hellen Stern ein weißes Licht,
Das mir recht in die Seele strahlte.
Wie sehr ich mich am Irdischen ergetze,
Dacht' ich, hat Gott dennoch weit größre
Schätze.
Die größte Schönheit dieser Er-
den
Kann mit der himmlischen doch
nicht verglichen werden.

4. Fr. Rud. L. v. Canitz.

Abendlied.

(In des Verfassers letzter Krankheit.)

Wenn Blut und Lüste schäumen,
So stärke meinen Geist,
Daß er sich auch im Träumen
Aus Satans Netze reißt.
Hilf für mein Bestes sorgen,
Verändre meinen Sinn,
Und mache, daß ich morgen
Ein neu Geschöpfe bin.

Ich sah das Licht verschwinden,
Die trübe Nacht bricht ein,
Ach Herr, laß meine Sünden
Auch mit verschwunden sein;
Streich sie aus deinem Buche,
Das mich zum Schuldner macht,
Und rette mich vom Fluche,
Der mir schon zugedacht.

Wenn heut mein Ziel der Jahre,
Mein letzter Abend ist,
Wohlan! wenn ich nur fahre
Wo du mein Vater bist.

Doch soll ich länger leben,
So laß den festen Schluß
Mir stets vor Augen schweben,
Daß ich einst scheiden muß.

5. Joh. Christ. Günther.

1. Segen der Freundschaft.

Ein Herz, das mit mir lacht und weinet,
Nach dem sich mein Verhängniß kehrt,
Das, was es sagt, auch denkt und meinet,
Des Nächsten Heil wie seins begehrt,
Mich freundlich straft und unterrichtet
Und allen Zwang mit Sanftmuth schlichtet:

Ein solches Herz ist meinem Herzen
Ein Reichthum, den kein Dieb berührt,
Ein Stab und Trost in Fall und Schmerzen,
Ein Anker, den kein Sturm entführt,
Ein Arzt, der Schlag und Wunden heilet
Und allzeit sichern Rath ertheilet.

2. Die seufzende Geduld.

Morgen muß es besser werden,
Also seufzt mein schwacher Geist,
Den die Menge der Beschwerden
Ueber allen Abgrund reißt.

Aber ach, wann bricht der Morgen
Und das Licht der Hoffnung an,
Da ich die so langen Sorgen
Nach und nach vergessen kann?

Sklaven auf den Ruderbänken
Wechseln doch mit Müh' und Ruh';
Dies mein unaufhörlich Kränken
Läßt mir keinen Schlummer zu.

Niemand klagt mein schweres Leiden,
Dieß vergrößert Last und Pein.
Himmel, laß mich doch verscheiden,
Oder gieb mir Sonnenschein!

Will ich mich doch gerne fassen,
Wenn mich nur der Trost erquickt,
Daß dein ewiges Verlassen
Mich nicht in die Grube schickt.

3. Bußgedanken.

Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme,
Du hörest mich nicht mehr: ich soll von deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer sein.
Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein,
Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade,
Ich will nicht, daß dein Herz mich dieser Straf' entlade.
Du bist kein Vater mehr, als Richter bitt' ich dich:
Vergiß vorher dein Kind, hernach verstoße mich!

4. Studentenlied.

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret.
Grab und Bahre warten nicht,
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret.

Unsres Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel.
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsres Grabes Riegel.

Wo sind diese, sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also, gleich wie wir,
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen:
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh die Morgenglocke schallt,
In unsre Gräber tragen.

Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten.
Trinkt bis euch der Wein besiegt,
Nach der Art der Alten!
Setzt nun Alle gleichfalls an,
Und wenn dieses ist gethan,
So leb die edle Rebe.

5. Ich hatte viel Bekümmerniß.

Laßt mich doch nur in der Still
Ohne Licht und Zeugen weinen,
Weil der Himmel gar nicht will,
Daß mir beßre Tage scheinen:
Das Bekümmerniß der Brust
Wird durch Mitleid nicht zur Lust.

Meines Lebens schwerer Lauf
Ist fürwahr so kurz als böse!
Seh ich gleich mit Sehnsucht auf
Ob und wer mich bald erlöse;
Seh' ich gleichwohl allemal
Für den Stern den Donnerstrahl.

Seufzer sind mein Zeitvertreib,
Brod und Trank mischt Asch' und Thränen;
Kreuz und Schwachheit biegt den Leib,
Und die Seele lechzt mit Sehnen,
Wie ein matt und durstig Reh,
Nach der Hülf' aus Salems Höh!

Freunde weichen, wie das Laub,
Welches Wind und Herbst verjagen;
Feinde treten mich in Staub,
Neider spotten meiner Klagen,
Alles lacht und flieht von mir,
Nur die Unruh' bleibet mir.

Ach, wie schrei ich! ach wie viel
Werden mir der langen Nächte!
Sieht die Hoffnung gar kein Ziel,
Daß sie sich erholen möchte?
Soll, o Gott, denn meine Pein,
Wie dein Eifer ewig sein?

Doch was überfüllt mein Herz
Für ein innerlicher Frieden?
O, wo ist's denn schon vor Schmerz?
Bin ich etwa gar verschieden?
Oder giebt ein Traum-Gesicht
Mir nur Schatten für das Licht?

Herr! verzeih der Ungeduld,
Denn jetzt seh ich deine Stärke:
Und die große Vater-Huld
Wird an mir zum Wunderwerke,
Und erquickt mich in der That,
Wie der Thau die welke Saat.

Sünden, greift mich grausam an!
Sorgen, kränkt mein schwach Gemüthe!
Ich verbeiße was ich kann;
Feinde raset! Mißgunst wüthe!
Herr! mein Glaube und dein Wort
Stärkt mich hier und hält mich dort.

6. Historisches Volkslied.

Prinz Eugenius.

Prinz Eugenius der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüber rucken,
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Wagen
Frei passiren den Donaufluß:
Bei Semmolin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn zum Spott und zum Verdruß.

Am ein und zwanzigsten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen, und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragiren
So viel als man kunnt verspüren,
An die drei mal hunderttausend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammen kommen
Sein' General und Feldmarschall.
Er thut sie recht instrugiren,
Wie man sollt' die Truppen führen,
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät' er befehlen,
Daß man sollt' die Zwölfe zählen,
Bei der Uhr um Mitternacht;
Da sollt All's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß sogleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte.
Ganz still ruckt' man aus der Schanz'.
Die Musketir' wie auch die Reiter,
Thäten alle tapfer streiten,
Es war fürwahr ein schöner Tanz.

Ihr Konstabler auf der Schanzen
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den Großen, mit den Kleinen,
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all' davon.

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder,
Halt' euch brav ihr deutschen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an.

Prinz Ludewig der mußt' aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

III. Literatur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

1. Albrecht v. Haller

(§. 55. Lehrb. §. 794.)

1. Aus dem Gedicht „die Alpen“.

Wann aber sich die Welt in starren Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wann das erschöpfte Feld nun ruht für neue Gaben
Und ein krystallner Damm der Flüsse Lauf versteckt,
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süße Ruh die Müh', die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Herde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergötzen.

Der Eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn;
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem weh'n;
Er kennt die Kraft des Monds, die Wirkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebirg ein früher Nebel will,
Er zählt im Märze schon der fernen Ernte Garben
Und hält, wenn Alles mäht, beim nahen Regen still;
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm für tausend Bücher.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein höh'res Ansehn nimmt.
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von achtzig Jahren
Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt;
Er ist ein Beispiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Faust der Blitz und Gott im Herzen war.
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Bestürmt der Feinde Wall und rühmt die kühne Schaar.

Die Jugend hört erstaunt und zeigt sich in Geberden
Voll edler Ungeduld noch löblicher zu werden.

Ein Andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesetz, des Volkes Richtschnur ist,
Lehrt, wie die feige Welt ins Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frißt,
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt,
Wie um uns Alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Welschlands Paradies nur nackte Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu und Muth mit unzertrennten Kräften
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht und ihre Schönheit kennt.
Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Moos benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterird'sche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold;
Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefeldüfte,
In deren feuchtem Schooß gefang'ner Donner rollt;
Er kennt sein Vaterland und weiß an dessen Schätzen
Sein immer forschend Aug' mit Nutzen zu ergötzen.

Denn hier, wo Gotthard's Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhabnern Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint.
Wahr ist's, daß Lybien uns noch mehr Neues giebet
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur, was nutzet, blüht:
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

2. Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Beliebter Wald! beliebter Kranz von Büschen!
Der Hasels Höh mit grünem Schatten schwärzt;
Wann werd ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel auf schwanken Zweigen scherzt·
Wann werd ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moos zum Teppich schenkt.
Wo alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt.

Ach Himmel! laß mich doch die Thäler grüßen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht;
Und beim Geräusch von kleinen Wassergüssen
Auf einen Reim für Sylvien gedacht:
Wo schwaches Laub, belebt vom Westen-Winde
Die matte Seel in sanfte Wehmuth bringt
Und in dem Frost noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muß ich mich mit stetem Kummer schlagen,
Die Ruh ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neuen Plagen,
Ich weiß noch nicht, wie Ruh und Freude thut.
Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Eltern bloß, und fremd für jedermann,
Dem blinden Rath der Jugend übergeben,
Gefährlich frei, eh' ich mich führen kann.

Doch nur getrost, es kann nicht immer währen,
Des Wetters Macht nimmt ab bei jedem Streich.
Durch Noth und Angst muß man sein Glück gebähren;
Wer nie gedarbt ist ohne Freude reich.
Ja, ja, die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
Mein Unglück weg und meine Ruh heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kann.

Ach daß ich dich schon itzt besuchen könnte,
Beliebter Wald! und angenehmes Feld!
Ach daß das Glück die stille Lust mir gönnte,
Die sich bei euch in öder Ruh erhält;
Doch endlich kömmt, und kömmt vielleicht geschwinde,
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh.
Ihr aber grünt indessen holde Gründe!
Bis ich zu euch die letzte Reise thu.

2. Friedr. v. Hagedorn.

(§. 55. Lehrb. §. 792.)

1. An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen,
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe,
Himmelskind!
Kraft der Seelen! halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gib den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth!
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut!

Du erheiterst, holde Freude,
Die Vernunft!
Flieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter,
Und die ganze Heuchlerzunft.

2. Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wann er aß, so mußt' er singen,
Und wann er sang, so war's mit Lust
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: wer singt schon wieder?
Wer ist's? — der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach,
Er las nichts als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öfter lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält. —

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der stolz und steif und bürgerlich
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Und stets zu halben Nächten fraß
Und seiner Wechsel oft vergaß.
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
„Vermaledeiter Seifensieder?
„Ach wäre doch zu meinem Heil
„Der Schlaf hier wie die Austern feil!"

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann,
„Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
„Es rühmt ein jeder eure Waare:
„Sagt, wieviel bringt sie euch im Jahre?" —
„Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
„Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
„So rechn' ich nicht; ein Tag bescheeret,
„Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
„Dies folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
„Dreihundert fünf und sechszigmal." —
„Ganz recht: doch könnt ihr mir's nicht sagen,
„Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?" —
„Mein Herr, ihr forschet allzusehr!
„Der eine wenig, mancher mehr,
„So wie's dann fällt: mich zwingt zur Klage
„Nichts als die vielen Feiertage;
„Und wer sie alle roth gefärbt,
„Der hatte wohl wie ihr geerbt,
„Dem war die Arbeit sehr zuwider;
„Das war gewiß kein Seifensieder."
Dies schien den Reichen zu erfreu'n.
„Hans," spricht er, „du sollst glücklich sein.
„Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
„Da hast du baare fünfzig Thaler:
„Nur unterlasse den Gesang.
„Das Geld hat einen bessern Klang." —
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide,
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er Alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.
Er lernt zuletzt, jemehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis er das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh
Den vollen Beutel wieder zu.
Und spricht: „Herr lehrt mich bessre Sachen,
„Als statt des Singens Geld bewachen.
„Nehmt immer euren Beutel hin
„Und laßt mir meinen frohen Sinn.
„Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden;
„Ich tausche nicht mit euren Freuden,
„Der Himmel hat mich recht geliebt,
„Der mir die Stimme wieder giebt.
„Was ich gewesen, werd' ich wieder,
„Johann der muntre Seifensieder!"

3. Fabeln.

1. Der Hirsch und der Eber.

Ein Eber fragt den Hirsch: Was macht dich hundescheu?
Für mich gesteh ich gern, daß ich es nicht begreife.
Du hörst so scharf als sie: wie schnell sind deine Läufe!
Wie fürchterlich ist dein Geweih!
Und da du größer bist, so solltest du dich schämen,
Vor Kleinen stets die Flucht zu nehmen.
Was ist es immermehr, das so dich schrecken kann?
Das will ich, spricht der Hirsch, dir im Vertrauen sagen:
Der Abscheu hängt mir noch von meinem Vater an:
Ich kann das Heulen nicht vertragen.

2. Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verscharrt ihn in den Sand.
Möchte doch, mich zu erfreu'n,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!
Unglücksel'ger Ueberfluß,
Wo der nöthigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß.

3. Joh. Christoph Gottsched.

(§. 56. Lehrb. §. 795.)

Der sterbende Cato.

(Schluß des Trauerspiels „Cato“.)

Cato (den man herbeiträgt)
So weit! Hier setz mich her.
Getrost, mein Sohn, getrost! Das Reden fällt mir schwer.
Tritt näher, Porcius. Wie stehts mit unsern Freunden?
Sind sie schon eingeschifft? Entkommen sie den Feinden.
Sprich, ob ich ihnen sonst noch irgend dienen kann?
Du aber rufe nie den Feind um Gnade an!
Versäume niemals was, die Freiheit Roms zu retten!
Itzt folgt sie mir ins Grab: ich sterbe sonder Ketten!
Und bin recht sehr erfreut, daß, da ich frei gelebt,
Ich noch ein Römer bin, indem man mich begräbt.
Dem Beispiel folge nach! Du stammst aus meinem Samen:
Befleiße dich denn auch, dem Cato nachzuahmen.
Gehab die wohl mein Sohn!
Du aber Porcia,
Die ich vorlängst verlor, itzt wenig Stunden sah,
Und wiederum verlier, denk meiner Vaterliebe,
Und folg in allem Thun dem tugendhaften Triebe,
Der dich bereits erfüllt. Beweine nicht mein Grab!
Rom, Rom, dein Vaterland dringt dir die Thränen ab.
Verdamme Cäsars Glut, die dich zur Sklavinn machet;
Und weil was römisches in deiner Brust erwachet,
So wähle künftig mir den Held zum Tochtermann,
Der den Tyrannen straft und Rom befreien kann.
Umarme mich, mein Kind! Ihr Freunde, seht mich sterben!
Ihr seufzet? Thut es nicht! Beweinet Roms Verderben!
Lebt wohl! Seid Rom getreu! Ihr Götter, hab ich hier
Vielleicht zu viel gethan; ach, so vergebt es mir!
Ihr kennt ja unser Herz und prüfet die Gedanken.
Der Beste kann ja leicht vom Tugendpfade wanken,
Doch ihr seid voller Huld. Erbarmt euch! . . . . Ha.
Phokas.
O Schmerz! O harter Fall! der größte Mann verdirbt;
Den jemals Rom gesehen, das Ebenbild der Götter,
Und hätten sie gewollt, des Vaterlandes Retter.
Porcius.
Kommt, tragt den todten Leib vor Cäsars Angesicht!
Wer weiß, ob ihm nicht noch sein hartes Herze bricht,
Wenn er den Helden sieht in seinem Blute liegen.
Artabanus.
O Rom! das ist die Frucht von deinen Bürgerkriegen!

4. Christ. Ludw. Liscov.

(§ 57. Lehrb. §. 795.)

Ueber die Vortrefflichkeit der elenden Scribenten.

Ich habe einigen elenden Scribenten, die sich dünken ließen, sie wären etwas, da sie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit gesagt. Sollte dieses eine so große Sünde seyn? Ich will es glauben, wenn man mir erst wird

bewiesen haben, daß Gott diese Art Menschen in seinen besondern Schutz genommen, und ihnen die Freyheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu quälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen: Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ auch einen solchen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die christliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir schlagen die Mücken todt; wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es sowohl, als der Sünder. Warum wollte man sich denn ein Gewissen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten. Diejenigen, welche ein so dickes Fell haben, daß sie die Bisse dieses Ungeziefers nicht fühlen, die sind glücklich: allein es steht ihnen übel an, daß sie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut versehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, daß man noch empfindlicher wäre, und sich mehr Mühe gebe, die Welt von diesem Ungeziefer zu befreyen. Es nimmt von Jahr zu Jahr zu; und ich weiß nicht, wo es damit endlich hinaus will? Die greuliche Menge der elenden Scribenten ist eben so geschickt, eine Barbarey einzuführen, als ein Schwarm von Ost- und Westgothen; und dennoch trägt man Bedenken, den Anwachs dieser Schmierer zu hemmen. Man glaubt, es sey wider die christliche Liebe, die Blöße dieser Leute aufzudecken, und sie so lächerlich zu machen, als sie es verdienen. Aber man muß wahrlich, um dieses zu glauben, einen wunderlichen Begriff von der christlichen Liebe haben. Sollte sie uns verbinden, auch die Thorheiten unsers Nächsten für Weisheit zu halten, und einen elenden Scribenten, zum Verdruß aller ehrlichen Leute und zum Aergerniß der Schwachen, nach eigenem Belieben ungehindert schwärmen zu lassen? Man kann ja diesen Leuten seine Liebe nicht besser bezeugen, als wenn man sie zur Erkenntniß ihres Elendes zu bringen sucht; und sie irren sich, wenn sie meinen, man hasse sie, wenn man ihnen die Wahrheit saget. Ich habe zum wenigsten meine Gegner, so ferne sie Menschen sind, nicht gehasset; sondern allezeit den Scribenten von dem ehrlichen Manne sorgfältig unterschieden. Daß mich aber die christliche Liebe verbinden sollte, die Thorheiten dieser Leute mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, die sie als Weisheit vor den Augen aller Welt auskramen, und mit welchen sie sich brüsten, das glaube ich nicht. Eine solche Aufführung macht auch die elendesten und preßhaftesten Personen alles Mitleidens unwürdig. Wenn der Lahme vor der schönen Thür, den Petrus gesund machte, anstatt zu betteln, alle die in den Tempel giengen, mit lauter Stimme ersucht hätte, sich an einem gewissen Orte zu Jerusalem einzufinden und seine Luftsprünge anzusehen, so bin ich versichert, daß die Apostel Petrus und Johannes, wie ehrbar sie auch sonst waren, über den Narren gelachet, und nimmer ein Wunder an ihm gethan haben würden. Und ich soll nicht lachen, wenn Sievers und Philippi Bücher schreiben, und ein Handwerk treiben wollen, wozu sie vielleicht ungeschickter sind, als der Lahme vor der schönen Thür zum Tanzen? Kein vernünftiger Mensch wird eines Blinden spotten: aber wenn er sich untersteher, von Farben zu urtheilen, so kann man ihm ohne Sünde sagen, daß er nicht sehen kann.

5. Gottl. Wilh. Rabener.

(§. 59. Lehrb. §. 796.)

Goethe über Rabener.

Rabener, wohlerzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs gehässiger oder leidenschaftlicher Natur, ergriff die allgemeine Satyre. Sein Tadel der sogenannten Laster oder Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie

die Welt sein sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter, und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sei. Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen, nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Ebenso spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod. Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig ästhetisches. In den äußeren Formen ist er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der direkten Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt, und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte, denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen höchst verdrießlich, die schwachen macht es irre, und behagt freilich der großen Mittelklasse, welche, ohne besondern Geistesaufwand, sich klüger denken kann, als andre. Was er aber, und wie er es vorbringt, zeugt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen, der unbegränzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge. — Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus; seine allzulangen Vertheidigungen, daß seine Satyre keine persönliche sei, zeugen von dem Verbruß, den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzten ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdener Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perücken verliert, ohne auch im mindesten seine Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, seinem nahen Tod spricht, ist äußerst respektabel, und Rabener verdient, von allen heitern, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden. Seine Satyre bezieht sich durchaus auf den Mittelstand.

(Dichtung und Wahrheit.)

1. Satiren.

Compliment.

Compliment. Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran. Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt sein, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bei allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenvesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bei dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug sein von den Complimenten, soweit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen. Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein Compliment. Was aber dieses eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen

gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundtexte nicht das Geringste bedeutet. Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauch übersetzen sollte; so könnte es ungefähr also lauten: Ich würde sie für den gröbsten Menschen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir so viel Complimente zu machen. Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Ew. Hochedl. gehorsamst ergebenster; ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion; ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu sein Deroselben u. s. w. Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts. Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabei eben so wenig, als mein Schneider bei den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche Bankerott machen will, und zum Anfange der Messe unter seinen Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

2. Brief.

Dresden, am 9. Aug. 1760.

Liebster Gellert!

Aus meinem Briefe an den Herrn Commissionsrath, den ich Herrn W. vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksale ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte, denn ich finde eine große Beruhigung darinnen, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Authorität unseres Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14. Juli mit Anbruche des Tages, fing sich die Canonade und das Einwerfen der Haubitzgranaden auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granade in mein Zimmer, (sie mochte mehr als 30 Pfund wiegen) zerschmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löschten den Brand, und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, anging, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends acht Uhr nach Neustadt zu D. Aber auch hier fing am 15. die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um 12 Uhr Mittags, ging das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsere Sachen geschafft hatten, zerschmettert und alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im

Hause aufgehalten, bis es anfing einzustürzen, er hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt, endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weise verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster G., zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit allen diesen gesegnet hatte. Gott zum Preise muß ich gestehn, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fing man an, auch für die Neustadt besorgt zu sein, und viel tausend Menschen gingen zum Thore hinaus, auf das offene Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzes Reichthum. Vor dem Schlag fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meile Wegs weit zu meinem Freunde, auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit den 13. Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwochs auf der Erde. Ich ritte endlich selbigen Tags nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwo Meilen reiten, und den übrigen Weg ging er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage gingen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung. Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich, denn keiner von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt oder erschossen worden, ich bin gesund blieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeug ist bei einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist mir der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe schenkt. Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von witzigen Briefen verschiedener Art sind leider auch fort. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden auf's beste. Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuer- und Wassersnoth Ihr

redlicher Rabener.

6. Christ. Fürchteg. Gellert.

1. Fabeln und Erzählungen.

1. Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr," sprach er, „leiht mir hundert Gulden!
„Allein zu eurer Sicherheit

„Hab' ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit;
„Indessen leiht mir aus Erbarmen
„Die hundert Gulden auf ein Jahr!"
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier," spricht er, „nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen!
„Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
„Du bist ein ordentlicher Mann,
„Dem muß man ohne Handschrift borgen."
Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt' er wohl Phileten hintergehen
Und ein Betrüger sein? Vielleicht —
Doch nein! hier kommt der Schiffer gleich.
„Herr," fängt er an, „erfreuet euch,
„Ich bin aus allen meinen Schulden,
„Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
„Die ich durch euer Geld gewann;
„Ich bitt' euch herzlich, nehmt sie an;
„Ihr seid ein gar zu wackrer Mann!" —
„O!" spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
„Daß ich dir jemals Geld geliehn.
„Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
„Allein, ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen."
Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will;
Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
„Hier," spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
„Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
„Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
„Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden,
„Und dieses Glück verdank' ich euch allein.
„Herr, wollt ihr ja recht gütig sein,
„So leiht mir wieder fünfzig Gulden!" —
„Hier," spricht Philet, „hier ist dein Geld!
„Behalte deinen ganzen Segen.
„Ein Mann, der Treu' und Glauben hält,
„Verdient ihn seiner Treue wegen.
„Sei du mein Freund! Das Geld ist dein;
„Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein;
„Die sollen deinen Kindern sein!" —
Mensch, mache dich verdient um Andrer Wohlergehn;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehn,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist.

2. Die Geschichte von dem Hute.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab:
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreit: Nun läßt der Hut erst schön!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und schmählt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.

Durch heiße Bürsten wird er rein:
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus und alle schreien:
Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht die Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hochgestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn;
Nichts sind die andern gegen ihn!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk ward neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und daß ichs kurz zusammenzieh,
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

3. Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er red'te,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging, ein jeder sah in an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande. —
Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

4. Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fing er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör' an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die seien dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.
Der Sohn erschrak und stutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Ei! fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

2. Geistliche Lieder.

Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer gibt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau', o mein Geist, in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist,
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig sein!

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren,
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen; ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will' ist mir ins Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über Alles lieben,
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille:
Ich soll vollkommen sein, wie er.
So lang ich dies Gebot erfülle,
Stell ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb' in meiner Seele,
So treibt sie mich zu jeder Pflicht;
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott, laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn,
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

7. Fr. W. Zachariä.

(§. 59. Lehrb. §. 796.)

1. Aus dem komischen Heldengedicht „der Renommist".

Eingang.

Mein Lied besingt den Held, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht.
Der, wenn man ihn erzürnt', ein ganzes Heer bekriegte,
Und wenn er focht, auch schlug, und wenn er schlug, auch siegte.
Ich singe, wie er hat so manchen Feind bekämpft;
Wie sein berühmter Stahl des Stutzers Stolz gedämpft,
Den er, als er ihn sah, erst höhnte, dann bestritte
Und da er ihn bezwang, voll Furcht aus Leipzig ritte.
Wirf einen Blick auf mich, du Geist der Schlägerei,
Damit mein Heldenlied des Helden würdig sei:
So wird die Nachwelt noch aus diesen Blättern lesen:
Wie schön sein letzter Sieg, wer Raufbold einst gewesen.

2. Gebet um Frieden.

Herr! Gott und Vater deiner Kinder!
Vergißt du, Schöpfer, deiner Welt?
Ist niemand, welcher für uns Sünder
Dir, Richter, in das Rachschwert fällt?

Noch sendest du zum Blutvergießen
Den Todesengel vor dir her;
Und unter des Erwürgers Füßen
Liegt alles wüst, entstellt und leer.

Schau doch mit einem Blick der Gnaden
Auf die zerstörte Welt herab!
Und sieh, wie ganze Myriaden
Das Schwert frißt, und das weite Grab.

Sieh, wie die Fluren öde liegen;
Wie ohne Trost der Landmann steht,
Der unter seiner Herrscher Siegen
Im Mangel schmachtet und vergeht.

Leer, und mit thränenvollen Blicken,
Verläßt er sein geplündert Haus;
Es lodert hinter seinem Rücken,
Sinkt, und zerfällt in Schutt und Graus.

Und seine schwachen Kinder weinen
An seiner Hand umsonst um Brod;
Und jeder Seufzer von den Seinen
Ist für sein Herz langsamer Tod.

Von seinem Reichthum, aller Habe,
Bleibt ihm zur Hülle kein Gewand,
So schleppt er sich am Pilgerstabe
Fern in ein unbekanntes Land.

Wohin man blickt, sieht man Verheeren;
Die Städte wüst, das Land in Blut,
Und über beide Hemisphären
Verbreitet sich des Krieges Wuth.

O sieh darein! Erbarmer, Retter!
Du wirst dich uns nicht ganz entziehn;
Wirst nicht, verhüllt in Nacht und Wetter,
Stets wider uns zur Rache ziehn.

Ruf ab das Schwert vom Feld der Todten,
Das uns zum Fluch geschärfet ward!
Und sende deinen Friedensboten
Dem Erdkreis, welcher auf ihn harrt!

Vernimm das Flehen frommer Beter!
Du lenkst der Fürsten Herz allein;
Lenk es zum Frieden! Laß sie Väter,
Und Menschen, wieder Menschen sein!

B. Die klassische Periode der deutschen Literatur.

I. Klopstock und die ihn umgebende Gruppe.

(§. 65—70. Lehrb. §. 845.)

1. Friedr. Gottl. Klopstock.

(§. 65. 66. Lehrb. §. 845.)

a. Aus der „Messiade“.

(2. Gesang.)

1. Abbadona.

Satan ging indeß, mit Dampf und mit Wolken umhüllet,
Hin durch Josaphats Thal, und über das Meer des Todes,
Stieg von da auf den wolkichten Karmel, vom Karmel gen Himmel.
Hier durchirrt' er mit grimmigem Blick den göttlichen Weltbau,
Daß er, nach so vielen Jahrhunderten seit der Erschaffung,
In der Herrlichkeit strahle, die ihm der Donnerer anschuf!

Und es versammelten sich der Hölle Fürsten zu Satan.
Wie Eilande des Meers aus ihren Sitzen gerissen,
Rauschten sie hoch, unaufhaltsam einher. Der Pöbel der Geister
Floh mit ihnen unzählbar, wie Wogen des kommenden Weltmeers
Gegen den Fuß gebirgter Gestade, zum Thron des Empörers.
Tausendmal tausend Geister erschienen. Sie gingen und sangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verurtheilt.

Unten am Throne saß einsiedlerisch, finster und traurig
Seraph Abdiel Abbadona. Er dachte die Zukunft,
Und den Vergang voll Seelenangst. Vor seinem Gesichte,

Das in trauerndes Dunkel, in schreckliches Schwermuth hüllte,
Sah er Qualen gehäuft auf Qualen zur Ewigkeit eingehn.
Jetzo erblickt er die vorige Zeit: da war er voll Unschuld
Jenes erhabneren Abdiels Freund, so den Tag der Empörung
Eine strahlende That, vor Gottes Auge vollführte.
Denn er verließ die Empörer allein, und unüberwindlich;
Kam zu Gott. Mit ihm, dem edelmüthigen Seraph,
War schon Abbadona dem Blick der Feinde Jehovah's
Fast entgangen: Doch Satans beflammter rollender Wagen,
Der, zu Triumphen zurück sie zu führen, schnell um sie herkam,
Und der Drommetenden Kriegszuruf, der sie ungestüm einlud,
Und die Heerschaar, jeder von seiner Götterschaft taumelnd,
Uebermannten sein Herz, und rissen ihn hin zu der Rückkehr.
Hier noch wollt' ihn sein Freund mit Blicken drohender Liebe
Fortzueilen bewegen; allein, von künftiger Gottheit
Trunken, erkannt' Abbadona die vormals mächtigen Blicke
Seines Freundes nicht mehr. Er kam in dem Taumel zu Satan.
Jammernd denkt er, und in sich verhüllt, an diese Geschichte
Seiner heiligen Jugend und an den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück. Der Ewige schuf sie auf Einmal.
Damals besprachen sie sich mit angeschaffner Entzückung
Unter einander: Ach, Seraph, was sind wir? Woher mein Geliebter?
Sahst du zuerst mich? Wie lange bist du? Ach sind wir auch wirklich?
Komme, umarme mich, göttlicher Freund, erzähle, was denkst du?
Und da kam aus strahlender Fern' die Herrlichkeit Gottes
Segnend einher. Sie sahen um sich unzählbare Schaaren
Neuer Unsterblicher wandeln; und wallendes Silbergewölk hob
Sie zu dem Ewigen auf. Sie sahn ihn und nannten ihn Schöpfer!
Diese Gedanken marterten Abbadona. Sein Auge
Floß von der jammernden Thräne. So floß von Bethlehems Bergen
Rinnendes Blut, da die Säuglinge starben. Er hatte mit Schauer
Satan gehört; doch duldet' er's nicht, und erhub sich zu reden.
Dreimal seufzet' er, eh' er sprach. Wie in blutigen Schlachten
Brüder, die sich erwürgten, und, da sie starben, sich kannten,
Neben einander aus röchelnder Brust ohnmächtig seufzen.
Drauf begann er und sprach: Ob mir gleich diese Versammlung
Ewig entgegen wird sein; ich will's nicht achten und reden!
Reden will ich, damit des Ewigen schweres Gericht nicht
Ueber mich auch komme, wie, Satan! es über dich kam.
Ja, ich hasse dich, Satan! dich hass' ich, du schrecklicher! Mich, mich!
Diesen unsterblichen Geist, den du dem Schöpfer entrissest,
Fordr' er, dein Richter, ewig von dir! Unendliches Wehe
Schrei' in der Abgrundskluft, in der Nacht, der Unsterblichen Heerschaar,
Satan! und laut mit dem Donnersturme, sie alle, die, Satan!
Du verführet hast! laut mit des Todes Meere sie alle
Ueber dich! Ich habe kein Theil an dem ewigen Sünder!
Gottesleugner! kein Theil an deiner finstern Entschließung,
Gott den Messias zu tödten. Ha, wider wen, du Empörer!
Hast du geredt? Ist es wider den nicht, der, du bekennst es
Selber, wie sehr du dein Schrecken auch übertünchest, dir furchtbar,
Mächtiger ist, als du? O sendet den sterblichen Menschen

Gott Befreiung vom Elend und Tode; du hältst ihr nicht Obstand!
Und du willst des Messias Leib, den willst du erwürgen?
Kennst du ihn, Satan, nicht mehr? Hat dich des Allmächtigen Donner
Nicht genug an dieser erhobnen Stirne gebrandmalt?
Oder kann Gott sich nicht vor uns Ohnmächtigen schützen?
Wir, die zum Tode die Menschen verführeten; wehe mir, wehe!
Ich that's auch! wir wollen uns wider ihren Erlöser
Wüthend erheben? Den Sohn, den Donnerer wollen wir tödten?
Ja den Pfad zu einer vielleicht zukünftigen Rettung,
Oder doch zu der Lindrung der Qual, den wollen wir ewig
Uns, so vielen vordem vollkommnen Geistern, verwüsten?
Satan! so wahr wir alle die Qual gewaltiger fühlen,
Wenn du diese Wohnung der Nacht und der dunkeln Verdammniß
Königlich nennst, so wahr kehrst du mit Schande belastet,
Statt des Triumphs, zurück von Gott und seinem Messias!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Abbadona, (nur er war unbeweglich geblieben)
Folgte von fern: entweder sie noch von der That zu erretten;
Oder ihr Ende, der ungeheuren, mit anzusehen.
Jetzo nähert' er sich mit säumendem Schritte den Engeln,
Welche die Pforte bewachten. Wie war dir, Abbadona,
Da du Abdiel hier, den unüberwindlichen, sahest?

— — Doch Abdiels ihn frühsehendes Auge
Schaut' unverwandt in die Welt des Schöpfers, dem er getreu blieb;
Aber auf ihn nicht. Der Sonn' in der Jugend, den Frühlingstagen
Gleich, die hinab zu der kaum erschaffnen Erde sich senkten,
Glänzte der Seraph, doch nicht dem traurenden Abbadona.
Der ging fort, und seufzte bei sich verlassen und einsam:
Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen!
Ewig willst du mich ferne von dir in der Einsamkeit lassen!
Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! Er liebt mich nicht wieder,
Ewig nicht wieder, ach weinet um mich! Verblühet, ihr Lauben,
Wo wir mit Innigkeit sprachen von Gott, und unserer Freundschaft!
Himmlische Bäche, versiegt, wo wir in süßer Umarmung
Gottes des Ewigen Lob mit reiner Stimme besangen!
Abdiel mein Bruder ist mir auf ewig gestorben!
Hölle! mein finsterer Aufenthalt, und du, Mutter der Qualen,
Ewige Nacht, beklag' ihn mit mir! Ein nächtlicher Jammer
Steige, wenn Gott mich schreckt, von deinen Bergen herunter.
Abdiel, mein Bruder, ist mir auf ewig gestorben!

Seliger Eingang, dürft' ich durch dich in die Welten des Schöpfers
Wiederkehren! und nie das Reich der dunkeln Verdammniß
Wieder betreten! Ihr Sonnen, unzählbare Kinder der Schöpfung,
War ich nicht schon, da der Ewige rief, da ihr glänzend hervorgingt;
Heller als ihr, da ihr jetzt aus der Hand des Schöpfers herabkamt?
Und nun steh' ich da verfinstert, verworfen, ein Abscheu
Dieser herrlichen Welt! Und du, o Himmel! Ha jetzo
Beb' ich erst, da ich dich erblicke! Dort ward ich ein Sünder!
Stand dort wider den Ewigen auf. Du unsterbliche Ruhe,
Meine Gespielin im Thal des Friedens, wo bist du geblieben?

Ach, kaum läßt, für dich, mein Richter trauriges Staunen
Ueber seine Welten mir zu! O dürft' ich es wagen,
Schöpfer ihn niedersinkend zu nennen, wie gerne wollt' ich
Dann entbehren den liebenden Vaternamen, mit dem ihn
Seine Getreuen, die hohen Engel, kindlicher nennen!
O du Richter der Welt! Dir darf ich Verlorner nicht flehen,
Daß du mit Einem Blicke mich hier im Abgrund ansehest.

2. Maria und Porcia.

(Pilatus' Gattin.)

— — — Der Strom der kommenden Schaaren
Trieb sie (Maria) seitwärts, und nahm ihr des Sohns Anblick. Sie entriß sich
Jetzt dem Gedränge, sie stand, sie ging, sie suchete, fand nicht,
Nicht die Jünger! Zuletzt verhüllte sie sich, und weinte
Sprachlos. Als sie darauf ihr Aug' aufhebt, da erblickt sie
Sich an dem Seitenpallaste des Römers. Vielleicht, daß hier Menschen
Wohnen, denkt sie, vielleicht, daß selbst in der Schwelger Pallästen
Eine Mutter gebar, der es, Mutterliebe zu fühlen,
Nicht zu klein ist. O wenn es wäre, was viele der Mütter
Von dir, Porcia, sagen, daß du ein menschliches Herz hast,
O ihr Engel, die ihr bei der Krippe seiner Geburt sangt,
Wenn das wäre! Sie denkt's. Schon eilt sie die Marmorgeländer
Unverhüllter hinauf, und geht in den schweigenden Sälen.
Aber nicht lang, so kommt, aus einem fernen Gewölbe,
In des Pallastes Seite, die sich zu dem Richtstuhl hinzog,
Eine Römerin her, und sieht Maria. Die junge,
Bleiche Römerin blieb, so wie gelöst ihr das Haar floß,
Und das leichte Gewand die bebenden Glieder herunter,
Voll Bewunderung stehn. Denn die Mutter des Unerschaffnen
Zeigte, wiewohl der Schmerz sie verhüllte, in ihren Geberden
Eine Hoheit, von Engeln, weil die auch dann sie verstanden,
Noch bewundert: verhüllt vom Schmerze, stieg sie am tiefsten
Zu den Menschen herab, von ihnen bewundert zu werden;
Denn die kannten nicht, was an der heitren die Himmlischen sahen.
Endlich redet die Römerin: Sag', o sage, wer bist du?
Wer du auch sei'st; noch nie hab' ich diese Hoheit gesehen,
Diesen göttlichen Schmerz! Da unterbrach sie Maria:
Wenn du wirklich das Mitleid, das du in deinem Gesicht hast,
Auch in dem Herzen empfindest, so komm, o Römerin, führe
Mich zu Porcia! Mehr noch erstaunt, antwortet mit leiser,
Sanfter Stimme die Römerin: Ich bin Porcia. Du bist
Porcia selbst? Ein geheimes, ein linderndes, stilles Verlangen
Wünschte mir Porcia so, da ich dich sahe. Du bist es
Also selber, o Römerin? Zwar du kennest die Schmerzen
Einer Mutter nicht ganz, die zu einem Volke gehöret,
Welches ihr haßt; doch Israelitinnen selber erzählen,
Daß dein Herz voll Menschlichkeit sei! Der Mann, den Pilatus
Richtet! er hat kein Uebel gethan! den Tyrannen verklagen!
Ich bin seine Mutter! Maria hatt' es gesprochen.
Porcia blieb vor ihr steh'n, und sah mit sanftem Erstaunen,
Mit Entzückung sie an. Denn über den Kummer des Mitleids

Siegte der höh're Gedanke. Sie konnte jetzt nur bewundern.
Endlich rief sie: Er ist dein Sohn? Glückselige, du bist
Dieses Göttlichen Mutter? Du bist Maria? Dann wendet
Sie sich von ihr, und richtet gen Himmel ihr staunendes Auge.
Sie ist seine Mutter, ihr Götter! Euch mein' ich, ihr höhern,
Besseren Götter, die mir, in dem Traume voll Ernst, sich entdeckten.
Jupiter heißt ihr nicht, ihr heißet nicht Phöbus Apollo!
Aber wie euer Namen auch heißt, ihr seid es, ihr sandtet
Mir die Mutter des größten der Menschen, wenn er ein Mensch ist!
Und mich bittet sie? mich? Nein, bitte mich nicht! o führe
Mich vielmehr zu ihm hin, zu deinem erhabenen Sohne,
Daß er der Dunkelheit mich, den Zweifeln entreiße! von fern nur
Auf mich blicke, und mir die Lehre der Gottheit entfalte.
Porcia hatte zuletzt sich gewandt. Mit Augen voll Liebe
Suchte Maria der Römerin Aug', und redete wieder:
Wie ist deine Seele bewegt! Ja, Porcia liebt mich!
Porcia! o ich war es auch, war der glücklichen Mütter
Glücklichste. So hat keine der Mütter geliebt, wie ich liebe!
Aber bei deinem Herzen voll Mitleids, o Römerin, rufe
Deine Götter nicht an! Hilf selbst, sie können nicht helfen!
Und auch du vermagst nicht zu helfen, wenn Gottes Rathschluß,
Daß er sterbe, beschloß! Allein es würde Pilatus,
Wenn des Unschuldigen Blut nicht seine Seele befleckte,
Freudiger stehen vor dem Gericht des Gottes der Götter.
Porcia schaut' auf sie hin, und fing an leise zu reden:
O was sag' ich zuerst? was zuletzt? wie voll ist mein Herz mir!
Erst sei dieses dein Trost, ist es anders Trost dir: Ich will dir
Helfen, du Theure! Denn wisse, die Götter, welche du meintest,
Fleht' ich nicht an. Ein heiliger Traum, von dem ich jetzt aufsteh',
Lehrte mich bessere Götter, zu denen hab' ich gebetet!
Sieh, ein Traum, wie noch keiner um meine Seele geschwebt hat,
Ach ein himmlischer, schreckender Traum! Ich würde dir helfen,
Wärst du auch nicht, Maria, gekommen. Der Traum, den ich sahe,
Hatte mir schon für dich mit mächtiger Stimme gesprochen.

b. Oden und Lieder.

1. Hermann und Thusnelda.

Ha, dort kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!

Komm'! ich bebe vor Lust, reich mir den Adler
Und das triefende Schwert! komm', athm' und ruh' hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht!
Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann, Hermann, so hat dich
Niemals Thusnelda geliebt!

Selbst nicht, da du zuerst im Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

Die nun dein ist. Erzählt's in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nektar trinket, daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist!

„Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der stumme
Todte Vater vor uns? O, hätt' Augustus
Seine Heere geführt, er
Läge noch blutiger da!"

Laß dein sinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz in Locken drohe!
Siegmar ist bei den Göttern!
Folg' du und wein' ihm nicht nach!

2. An Fanny.

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub'
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast,

Und stillanbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias!

Nun auch verweht ist, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward:
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Stillheitres Lächeln, und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen, wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied,
Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern!

Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen;
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt, die Wagschaal in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt missklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir! säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen,

Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

Rinn unterdeß o Leben. Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!

3. Vaterlandslied eines deutschen Mädchens.

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug' ist blau, und sanft mein Blick,
Ich hab ein Herz,
Das edel ist, und stolz und gut.

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Erköhre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär' mir auch frei die große Wahl!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein hohes Auge blickt auch Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bei dieser Wahl.

Du bist kein deutscher Jüngling!
Bist dieses lauen Säumens werth,
Des Vaterlands
Nicht werth, wenn du's nicht liebst, wie ich!

Du bist kein deutscher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
Der's Vaterland
Verkennt, dich Fremdling! und dich Thor!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen: Vaterland!

So schlägt mir's einst beim Namen
Des Jünglings nur, der stolz wie ich
Auf's Vaterland,
Gut, edel ist, ein Deutscher ist!

4. Die Frühlingsfeier.

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde!
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal Tausende, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's, so werde dann
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht! und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du!
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Ueber den stärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Ringsumher ist alles still!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt,
merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es un-
sterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste,
zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den
zückenden Strahl?
Hört ihr Jehova's Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den
Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den
Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den
fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner
des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im
Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des
Friedens!

5. Auferstehung.

Auferstehn, ja auferstehn
Wirst du mein Staub nach kurzer Ruh!
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja.
Wieder aufzublüh'n werd' ich gesä't!
Der Herr der Ernte geht,
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben!
Halleluja!
Tag des Danks, der Freudenthränen Tag!
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erkennst du mich!
Wie den Träumenden wird's dann uns sein!
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden,
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!
Ach, in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann, leb' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

2. Johann Jacob Bodmer.

Hasem und Semira.

(Aus dem achten Gesange der Noachide.)

Hasem schien für Semira geboren, ihr Hang nach der Tugend
Und ihr Geschmack am Schönen versprachen ihm güldene Tage;
Aber sie hat ihr Vater schon einem andern gegeben.
Liebe zu ihr ließ ihn der schmerzenden Sehnsucht zum Raube;
Hätt' er sie nicht geflohn, so wäre die Liebe gewachsen;
Nicht mit geringer Gefahr für seine Tugend; er sahe

Seine Geliebte nicht mehr, und riß sein Herz vom Verderben.
Einsam stand er auf einen der höheren Hügel gerettet,
Sah in die wachsenden Meere mit Leichen bestreuet; ein Mädchen
Schwamm an sein Gestad', es war die geliebte Semira.
Hasem erkennt sie, und weint laut auf, sie öffnet die Augen,
Und erkennt ihn, und ruft, und breitet die Arme nach ihm aus,
Und er faßt sie mitleidig in seinen Arm, doch die Fluten
Rauschen einher, und begraben die sich umarmenden Beyde.

3. Salomon Geßner.

(§. 67. Lehrb. §. 845.)

Der Tod Abels.

„Kain, mein Bruder," sprach Abel. „Wann — ach! wann werden einst die seligen Tage, die Tage voll Wonne herauf gehn, da Friede unter uns ist, und harmlose ungestörte Liebe, die sanfte Ruh' in der Seele, und jede lächelnde Freude, wieder aufblühen läßt: jene Tage, denen der bekümmerte Vater so sehnlich entgegen seufzet, und die zärtliche Mutter! O Kain, Kain, wie trittst du wüthend die Freuden zu Boden, mit denen du damals uns betrogest, damals, als ich entzückt in deiner Umarmung weinte! Hab ich dich beleidigt, mein Bruder! unwissend dich beleidigt — dann — bey allem was heilig ist, beschwör' ich dich, tritt aus dem tobenden Gewitter hervor, verzeihe mir, und laß mich dich umarmen!" So sprach Abel, trat näher, und wollte flehend den Bruder umfassen; aber Kain sprang zurück: — „Ha, Schlange! — du willst mich umwinden!" So rief er, hob wüthend den Arm, und schwang die Keule durch die heulende Luft auf Abels Haupt; der Unschuldige sank vor ihm hin mit zerschmettertem Schädel, blickte mit Verzeihung im starrenden Auge noch einmal ihn an, und starb; sein Blut floß durch die goldnen Locken an des Mörders Füße. — Kain stund in betäubendem Schrecken todblaß, kalter Schweiß umfloß die bebenden Glieder, er sah des Erschlagenen letzte krampfigte Bewegung, und das rinnende, zu ihm aufrauchende Blut. „Verfluchter Schlag!" rief er; „Bruder! — erwache — erwache, Bruder! Wie blaß ist sein Gesicht! wie starr sein Auge! wie das Blut um sein Haupt hinfließt! — Ich Elender! — o was ahnt mir! — Höllische Schrecken!" So brüllte er und warf wüthend die blutbespritzte Keule weit weg, und schlug die starke Faust wider seine Stirne. Jetzt wankt' er zum Erschlagenen hin, und wollt' ihn von der Erd' aufheben: „Abel! — Bruder! — erwache! — Ha! — Höllenangst faßt mich! wie ohnmächtig! — Todt — o Höllenangst, er ist todt! Ich will fliehen! Eilet wankende Knie!" — So brüllt er und floh ins nahe Gebüsche.

4. Joh. Ludw. Gleim.

(§. 69. Lehrb. §. 845.)

1. Siegeslied nach der Schlacht bei Prag

den 6. Mai 1757.

(Abgekürzt.)

Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott.
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahn,
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn,

Und sagte: „Kinder, Berg' hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

2. Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von seiner Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brod
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stand, und: Gott, ach Gott!
Seufzt er dabei. Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brod
Dem Vater wieder. „Nehmt es doch,"
Sprach es, „ich bitt euch, ich will noch
„Wohl warten, Vater; weint nur nicht!"

Der Vater wendet sein Gesicht
Und sagt: „Ich schneide noch ein Stück;
„Behalt' es, Kind!" Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost und schneidet ab.
Doch, wie erschrickt er! Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brod. „Ach, was ist das?"
Sagt er erschrocken; „Söhnchen! Laß
„Die Thaler liegen; ich will gehn,
„Der Bäcker soll sie liegen sehn.
„Vermuthlich hat der Mann das Geld,
„Das aus dem lieben Brode fällt,
„Hineingebacken; der muß es
„Auch wieder haben. Bleib indeß
„Dabei, ich will geschwinde gehn."

Er geht; des Kindes Augen sehn
Gar starr die blanken Thaler an;
Allein es rühret nicht daran.

Der Bäcker kommt, sieht sie und spricht:
„Freund, das sind meine Thaler nicht,
„Nein, glaubt es mir. Doch, wißt ihr was?
„Ein reicher Mann macht euch den Spaß.
„Denn hört: das Brod, was ihr geholt,
„War nicht von mir, ihr aber sollt
„Nicht fragen und, von wem es ist,
„Auch nicht erfahren. Dieses wißt:
„Daß gestern Abends Einer kam,
„Der mir das Brod gab, das ich nahm,
„Und sagte: Wenn ein armer Mann,
„Der krank ist, Nichts verdienen kann,
„Ein Brod holt, Freund, so gebt ihm dies.
„So sagt' er, ja, das ist gewiß!
„Drauf kamt ihr, und ich gab es euch.
„Seht, wie Gott sorgt; nun seid ihr reich.
„Das Geld hat einen rechten Glanz!"

Der arme Mann verstummte ganz
Und auch sein Kind. Er nahm das Brod
Und seufzt' und sagte nur: „Ach Gott!"
Und schnitt sich noch ein Stückchen ab
Und sprach: „Den Mann, der mir es gab,
„Den segne Gott! Ach, lebte doch,"
Sprach er, „nun deine Mutter noch,
„Du liebes Kind!" Das Söhnchen spricht:
„Weint, Herzensvater, weint doch nicht!"

3. Der Knabe und die Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflückte sich ein Kind in einen Strauß
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.
So herrisch? rief das Bienchen, zürnend, aus;
Vermuthlich bist du nie gestochen.
Du sahst doch wohl, daß ich auf diese Blume flog
Und ruhig meinen Honig sog?
Denkst du vielleicht, ich sei zu klein,
Dich, kleiner Mensch, zu strafen? — Nein,
So klein ich bin, so soll dich's reu'n.
So sprach sie, und im Augenblick'
War's auch geschehn. Doch ach, der Stachel blieb zurück.
Drum starb sie und erfuhr erst spät, daß wer gern Rache
An Andern übt, sich selber elend mache.

5. Johann Peter Uz.

(§. 69. Lehrb. §. 845.)

1. Das bedrängte Deutschland.

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien seine Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?

Sind, wo die Donau, wo der Main
voll fauler Leichen langsam fließet,
und um den rebenreichen Rhein
sonst Bacchus fröhlich ging und sich die Elb' ergießet,

Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
und nicht zu Deutschlands Ruhm: nein, meistens ihm zur Schande.

Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren:
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
und was die Armuth spart, hilft Uebermuth verzehren.

Vor ihnen her entflieht die Lust,
und in den Büschen, in den Auen,
wo vormals an geliebter Brust
der frohe Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

Der Adler sieht entschlafen zu,
und bleibt bei ganzer Länder Schreien
stets unerzürnt in träger Ruh',
entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleien.

O Schande! sind wir euch verwandt,
ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
die feiger Knechtschaft eisern Band
mehr als den härtsten Tod im Arm der Freiheit scheuten!

Wir, die uns kranker Wollust weihn,
geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
wir wollen deren Enkel sein,
die rauh, doch furchtbar frei, für ihre Wälder stritten?

Die Wälder, wo ihr Ruhm noch itzt,
um die bemoosten Eichen schwebet,
wo, als ihr Stahl vereint geblitzt,
ihr ehrner Arm gesiegt und Latium gebebet?

Wir schlafen, da die Zwietracht wacht
und ihre bleiche Fackel schwinget,
und, seit sie uns den Krieg gebracht,
ihm stets zur Seite schleicht von Furien umringet.

Ihr Natternheer zischt uns ums Ohr,
die deutschen Herzen zu vergiften,
und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
in Hermann's Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Doch mein Gesang wagt allzu viel:
o Muse, fleuch zu diesen Zeiten
Alkäens kriegrisch Saitenspiel,
das die Tyrannen schalt, und scherz auf sanftern Saiten!

2. Auf den Tod des Majors v. Kleist.

(Abgekürzt.)

Auch Kleist ist hin! Laßt weit herum erschallen,
ihr Musen um den Oderstrand:
ein Edler ist im Streit gefallen,
im Streit fürs Vaterland.

Sein Heldenblut floß auf die güldne Leier,
die sonst in seiner Hand erklang,
in die mit kriegerischem Feuer
er nur von Tugend sang.

Kleist ist nicht mehr! Laßt weit herum erschallen,
ihr Musen durch die bange Welt:
Der Musen Liebling ist gefallen,
ein Menschenfreund und Held.

Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren
stumm über seiner Urne weint,
rührt auch die Feinde: selbst Barbaren
beklagen einen Feind.

Doch ewig Lob erwartet große Seelen,
die, zur Unsterblichkeit ernannt,
den schönen Tod der Helden wählen,
den Tod für's Vaterland.

6. Ch. Ew. v. Kleist.

(§. 69. Lehrb. §. 845.)

1. Aus dem Lehrgedicht „der Frühling".

O streute der fleißige Landwirth
Für sich den Samen doch aus! Wenn ihn sein Weinstock doch tränkte!
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten!
Allein der gefräßige Krieg vom zähneblECkenden Hunger
Und rasenden Horden begleitet, verheeret oft Arbeit und Hoffnung.
Gleich Hagel vom Sturme geschleudert, zerschlägt er die nährenden Halme,
Reißt Stab und Reben zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Zur Lust. — — — Wo bin ich? Es blitzen die fernen Gebirge von Waffen;
Es wälzen sich Wolken voll Feuer aus off'nen ehernen Rachen,
Und donnern und werfen mit Keulen umher. Zerrissene Menschen
Erfüllen den schrecklichen Sand. Des Himmels allsehendes Auge
Verhüllt sich, die Grausamkeit scheuend, in blaue Finsterniß. — — Siehe
Den blühenden Jüngling! Er lehnt sein Haupt an seinen Gefährten,
Und hält das strömende Blut und seine fliehende Seele
Noch auf, und hoffet die Braut noch wieder zu sehen, und zitternd
Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu erndten.
Ein Schwert zerspaltet ihn jetzt. — — — Sie wird in Thränen zerrinnen.
In ihm wird ein Lehrer der Nachwelt, ein heiliger Dichter erblassen.
Ihr, denen unsklavische Völker das Heft und die Schätze der Erde
Vertrauten, ach! tödtet ihr sie mit ihren eigenen Waffen!
Ihr Väter der Menschen, begehrt ihr noch mehr glückseelige Kinder;
So kauft sie doch ohne das Blut der Erstgeborenen. Hört mich,
Ihr Fürsten, daß Gott euch erhöre! Gebt seine Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Rosse zurück. Spannt eure Segel dem Ost auf,
Und erntet den Reichthum der Inseln im Meer. Pflanzt menschliche Gärten,
Setzt kluge Wächter hinein. Belohnt mit Ansehn und Ehre
Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet.
Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Großen,
Ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem Volke zum Richter!
Er schlage das Laster im Pallast, und helfe der weinenden Unschuld.

2. An die preußische Armee.

(Abgekürzt.)

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die gold'nen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluten
Hemmt Friedrich und dein starker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!

Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist!
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten!

Ich seh, ich sehe schon (freut euch, o Preußens Freunde!)
Die Tage seines Ruhms sich nah'n.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran,
Doch Friedrich winket dir! wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!

3. Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land,
Jenseit des Meers, zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ans Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, itzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn sah er das beßre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

7. Karl Wilhelm Ramler.

(§. 69. Lehrb. §. 845.)

An den Frieden.

Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?
Gen Himmel in dein mütterliches Land?
Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

Wohnst du nicht noch auf einer von den Fluren
Des Oceans, in Klippen tief versteckt,
Wohin kein Wuchrer, keine Missethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

Nicht, wo, mit Wüsten rings umher bewehret,
Der Wilde sich in deinem Himmel dünkt?
Sich ruhig von den Früchten seines Palmbaums nähret?
Vom Safte seines Palmbaums trinkt?

O! wo du wohnst, laß endlich dich erbitten:
Komm wieder, wo dein süßer Feldgesang
Von heerdevollen Hügeln, und aus Weinbeerhütten,
Und unter Kornaltären klang

Sieh diese Schäfersitze, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Rosengärten schön,
Nur sparsam nun, wie Bäumchen auf verbrannter Heide,
Wie Gras auf öden Mauern stehn.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze;
Die jüngst verlobte Garbenbinderinn
Trägt, ohne Saitenspiel und Lieder, ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin.

Denn ach! der Krieg verwüstet Saat und Reben
Und Korn und Most; vertilget Frucht und Stamm;
Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch uns geben,
Erwürgt das kleine fromme Lamm.

Mit unsern Rossen fährt er Donnerwagen,
Mit unsern Sicheln mäht er Menschen ab;
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann erschlagen,
Nun fordert er den Knaben ab.

Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Ueberrest!
Bind an der Hölle Thor mit siebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber fest.

8. J. G. Jakobi.

(§. 69. Lehrb. §. 845.)

1. Aschermittwoch.

Weg mit Lustgesang und Reigen,
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todten-Kränze hier,
Sagt ein Krug voll Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Drängt es sich zum Jubelfeste,
Mitten unter'm Göttermahl
Ruft es in der Kön'ge Saal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen,
Der umher getrieb'ne Geist
Felsen thürmt und niederreißt.
Wer so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Asch' und Erde werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kamen, ach, so kamen
Viele Tausend, ihre Namen
Sind verloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Sollt' es Erd' und Asche werden?

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen,
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt;
Ewig kann's nicht untergehen,
Was verwes't, muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahndung trauen,
Diesem Schattenland entfliehen,
Vor dem Unsichtbaren knieen,
O! die werden auferstehen,
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist empfehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freu'n,
Sollten sie wie Staub verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwais'te Braut,
Einem Schatten angetraut;
Liebe kann nicht untergehen,
Was verwes't, muß auferstehen.

Sieh' an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären,
Menschen-Hoheit, Erdenreiz'
Zeiget dieses Aschenkreuz.
Aber Erde wird zur Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

2. Am Tage aller Seelen.

Ruh'n in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden,
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Die sich hier Gespielen suchten,
Oefter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falscher Freund verließ,
Und die blinde Welt verstieß:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Und der Jüngling, dem, verborgen,
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' in's Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Alle Geister, die, voll Klarheit,
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Und die nie der Sonne lachten,
Unterm Mond auf Dornen wachten,
Gott, im reinen Himmelslicht,
Einst zu sehn von Angesicht:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Und die gern im Rosengarten
Bei dem Freudenbecher harrten,
Aber dann, zur bösen Zeit,
Schmeckten seine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Auch, die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke sandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entschlaf'ne Welt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Ruh'n in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruh'n in Frieden!

9. Anna Elise Karsch geb. Dürbach.

Auf den Tod des Prinzen Heinrich von Braunschweig. (1761.)

(Abgekürzt.)

„Wo ist Er, daß ich Ihn mit Thränen salbe,
„Mein Sohn? — — Wo ist Er? bringt Ihn mir!“
So klagt die Fürstin! Also ächzt das halbe
Zerrißne Herz in ihr!

Ach! in der Schlacht, voll von des Helden Ruhme,
Dacht Er Gefahr und Jugend nicht;
Er sank! — — so sinkt am Abend eine Blume,
Die sonst ihr Angesicht

Vom Stengel nach der Sonnen Antlitz wandte,
Und nun gebogen niederhängt;
Er, dessen Brust zu großen Thaten brannte,
Dem Bruder nachgedrängt,

Stritt wie ein Held, der unterm Waffenrocke
Schon dreißigmal das Feld bezog;
Staub trug er auf der jugendlichen Locke,
Die um den Nacken flog.

Die Feinde flohn. Er, jung und schon ein Sieger,
Empfand den Sieg und eilte froh
Sie auszuspäh'n. Den wundgewordnen Tiger
Verfolgt ein Löwe so!

Mit einer Kugel, auf der Flucht verschossen,
Traf hinterlistig ihn der Tod.
Du, Stelle, wo sein Heldenblut geflossen,
Bleib ewig purpurroth!

Klagt ihn, ihr Hügel! und ihr grünen Auen,
Ihr Wälder, klaget ihn bei Hamm!
Er fiel; so fällt, vom Künstler umgehauen,
Der jungen Ceder Stamm;

Nach ihrem Umfall ein geschnitzter Götze,
Wird Weihrauch vor ihr aufgestreut.
So stirbt ein Held, daß Ihn der Nachruhm setze
Hin zur Unsterblichkeit.

Mit diesem großen Muth, der im Gefechte
Ganz seinem Geiste beigewohnt,
Sah Er den Tod, der keinerlei Geschlechte
Und keine Tugend schont!

10. M. Gottfr. Lichtwer.

(§. 596. Lehrb. §. 796.)

1. Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehen,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehen.
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun erzähle!
Was wird da nicht erzählt? — Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist;
Eilf hundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft am Tisch bis in die späte Nacht,
Der Tisch wird nicht gedeckt, der Mund nicht naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn, sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen,
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber arg verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn wann dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man häufig hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern,
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde;
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! — So suchen sie der Weisen Stein? Ihr irrt!
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?
Nein! — So bereun sie alte Sünden? —
Das ist es alles nicht! — So sind sie ganz verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen.

2. Die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne aus.

„Ein Diamant ist's," sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
„Der mittelst einer edlen That
„Dazu den größten Anspruch hat."

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun,
Drei Monden waren kaum vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.

D'rauf sprach der älteste der Brüder:
„Hört! es vertraut' ein fremder Mann
„Sein Gut ohn' einen Schein mir an,
„Dem gab ich es getreulich wieder.
„Sagt, war die That nicht lobenswerth?" —

„Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,"
Ließ sich der Vater hier vernehmen;
„Wer anders thut, der muß sich schämen;
„Denn ehrlich sein, heißt uns die Pflicht:
„Die That ist gut, doch edel nicht."

Der Andre sprach: „Auf meiner Reise
„Fiel einst ganz unachtsamer Weise
„Ein armes Kind in einen See,
„Ich aber zog es in die Höh,
„Und rettete dem Kind das Leben;
„Ein Dorf kann Zeugniß davon geben." —
„Du thatest," sprach der Greis, „mein Kind!
„Was wir als Menschen schuldig sind."

Der Jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
„War einst mein Feind fest eingeschlafen
„An eines tiefen Abgrunds Rand;
„Sein Leben stand in meiner Hand.
„Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke." —
„O!" rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein; welch edler Muth,
„Wenn man dem Feinde Gutes thut!"

3. Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um.

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne. —
Blinder Eifer schadet nur.

11. Gottl. Konr. Pfeffel.

(§. 59b. Lehrb. § 796.)

1. Die Tabakspfeife.

Gott grüß' Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon' mit goldnen Reifchen. —
Was wollt Ihr für den Kopf!

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, welchem Bassen,
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn."

Ein ander Mal von Euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Ducaten
Für Euren Pfeifenkopf.

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel, —
Er hätt' es auch gethan, —
Und trug ihn fort aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Gab er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der drei Mal Plünd'rung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie, wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß."

Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren;
O, sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn bewundern kann.

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein." —
Das war mein Ahnherr, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben,
Vergesset Eure Noth;
Kommt, trinkt mit mir von Walter's Reben
Und eßt von Walter's Brod.

„Nun topp! Ihr seid sein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein."

2. Holien.

In China lag beim Sternenlichte
Ein Jüngling — Dank sei der Geschichte
Für seinen Namen — Holien,
Lag müd' auf seiner Binsenmatte
Und sah, vom Räuber ungesehn,
Der sein Gemach erstiegen hatte,
Wie hurtig er, was ihm gefiel,
In seinen weiten Schnappsack steckte.
Er regt sich nicht auf seinem Pfühl
Und blinzt die Augen zu. Nun streckte
Der Gaudieb die verruchte Hand
Nach einem Topf von Ziegelerde,
Der leer in einem Winkel stand.
Laß, rief mit flehender Geberde
Jetzt Holien, laß, armer Mann,
Mir diesen Topf, damit ich morgen
Für meine Mutter kochen kann.
Der Räuber bebt: Schlaf' ohne Sorgen;
Solch einen Sohn bestehl' ich nicht!
Lallt er, legt all die Beute nieder
Und wischt sich Thränen vom Gesicht.
Seit diesem Tag stahl er nicht wieder.

12. Christ. Felix Weiße.

(§. 74. Lehrb. §. 849.)

1. An den Schlaf.

Komm, süßer Schlaf, erquicke mich,
Mein müdes Auge sehnet sich
Die Ruhe zu genießen,
Komm, sanft es zuzuschließen.

Wie aber, Freund, o schlössest du
Von nun an es auf ewig zu,
Und diese Augenlider
Sähn nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein schöner Licht
Einst meinen Schlummer unterbricht,
Das ewig, ewig glänzet,
Und keine Nacht begränzet.

2. Der Aufschub.

„Morgen, morgen, nur nicht heute!"
Sprechen immer träge Leute,
„Morgen! Heute will ich ruhn,
Morgen jene Lehren fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dies und jenes thun!"

Und warum nicht heute? Morgen
Kannst du für was andres sorgen;
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen,
Das nur kannst du übersehen,
Was geschehn wird, weißt du nicht.

Wer nicht fort geht, geht zurücke.
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nicht hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist dem Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt.
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

II. Wieland.

1. Christ. Martin Wieland.

(§. 70. 71. Lehrb. §. 848.)

1. Aus „Oberon".

a. Die Aufgabe.

(Gesang I.)

(Ritter Hüon, Sohn des Herzogs von Guyenne, wird auf seinem Zuge nach dem Hof Karls des Großen in einem Walde von Scharlot, dem Sohne Karls des Großen, angefallen und tödtet ihn ungekannt durch einen Schlag mit dem Degenknopf gegen die Schläfe. Amory v. Hohenblatt, der aus Bosheit Scharlot zu dem Angriff aufgereizt hatte, klagt nun Hüon vor Karl dem Großen des Mordes an, Hüon fordert und tödtet ihn im Zweikampf, wird aber von dem unversöhnten Kaiser zu folgender Buße verurtheilt.

Kaiser Karl spricht zu Hüon:)

Aus allen unsern Reichen
Soll dein verbannter Fuß zur Stunde stracks entweichen,
Und, bis du Stück vor Stück mein kaiserlich Gebot
Vollbracht, ist Wiederkunft unmittelbarer Tod.
Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wann der Kalif im Staat, an seiner Tafelrunde
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritzet.
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, die ihm zur Rechten sitzet
Und küß' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle, hin, nach Morgenländer Art
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Hand voll Haar aus seinem grauen Bart.
Geh hin, und, wie gesagt, eh du gestracks vollzogen,
Was ich dir hier von Stück zu Stück gebot,
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Tod.

b. Die Ausführung.

(Gesang V.)

Hüon zieht nun ins Morgenland, findet in den Wäldern des Libanon den Scherasmin, einen ehemaligen Diener seines Vaters, der ihn fortan als Knappe begleitet. — Der Elfenkönig Oberon beschenkt ihn mit einem wunderbaren Horn, auf dessen ersten leisen Ton alle Zuhörer, die nicht ganz rein von Sünde und Laster wären, von einer tollen Tanzwuth befallen würden, auf den stärkeren Ton des Horns würde Oberon selbst zu seiner Hülfe erscheinen. — Hüon sieht nun im Traume Rezia, des Sultans von Bagdad schöne Tochter, so wie Rezia gleichfalls im Traum den Ritter Hüon mit den gelben Locken, und beide entbrennen in heißer Liebe für einander, obwohl die Prinzessin bereits mit Babekan, dem Drusenfürsten, verlobt ist. — Diesen Babekan hatte Hüon, ohne ihn zu kennen, von einem gräulichen Löwen befreit, allein statt Danks stößt Babekan Lästerworte aus und entflieht feige auf Hüons Roß. — Am Tage vor der beabsichtigten Vermählung Rezia's kommt Hüon nach Bagdad, kehrt bei der Mutter von Fatme, Rezia's Amme, ein, und erfährt hier Rezia's Traum und den ganzen Stand der Dinge. Beim Hochzeitfest tritt Hüon in den Saal, erkennt sogleich in dem Bräutigam, der an der Seite des Chalifen und der Braut bei Tafel sitzt, den feigen gotteslästerlichen Sarazenen und haut ihm mit einem Hieb das Haupt ab zur größten Bestürzung der Versammlung.

Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,
Schreckt Rezien aus ihrer Träumerei:
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach sei;
Und, wie sie sich nach Hüons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblickt!
Sie ist's, sie ist's, ruft er und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und seinen Turban fallen
Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken wallen.

Er ist's, beginnt auch sie zu rufen, doch die Scham
Erstickt den Ton in ihrem Rosenmunde.
Wie schlug das Herz ihr erst, da er geflogen kam,
Im Angesicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebeskühn in seine Arme nahm
Und, da sie glühend bald, bald blaß wie eine Büste,
Sich zwischen Lieb' und jungferlichem Gram'
In seinen Armen wand, sie auf die Lippen küßte!

Schon hatt' er sie zum zweiten Mal geküßt;
Wo aber nun den Trauring her bekommen?
Zum Glücke, daß der Ring an seinem Finger ist,
Den er im Eisenthurm dem Riesen abgenommen,
Zwar, wenig noch mit dessen Werth vertraut,
Schien ihm, dem Ansehn nach, der schlechtste kaum geringer;
Doch steckt er ihn aus Noth jetzt an des Fräuleins Finger
Und spricht: So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!

Er küßt mit diesem Wort die sanftbezwungne Schöne
Zum dritten Mal auf ihren holden Mund.
Ha! schreit der Sultan auf und knirscht und stampft den Grund
Vor Ungeduld, Ihr leidet, daß der Hund
Von einem Franken so mich höhne?
Ergreift ihn! Zaudern ist Verrath!
Und, tropfenweis' erpreßt, versöhne
Sein schwarzes Blut die ungeheure That!

Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons Aug', und kaum erhascht er noch,
Eh' sie im Sturm' auf ihn von allen Seiten dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
Die schöne Rezia, von Lieb' und Angst entgeistert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust zum Schild
Der seinigen — der andre Arm bemeistert
Sich seines Schwerts. Zurück, Verwegne! schreit sie wild.

Zurück! es ist kein Weg zu diesem Busen
Als mitten durch den meinen! ruft sie laut,
Und ihr, noch kaum so sanft, wie Amors holde Braut,
Gibt die Verzweiflung jetzt die Augen von Medusen.
Vermess'ne, haltet ein! ruft sie den Emirn zu,
Zurück! — O, schone sein, mein Vater! und, o Du,
Den zum Gemahl das Schicksal mir gegeben,
O, spart mein Blut in euer beider Leben!
Umsonst! des Sultans Wuth und Dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt sein Schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängstlich Schrein
Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm, sie zu schützen,
Noch übrig, als sein Horn von Elfenbein?
Er setzt es an den Mund und zwingt mit sanftem Hauche
Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche.
Auf einmal fällt der hochgezückte Stahl
Aus jeder Faust; in raschem Taumel schlingen
Der Emirn Hände sich zu tänzerischem Ringen,
Ein lautes Hussa schallt bachantisch durch den Saal,
Und Jung und Alt, was Füße hat, muß springen;
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl:
Nur Rezia, bestürzt, dieß Wunderwerk zu sehen,
Bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen.
Der ganze Divan dreht im Kreis
Sich schwindelnd um; die alten Bassen schnalzen
Den Tact dazu, und, wie auf glattem Eis,
Sieht man den Imam selbst mit einem Hämling walzen.
Noch Stand, noch Alter wird gespart;
Sogar der Sultan kann der Lust sich nicht erwehren,
Faßt seinen Großwessir beim Bart
Und will den alten Mann noch einen Bocksprung lehren.
Die nie erhörte Schwärmerei
Lockt bald aus jedem Vorgemache
Der Kämmerlinge Schaar herbei,
Sodann das Frauenvolk und endlich gar die Wache.
Sie All' ergreift die lust'ge Raserei.
Der Zaubertaumel setzt den ganzen Harem frei;
Die Gärtner selbst in ihren bunten Schürzen
Sieht man sich in den Reihn mit jungen Nymphen stürzen.

Nun kommt Scherasmin mit Fatmen und ermahnt zu schleuniger Flucht, Hüon will aber erst sein an Kaiser Karl gegebenes Wort lösen. Die Kraft des Horns läßt nach und erschöpft sinken die Tänzer nieder.

Er läßt sich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem sanften Ton und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiser Karl, von dem ich Dienstmann bin,
Läßt seinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden
Und bittet Dich — verzeih! mir fällt's zu sagen hart,
Doch, meinem Herrn den Mund, sowie den Arm zu lehnen,
Ist meine Pflicht — um vier von Deinen Backenzähnen
Und eine Hand voll Haar aus Deinem Silberbart.
Er spricht's und schweigt und steht gelassen,
Des Sultans Antwort abzupassen.
Allein wo nehm ich Athem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu schildern?
Wie seine Züge sich verwildern,
Wie seine Nase schnaubt? mit welchem Ungestüm'
Er auf vom Throne springt? wie seine Augen klotzen,
Und wie vor Ungeduld ihm alle Haare strotzen?
Er starrt umher, will fluchen, und die Wuth
Bricht schäumend jedes Wort an seinen blauen Lippen.
Auf, Sklaven! reißt das Herz ihm aus den Rippen!
Zerhackt ihn, Glied für Glied; zapft sein verruchtes Blut

Mit Pfriemen ab! weg mit ihm in die Flammen!
Die Asche streut in alle Winde aus,
Und seinen Kaiser Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?
Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So sehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüstet,
Und wagt's, sie selber auszuziehn?
Der Mensch muß unter seiner Mütze
Nicht richtig sein, versetzt ein alter Khan:
So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreimalhunderttausend Mann.
Khalif von Bagdad, spricht der Ritter
Mit edlem Stolz, lass' Alles schweigen hier
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter;
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was sie zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.
Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher, wie du,
Und steh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entschließe dich, von Mahomed zu weichen,
Erhöh' das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan,
Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig loszusprechen
Von jeder andern Forderung,
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und so jung
Du hier mich siehst, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daß Einer mit mir ist,
Der mehr vermag, als alle deine Schaaren.
Wähl' jetzt das beste Theil, wofern du weise bist!

Der Khalif geräth in die grenzenloseste Wuth und alles dringt auf Hüon ein. In der höchsten Noth bläst Scherasmin das Horn mit Macht; Schrecken ergreift die Heiden; Schwert und Speer entgleiten ihren Händen und starr und betäubt sinken sie gruppenweise wie Schlafende hin. Plötzlich erscheint Oberon.

Ein lauter Schrei des Schreckens und der Lust
Entfährt der Perserin; ein unfreiwillig Grauen
Bekämpft in ihr das schüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Brust
Gefaltet, steht sie glühend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der süßen Schuld jungfräulich sich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen aufzuheben.
Gut, Hüon, spricht der Geist, du hast mein Ehrenwort
Gelöst, ich bin mit dir zufrieden.
Zum Ritterdank ist dir dieß schöne Weib beschieden!
Doch, eh' ihr euch entfernt von diesem Ort,
Bedenke Rezia, wozu sie sich entschließet,
Eh' sie vielleicht mit unfruchtbarer Reu'
Die rasche Wahl verführter Augen büßet!
Zu bleiben oder gehn läßt ihr das Schicksal frei.
So vieler Herrlichkeit entsagen,
Verlassen Hof und Thron, dem sie geboren ward,
Um sich, auf ungewisse Fahrt,
Ins weite Meer der Welt mit einem Mann zu wagen;
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbestand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schicksals Schläge tragen,
(Und, ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand!)
Da lohnt sich's wohl, vorher sein Herz genau zu fragen.
Noch, Rezia, wenn dich die Wage schreckt,

Noch steht's bei dir, den Wunsch der Liebe zu betrügen:
Sie schlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, sobald mein Stab sie weckt.
Der Sultan wird dir gerne, was geschehen,
Verzeih'n, trotz dem, was er dabei verlor,
Und Rezia wird wieder, wie zuvor
Von aller Welt sich angebetet sehen.
Hier schwieg der schöne Zwerg. Und, bleicher als der Tod,
Steht Hüon da, das Urtheil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der Grausame, bedroht,
In Asche sinkt das Feuer seiner Wangen.
Zu edel oder stolz, vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebesworten zu bestechen,
Starrt er zur Erde hin mit tiefverhaltnem Schmerz
Und läßt nicht einen Blick zu seinem Vortheil sprechen.
Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten Kuß,
Braucht keines Zaubers mehr, die Flamme zu erhitzen.
Wie wenig däucht ihr noch, was sie verlassen muß,
Um Alles, was sie liebt, in Hüon zu besitzen!
Von Scham und Liebe roth bis an die Fingerspitzen,
Verbirgt sie ihr Gesicht und einen Thränenguß
In seinem Arm, indem, hoch schlagend von Entzücken,
Ihr Herz empor sich drängt, an seines sich zu drücken.
Und Oberon bewegt den Lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündniß legen,
Und eine Thräne fällt aus seinem Aug' herab
Auf beider Stirn. So eil' auf Liebesschwingen,
Spricht er, du holdes Paar! Mein Wagen steht bereit,
Bevor das nächste Licht der Schatten Heer zerstreut,
Euch sicher an den Strand von Askalon zu bringen.

Sie entfliehen nun in Oberons Zauberwagen von Schwänen durch die Luft gezogen.

2. Aus den „Abderiten".

Kunstgeschmack in Abdera.

Es fiel den Abderiten ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zur Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben vorstellte. Die Seepferde und Delphinen sollten eine Menge Wassers aus ihrer Nase hervorspritzen. Aber wie alles fertig stund, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delphins zu befeuchten, und als man das Werk spielen ließ, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delphinen den Schnupfen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in ihr Zeughaus bringen; und so oft man solche einem Fremden wies, bedauerte der Aufseher des Zeughauses sehr ernsthaft im Namen der löblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse. Ein andermal erhandelten sie eine sehr schöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für feine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. Sie ist zu schön, riefen sie einhellig, um an einem so niedrigen Platze zu stehen. Ein Meisterstück, das der Stadt so

viel Ehre macht und so viel gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das erste sein, was den Fremden beim Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Diesem glücklichen Gedanken zufolge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war, zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Wäschernymphe vorstellen sollte, so nöthigten sie doch alle Fremden, zu gestehen, daß man nichts Vollkommeneres sehen könnte.

2. Wilh. Heinse.

(§. 72. Lehrb. §. 848.)

Genua.

(Aus „Ardinghello".)

Ich machte, wie es Tag war, einen Spaziergang auf den Hügel, und besah die Lage von Genua: ein reizendes Theater, das von jeher seine Bewohner angetrieben hat, das Meer zu beherrschen; und woheraus immer die größten Seehelden hervorgekommen sind. Heiliger Columbus, und du, Andreas Doria, die ihr nun mit den Themistoklessen und Scipionen im Elysium Paar und Paar herumwandelt, euch Halbgötter unter den Menschen bet' ich im Staube an. Ach, daß auch mir kein solches Loos bestimmt ist! Ich sah hinaus in die unermeßliche Sphäre von Gewässern, und die ungeheure Majestät wollte mir die Brust zersprengen; mein Geist schwebte weit über der Mitte der Tiefen, und fühlte ganz in unaussprechlicher Wonne seine Unendlichkeit.

Nichts auf der Welt füllt so stark und mächtig die Seele; das Meer ist doch das Schönste, was wir hienieden haben. Sonn und Mond und Sterne sind dagegen nur einzelne glänzende Punkte, und sammt dem blauen Mantel des Aethers darüber her nur eine Zierde der Wirklichkeit. Dieß ist das wahre Leben: hierauf giebt sich der Mensch Flügel, die ihm die Natur versagt; und verbindet in sich die Vollkommenheiten aller andern Geschöpfe. Wer das Meer nicht kennt, kömmt mir unter den Menschen wie ein Vogel vor, der nicht fliegen kann; oder seine Flügel nicht braucht, wie die Straußen, Hühner und Gänse. Hier ist die ewige Klarheit und Reinheit; und alles Kleine, was sich in den Winkeln der Städte in uns nistet, wird hier von den großen Massen weggescheucht.

Die See ist hier doch etwas ganz anders, als in euren Brentasümpfen! Die Stürme machen mir jeden Tag ein neues Schauspiel; und ich begreife nun, wie Columben der Muth im Herzen erwuchs, sich mit einer Bande Gesindel in den unwirthbaren Ocean hinauszuwagen, gleich einem Gotte, der Wasserfluthen und Orkane kennt, und in ihr grausames wildes Spiel sich zu finden weiß, kühner als Hercules und alle Helden der vorigen Zeitalter. Wenn die Wogen so den Hafen hereinbrechen, und sich an seine hohe Mauer hinaufwälzen, bis über die Dächer der Häuser, die da stehen, und Schaum und Meer wie ein Wolkenbruch wieder herabströmt, und mit dem neu herbeirauschenden Ungestüm sich klatschend zu Staub wirbelt: wie lebt die Natur da in meinem Sinn und ergreift mit Musik mein Wesen!

III. Lessing.

1. Johann Winckelmann.

(§. 74. Lehrb. §. 849.)
(Aus der Geschichte der Kunst des Alterthums.)

Der vaticanische Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war seine Arbeit auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle anderen Bilder desselben so weit als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysion, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolget, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreichet und erleget. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick wie ins Unendliche weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seeligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären, Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbet. Sein weiches Haar spielet, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt, es scheint gesalbet mit dem Oel der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über den Anblick dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

2. Gotth. Ephraim Lessing.

(§. 73. 74. Lehrb. §. 849.)

1. Aus „Laokoon“.

Wie der Dichter und der Künstler die Begebenheit darstellt.

Es gibt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen sein, die sich nichts weniger, als von selbst darbieten. Dabei setzten sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sei, als für den Künstler. — Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sei. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig den Künstler, als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei älteren Quellen geschöpft. — Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeiget. Wem gehört er? dem Dichter oder den Künstlern? — Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kommt, ergreifen sie auch ihn. Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn sattsam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war jetzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheinet eine Stelle des Donatus zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künstlern entwischt sein, in deren verständiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet? In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führet, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen. Ille simul manibus tendit divellere nodos. — Hierin mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts gibt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affekte besonders ist das sprechende Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowohl, als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meisten beschäftigt, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist. — Weiter aber auch nichts, als diese Freiheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen. — Dieses Bild füllet unsere Einbildungskraft vortrefflich. Die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Gesichte. Demohngeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frei sein als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf sie

wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben sein. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen sein, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußeren Last gewirkt worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinaus ragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erforderte. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse um die Schenkel und Füße. — Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, soviel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Die Aufgaben der Malerei und Poesie.

Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. — Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper. — Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird. — Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite er-

weckt, von welcher sie ihn braucht. Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände. —

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannichfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente, nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie neben einander geordnet haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurücksenden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewährt; daß es über die menschliche Einbildung geht, sich vorzustellen, was dieser Mund und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann. Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? — Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem sie die Fußtapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?

Eben der Homer, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme und schönes Haar gehabt; eben der Dichter weiß demungeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit übersteigt, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten im Stande ist. Man erinnere sich der Stelle, wo Helena in die Versammlung der Aeltesten des trojanischen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greise sehen sie, und einer sprach zu den andern:

„Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achaier,
Die um ein solches Weib so lang' ausharren im Elend,
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!"

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wohl werth erkennen lassen, der so viel Blut und so viele Thränen kostet? Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt.

2. Fabeln und Epigramme.

1. Der Löwe mit dem Esel.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine nasenweise Krähe von dem Baume zu: ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, sagte der Löwe, dem kann ich ja wol meine Seite gönnen. — So denken die Großen, wenn sie einen Niedrigen ihrer Freundschaft würdigen.

2. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse flog stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schande! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren! — Aber ich, versetzte das Roß; denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

3. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir nicht so gemein machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine Schlange, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß, und der gute freundliche Mann mußte sterben. — Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsern erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht? — Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt! — Recht, mein Sohn, fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit einem so abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet, ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

4. Epigramme.

1.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt.
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

2.

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von Wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den Zahmen.

3.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

4.

Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost, und Widerspruch nicht Fehde.

5.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen,
Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen,
So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht,
Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht."

3. Aus der Hamburger Dramaturgie.

Ueber die drei Aristotelischen Einheiten im französischen Drama.

Ein anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein anderes, sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichsam nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und diese Menge immer die nämliche blieb, welche sich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denselben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt: so konnten sie fast nicht anders, als den Ort auf einen und eben denselben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denselben Tag einschränken. Dieser Einschränkung unterwarfen sie sich denn auch bona fide, aber mit einer Biegsamkeit, mit einem Verstande, daß sie unter neunmalen siebenmal weit mehr dabei gewannen, als verloren. Denn sie ließen Zwang einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu simplificiren, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte.

Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intriguen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, ehe sie die griechische Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Ortes nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, welche sie auch ihren reichern und verwickelteren Handlungen in eben der Strenge anpassen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Da sie aber fanden, wie schwer, ja wie unmöglich öfters dieses sei, so trafen sie mit den tyrannischen Regeln, welchen sie ihren völligen Gehorsam aufzukündigen nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anstatt eines einzigen Ortes führten sie einen unbestimmten Ort ein, unter dem man sich bald den, bald jenen einbilden könne; genug, wenn diese Orte zusammen nur nicht gar zu weit auseinander lägen, und keiner eine besondere Verzierung bedürfe, sondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen so gut als dem andern zukommen könne. Anstatt der Einheit des Tages schoben sie die Einheit der Dauer unter; und eine gewisse Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Unter=

gehen der Sonne hörte, in der Niemand zu Bette ging, mochte sich doch sonst noch so viel und mancherlei darin ereignen, ließen sie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieses verdacht haben, denn unstreitig lassen sich auch so noch vortreffliche Stücke machen, und das Sprichwort sagt: bohre das Brett, wo es am dünnsten ist. — Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren lassen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickste Kante, den astigsten Theil des Brettes zeigen, und schreien: da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl schreien die französischen Kunstrichter alle so; besonders wenn sie auf die dramatischen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen sie von der Regelmäßigkeit, die sie sich so unendlich erleichtert haben.

4. Aus den dramatischen Werken.

a. Aus dem Lustspiel „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“.

Tellheim will seinen Diener Just verabschieden.

v. Tellheim. Bist du da?

Just (indem er sich die Augen wischt). Ja!

v. Tellheim. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willst du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und liest.) „Was der Herr Major mir schuldig: drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf.“ — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (liest.) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt 25 Thlr. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf.“ — Kerl, du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverei nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe sterben lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungestümes Wesen gegen Alle, von denen du meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachesucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brod aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

v. Tellheim (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben beisammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren und daß Sie nur Eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich und bin — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellheim. Just, wir bleiben nicht beisammen.

Just. Schon gut.

b. Aus „Emilia Galotti“.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Herr Graf? nicht hier? — Und Sie so unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du so ruhig, meine Tochter? —

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder ist Nichts verloren, oder Alles. Ruhig sein können und ruhig sein müssen, kommt es nicht auf Eines?

Odoardo. Aber, was meinst du, daß der Fall ist?

Emilia. Daß Alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig sein müssen, mein Vater.

Odoardo. Und du wärest ruhig, weil du ruhig sein mußt? — Wer bist du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So sollte der Mann und der

Vater sich wohl vor dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennst du Alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emilia. Und warum er todt ist! Warum! Ha! so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr, die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus — wenn wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je besser. Denn wenn der Graf todt ist — darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater!

Odoardo. Fliehen? — Was hätt' es dann für Noth? — Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in seinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter, ohne mich.

Emilia. Ich allein in seinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehen, wer mich hält, wer mich zwingt — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du bist ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig sein? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du so denkst! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer gesagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstück machen. Aber sie vergriff sich im Thone: sie nahm ihn zu fein. Sonst ist Alles besser an Euch, als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe ist, so habe ich meine in ihr wiedergefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung — o des höllischen Gaukelspiels! — reißt er dich aus unsern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen, will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch so wüthend, daß ich schon nach diesem Dolche griff (ihn herausziehend) — um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchstoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.

Odoardo. Kind, es ist keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo. Was? dahin wär' es gekommen? Nicht doch, nicht doch! Besinne dich! — Auch du hast nur ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur eine Unschuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben ist. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist Nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für Nichts. Ich bin für Nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmeres zu vermeiden,

sprangen Tausende in die Fluthen und sind Heilige. — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kenntest, diesen Dolch! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn!

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (Giebt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (Im Begriffe sich damit zu durchstoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoarda. Sieh', wie rasch! — Nein, das ist nicht für deine Hand.

Emilia. Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen, und bekommt die Rose zu fassen.) Du noch hier? — Herunter mit dir! Du gehörst nicht in das Haar einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll!

Odoardo. O, meine Tochter!

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein, das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie sonst? — (In einem bittern Tone, während daß sie die Rose zerpflückt.) Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter vor der Schande zu retten, ihr den ersten besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten Mal das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solche Väter gibt es keine mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht) — Gott, was hab' ich gethan! (Sie will sinken und er faßt sie in seine Arme.)

Emilia. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz (im Hereintreten). Was ist das? — Ist Emilien nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl, sehr wohl!

Der Prinz (indem er näher kommt). Was seh' ich? — Entsetzen!

Marinelli. Weh' mir!

Der Prinz. Grausamer Vater, was haben Sie gethan!

Odoardo. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — War es nicht so, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater. — Ich selbst — ich selbst —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter, — nicht du! Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater! dein unglücklicher Vater.

Emilia. Ah — mein Vater — (Sie stirbt, und er legt sie sanft auf den Boden.)

Odoardo. Zieh' hin! — Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reizt sie noch Ihre Lüste? Noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreit? (Nach einer Pause.) Aber Sie erwarten, wo das Alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schale Tragödie zu beschließen? — Sie irren sich. Hier! (indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie als Richter, — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser Aller!

Der Prinz (nach einigem Stillschweigen, unter welchem er den Körper mit Entsetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli). Hier! heb' ihn auf. — Nun,

du bedenkst dich? — Elender! — (Indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt.) Nein, dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! sag' ich. — Gott! Gott! — Ist es, zum Unglück so Mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?

c. Aus dem Drama „Nathan der Weise“.

Saladin hatte Nathan gefragt: „Was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat dir am meisten eingeleuchtet?“ Nathan antwortet mit der folgenden Erzählung:

a. Von den drei Ringen.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten! — Nämlich so. — Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde.
So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Gibt jedem insbesondre seinen Segen,
Und seinen Ring, und — stirbt! —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. — Umsonst, der rechte Ring war nicht
Erweislich; — fast so unerweislich, als
Uns jetzt — *der rechte Glaube*. — Die Söhne
Verklagten sich! und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen; — wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein, und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen laß', eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.—
Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft; so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß

Entscheiden; denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können. — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt!
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen. —
Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt;
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater;
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollte! — und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf', und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern,
So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich; und sprechen. — Geht! So sagte der
Bescheidne Richter.

b. Nathan und der Klosterbruder.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürsprech sein,
Wenn Haß und Gleißnerei sich gegen mich
Erheben sollten — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr sollt
Sie wissen! — Nehmt sie aber mit in's Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht,
Sie jemand Anderm zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie. Weil die allein
Versteht, was sich der gottergeb'ne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.

Klosterbruder.

Ihr seid
Gerührt, und Euer Auge steht voll Wasser?

Nathan.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß, wenig Tage
Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

Klosterbruder.

Allgerechter!

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch
Und Staub vor Gott gelegen und geweint. —
Geweint? Beiher auch wohl mit Gott gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen. —

Klosterbruder.

Ach! Ich glaub's Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. Was Ihr

Mir damals sagtet, was ich Euch: hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt'
es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte: Gott,
auf sieben
Doch nun schon eines wieder!

Klosterbruder.
Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid
ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie!

Nathan.
Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht
Euch mir
Zum Juden!

5. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

Erziehung gibt dem Menschen Nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie gibt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also gibt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte Nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde; sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgiltig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht Alles auf einmal beibringen kann: eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maß halten müssen.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde, so konnte doch dieser mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen, Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ohnerachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren, wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

Da er aber einem jeden einzelnen Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte, so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung, und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können. —

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen — was doch nur einer sein kann — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Bessern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben; und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volkes zu finden glaubte.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anderes Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete; denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen sein, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben; nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh, einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

Wie aber diese glücklicheren Einige Nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen, so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorsprung zu haben scheinen, Nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen, aber sichern Schritten an; es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein, aber es holt es doch ein und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

6. Lessings Urtheil über sich selbst.

Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir wohl manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die sich durch eigene Kraft emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst meine Augen zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. Doch freilich; wie die Krücke den Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen

Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand ungeschickter sein kann, als ich.

3. Moses Mendelssohn.

(§. 61c. 68. Lehrb. §. 847. 858.)

Aus den „Morgenstunden".

(Ueber Lessing.)

Es kömmt mir vor, als wenn Lessing die Absicht gehabt hätte, in seinem Nathan eine Art von Anti-Candide zu schreiben. Der französische Dichter sammelte alle Kräfte seines Witzes, spornte die unerschöpfliche Laune seines satirischen Geistes, mit einem Worte, strengte alle außerordentlichen Talente, die ihm die Vorsehung gegeben, an, um auf diese Vorsehung selbst eine Satire zu verfertigen. Der deutsche that aber dieses, um sie zu rechtfertigen, und um sie den Augen der Sterblichen in ihrer reinsten Verklärung zu zeigen. Ich weiß mich zu erinnern, daß mein verewigter Freund, bald nach der Erscheinung des Candide, den flüchtigen Einfall hatte, einen Pendant zu demselben zu schreiben, oder vielmehr eine Fortsetzung desselben, in welcher er durch eine Folge von Begebenheiten zu zeigen Willens war, daß alle die Uebel, die Voltaire gehäuft, und auf Rechnung der verläumdeten Vorsehung zusammengedichtet hatte, am Ende dennoch zum Beßten gelenkt; und zu den allerweisesten Absichten einstimmig gefunden werden sollten. Es scheint, der französische Satiriker habe ihm die Aufgabe zu schwer gemacht, habe durch Erdichtung mehr Uebel gehäuft, als sich durch Erdichtung wieder gut machen ließen. Lessing ging daher lieber seinen eigenen Weg, schuf sich eine Folge von Begebenheiten, die an Geist und Dichtungskraft dem Candide doch wohl zur Seite gestellt werden darf, und an Vortrefflichkeit der Absichten, an Weisheit und Nützlichkeit sich zu demselben verhält ungefähr wie der Himmel zu der Hölle, oder wie die Wege Gottes zu den Wegen des Verführers. Und eben dieses herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung, eben diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie theuer ist sie nicht unserm unsterblichen Freunde geworden! Ach! sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzet. — — —

Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen; aber so dachten *sie* nicht, die Zeitgenossen Lessing's. Jeder Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte, oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hält ein Jeder für persönliche Beleidigung, die ihm von Lessing widerfahren. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockne Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen, und allen Nachstellungen seiner Verfolger bloßgestellt. Sonderbar! Unter den

abergläubigsten Franzosen hatte Candide für Voltaire bei weitem die schlimmen Folgen nicht, zog ihm diese Schmähschrift auf die Vorsehung bei weitem die Feindschaft nicht zu, die sich unter den aufgeklärtesten Deutschen Lessing durch die Vertheidigung derselben, durch seinen Nathan, zugezogen und traurig sind die Wirkungen, die dieses in seinem Gemüthe hervorbrachte! Lessing, der aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehmste Gesellschafter, der fröhlichste Tischgesellschafter gewesen, verlor nunmehr seine jovialische Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine.

4. Georg Christoph Lichtenberg.

(§. 61d. Lehrb. §. 858.)

1. Fragmente von Schwänzen.

(Englischer Doggenschwanz.

Der du mit menschlichem warmem Herzen die ganze Natur umfängst, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinführst, lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz, und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen. Durchaus nichts weichlich „hundselndes, nicht damenschöfichtes, zuckernes“, mausknappherndes, winziges Wesen. Ueberall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges, bedächtliches, kraftherbergendes Hinstarren, gleichweit entfernt von unterthänigem Verkriechen zwischen den Beinen, und hühnerhündischer, wildwitternder, ängstlicher, unschlüssiger Horizontalität; stürbe der Mensch aus, wahrlich der Scepter der Erde fiele an diese Schwänze. Wer fühlt nicht hohe, an menschliche Idiotität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei a; an Lage wie nach der Erde, an Bedeutung wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinst dein Meisterstück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöre die Bitte deines bis zur Schwärmerei warmen Dieners, und verleihe ihm einen wie b. Dieser Schwanz gehörte Heinrichs VIII. Leibhunde zu. Er hieß und war Cäsar. Auf seinem Halsbande stand das Motto: aut Cæsar, aut nihil, mit goldenen Buchstaben, und in seinen Augen eben dasselbe, weit leserlicher und weit feuriger. Seinen Tod verursachte ein Kampf mit einem Löwen, doch starb der Löwe fünf Minuten früher als Cäsar. Als man ihm zurief: Marx, der Löwe ist todt, so wedelte er dreimal mit diesem verewigten Schwanze und starb als ein gerochener Held. Molliter ossa quiescant.

2. Anschlagzettel im Namen von Philadelphia.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali (von der übernatürlichen Natur) Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, obgleich es ihm ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem neunten Januar dieses Jahres anfangen, seine Einthalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publikums vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fort-

schreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'orstücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind. Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberea auf O-Taheiti mit dem größten Beifall seine Künste zu machen. Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11—12 des Vormittags, da er in Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12—1, da er speiset. Von den Alltagestückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben; nicht sowohl die Besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jakobi-Kirche ab, und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jakobi-Kirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch und tractirt die Damen damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht guten Muths lachend auseinander.

3) Läßt er sich eine Holzaxt bringen und schlägt damit einen Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm einen zweiten Streich, da dann der Chapeau sogleich aufsteht, und gemeiniglich fragt: Was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund wie vorher.

4) Er zieht 3 bis 4 Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einen Beutel sorgfältig untereinander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Ein metaphysisches Stück, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich sein und nicht sein kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten und giebt er's bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

6) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer und reist damit nach Kassel. Nach acht Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft, über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen, den 7. Januar 1777.

IV. Herder.

1. Die Originalgenies.

(§. 75. Lehrb. §. 850.)

1. F. G. Hamann.

(§. 76. Lehrb. §. 850.)

Bruchstücke aus den biblischen Betrachtungen eines Christen.

Jede biblische Geschichte ist eine Weissagung, die durch alle Jahrhunderte und in der Seele jedes Menschen erfüllt wird. Jede Geschichte trägt das Ebenbild des Menschen, einen Leib, der Erde und Asche und nichtig ist, den sinnlichen Buchstaben; aber auch eine Seele, den Hauch Gottes, das Leben und das Licht, das im Dunkeln scheint und von der Dunkelheit nicht begriffen werden kann. Der Geist Gottes in seinem Worte offenbart sich wie das Selbstständige — in Knechtsgestalt, ist Fleisch — und wohnt unter uns voller Gnade und Wahrheit.

1. B. Moses 11.

Wir finden hier eine ungewöhnliche Einigkeit unter den Menschen, eine Einigkeit, die in den bösen Gedanken ihres Herzens ihre Stärke erhielt. So wie sie auch ohne Sündfluth sich vermuthlich bald würden aufgerieben haben, und die Sündfluth in dieser Absicht nicht einmal als eine Strafe anzusehen ist, sondern als eine Wohlthat; so würde die Zerstreuung und das Mißverständniß auf eine betrübtere Art aus dieser Vereinigung, wie ein Sturm auf eine Windstille, erfolgt sein, als die Gott durch ein Wunder unter ihnen hervorbrachte.

Mose beschreibt den Eifer Gottes, das Vorhaben der Menschen zu verhindern, mit eben den Worten, womit er die Menschen den ihrigen ausdrücken läßt. Kommt — laßt uns niederfahren. Dies ist das Mittel, wodurch wir dem Himmel näher gekommen sind. Die Herunterlassung Gottes auf die Erde; kein Thurm der Vernunft, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, und durch dessen Ziegel und Schleim wir uns einen Namen zu machen gedenken; dessen Fahne der irrenden Menge zum Wahrzeichen dienen soll.

Gott hat sich die Vereinigung der Menschen vorbehalten zu einer einzigen Sprache, zu der einzigen wahren Erkenntniß. Die Ausbreitung des Evangelii ist das Hülfsmittel, unsre Herzen, unsre Sinne und Vernunft zu vereinigen. Die Propheten des alten und neuen Bundes vertrösten uns auf die Zerstörung Babels, und daß die Zerstörung des menschlichen Geschlechts sowohl ein Ende nehmen wird, als des jüdischen Volkes seine. Die Erhaltung und Regierung der Welt wird ein fortdauerndes Wunder bleiben, bis das Geheimniß Gottes zu Ende sein wird.

Religion! Prophetin des unbekannten Gottes in der Natur, und des verborgenen Gottes in der Gnade, die durch Wunder und Geheimnisse unsere Vernunft zur höheren Weisheit erzieht, die durch Verheißungen unsern Muth zu großen Hoffnungen und Ansprüchen erhebt! — Du allein offenbarst uns die Rathschlüsse der Erbarmung, den Werth unserer Seelen, den Grund, den Umfang und die Dauer desjenigen Glücks, das jenseits des Grabes uns winkt.

Wenn der Engel des Todes an der Schwelle des Grabes mich zu entkleiden warten, wenn er, wie der Schlaf des müden Taglöhners, mich übermannen wird, nach dem Schauer, in dem ein sterbender Christ jenen Kelch vorübergehen sieht, den der Versöhner für ihn bis auf die Hefen des gött-

lichen Zornes ausgetrunken: so laß dies letzte Gefühl seiner Erlösung mich zum Eintritt seines Reiches begleiten!

2. Max Klinger.

Der Dichter.

Es ist nicht genug, daß der Dichter idealischen Sinn habe; ohne den Geist, die Wirklichkeit, das praktische Leben überhaupt recht innig und wahr zu erkennen und zu durchschauen, ist und bleibt er mit diesem hohen Sinne allein ein Phantast, der den Verstand des Lesers nur ärgert, und das Herz und die Einbildungskraft desselben gerade in die Lage versetzt, worin sie sich während des Träumens befinden. Die Einbildungskraft treibt er in ein Labyrinth, ohne ihr einen Leitfaden zu reichen, und das Herz kitzelt er, ohne den Punkt zu finden, wo es sich selbst empfindet. Die hohe Einbildungskraft oder der idealische Sinn soll und muß den heterogenen Stoff der Wirklichkeit durchglühen, zerschmelzen, läutern, verarbeiten, und mit dem Glanze überziehen, der diese Wirklichkeit des Stoffs den Sinnen täuschend darstellt, ohne den Glauben an sein nur verhülltes Dasein aufzuheben. So macht es die mächtigste aller Zauberinnen, die Natur, mit ihren einfachen Elementen, aus welchen sie die Gegenstände im geheimen Dunkel zusammensetzt, die uns bei ihrer Erscheinung entzücken und erheben, wodurch sie uns durch sanfte Wonne, durch erhabenen Schauder, aus Furcht und Erstaunen entsprungen, bald in die düstre Tiefe zieht, bald in die schwindelnde Höhe, auf unserm Geiste angehauchten Flügeln empor trägt. Sie verbirgt den Sinnen die innere grobe Zusammensetzung, um vor uns in anlockender, reizender Wirklichkeit zu leben. So macht sie das Wasser zum Spiegel für Sonne, Mond, Hügel und Haine, zu murmelnden Bächen, zu einwiegenden Kaskaden, den Wind zum Gesäusel der Geister im dunkeln Walde, Licht mit weichenden oder nahenden Schatten gemischt, zur Morgen= und Abendröthe, Staub zu Gebirgen, Erde, Farben und Flüssigkeit zu grünen Wiesen und wohlriechenden zarten Blumen — und so macht der Dichter den Menschen zu einem höheren Wesen, an das man glaubt, weil er sein Gewebe, gesponnen aus der Wirklichkeit und der inneren höhern Achtung in uns, an eben dieselben knüpft.

Bei keinem Volke hat die schöne und täuschende Idee von immer steigender Veredlung des Menschengeschlechts mehr gläubige Anhänger und Verehrer gefunden, als bei den Deutschen. Vielleicht darum, weil sie noch das moralisch beste Volk unter den kultivirten Völkern unserer Erde sind. Wer wird es nun einem edlen Manne verargen, oder seinen Glauben zu nah an die widersprechende Erfahrung halten, wenn er ihn durch schöne dichterische Blicke und platonische Gedanken zu befördern sucht? Sein Glaube entspringt aus seinem Herzen, und hoffentlich auch aus dem Herzen seines Volks, und ist mit jener Poesie verwandt, von welcher ich oben sprach.

3. Friedrich Müller (Maler Müller).

1. Soldaten=Abschied.

Heute scheid' ich, heute wandr' ich;
Keine Seele weint um mich.
Sind's nicht diese, sind's doch andre,
Die da trauern, wenn ich wand're:
Holder Schatz, ich denk' an dich.

Auf dem Bachstrom hängen Weiden,
In den Thälern liegt der Schnee.
Trautes Kind, daß ich muß scheiden,
Muß nun unsre Heimath meiden,
Tief im Herzen thut mir's weh.

Hundert tausend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin.
Wo ich fall', scharrt man mich nieder
Ohne Klang und ohne Lieder;
Niemand fraget, wer ich bin.

Du allein wirst um mich weinen,
Siehst du meinen Todtenschein.
Trautes Kind, sollt' er erscheinen,
Thu' im Stillen um mich weinen,
Und gedenk' auch immer mein.

Heb' zum Himmel unsern Kleinen,
Schluchz': „Nun todt der Vater dein!"
Lehr' ihn beten! Gieb ihm Segen!
Reich' ihm seines Vaters Degen!
Mag die Welt sein Vater sein.

Hörst? die Trommel ruft zu scheiden:
Drück' ich dir die weiße Hand.
Still die Thränen! laß mich scheiden!
Muß nun für die Ehre streiten,
Streiten für das Vaterland.

Sollt' ich unter freiem Himmel
Schlafen in der Feldschlacht ein,
Soll aus meinem Grabe blühen,
Soll auf meinem Grabe glühen
Blümchen süß, Vergiß — nicht — mein.

2. Aus dem Drama „Golo und Genovefa."

Golo mit der Laute spielt und singt:

Mein Grab sei unter Weiden
Am stillen dunkeln Bach,
Wenn Leib und Seele scheiden,
Läßt Herz und Kummer nach.
Vollend' bald meine Leiden,
Mein Grab sei unter Weiden
Am stillen dunkeln Bach.

Genovefa.

Verlassen schmacht ich
Mit meinem Kind, ach! in Ketten,
Niemand höret mich,
Niemand will mich retten.
Lust und Freude, Maienzeit,
Die mich sonst so sehr erfreut,
O wie flohet ihr so weit.
Trauerleben! o wie matt
Drücket schwerer Kummer;
Herz und Auge, lebenssatt,
Wünschen Todesschlummer.

2. Joh. Gottfried Herder.

(§. 77. 78. Lehrb. §. 851.)

1. Romanzen vom Cid.

1. Die Frauen.

In dem blühenden Ostermonat,
Da die Erde neu sich kleidet,
Da die weiß-behaarte Mutter
Sich, wie eine Fee, verwandelt
In die schönste junge Nymphe;

Da lustwandelte der König
Von Castilien, Don Fernando,
Er mit seinem ganzen Hofe
Vor Burgos im schönen Thal.

Und von seinem ganzen Hofe
Nahm er keinen als Rodrigo
Hin zu einer Silberquelle,
Glänzend schöner als Krystall;
Mit ihm sprach er an der Quelle;
Aller Augen sahn ihn sprechen,
Aber keines Ohr vernahm,
Was zu Cid der König sprach.

Dieß sprach er: „Ich lieb' Euch, Ritter,
Jung seid ihr und brav und tapfer;
Aber noch nicht welterfahren,
Und am wenigsten versteht ihr
Euch aufs weibliche Geschlecht."

„Alle wollen sie regieren,
Und regieren denn auch wirklich;
Leider wir sind nur ihr Werkzeug;
Unsre männlichsten Gedanken
Oft zerstörte sie — ein Weib."

„Gleich als hätte Gott zuletzt noch
In sein schönes Haus, die Schöpfung,
Deßhalb nur die Frau geführet,
Daß durch sie und für sie Alles,
Alles je geschehen sollte,
Sonder Schein, daß sie es thut."

„Junger Mann, die Frauen kennen
Ist dir nützlich; dieses Wissen

Uebersteiget jedes andre;
Doch zu weithin — forsche nicht."

„Dir sonst könnt' es auch so gehen
Wie dort jenem alten Weisen;
Weil er ihn nicht fassen konnte,
Stürzet er sich in den Schlund."

„Das Geheimniß ist — der Weiber
Macht auf unsre Männerherzen.
Dieß Geheimniß steckt in ihnen
Tief verborgen, Gott dem Herren,
Glaub' ich, selber unerforschlich.
Wenn an jenem großen Tage,
Der einst aufsucht alle Fehle,
Gott der Weiber Herzen sichtet,
Findet er entweder alle
Sträflich oder gleich unschuldig;
So verflochten ist ihr Herz."

‚Ungeheu'r ist die Entfernung
Zwischen einem Mann und Mädchen,
Und durchaus zum Vortheil dieser,
Junger Mann, weißt du warum?"

‚Darum! Männer gehen vorwärts;
Und das Weib — es sieht sie kommen.
Er veranschlagt; Sie begegnet
Seinen Planen — weißt du wie?"

„Sieh dort jenen leichten Vogel,
Der von Zweig zu Zweige hüpfet,
Necken wird er lang den Jäger,
Der ihm folget Schritt vor Schritt."

‚Vor dem Angesicht des Eigners
Wird er seine schönsten Früchte
Naschen, weil er ohne Waffen
Ihn da vor sich stehen sieht;
Und was haben gegen Weiber
Wir, die Männer, wohl für Waffen?
Deßhalb dann regieren sie."

„Und hiebei ist keine Ausnahm;
Jede gleicht hierin der Andern.
Junger Mann, der Weisheit Regel
Räth, sich zu vermählen — nie."

Also sprach zu Cid der König,
Der dadurch ihn prüfen wollte;
Hört, was Er antwortete,

An dem Rand der Silberquelle,
Als der König ausgesprochen,
Nahm der Cid also das Wort:

„Freilich bin ich jung, o König,
Für die Regeln alter Weisheit;
Aber, das Gesetz der Ehre
Zu verstehen, nicht zu jung."

„Denn aus gutem Blut erzeuget,
Und genährt in guter Schule,
Spricht die Ehre mir: „Erhalten
Muß ein Edler sein Geschlecht;"

„Muß dem Vaterlande dienen,
Muß in Rath und That dem Herren
Hold und treu sein und gewärtig,
Muß ihm beistehn, mit Gewicht."

„Dazu also einen Namen,
Einen hohen Baum sich pflanzen,
In deß Schatten auch der Fremde
Ruh und Schutz und Rettung sucht."

„Muß der Kirche, muß dem Staate
Kinder geben, die ihm gleichen;
Dieß ist mein Gesetz der Ehre,
Das Vermählung mir gebeut."

„Wer das heil'ge Band der Ehe
Flieht, o König, der verläugnet
Feige, wie ein Ueberläufer,
Väter und Religion."

„Er zerreißt den Zaum der Ehre,
Trennt das Band, das ihn an Menschen,
Das an sein Geschlecht ihn knüpfet,
Und an andere Geschlechter;
Dafür wird er hart gestraft."

„Den entlaufenen Verächter
Straft Verachtung aller Edlen;
Jedermann erscheint er nutzlos,
Und unwürdig seines Stamms."

„Was das Regiment der Frauen
Anbetrifft, o großer König:
So ist meine Meinung dieß:"

„Sie regieren wie die Diener
Ueber fehlerhafte Herren.
Wer zur Decke seiner Mängel
Ihrer nicht vonnöthen hat,
Gegen eine Welt von Feinden
Ist er stark und stehet sicher.
Sonderlich im Punkt der Ehre
Gab kein Weib dem Mann Gesetze;
Durft' auch nie ihm solche geben;
Das Vergnügen ist ihr Feld.

„Und da mögen sie regieren.
Sie verstehn darauf sich besser,
Besser dünkt mich als die Männer —
Dieß ist meine Meinung, Herr."

„Und was anlangt ihre Gleichheit,
Unterwerf' ich mich der Meinung
Meines Lehnherrn. Alle taugen
Nicht, sobald der Mann nicht taugt."

„Also nehm' ich's gegen Alle
Auf, zu Roß und auch zu Fuße;
Nur behaupt' ich, jedes Weibes
Fehler ist des Mannes Schuld."

Eine Bitte noch, o König,
Vor dem Ende des Gespräches:
Zur Vermählung mit Ximenen,
Waise jetzt des Grafen Gormaz,
Bitt' aus königlicher Gnade
Ich mir die Bewilligung."

An dem Rand der Silberquelle
Gingen jetzt sie auseinander,
Don Fernando und der Cid.

2. Der Kampf vor Zamora.

Nah der Mauer von Zamora
War zum grausen Todeskampfe
Zubereitet schon der Platz.
Schon durchritt ihn Don Diego,
Mit der Stärke des Alciden,
Seine jungen Feind' erwartend.

Schweigt, unglückliche Trommeten,
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall!

Wer den väterlichen Segen
Erst empfing; es war Don Pedro,
Er, der Brüder Aeltester.
Als er vor Diego's Antlitz
Kam, begrüßt er ihn bescheiden,
Als den ältern Kriegesmann;

„Möge Gott, Euch vor Verräthern
Schützend, Eure Waffen segnen,
Don Diego. Ich erschein' hier,
Von dem Schimpfe des Verrathes
Mein Zamora zu befrein" —

„Schweig!" erwiedert Don Diego
„Denn Verräther seid ihr alle!"
Und so trennten beide sich,

Raum zu nehmen; beide rennen
Mächtig los: es sprühen Funken —
Ach, das Haupt des jungen Kriegers
Trifft Diego; er zerspaltet
Seinen Helm, durchbohrt sein Hirn —
Pedro Arias stürzt vom Rosse
In den Staub hin.

Don Diego
Hebt den Degen und die Stimme
Fürchterlich hin gen Zamora.
„Sendet einen andern," rief er,
„Dieser liegt." Es kam der Andre,
Kam der Dritte, der auch fiel.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall.

Thränen flossen, stille Thränen
Auf des guten Greises Wangen,
Als er seinen jüngsten Sohn,
Seines Lebens letzte Hoffnung
Waffnete zum Todeskampf.

„Auf," sprach er, „mein Sohn Fernando,
Mehr als du an meiner Seite
Noch im letzten Kampf geleistet,
Mehr verlang' ich nicht von dir.
Eh du in die Schranken eintrittst,
So umarm' erst deine Brüder,
Und dann blick' auf mich zurück —"

„Weint Ihr, Vater?"

„Sohn, ich weine!)
So weint' über mich mein Vater
Einst, beleidiget vom König
Zu Toledo — Seine Thränen
Gaben mir des Löwen Stärke,
Und ich bracht' ihm, welche Freude!
Seines stolzen Feindes Haupt."

Mittag war es, als der letzte
Sohn des Grafen Arias,
Don Fernando, auf den Platz trat;
Dem Besieger seiner Brüder,
Seinem stolzen Blick begegnet
Er mit Ruh' und Festigkeit.

Dieser spielend mit dem jungen
Krieger nahm den ersten Streich auf,
Auf die Brust; er war nicht tödtlich.
Aber bald lag mit den Trümmern

Ihrer Rüstungen der Kampfplatz
Ueberdeckt. Gebrochen lagen
Schon die Schranken; beide Rosse
Leichen, durch und durch im Schweiß,

Als man ihnen Morgensterne,
Kolben brachte, deren Eisen
Blitzt in ihrer beider Hand.
Und der erste Schlag des Eisens
In der stärkern Hand Ordonno's
Traf — des edlen Jünglings Haupt.

Todtverwundet, (seinem Rosse
Griff er um den Hals und hält sich
An der Mähn' ihm;) Hölleneifer
Giebt zum letzten Streich ihm Kraft.
Diesen Streich, er thut ihn tapfer;

Aber weil das Blut des Hauptes
Sein Gesicht bedeckt, so trifft er,
Ach, die Zügel nur des Rosses,
Sie durchhau'nd. Es bäumt das Roß sich,
Wirft den Reiter aus den Schranken —
Sieg! schrien alle Zamoraner;
Das Gericht des Kampfes schwieg.

Arias Gonsalo, zum Kampfplatz
Eilend, fand den Kampfplatz leer;
Sah den jüngsten Sohn verblühen,
Ihn verblühn wie eine Rose,
Eh' sie sich entfaltete.

Schweigt, unglückliche Trommeten,
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall.

2. Aus der hebräischen Poesie.

1. Psalm 137.

An Babel's Strömen saßen wir
Und weineten, wenn wir an Zion dachten;
An ihren Weiden hingen uns're Harfen.
Zwar forderten daselbst, die uns gefangen hielten,
Lieder von uns;
Uns're Dränger heischten von uns Freude:
„Der Zionslieder singet uns doch eins!"
Wie sollten wir singen Jehovah's Lied
In einem fremden Lande?
Vergäß ich dein, o Jerusalem,
So vergesse meiner die Rechte!
Es klebe meine Zung' an meinem Gaum,
Wenn ich nicht dein gedenke,
Wenn nicht Jerusalem allein
Meine höchste Freude bleibt!
Gedenk', o Herr, gedenk' der Töchter Edom's
Am Unglückstag Jerusalem's,
Da sie ausriefen: Reißet ein,
Reißt ein bis auf den Grund!
Tochter Babel's, verwüstete,
Heil dem, der dir vergilt!
Der dir vergilt, was du an uns gethan,
Heil ihm, der deine Säuglinge ergreift
Und wirft sie an den Fels!

2. Die Stimme in Thränen.

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt: denn am vierten Tag hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe, mein Vater, hier ist Feuer und Holz, wo ist aber das Lamm zum Opfer?"

„Mein Sohn," sprach Abraham, „Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm!" So gingen die beiden schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte und der Altar gebauet und alles bereitet war: ergriff der Vater seinen Sohn, und fassete das Messer in die Rechte, und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham!" rief der Engel des Herrn vom Himmel herab, „Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!"

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die schrecklich-frohe Stätte: „Jehovah schaut!“ Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden: er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott; und kräftiger ist eines als das andere.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefället ihm wohl; er höret's tief im Herzen, und nimmt's auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Verlassenen, der fest an Gott hält und stirbt. Sie sprenget die Pforten und Riegel, und bringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

3. Aus den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“.

Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten.

Alles ist in der Natur verbunden: Ein Zustand strebt zum andern und bereitet ihn vor. Wenn also der Mensch die Kette der Erdorganisation als ihr höchstes und letztes Glied schloß, so fängt er auch eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geschöpfen als ihr niedrigstes Glied an; und so ist er wahrscheinlich der Mittelring zwischen zwei ineinander greifenden Systemen der Schöpfung. Auf der Erde kann er in keine Organisation mehr übergehen, oder er müßte rückwärts und sich im Kreise umhertaumeln; stillstehen kann er nicht, da keine lebendige Kraft im Reich der wirksamsten Güte ruhet; also muß ihm eine Stufe bevorstehen, die so dicht an ihm und doch so erhaben über ihm ist, als er, mit dem edelsten Vorzuge geschmückt, an's Thier gränzt. Diese Aussicht, die auf allen Gesetzen der Natur ruht, gibt uns allein den Schlüssel seiner wandelbaren Erscheinung, mithin die einzige Philosophie der Menschengeschichte. Denn nun wird

1) der sonderbare Widerspruch klar, in dem sich der Mensch zeigt. Als Thier dient er der Erde und hangt an ihr als an seiner Wohnstätte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen andern Pflanzgarten fordert. Als Thier kann er seine Bedürfnisse befriedigen, und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das Edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinste hat selten Bestand und Dauer gewonnen; für die Kräfte unsers Geistes und Herzens ist dieser Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsstätte. Die Geschichte unsers Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revolutionen beweiset das sattsam. Hier und da kam ein Weiser, ein Guter und streute Gedanken, Rathschläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; einige Wellen kreisten sich umher, aber der Strom riß sie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Absichten sank zu Grunde. Narren herrschten über die Rathschläge der Weisen, und Verschwender erbten die Schätze des Geistes ihrer sammelnden Eltern. So wenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist, so wenig ist die runde sich immer bewegende Erde eine Werkstätte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Lustschloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen; jeder Augenblick bringt Tausende her und nimmt Tausende hinweg von der

Erde; sie ist eine Herberge für Wandrer, ein Irrstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt sich aus, und wenn es auch höhern Zwecken zufolge sich den Jahren nach nicht auslebt, so ist doch sein innerer Zweck erreicht; seine Geschicklichkeiten sind da und es ist, was es sein soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde; denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eigenen neuen Anlage, auch wenn er lebenssatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein anderes Dasein ist, gegen den er wie ein Kind in den Uebungen hier erscheinet. Er stellet also zwei Welten auf einmal dar, und das macht die anscheinende Duplizität seines Wesens.

2) Sofort wird klar, welcher Theil bei den Meisten hinieden der herrschende sein werde. Der größte Theil des Menschen ist Thier; zur Humanität hat er blos die Fähigkeit mit auf die Welt gebracht, und sie muß ihm durch Mühe und Fleiß erst angebildet werden. Wie Wenigen ist es nun auf die rechte Weise angebildet worden! und auch bei den Besten, wie fein und zart ist die ihnen aufgepflanzte göttliche Blume! Lebenslang will das Thier über den Menschen herrschen und die Meisten lassen es nach Gefallen über sich regieren. Es zieht also unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf, wenn das Herz in einen freien Kreis will; und da für ein sinnliches Geschöpf die Gegenwart immer lebhafter ist, als die Entfernung, und das Sichtbare mächtiger auf dasselbe wirkt, als das Unsichtbare: so ist leicht zu erachten, wohin die Wage der beiden Gewichte überschlagen werde. Wie wenig reiner Freuden, wie wenig reiner Erkenntniß und Tugend ist der Mensch fähig! und wenn er ihrer wäre, wie wenig ist er an sie gewöhnt! Die edelsten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schifffahrt des Lebens von widrigen Winden gestört, und der Schöpfer, barmherzig strenge, hat beide Verwirrungen ineinander geordnet, um Eine durch die Andere zu zähmen und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde, als durch schmeichelnde Weste in uns zu erziehen. Ein viel versuchter Mensch hat viel gelernt; ein träger und müßiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit selbst gefühlter Freude, was er kann und was er vermag. Das Leben ist also ein Kampf und die Blume der reinen, unsterblichen Humanität eine schwererrungene Krone. Den Läufern steht das Ziel am Ende; den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode.

3) Wenn höhere Geschöpfe also auf uns blicken, so mögen sie uns wie wir die Mittelgattungen betrachten, mit denen die Natur aus einem Element ins andere übergeht. Der Strauß schwingt matt seine Flügel nur zum Lauf, nicht zum Fluge: sein schwerer Körper zieht ihn zu Boden. Indessen auch für ihn und für jedes Mittelgeschöpf hat die organisirende Mutter gesorgt; auch sie sind in sich vollkommen und scheinen nur unserm Auge unförmlich. So ist's auch mit der Menschennatur hienieden: ihr Unförmliches fällt einem Erdengeist schwer auf; ein höherer Geist aber, der in das Inwendige blickt und schon mehrere Glieder der Kette sieht, die für einander gemacht sind, kann uns zwar bemitleiden, aber nicht verachten. Er sieht, warum Menschen in so vielerlei Zuständen aus der Welt gehen müssen, jung und alt, thöricht und weise, als Greise, die zum zweiten Mal Kinder wurden, oder gar als Ungeborne. Wahnsinn und Mißgestalten, alle Stufen der Kultur, alle Verirrungen der Menschheit umfaßt die allmächtige Güte und hat Balsam genug in ihren Schätzen, auch die Wunden, die nur der Tod lindern konnte zu heilen.

4. Parabeln und Gedichte.

1. Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein?“ sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanz der schönsten Abendröthe; „beinah ich allein im ganzen Reich der gefiederten Schaaren. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimme nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! Dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben.“ — Stillentzücket tauchte sich der Schwan nieder und kaum erhob er aus den Wellen sich wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen,“ sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher gewährt werden konnte.“ Kaum hatte er das Wort gesprochen, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's, aufgelöset und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied: lange Wellen zog er daher in süßen, entschlummerten Tönen, bis er sich — in Elysium wiederfand, am Fuß des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Sterbegesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich im süßen Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an, — das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet. Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

2. Der Tod.

(Ein Gespräch an Lessing's Grabe.)

Himmlischer Knabe, was stehest du hier? die verglimmende Fackel
  Nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt
Dir auf deiner ambrosischen Schulter an Lichte so herrlich?
  Schöneren Purpurglanz sah ja mein Auge noch nie!
Bist du Amor? —
          „Ich bin's! doch unter dieser Umhüllung,
  Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen den Genien sah'n die gütigen Götter
  Keinen, der sanft, wie ich, löse das menschliche Herz,
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
  Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
  Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf.“
Aber wo ist dein Bogen und Pfeil? „Dem tapferen Weisen,

Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht."
Und wer ist der Weise, dem du die Fackel der Erde
Hier gelöschet, und dem jetzo die schönere flammt?
„Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides
Selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah.
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an."

3. Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen, denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen steh'n auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht,
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt süß;
Und die lauen Lüfte spielen
Freundlich uns in's Paradies.

4. Die Schwestern des Schicksals.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid;
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

Blick umher, o Freund, und siehe
Sorgsam, wie der Weise sieht:
Was vergehen muß, vergehet,
Was bestehen kann, bestehet,
Was geschehen will, geschieht.

Heiter sind des Schicksals Schwestern,
Keine blassen Furien:
Durch der Sanftverschlungnen Hände
Webt ein Faden sonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.

Denn seit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entsprang,
Wirket sie den goldnen Schleier,
Der mit aller Sterne Feier
Droben glänzt äonenlang.

Und an ihrem Meisterwerke
Hänget stets der Parze Blick.
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

5. An den Kaiser.

1778.

O Kaiser! du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wornach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland,
Und Ein Gesetz und Eine schöne Sprache
Und redliche Religion:
Vollende deines Stammes schönste Sache
Auf deines Rudolphs Thron,
Daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben,
Und deutsche Sitt' und Wissenschaft,
Von Thronen, ach! so lange schon vertrieben,
Mit unsrer Väter Kraft
Zurückekehren, daß die holden Zeiten,
Die Friederich von ferne sieht,
Und nicht beförderte, sich um dich breiten
Und sei'n dein ewig Lied.

3. Johann Kaspar Lavater.

(§ 61 d. Lehrb. §. 845. 858.)

1. Aus den physiognomischen Fragmenten.

Wer nicht sehr oft beim ersten Anblick einzelner Menschen, die sich ihm nähern, um etwas von ihm zu erlangen, oder etwas mit ihm zu behandeln, eine geheime Bewegung, Zu- oder Abneigung, Anziehung oder Widerstand fühlt, der wird in seinem Leben nie Physiognomist werden.

Die Griechen hatten eine schönere Natur vor sich als wir, und sie erreichten so wenig ihre schönere Natur in der Kunst, als die größten Künstler unter uns die weniger schöne Natur erreichen, die sie vor sich haben. — —

Also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen! und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken!

„Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen!"

— Ich möchte den schalen Kopf sehen, der etwas platteres sagen könnte: Nicht dem der die Einwendung schalkhaft und nicht im Ernst macht; sondern dem einfältigen geraden, wahrheitliebenden Menschensinn antworte ich. Und — was? Das Christenthum wirkt wie sein Meister Christus! Es gibt keine Augen dem der keine hat; sondern es erleuchtet die Augen des Blinden. Es verschönert alles nur nach seiner innern, individuellen Verschönbarkeit. Also können die blinden Heiden, ihrer Anlage nach, in Ansehung ihrer Organisation und Bildung, nach dem unerforschlichen freien Willen ihres Schöpfers, mit schönern Gestalten gewesen sein, als wir — obgleich manche ihrer würdigsten Fähigkeiten, deren Entwickelung nur dem Christenthum vorbehalten ist, in ihnen nicht entwickelt wurden. — Und dann, guter Gott, ist viel von unserm Glauben und Christenthum das uns verschönern soll zu preisen? — Ja wenn Schminke verschönerte! — Aus inwendigem Leben, innigst erregter sanfter, treffender Wirkungskraft — daher quillt Veredlung, Salbung der Menschengestalt. — Und wie viel anders war die in euch würdigen alten Heiden — die ihrem Lichte so viel redlicher folgten — als wir, hocherleuchtete Söhne des achtzehnten Jahrhunderts dem unsern.

Kurz und gut die hohe Schönheit der Kunstwerke der Alten ist ewiges Monument ihrer schöneren Natur, die sie nicht übertroffen nicht einmal erreicht hatten. — Der Künstler schafft nur so, wie jeder Mensch eine Sprache schafft. — —

Brutus. Mann verschlossener That! langsam reifender, aus tausend Eindrücken zusammen auf Einen Punkt gewirkter, auf Einen Punkt gedrängter That. In dieser Stirne ist nichts Gedächtniß, nichts Urtheil, es ist ewig gegenwärtiges, ewig wirkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben. Welche Fülle in den Wölbungen aller Theile! wie angespannt das Ganze! Dieses Auge faßt den Baum bei der Wurzel. Ueber allen Ausdruck ist die reine Selbstigkeit des Mannes. Beim ersten Anblick scheint was verderbendes dir entgegen zu streben. Aber die treuherzige Verschlossenheit der Lippen, die Wangen, das Auge selbst! — Groß ist der Mensch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinlässige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anstrengung dessen, der Widerstand findet, dessen, der sich im Widerstande bildet; der nicht dem Schicksale, sondern großen Menschen widerstrebt; der unter großen Menschen geworden ist. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den Trefflichsten durch Stufen hervorbringen. Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr sein. Er hat nie seine Lust an Knechten gehabt. Unter Gesellen mußte er

leben, unter Gleichen und Freien. In einer Welt voll Freiheit edler Geschöpfe würd' er in seiner Fülle sein. Und daß das nicht so ist, schlägt im Herzen, drängt zur Stirne, schließt den Mund, bohrt im Blicke. Schaut hier den gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht lösen konnte. —

2. Christus muß wachsen, ich aber muß abnehmen.

(Am Neujahrstage 1780.)

O Jesus Christus, wachs' in mir,
und alles andre schwinde!
Mein Herz sei täglich näher dir,
und ferner von der Sünde.
Laß täglich deine Huld und Macht
um meine Schwachheit schweben!
Dein Licht verschlinge meine Nacht
und meinen Tod dein Leben!
Beim Sonnenstrahle deines Lichts
laß jeden Wahn verschwinden!
Dein Alles, Christus, und mein Nichts
laß täglich mich empfinden!
Blick immer herrlicher aus mir,
voll Weisheit, Huld und Freude!
Ich sei ein lebend Bild von dir
im Glück und wenn ich leide!
Mach alles in mir froh und gut,
daß stets ich minder fehle!
Herr, deiner Menschenliebe Gluth
durchglühe meine Seele!
Mein eignes eitles leeres Ich
sei jeden Tag geringer!
O würd' ich jeden Tag durch dich
dein würdigerer Jünger!
Der Glaub' an dich und deine Kraft
sei Trieb von jedem Triebe;
sei du nur meine Leidenschaft,
du meine Freud' und Liebe!

V. Wolfgang Goethe.

(§. 79—85. 88—92. 102. Lehrb. §. 852. 853. 961.)

1. Aus der Sesenheimer Zeit.

(§. 79. Lehrb. §. 852.)

Auf einer großen Buche im „Nachtigallenwalde" wurde eine Tafel mit dem Namen vieler Freunde aufgehängt und ganz unten schrieb G. den seinigen mit folgendem Sinnspruch:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Nam' verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Abschied von Frideriken.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld.
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friderike
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht.
Sie sehn die Sonne nimmer,
Und ich Friderike nicht.

Bald geh ich in die Reben
Und herbste Trauben ein.
Umher ist Alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch, in der öden Laube,
Ach, denk ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie, was gäb' sie mir?

2. Götz von Berlichingen.

(§. 80. Lehrb. §. 852.)

Der Knabe und das Vögelein.

(Georg singt.)

Es fing ein Knab' ein Vögelein, Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein. Hm! Hm!
So! So! Hm! Hm!

Der freut sich traun so läppisch, Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch. Hm! Hm!
So! So! Hm! Hm!

Da flog das Vöglein auf ein Haus, Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus. Hm! Hm!
So! So! Hm! Hm!

Götzens Tod.

(Letzte Scene im Garten des Thurmwärters zu Heilbronn.)

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl ist's einem unter deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn in's Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn, er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahnte mir's nicht, daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr, als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen, jetzt hältst du mich aufrecht. Ach, daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zur Erden und weint — Er ist todt — Georg ist todt. — Stirb Götz — Du hast dich selbst überlebt, die Edeln überlebt. — Wie starb er? — Ach, fingen sie ihn unter den Mordbrennern und er ist hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löw um seine Freiheit.

Götz. Gott sei Dank! — Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun! — Arme Frau! Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht! — Schließt eure Herzen sorgfältiger, als eure Thore! Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist! Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Wasser! — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!

3. Werther's Leiden.

Am 10. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes; das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde dasitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich dasitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O, der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann!

Am 26. Mai.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt der Ort, den sie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf ein Mal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und lese meinen Homer. Das erste Mal, als ich durch einen Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick; ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles, wie es hintereinanderstand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohl geordnete, sehr interessante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das mindeste von dem meinen hinzu zu thun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ungefähr, was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede, was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Aus-

druck derselben zerstören! Sag' du, das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben u. s. w. —

Aus dem letzten Brief.

Alles ist so still um mich her, und so ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest.

Ich trete an's Fenster, meine Beste! und seh, und seh noch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt euch an seinem Herzen und mich. Ich sah die Deichselsterne des Wagens, des liebsten unter allen Gestirnen. Wenn ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, stand er gegenüber. Mit welcher Trunkenheit hab ich ihn oft angesehen! oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merksteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! umgiebst du mich nicht! und hab ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügsam allerlei Kleinigkeiten zu mir gerissen, die du Heilige berührt hattest.

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir's zurück, Lotte und bitte dich, es zu ehren. Tausend, tausend Küsse hab ich drauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhofe sind zwei Lindenbäume, hinten im Ecke nach dem Felde zu; dort wünsch ich zu ruhen.

Er kann, er wird das für seinen Freund thun. Bitt ihn auch. Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einem armen Unglücklichen niederzulegen. Ach, ich wollte, ihr begrübt mich am Wege, oder im einsamen Thale, daß Priester und Levite vor dem bezeichnenden Steine sich segnend vorüberging, und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier mag auch ein zum Volkslied gewordenes Gedicht von Reitzenstein eine Stelle finden.

Lotte bei Werther's Grabe.

Ausgelitten hast du — ausgerungen,
Armer Jüngling, deinen Todesstreit,
Abgeblutet die Beleidigungen
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit!
O warum — O! daß ich dir gefallen!
Hätte nie mein Auge dich erblickt,
Hätte nimmer von den Mädchen allen
Das verlobte Mädchen dich entzückt!
Jede Freude, meiner Seele Frieden,
Ist dahin, auch ohne Wiederkehr!
Ruh und Glücke sind von mir geschieden,
Und mein Albert liebt mich nun nicht mehr.
Einsam weil' ich auf der Rasenstelle,
Wo uns oft der späte Mond belauscht,
Jammernd irr' ich an der Silberquelle,
Die uns lieblich Wonne zugerauscht!
Bis zum Lager, wo ich träum' und leide,
Aengsten Schrecken meine Phantasie;
Blutig wandelst du im Sterbekleide
Mit den Waffen, die ich selbst dir lieh.

Dann erwach ich bebend — und ersticke
Noch den Seufzer, der mir schon entrann,
Bis ich weg von Alberts finstrem Blicke
Mich zu deinem Grabe stehlen kann.
Heilige, mit frommen kalten Herzen,
Gehn vorüber und — verdammen dich!
Ich allein, ich fühle deine Schmerzen,
Theures Opfer, und beweine dich!
Werde weinen noch am letzten Tage,
Wenn der Richter unsre Thaten wiegt,
Und nun offen auf der furchtbarn Wage
Deine Schuld und deine Liebe liegt:
Dann, wo Lotte jenen süßen Trieben
Gern begegnet, die sie hier verwarf,
Vor den Engeln Ihren Werther lieben
Und Ihr Albert nicht mehr zürnen darf:
Dann, o! dräng' ich zu des Thrones Stufen
Mich an meines Alberts Seite zu,
Rufen wird Er selbst, versöhnet rufen:
„Ich vergeb' ihm: O, verschone du!"
Und der Richter wird Verschonung winken;
Ruh' empfängst du nach der langen Pein,
Und in einer Myrten-Laube trinken
Wir die Seligkeit des Himmels ein.

4. Lyrisches.

(§. 81. Lehrb. §. 852.)

1. Trost in Thränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern so das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein! Verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern,
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

2. Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens?
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe bist du!

3. Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie;
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum,
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

4. Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

5. Auf dem Thüringerwald.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

6. An den Mond.

Füll'st wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt.

Rausche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu.

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,

Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

7. Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.
Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn' als euch Götter,
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Hast du nicht alles selbst vollbracht,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden dort droben?
Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrin und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehn,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

8. Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen;
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

9. Geistes-Gruß.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sehne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt.

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
Und du, du Menschen-Schifflein dort,
Fahr' immer, immer zu!"

10. Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durchs Feld und liebe Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild
Stellt dir sich's nicht einmal,

Des Menschen, der die Welt durchstreift,
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß?

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

11. Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich!

12. Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer
Geschwinde, geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land.

13. Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?

Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde.
Darum schwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl an hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, was Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun, so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder Dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!

Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammenstellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

5. Clavigo.

(§. 81. Lehrb. §. 852.)

Carlos sucht Clavigo von der Heirath mit Marie Beaumarchais abzubringen.

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre schlimm, wenn alles im Gleise ginge. Man hätte nichts sich zu verwundern, nichts die Köpfe zusammenzustoßen, nichts in Gesellschaft zu verschneiden.

Clavigo. Aufsehen wirds machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! Das versteht sich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich und wenn du ihnen diesen Streich spielst?

Clavigo. Das ist nun nicht anders!

Carlos. Sonderbar ist's. Ich habe wenig Männer gekannt, die so großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als du. Unter allen Ständen gibt's gute Kinder, die sich mit Planen und Aussicht beschäftigen, dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anschlag, die andere ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was macht man mir nicht um deinetwillen für Complimente! Denn wahrlich, weder meine Stumpfnase, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir so was zuziehen.

Clavigo. Das ist nun nicht anders.

Carlos. Wenn ich nicht schon Vorschläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geschrieben von eigenen, zärtlichen, kritzlichen Pfötchen, so unorthographisch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur sein kann. Wie manche hübsche Duenna ist mir bei der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du sagtest mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich nicht mit leeren Grillen beschäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß du mit einer Einzigen Ernst gemacht hättest. O Clavigo, ich habe dein Schicksal im Herz getragen, wie mein eigenes! Ich habe keinen Freund, als dich; die Menschen sind mir alle unerträglich und du fängst auch an, mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte dich, sei ruhig.

Carlos. Brenn' einem das Haus ab, daran er zehn Jahre gebaut hat, und schick' ihm einen Beichtvater, der ihm die christliche Geduld empfiehlt. — Man soll sich für niemand interessiren, als für sich selbst; die Menschen sind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine feindseligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich auf's Neue ganz drein versinke, wer ist schuld dran, als du? Ich sagte zu mir: Was soll ihm jetzt die vortheilhafte Heirath? ihm, der es für einen gewöhnlichen Menschen weit genug gebracht hätte, aber mit seinem Geist, mit seinen Gaben ist es unverantwortlich — ist es unmög-

lich, daß er bleibt, was er ist. — Ich machte meine Projecte. Es gibt so wenige Menschen, die so unternehmend und biegsam, so geistvoll und fleißig zugleich sind. Er ist in allen Fächern gerecht; als Archivarius kann er sich schnell die wichtigsten Kenntnisse erwerben, er wird sich nothwendig machen, und laß eine Veränderung vorgehen, so ist er Minister.

Clavigo. Ich gestehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! so gewiß ich den Thurm erreiche und erklettere, wenn ich darauf losgehe, mit dem festen Vorsatze nicht abzulassen, bis ich ihn erstiegen habe, so gewiß hättest du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wäre mir für das übrige nicht bange gewesen. Du hast kein Vermögen von Hause, desto besser; das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerksamer gemacht. Und wer am Zoll sitzt, ohne reich zu werden, ist ein Pinsel. Und dann seh' ich nicht, warum das Land dem Minister nicht so gut Abgaben schuldig ist, als dem Könige. Dieser gibt seinen Namen her und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit allem dem fertig war, dann sah ich mich erst nach einer Partie für dich um. Ich sah manch stolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblinkt hätte, manches der reichsten, das dir gern den Aufwand deines Standes verschafft haben würde, nur um an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du bist ungerecht, du setzest meinen gegenwärtigen Zustand zu tief herab. Und glaubst du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, sie mag hernach treiben und treiben, unzählige Nebenschößlinge; es gibt vielleicht einen starken Busch, aber der stolze königliche Wuchs des ersten Schusses ist dahin. Und denke nur nicht, daß man diese Heirath bei Hofe gleichgültig ansehen wird. Hast du vergessen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Hast du vergessen, wer dir den klugen Gedanken eingab, sie zu verlassen? Soll ich sie dir an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch schon gepeinigt, daß so wenige diesen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde sollten nicht aufgebracht sein, daß du, ohne sie zu fragen, ohne ihren Rath, dich so geradezu hingegeben hast, wie ein unbesonnener Knabe auf dem Markte sein Geld gegen wurmstichige Nüsse wegwirft?

6. Egmont.

(§. 82. Lehrb. §. 853.)

Vansen, ein Schreiber. **Jetter**, Schneider. **Zimmermeister.**

Vansen. Ich weiß andere, denen es besser wäre, sie hätten statt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeister. Was wollt ihr damit sagen?

Vansen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was soll der fürchten?

Vansen. Ich bin ein armer Teufel, und könnte ein ganzes Jahr leben von dem, was er in einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir sein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelstunde hätte.

Jetter. Du denkst dich was Recht's, Egmont's Haare sind gescheidter als dein Hirn.

Vansen. Red't ihr! aber nicht feiner. Die Herren betrügen sich am ersten. Er sollte nicht trauen.

Jetter. Was er schwätzt! so ein Herr!

Vansen. Eben weil er kein Schneider ist.

Jetter. Ungewaschen Maul!

Vansen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde an die Glieder wünschen, daß sie ihm da Unruh' machte und ihn so lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

Jetter. Ihr redet recht unverständig: er ist so sicher wie der Stern am Himmel.

Vansen. Hast du nie einen sich schneuzen gesehen? Weg war er!

Zimmermeister. Wer will ihm denn was thun?

Vansen. Wer will? Willst du's etwa hindern? Willst du einen Aufruhr erregen, wenn sie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vansen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Zimmermeister. Eh!

Vansen (sie nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durch's ganze Alphabet. So ist's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erschrecke über eure Unverschämtheit. So ein edler, rechtschaffener Mann sollte was zu befürchten haben!

Vansen. Der Schelm sitzt überall im Vortheil. Auf dem Armensünderstühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterstuhl macht er den Inquisiten mit Lust zum Verbrecher. Ich habe so ein Protokoll abzuschreiben gehabt, wo der Kommissarius schwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeister. Das ist wieder frisch gelogen. Was wollen sie denn herausverhören, wenn einer unschuldig ist?

Vansen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erst recht sachte weg, und der Gefangene ist stolz auf seine Unschuld, wie sie's heißen, und sagt alles grad' zu, was ein Verständiger verbärge. Dann macht der Inquisitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widersprüchelchen erscheinen will, da knüpft er seinen Strick an, und läßt sich der dumme Teufel betreten, daß er hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig gesagt, oder wohl gar aus Gott weiß was für einer Grille einen Umstand verschwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende sich hat schrecken lassen, dann sind wir auf dem rechten Wege! Und ich versichre euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelscheu zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er sich noch kann hängen sehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeister. Mit Fliegen mag das angehen. Die Wespen lachen eures Gespinnstes.

Vansen. Nachdem die Spinnen sind. Seht, der lange Herzog hat euch so ein rein Ansehen von einer Kreuzspinne, nicht einer dickbäuchigen, die sind weniger schlimm, aber so einer langfüßigen, schmalleibigen, die vom Fraße nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere.

Jetter. Egmont ist Ritter des goldenen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von seines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden. Dein loses Maul, dein böses Gewissen verführen dich zu solchem Geschwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel! Mir kann's recht sein. Er ist ein trefflicher Herr. Ein paar meiner guten Freunde, die anderwärts schon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch selbst. Dort seh' ich wieder eine Runde antreten: die sehen nicht aus, als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden.

7. Torquato Tasso.

Die goldene Zeit.

(II, 1.)

Prinzessin.

Auf diesem Wege werden wir wohl nie
Gesellschaft finden, Tasso! Dieser Pfad
Verleitet uns, durch einsames Gebüsch,
Durch stille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt sich das Gemüth, und strebt,
Die goldne Zeit, die ihm von Außen mangelt,
In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen will.

Tasso.

O, welches Wort spricht meine Fürstin aus!
Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohn?
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt!
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler schweifend,
Zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt.

Prinzessin.

Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei:
Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich dir gestehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig, als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt;
Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt ist, was sich ziemt.

Tasso.

O, wenn aus guten, edlen Menschen nur
Ein allgemein Gericht bestellt entschiede,
Was sich denn ziemt! anstatt daß jeder glaubt,
Es sei auch schicklich, was ihm nützlich ist.
Wir sehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt sich alles.

Prinzessin.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.

Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Freiheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Tasso.

Du nennest uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzessin.

Nicht das! Allein ihr strebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltsam sein.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig noch beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bliebe.
Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit.

8. Iphigenie.

Monolog im Hain des Tempels.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum Erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier ver-verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend:
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts die Gedanken,
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen;
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg!
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng-gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heilgen Sclavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein,
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus', wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,

Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Schätze, wohl erhalten hast;
So gib auch mich den Meinen endlich wieder
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

9. Faust.

(§. 83. Lehrb. §. 853.)

1. Faust am Ostermorgen.

Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle?
Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?
Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst.
Du Inbegriff der holden Schlummersäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert.
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Fluthstrom ebbet nach und nach.
In's hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran. Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, diese Götterwonne!
Du erst noch Wurm, und die verdienest du?
Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht.
Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunklen Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und, wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, krystallne reine Schale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären,
Auf einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugend-Nacht;

Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunst nicht zeigen;
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele,
Als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

(Er setzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst um Grabes Nacht von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich im Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille,
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen,
Meister, dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoos.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!

2. Der König in Thule.

(Gretchen singt:)

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es galt ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

3. Gretchen am Muttergottesbilde.

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein.

4. Gesang der Büßerinnen.
(II. Thl. 5. Akt.)

Mater gloriosa.
(schwebt einher.)

Chor der Büßerinnen.

Du schwebest zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen
Du Ohnegleiche, Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix.

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balsam fließen,
Trotz des Pharisäer Hohnes;
Beim Gefäße, das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken, die so weichlich
Trockneten die heil'gen Glieder —

Mulier Samaritana.

Bei dem Bronn, zu dem schon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft' berühren;
Bei der reinen, reichen Quelle,
Die nun dorther sich ergießet,
Ueberflüssig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca.

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke stieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüsten blieb;
Bei dem seligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederschrieb — —

Zu Dreien.

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,
Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen.

Eine der Büßerinnen, sonst Gretchen genannt.

Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

10. Xenien.

(Von Schiller und Goethe gemeinschaftlich.)

Das Desideratum (auf Nicolai?).

Hättest du Phantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu sein. (Sch.)

Das Verbindungsmittel (auf Lavater).

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden! Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein. (Sch.)

Der Teleolog (auf Lavater).

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand? (G.)

An einen gewissen moralischen Dichter. (Lavater.)

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut michs, zu dir. (Sch.)

Höchster Zweck der Kunst (auf Fr. L. v. Stolberg).

Schade für's schöne Talent des herrlichen Künstlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Kruzifix uns gemacht. (G.)

Der Erfolg (Stolberg).

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse: dafür gehst du ins Himmelreich ein.

Goldenes Zeitalter.

Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es, denn einzeln,
Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar Nichts davon. (G.)

Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen.
Endlich, es hilft nicht, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn. (Sch.)

An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen,
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch: die Vernunft vergißt des Verstandes
Schranken so gern, und die stellet ihr redlich uns dar. (Sch.)

Parteigeist.

Wo Parteien entstehen, hält Jeder sich hüben und drüben,
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint. (G.)

Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden?
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf. (Sch.)

Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus. (G.)

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom. (Sch.)

Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Eile dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht. (Sch.)

Ueberschriften zu gewissen Melodien (auf Reichardt).
Frostig und herzlos ist der Gesang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.' (G.)

Die Homeriden (auf Fr. A. Wolf, vgl. Lehrbuch der Weltgesch.)
Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn, —
„Mir her! ich sang der Könige Zwist;" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!" —
„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!" —
Friede! zerreißt mich nur nicht! die Würste werden nicht reichen.
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn. (Sch.)

Der Purist (auf Campe).
Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern:
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht? (G.)

Peregrinus Proteus (auf Wieland).
Siehest du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump. (G.)

Geständniß (auf Wieland).
Rede leiser, mein Freund. Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt. (G.)

11. Sprüche und Epigramme.

Was will die Nadel nach Norden gekehrt?
Sich selbst zu finden, es ist ihr verwehrt.

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.
Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß als Liebe und Haß.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu' als hättest du's nicht gezählt,
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Suche nicht vergebne Heilung:
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß.

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet sich an und grünt und verblüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
Das Andere wird sich von selber machen.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich sei Jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

12. Hermann und Dorothea.

(§. 84. Lehrb. §. 853.)

Das Zeitalter.

(VI. Gesang.)

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang sie vom Hause vertrieben,
Sagte der Mann darauf: nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das edele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?
Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Da begann der Krieg und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher, allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend, und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neu eröffnete Bahnen.
O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelös't; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge.
Und es preßten bei uns die Obern und raubten im Großen,
Und es raubten und preßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.

Allzugroß war die Noth und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelaßnes Gemüth an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Ueberall sieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grausam, freut sich des Bluts, und freut sich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blassen Gesicht und scheu unsicherem Blicke.
Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbau's friedliche Rüstung
Nun in Wehre, da trof von Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verschonung;
Ueberall ras'te die Wuth und die feige tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehn! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

13. Balladen.

1. Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor.
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm,
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ewgen Thau?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.

Sie sprach zu ihm — sie sang zu ihm —
Da wars um ihn geschehn,
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

2. Der Sänger.

„Was hör ich draußen vor dem Thor,
„Was auf der Brücke schallen?
„Laß den Gesang vor unserm Ohr
„Im Saale wiederhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laß mir herein den Alten!“

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
„Gegrüßt ihr, schöne Damen!
„Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern!
„Wer kennet ihre Namen?
„Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
„Schließt, Augen, euch, hier ist nicht Zeit,
„Sich staunend zu ergötzen.“

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gieb mir nicht!
„Die Kette gieb den Rittern,
„Vor deren kühnem Angesicht
„Der Feinde Lanzen splittern;
„Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
„Und laß ihn noch die goldne Last
„Zu andern Lasten tragen.

„Ich singe, wie der Vogel singt,
„Der in den Zweigen wohnet;
„Das Lied, das aus der Kehle dringt,
„Ist Lohn, der reichlich lohnet.
„Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
„Laß einen Trunk des besten Weins
„In purem Golde reichen.“

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
„O, wohl dem hochbeglückten Haus,
„Wo das ist kleine Gabe!
„Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
„Und danket Gott so warm, als ich
„Für diesen Trunk euch danke.“

3. Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.
Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —
„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“
Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —
„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“
Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —
„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt!
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —
Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

4. Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal weg begeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen,
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle,
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk es, wehe! wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen;
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder,
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.“

14. Wilhelm Meisters Lehrjahre.

(§. 89. Lehrb. §. 853.)

1. Der Eiertanz.

Mignon hatte auf Wilhelm gewartet, und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als sie das Licht niedergesetzt hatte, bat sie ihn zu erlauben, daß sie ihm heute Abend mit einem Kunststücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, besonders da er nicht wußte, was es werden sollte. Allein er konnte diesem guten Geschöpfe nichts abschlagen. Nach einer kurzen Zeit trat sie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den sie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ sie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, stellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das sie darauf holte, machte die Absicht deutlicher. Künstlich abgemessen schritt sie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewissen Maßen die Eier auseinander, dann rief sie einen Menschen herein, der im Hause aufwartete und die Violine spielte. Er trat mit seinem Instrument in die Ecke; sie verband sich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Musik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an; indem sie Takt und Melodie mit dem Schlage der Castagnetten begleitete.

Behende, leicht, rasch, genau führte sie den Tanz. Sie trat so scharf und so sicher zwischen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, sie müsse eins zertreten oder bei schnellen Wendungen das andere fortschleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob sie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja sogar mit Sprüngen, und zuletzt halb knieend sich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltsam, wie ein Uhrwerk, lief sie ihren Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauschenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen; er vergaß seiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur, und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm, zeigte sie sich. Er empfand, was er schon für Mignon gefühlt, in diesem Augenblicke auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen, und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eier mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschädigte keines, und stellte sich dazu, indem sie die Binden von den Augen nahm, und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er streichelte sie und bedauerte, daß sie sich's habe so sauer werden lassen. Er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: deine Farbe! auch das versprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was sie darunter meine. Sie nahm die Eier zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch etwas zu befehlen habe, und schwang sich zur Thüre hinaus.

Von dem Musikus erfuhr er, daß sie sich seit einiger Zeit viel Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, so lange vorzusingen, bis er ihn habe spielen können. Auch habe sie ihm für seine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht habe nehmen wollen.

2. Mignons Lieder.

1.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht.
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin!
Mögt ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn,

Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin!
Mögt ich mit dir, o mein Beschützer ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! dahin!
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

2.

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung.

3. Der Harfenspieler.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr Himmels-Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

15. Aus den Wahlverwandschaften.

(§. 102. Lehrb. §. 961.)

1. Einzelnes.

— Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das, was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird.

— Trenn alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd. Bist du bei dem einen sicher, so kannst du in dem andern desto freier sein; anstatt daß bei einer Vermischung das Sichere durch das Freie weggerissen und aufgehoben wird.

2. Aus Ottiliens Tagebuche.

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten.

Sich mitzutheilen, ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden.

Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.

Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther, als im Vertrauen und Schweigen gegen die, die wir lieben.

Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er sich gibt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.

Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich, ohne Liebe.

Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel, als die Liebe.

16. Aus dem West-Oestlichen Divan.

(§. 102. Lehrb. §. 961)

1. Selige Sehnsucht.

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Ueberfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsterniß Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

2. Talisman.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Er der einzige Gerechte
Will für jedermann das Rechte.
Sey von seinen hundert Namen
Dieser hochgelobet! Amen.

Mich verwirren will das Irren;
Doch du weißt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gib du meinem Weg die Richte.

Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehn, sich ihrer entladen.
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.

Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

3. Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen,
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder,
Ach für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen,
Doch vermeide ihn zu trüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

VI. Der Göttinger Dichterbund.

(§. 87. Lehrb. §. 846.)

1. Abr. Gotth. Kästner.

Sinngedichte.

1. Keplers Tod.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg, und starb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen;
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

2. Allemands grands admirateurs.

Bewundernd haben sie sonst die Messieurs verehrt
Wie sie bewundernd nun die Citoyens begaffen:
Nie waren sie des Namens „Deutsche" werth,
Sie sind ja nichts als Franzenaffen.

3. Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen;
Doch manche Kritiker, die bleiben immer Jungen.

4. Der Trauerspiel-Dichter.

Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen:
Das Mitleid mit dem Stück und Furcht vor mehr dergleichen.

5. Tragische Todesarten.

Eh noch der Held den Dolch, die Heldin Gift erkor,
Starb schon das Drama selbst den sanften Tod: Erfror.

6. Roßbach.

Die Gallier, daß sie von Roßbach an
Eilfertig stets den Weg zurückgenommen,
Das hat des Deutschen Kraft gethan:
Und wenn nicht mit bei ihrem Heere
Auch deutsche Kraft gewesen wäre,
Sie wären nie nach Roßbach hingekommen.

7. Der Philosoph von Sanssouci.

Er schrieb ein Buch zu Frankreichs Ehre,
Der Philosoph von Sanssouci;
Doch diesem Buche glaub' ich nie,
Längst widerlegten's Friedrichs Heere.

8. Homer.

Was ich gesungen haben soll,
Las seit Jahrtausenden die Welt empfindungsvoll.
Kalt, kritisch, wird nunmehr gelesen,
Was darthut: Ich sei nie gewesen.

9. Kästners eigne Grabschrift.

Von Müh und Arbeit voll, kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht;
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Ging ich getrost zur Ewigkeit.

2. Gottfr. Aug. Bürger.

Lenore.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?" —

Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr. —
Ach! daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?
Und schloß sie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen!
O weh, o weh mir Armen!"

Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen."

Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern. —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben."

Hör, Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande,
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen. —

„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin, in Nacht und Graus,
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!" —

Hilf Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde.
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht,
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.

„O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin, in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden." —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! gings trap trap trap,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling:
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Hollah, Hollah! Thu' auf mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? So spät bei Nacht?..
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach großes Leid gelitten!
Wo kommst du hergeritten?"

„Wir satteln nur um Mitternacht,
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen." —
„Ach, Wilhelm, erst herein, geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster zu erwarmen!"

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn,
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir zur Hochzeit eilen."

„Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut zur Hochzeit tragen?
Und horch: es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen." —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich zur Wette,
Heut noch in's Hochzeitsbette." —

„Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier!.. Still, kühl und klein,
Sechs Bretter und zwei Brettchen!"
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitsgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen." —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre, hurre, hop hop hop
Ging's fort im sausenden Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken.
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„Ach nein!.. doch laß die Todten!"

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?...
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
„Laß uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ ich heim mein junges Weib,
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm Pfaff', und sprich den Segen,
Eh wir zu Bett uns legen!"

Still Klang und Sang... die Bahre schwand...
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort im sausenden Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts und links

Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch? . . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell;
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„Ach! Laß sie ruhn die Todten."

Sieh da! sieh da! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel. —
„Sa sa! Gesindel, hier, komm hier,
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!"

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hintennach geprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop,
Gings fort in sausendem Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne. —
„Graut Liebchen auch? . . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„O weh! Laß ruhn die Todten!"

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt der Hahn schon ruft . . .
Bald wird der Sand verrinnen . . .
Rapp'! Rapp'! Ich witt're Morgenluft,
Rapp'! Tummle dich von hinnen!
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf.
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle." —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schlanker Gert ein Schlag davor,
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blickten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Hu hu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp',
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui, war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft,
Lenorens Herz mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht,
„Mit Gott im Himmel hadre nicht!
„Des Leibes bist du ledig,
„Gott sei der Seele gnädig!"

3. Mathias Claudius.

1. Der Winter.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an;
Er schaut nicht süß, noch sauer.

War je ein Mann gesund, wie er?
Er krankt und kränkelt nimmer;
Er trotzt der Kälte gleich dem Bär,
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Er spottet über Flüss' im Zahn
Und Grimmen in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Trank und Liederklang
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich und Seen krachen,
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen;
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

2. Bei dem Grabe seines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ewgen Leben
Duft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr.

3. Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch wo man Franzmännsch spricht;
Dort mag St. Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche:
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weyland Creter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs sieht aus wie Wein;
Ists aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn Wein ihr finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen,
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Queer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

4. Christ. Graf zu Stolberg.

1. Chorgesang aus Sophokles' Ajas.

Erste Strophe.

Ach wann erscheint uns unsrer Irrsalsjahre
Jüngstgebornes einst, die uns des Krieges
Greuel rastlos sandten an Hellas Schmach, an
Troja's scheußlicher Veste?

Erste Gegenstrophe.

O daß in Luft verweht, versenkt in Hades'
Rachen wäre der Mann, der uns der Schwerter
Brauch erfand, eh' er des Verderbens Samen
Allen Sterblichen sä'te!

Zweite Strophe.

Er ist's, der uns die Lust blühender Kränze raubt,
Sanfter Flöten Getön', und den erfreuenden
Becher, weh ihm! und der uns aus der Ruhe der
Süßen, nächtlichen Liebe reißt!
Ach, verscheuchet von ihm ist uns die Liebe entfloh'n!
Schmach und Kummer ist nun unser! Es triefet von
Himmelsthau uns das Haar, ewig ein schmerzendes
Denkmal Ilion's, Ilion's!

Zweite Gegenstrophe.

Einst war Ajas ein Schirm wider der Feinde Wuth,
Und die nächtliche Furcht! Nun ist dem Tod auch er
Uebergeben! O wie lächelt die Freude nun!
Wo ist Trost für uns Jammernde?
Ach, daß wir, wo sich hoch Sunium's Scheitel hebt,
Wo die Woge den Fuß waldiger Hügel netzt,
Wären! Daß wir von dort Segensbegrüßungen
Senden könnten der Pallasstadt!

2. Sterbelied.

Lieg ich einst an dieser Schwelle,
Die der Zukunft Schleier hebt,
Sinkt des Pulses Abschieds-Welle,
Schweigt der Odem und entschwebt:
Send' erbarmend Fried und Ruh
Aus dem Himmel dann mir zu,
Daß an dich, Versöhner, hefte
Sterbend ich die letzten Kräfte.

Eh' an ihres Kampfes Ende
Nun der Seele Band zerreißt,
Gieb, daß ich in deine Hände,
Herr, befehle meinen Geist.
Trübt sich schwüler mir die Luft
In des Todesthales Gruft,
Laß in Liebe, Glaube, Hoffen
Dann mich schaun den Himmel offen.

Nicht im Tod erst; weil mein Leben
Noch in regen Stunden kreist,
Will ich weihend übergeben
Deinen Händen meinen Geist;
Ihm dem Funken deines Lichts
Genüge nicht der Erde Nichts.
Ach, schon hier auf Sehnsuchts-Schwingen
Mög' empor er heimwärts dringen.

5. Friedrich Leopold Stolberg.

1. Der Harz.

Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cherusка-
Land!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes,
Denn das blache Gefild' umher.

Dir gab Mutter Natur, aus der vergeudenden
Urne, männlichen Schmuck, Einfalt und
Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!
Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den ge-
nügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.
Schafe weiden die Trift, auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.
Wie der schirmende Forst deinen erhabenen
Nacken schattet! er nährt stolzes Geweihe dir!

Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!
Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet,
Und das Erbe der Väter schützt.
Dir gibt reinere Luft, und die teutonische
Keuschheit, Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.
Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung;
Felsen jauchzten zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.
Und dein Hermann vernahms! Sturm war sein Arm! sein Schwert
Wetterflamme! betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!
Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn, (auch er dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.
Heil, Cheruskia, dir! furchtbar und ewig steht
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! donnernd verkünden dich
Freiheitsschlachten, und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

2. An das Meer.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!

Wohl mir, daß ich, mit dir vertraut,
Viel tausendmal dich angeschaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.

Ich lausche dir mit trunknem Ohr!
Es steigt mein Geist mit dir empor,
Und senket sich mit dir hinab
In der Natur geheimes Grab.

Wenn sich zu dir die Sonne neigt,
Erröthend in dein Lager steigt;
Dann tönet deiner Wogen Klang
Der müden Erde Wiegensang.

Es höret dich der Abendstern,
Und winket freundlich dir von fern,
Dir lächelt Luna, wenn ihr Licht
Sich millionenfältig bricht.

Oft eil' ich aus der Haine Ruh
Mit Wonne deinen Wogen zu,
Und senke mich hinab in dich,
Und kühle, labe, stärke mich.

Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt;
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt seine Phantasey sich groß.

Der blinde Sänger stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Hätt' er gesehn, wär' um ihn her
Verschwunden Himmel, Erd' und Meer.
Sie sangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

3. Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Sohn, da hast Du meinen Speer,
meinem Arm wird er zu schwer,
nimm den Schild und dies Geschoß,
tummle Du forthin mein Roß.

Siehe, dies nun weiße Haar
deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.

Herzog Rudolph hat dies Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt:
denn ich blieb dem Herzog hold,
und verschmähte Heinrichs Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
seiner Rechten: Rudolfs Muth
that mit seiner linken Hand
noch dem Franken Widerstand.

Nimm die Wehr und wappne Dich:
Kaiser Konrad rüstet sich,
Sohn, entlaste mich des Harms
ob der Schwäche meines Arms.

Zücke nie umsonst dies Schwert
für der Väter freien Herd,
sei behutsam auf der Wacht,
sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit,
suche stets den wärmsten Streit,
schone deß, der wehrlos fleht,
haue den, der widersteht.

Wenn dein Haufe wankend steht,
ihm umsonst das Fähnlein weht,
trotze dann ein fester Thurm,
der vereinten Feinde Sturm.

Deine Brüder fraß das Schwert,
sieben Knaben, Deutschlands werth;
Deine Mutter härmte sich
stumm und starrend und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach:
Aber, Knabe, Deine Schmach
wär' mir herber siebenmal
denn der sieben andern Fall.

Drum so scheue nicht den Tod
und vertraue deinem Gott.
So du kämpfest ritterlich
freut dein alter Vater sich.

4. An die Natur.

Süße heilige Natur,
laß mich gehn auf deiner Spur,
leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband.

Wenn ich dann ermüdet bin,
sink' ich dir am Busen hin,
athme süße Himmelsluft
hangend an der Mutterbrust:

Ach, wie wohl ist mir bei dir!
will dich lieben für und für:
laß mich gehn auf deiner Spur,
süße heilige Natur!

6. Johann Heinrich Voß.

1. Hektor's Abschied von Andromache.

(Aus Homers Iliade.)

Als er das skäische Thor, die gewaltige Feste durchwandelnd,
Jetzo erreicht, wo hinaus ihn führte der Weg ins Gefilde;
Kam die reiche Gemahlin Andromache eilendes Laufes
Gegen ihn her, des edlen Eetion blühende Tochter: — —
Diese begegnet' ihm jetzt; die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Brust das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, dem schimmernden Sterne vergleichbar.
Hektor nannte den Sohn Skamandrios, aber die Andern
Nannten Astyanax ihn, denn allein schirmt' Ilios Hektor.
Siehe, mit Lächeln blickte der Vater still auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand und redete, also beginnend:
„Seltsamer Mann, dich tödtet dein Muth noch! und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein des elenden Weibes,
Ach bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achaier,
Alle mit Macht anstürmend! allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; denn weiter
Bleibt kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal erreicht hast,
Gram nur! und nicht mehr hab' ich ja Vater und liebende Mutter!
Siehe, den Vater erschlug mir der göttliche Streiter Achilleus,
Und er verheerte die Stadt, die kilikische Männer bevölkert,
Thebe mit ragendem Thor: den Eetion selber erschlug er,

Doch nicht nahm er die Waffen; denn graunvoll war der Gedank' ihm;
Nein, er verbrannte den Held mit dem künstlichen Waffengeschmeide,
Hoch dann häuft' er ein Mal; und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter.
Sieben auch waren der Brüder mir dort in unserer Wohnung;
Und die wandelten all' am selbigen Tage zum Aïs.
Denn sie all' erlegte der muthige Renner Achilleus,
Bei weißwolligen Schaafen und schwer hinwandelnden Rindern.
Meine Mutter, die Fürstin, am waldigen Hange des Plakos,
Führet er zwar hierher mit anderer Beute des Krieges;
Doch befreit' er sie wieder, und nahm unendliche Lösung;
Aber im Vaterpalast erlegte sie Artemis' Bogen.
Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte.
Aber erbarme dich nun, und bleib allhier auf dem Thurme!
Mache nicht zur Waise das Kind, und zur Wittwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel; denn dort ist
Leichter die Stadt zu ersteigen, und frei die Mauer dem Angriff,
Dreimal haben ja dort es versucht die tapfersten Krieger,
Kühn um die Ajas beid' und den hohen Idomeneus strebend,
Auch um des Atreus' Söhn' und den starken Held Diomedes:
Ob nun jenen vielleicht ein kundiger Seher geweissagt
Oder auch selbst ihr Herz aus eigener Regung sie antrieb."
Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
„Mich auch härmt das Alles, o Trauteste; aber ich scheue
Troja's Männer zu sehr, und die saumnachschleppenden Weiber,
Wenn, wie ein Feiger, entfernt ich hier ausweiche der Feldschlacht.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernete, biederes Muthes
Immer zu sein, und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen.
Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nahe der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos' auch, des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann so viel und so tapfer,
All in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getödtet,
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumschirmten Achaier
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend;
Wenn du in Argos webst für die Herrscherin, oder auch mühsam
Wasser trägst aus dem Quell Hypereia oder Messeïs,
Sehr unwilliges Muths; doch hart belastet der Zwang dich!
Künftig sagt dann Einer die Thränenvergießende schauend:
Hektor's Weib war diese, des tapfersten Helden im Volke
Rossebezähmender Troer, da Ilios' Stadt sie umkämpften;
Also redet man einst; und neu erwacht dir der Kummer,
Solchen Mann zu vermissen, der Abwehr böte der Knechtschaft!
Aber es decke mich Todten der aufgeworfene Hügel,
Ehe von deinem Geschrei ich gehört, und deiner Entführung."
Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme;
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme

Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Bange zugleich vor dem Erz, und der flatternden Mähne des Busches,
Welchen es fürchterlich sah vom oberen Helme herabwehn.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter,
Schleunig vom Haupte sich nahm er den Helm, der strahlende Hektor,
Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küßte sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;
Laut dann flehet' er also dem Zeus und den anderen Göttern:
„Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds; dann freue sich herzlich die Mutter."
Also sprach er und reicht in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn, und sie nahm in das duftende Busengewand ihn,
Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann voll inniger Wehmuth,
Streichelte sie mit der Hand, und redete, also beginnend:
„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geschick mich ein Mann hinsenden zum Aïs.
Doch dem Verhängniß entrann Niemand von den Sterblichen, mein' ich,
Edeler, so wie Geringer, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Für den Krieg liegt Männern die Sorg' ob,
Allen, mir ja zumeist, die Ilios' Feste bewohnen."
Dieses gesagt, erhob er den Helm, der strahlende Hektor
Von Roßhaaren umwallt, heim ging die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt und herzliche Thränen vergießend.

2. Aus „Luise."

Der alte Weber.

Jetzt, da sie wieder den Pfad hinwandelten, hörten sie abwärts
Durch das Thal den Gesang des siebzigjährigen Webers,
Der zum Weben zu schwach, bei Kirchenmusik und Gelagen
Kräftig den Brummbaß strich, wie der Organist ihn gelehret.
Selbstgelehrt auch stellt' er der gnädigen Gräfin die Schloßuhr.
Kunstreich schnitzt er dabei zum Verkauf spillbäumene Löffel,
Und wachholderne Querl', auch Käfichte, Kellen und Schaufeln,
Masergeräth, Waschbläuel, und lindene Schuhe dem Marschland,
Doch war der Sommer ihm mild, dann sammelt' er Beeren des Feldes
Für die benachbarte Stadt, auch Nüss' und Hagebutteln und Morgeln,
Lange bestellt, denn es liebte den Redlichen manche der Hausfrau'n;
Horchend stand und begann die rosenwangige Jungfrau:
Hört, wie schön im Thale: „Wer Gott läßt walten", umherschallt,
Unseres Alten Gesang, der dort Erdbeeren sich sammelt!
Kraftvoll dringt's an das Herz, wie ein segnender Wunsch zum Geburtstag!
Sprach's, und lenkte dahin; und sie fanden ihn, tragend den bunten
Mächtigen Henkeltopf, halbvoll der erlesenen Erdbeern.
Grüßend bot ihm die Hand der edle bescheidene Jüngling.

Glück zum Geschäft! So fleißig? Bedeckt doch, Vater, die Scheitel!
Seht, wir versorgten uns selbst in eurem Garten mit Erdbeern,
Für der Luise Geburt; und das Kernlied, welches ihr sanget,
Kraftvoll drang's an das Herz, wie ein segnender Wunsch am Geburtstag.
Billig, ihr feir't heut auch mit dem Mütterchen. Nehmet und zeugt euch
Einen erquickenden Trunk auf das Wohlsein unserer Jungfrau.
Aber der Greis, wie ein Ehrengeschenk vom Freunde der Gastfreund
Gern annimmt, so nahm er, und sprach mit edelem Anstand:
Dank! der gebotene Trunk für das Jüngferchen soll unverschmäht sein,
Euch und ihr selber zur Liebe, die hold, wie ein Engel, zum Wohlthun
Annaht' unserem Dorf! O lange noch Freude der Eltern
Sei sie, und aller Bekannten, und bald auch des wackersten Ehmanns!
Euch, Herr, würdige Gott des Berufs in ein höheres Lehramt
Noch dies Jahr, wenn gekommen die Stund' ist! Denn was ihr jetzo
Prediget, sind Schulworte nicht mehr, sind Worte des Lebens,
Bündige, tröstungsvolle, befruchtende! Wenn ihr noch etwas
Fortgeht, werdet ihr einst ein anderer Pfarrer von Grünau!
Jener sprach's, und gerührt antwortete solches der Jüngling:
Also sey's, mein Vater! Wer Gott läßt walten, vertraut wohl.

3. Zum Jahresschluß.

Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernstem Schlag!
Trinkt, Brüder, in die Runde,
Und wünscht ihm Segen nach!
Zu jenen grauen Jahren
Entfloh es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel,
Und führt uns näher an das Ziel!

Im steten Wechsel kreiset
Die flügelschnelle Zeit!
Sie blühet, altert, greiset,
Und wird Vergessenheit!
Kaum stammeln dunkle Schriften
Auf ihren morschen Grüften;
Und Schönheit, Reichthum, Ehr' und Macht
Sinkt mit der Zeit in öde Nacht.

Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr,
In Lebensfülle strebend,
Mit Freunden fröhlich war?
Ach, mancher ist geschieden,
Und liegt und schläft in Frieden!
Klingt an und wünschet Ruh' hinab
In unsrer Freunde stilles Grab.

Wer weiß, wie mancher modert
Um's Jahr, versenkt in's Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menschen ab;
Trotz lauem Frühlingswetter
Weh'n oft verwelkte Blätter!
Wer von uns nachbleibt, wünscht dem Freund
Im stillen Grabe Ruh' und weint.

Der gute Mensch nur schließet
Die Augen ruhig zu;
Mit frohem Traum versüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh.
Er schlummert kurzen Schlummer
Nach dieses Lebens Kummer,
Dann weckt ihn Gott, von Glanz erhellt,
Zur Wonne einer bessern Welt.

Auf, Brüder, frohen Muthes,
Auch wenn uns Trennung droht
Wer gut ist, findet Gutes,
Im Leben und im Tod.
Dort sammeln wir uns wieder,
Und singen Wonnelieder.
Klingt an und gut sein immerbar:
Sei unser Wunsch zum neuen Jahr.

4. Die Andersdenkenden.

An Stolberg.

(Abgekürzt.)

Wohlan! wir bleiben einig,
Und gönnen uns die Ruh'!
Ich sage, dieses mein' ich;
Und jenes meinest du.

Scheint künftig, was ich meine,
Dir gar zu wunderlich:
So denk', ob's anders scheine
Mir selbst, und fasse mich.

Die Worte, Lieber, haben
Oft mancherlei Verstand;
Oft hat man tief gegraben,
Bis man den rechten fand.

Laß denn die bösen Namen
Auf aner, ist, und at!
Sie streun des Bösen Samen
Und dämpfen Rath und That.

Die Summe der Verneinung:
Der Gegner sei geehrt!
Verfolgt sei nur die Meinung,
Die freie Meinung stört!

Komm, edler Freund, wir brechen
Den Bissen Salz und Brod,
Und geh'n dabei und sprechen:
O, sieh das Abendroth!

7. Ludwig Hölty.

1. Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wann die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!
Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!
Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelruh
Mir mit deiner Palme zu!
Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;
Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön,
Zwischen Engeln um mich stehn!
Wohnt' ich doch, von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen; kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

2. Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich den Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, auf dem Kirchhof spielend,
Hörten's, und sah'n, wie die Kränze bebten.

3. Der alte Landmann.

(Abgekürzt.)

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Graun
Dem Tod in's Antlitz sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
Dir in der Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum,
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet, nach des Lebens Raum,
Im Grabe keine Ruh'.

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,

Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf.
Und Sonnenblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

4. Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adam's Bäume schien.

O, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

8. Johann Martin Miller.

1. Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing' aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld;
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und deucht mir doch so schön,
Hat Freuden ohne Maaß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn;
Das Käferlein, das Vögelein,
Darf sich ja auch des Maien freun.

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh.

Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Und alles in der Blüthe steht,
Und Aehren trägt das Feld;
Dann denk' ich: Alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis' ich Gott und lob ich Gott,
Und schweb' in hohem Muth,
Und denk: Es ist ein lieber Gott
Und meint's mit Menschen gut!
Drum will ich immer dankbar sein
Und mich der Güte Gottes freu'n.

2. An den Mond.

(Aus „Sigwart".)

Guter Mond! du gehst so stille
in den Abendwolken hin;
bist so ruhig, und ich fühle,
daß ich ohne Ruhe bin.
Traurig folgen meine Blicke
deiner stillen heitern Bahn.
O, wie hart ist das Geschicke,
daß ich dir nicht folgen kann! —

Guter Mond! dir darf ich's klagen,
was mein banges Herze kränkt,
und an wen, mit bittern Klagen,
die betrübte Seele denkt!
Guter Mond! du sollst es wissen,
weil du so verschwiegen bist,
warum meine Thränen fließen
und mein Herz so traurig ist.

Nicht in Gold und nicht in Seide
wirst du dieses Mädchen sehn;
in gemeinem netten Kleide
pflegt mein Mädchen stets zu gehn.
Nicht vom Adel, nicht vom Stande,
was man sonst so hoch verehrt, —
nicht von einem Ordensbande
hat mein Mädchen ihren Werth.

Dort in jenem kleinen Thale,
wo die dunkeln Bäume stehn,
nah bei jenem Wasserfalle,
wirst du eine Hütte sehn;
geh' durch Wälder, Bäch' und Wiesen,
blicke sanft durchs Fenster hin:
so erblickest du Elisen,
aller Mädchen Königin.

Nur ihr reizend gutes Herze
macht sie liebenswerth bei mir;
gut im Ernste, froh im Scherze,
jeder Zug ist gut an ihr;
ausdrucksvoll sind die Geberden,
froh und heiter ist ihr Blick;
kurz: — von ihr geliebt zu werden,
scheinet mir das größte Glück.

Mond, du Freund der reinsten Triebe,
schleich' dich in ihr Kämmerlein!
sage ihr: daß ich sie liebe,
daß sie einzig und allein
mein Vergnügen, meine Freude,
meine Lust, mein Alles ist;
daß ich gerne mit ihr leide,
wenn ihr Aug' in Thränen fließt.

Daß ich aber schon gebunden,
und nur leider! zu geschwind
meine süßen Freiheitsstunden
schon für mich verschwunden sind;
und daß ich nicht ohne Sünde
lieben könne in der Welt:
lauf', und sag's dem guten Kinde,
ob ihr diese Lieb' gefällt!

VII. Schiller.

1. Christian Friedrich Daniel Schubart.

(§. 85. Lehrb. §. 852.)

1. Die Fürstengruft.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln,
Der Fürsten letzter Stolz.

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme.
Ein Zehentritt stört seine Ruh'!
Kein Wetter Gottes spricht mit lauterm Grimme:
O Mensch, wie klein bist du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürst, der gute,
Zum Völkersegen einst gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zusammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeister,
Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub vielleicht ein welscher Meister
Sie einst dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloschnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht.
Der Menschheit Schrecken! denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.

Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden
Wie zween Kometen stand.

Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wie Feuer, floß,

Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelei'n in's taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!

Er steht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und geil wie er.

Sie liegen nun, den eisern Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeißeln, unbetraurt,
Im Felsengrab, verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemaurt.

Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeschaffne, bessre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn;

Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnaden lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.

Die liegen nun in dieser Schauergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So stumm! so ruhmlos! noch von keinem Gotte
Zum Leben aufgeweckt.

Weckt sie nur nicht mit eurem bangen Aechzen,
Ihr Schaaren, die sie arm gemacht,
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht,
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
Der siech vorüberkeucht!

Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
Von fremdem Solde lahm!

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menschlicher, erweckt sie nicht!
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht,

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wann sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.

Ihr aber, bessre Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt,
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage,
Drauf eure Tugend liegt.

Ach, unterm Lispeln eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird eure volle Schale sinken nieder,
Wenn ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's euch sein, wenn ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seid zu herrschen werth!"

2. Kaplied.

Auf, auf! ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
In's heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her!
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
Und Alles schweigt, und Alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart! — drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarsch drein.
Der Abschied macht uns sonst zu weich.
Wir weinten kleinen Kindern gleich!
Es muß geschieden sein.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal,
So denkt: nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie. Das sei der Dank
Für deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge sich
An unsern Schiffen bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht!

Und ha! wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt:
So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
Gesund an's Ufer springt,
Dann jubeln wir: ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika!
Und Alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut;
Und sagen soll man weit und breit,
Die Deutschen sind doch brave Leut,
Sie haben Geist und Muth!

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch;
Und Thränen fließen drein.

2. Friedrich Schiller.

(§. 85. 86. 90. 91. Lehrb. §. 852—856.)

A. Lyrische Gedichte und Balladen.

1. Hektors Abschied.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit unnahbaren Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt,
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Kocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern,
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

2. Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben;
Und, sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und, ob Alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

3. Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All' mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Warf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

4. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Blitzesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;

Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn, loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Heerde?"

5. Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle, rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn.

Fraget nicht, warum ich traure,
In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese Tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.
Horch', der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar,
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

6. Hymne an die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie aus den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen
Unserm Todfeind sei verziehn:
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch sei vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Cirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

7. An die Freunde.

Liebe Freunde, es gab schönre Zeiten,
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereis'te Wandrer spricht.
Aber, hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub:
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,

Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und, ein zweiter Himmel, in den Himmel
Steigt Sanct Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größres mag sich anderwo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie:
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

8. Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet euch dies Herz.
„Fordert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht verstehn."

Und er hörts mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß.
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihrer Helme Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach, und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut.
„Gestern war des Tages Feier,
„Der sie Gott getraut."

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt.
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein,

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

9. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst du am Kreuze bereuen." —

„Ich bin," spricht Jener, „zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse: wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießet unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab —
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand,
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, — und ein Gott hat Erbarmen —

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe Nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen, erbarmet euch!"
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten:
Und zwei Wandrer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen!"

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter.

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue."

Und die Sonne geht unter — da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet.
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor!
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen —

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen.
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!

10. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sei sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor—
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab;
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siebet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl;
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein,
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab—
Und heller und heller wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siebet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well auf Well sich ohn' Ende drängt.
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß;
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht,
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er sinkt;
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

„Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht

Wildfluthend entgegen ein reißender Quell.
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen."

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen."

„Denn unter mir lag's noch Berge tief
In purpurner Finsterniß da;
Und, ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen."

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachliche Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt;
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne."

„Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede."

„Und schaudernd dacht' ich's — da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil: er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin —
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.——

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick —
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

11. Aus der Glocke.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhergeht auf der eig'nen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,

Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel!
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch' Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile!
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flammen brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und, als wollte sie im Wehen,
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie zu des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke,
Und bewundernd untergehn.
Leer gebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück;
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt:
Ein süßer Trost ist ihm geblieben;
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und, sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

B. Dramatisches.

1. Don Karlos.

(Akt. 3. Scene 10.)

König Philipp und Marquis Posa.

Marquis.

Sire!
Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und, Vater dieses Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich sein! — Da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —
Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie können,
Was Sie zu müssen eingesehn, hat mich
Mit schaudernder Bewunderung durchdrungen.
O, Schade, daß, in seinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist
Des Opferers ein Loblied anzustimmen!
Daß Menschen nur — nicht Wesen höhrer Art —
Die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit: Bürgerglück

Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.

König.

Wann, denkt Ihr, würden diese menschlichen
Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien Euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis.

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen,
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — sich dem Rade
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In vollem Laufe rollt, entgegenwerfen?
Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künste unsres Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiß
Der neuen Christen, liegt Granada öde,
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.
Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit
Und säen Tod? Ein so erzwungnes Werk
Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen!
Umsonst ein großes königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
Und wiederfordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft
Er Ihren Namen, und — das schmerzt mich: denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat Euch dessen so
Gewiß gemacht?

Marquis.

Ja, beim Allmächtigen!
Ja — ja — ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie,
Großmüthig, wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude! Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Werden Sie
Von Millionen Königen ein König!
O, könnte die Beredtsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser großen Stunde
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet! Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals
Besaß ein Sterblicher so viel, so göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem span'schen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran!
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit! —
(Sich ihm zu Füßen werfend.)

König.

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — stehet auf — ich —

Marquis.

Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm und läßt
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkühr sich ergötzen — Ihre Schöpfung,

Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze!
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? fragt er: die Welt ist sich genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.

König.

Und wollet Ihr es unternehmen, dies
Erhabne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach so lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgegeben,
In seines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhabne, stolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann ist
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

2. Maria Stuart.

(Akt 3. Scene 1.)

Maria Stuart im Park des Schlosses Fotheringhay.

Kennedy (Maria's Dienerin).

Ihr eilet ja, als wenn Ihr Flügel hättet,
So kann ich Euch nicht folgen, wartet doch!

Maria.

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniß entstiegen,
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.

Kennedy.

O, meine theure Lady! Euer Kerker
Ist nur um ein klein Weniges erweitert.
Ihr seht nur nicht die Mauer, die uns einschließt,
Weil sie der Bäume dicht Gesträuch versteckt.

Maria.

O, Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsschooß?
Die Blicke, frei und fessellos,
Ergehen sich in ungemeßnen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs Ocean.
Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte,
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan.

Kennedy.

Ach, theure Lady! Ihr seid außer Euch,
Die langentbehrte Freiheit macht euch schwärmen.

Maria.

Dort legt ein Fischer den Nachen an!
Dies elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich schnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann,

Beladen wollt ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan.
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy.

Verlorne Wünsche! Seht Ihr nicht, daß uns
Von ferne dort die Spähertritte folgen?
Ein finster grausames Verbot scheucht jedes
Mitleidige Geschöpf aus unserm Wege.

Maria.

Nein, gute Hanna! Glaub' mir, nicht umsonst
Ist meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunst ist mir des größern Glücks
Verkünderin. Ich irre nicht. Es ist
Der Liebe thät'ge Hand, der ich sie danke.
Lord Lesters mächt'gen Arm erkenn' ich drin.
Allmählich will man mein Gefängniß weiten,
Durch Kleineres zum Größern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz Dessen endlich schaue,
Der mir die Bande löst auf immerdar.

Kennedy.

Ach, ich kann diesen Widerspruch nicht reimen!
Noch gestern kündigt man den Tod Euch an,
Und heute wird Euch plötzlich solche Freiheit.
Auch denen, hört' ich sagen, wird die Kette
Gelöst, auf die die ew'ge Freiheit wartet.

Maria.

Hörst du das Hifthorn! Hörst Du's klingen,
Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Roß mich zu schwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr, o die bekannte Stimme,
Schmerzlich süßer Erinnerung voll,
Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden
Auf des Hochlands bergigen Haiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl.

3. Wallenstein.

a. Aus Wallensteins Lager.

Reiterlied.

Wohlauf! Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen:
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte;
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Des Lebens Aengsten, er wirft sie hinweg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben;
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben;
Er gräbt und schaufelt so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste!
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

Warum weint die Dirn' und zergrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren,
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt!
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt:
Frisch auf! eh' der Geist uns verdüftet.
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

b. Aus den Piccolomini.

(Akt 3. Scene 7.)

Thekla.

Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein wandelt an Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie singt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet:

Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück!
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.

c. Aus „Wallensteins Tod“.
(Akt 2. Scene 3.)

1. Wallenstein und Octavio Piccolomini.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Aktion vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaus sah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düster durch die Nebel;
Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach,
Der Runden Ruf, einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangnes und
Zukünftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft,
Da sagt' ich also zu mir selbst: „So Vielen
Gebietest du! Sie folgen deinen Sternen,
Und setzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese Alle
Das Schicksal wieder auseinander streut;
Nur Wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von Allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! der soll's sein,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegenkommt mit einem Liebeszeichen.“
Und dieses bei mir denkend schlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd; ich sank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, setzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag;
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's — und schnell erwach' ich;
Tag war es, und — Octavio stand vor mir.
„Mein Bruder,“ sprach er, „reite heute nicht
Den Schecken wie du pflegst. Besteige lieber
Das sichre Thier, das ich dir ausgesucht.
Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum.“
Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Bannier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

2. Max Piccolomini's Tod.
(Akt 4. Scene 10.)

Hauptmann.

Wir standen, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufstieg vom Wald her, unser Vortrab fliehend
In's Lager stürzte, rief: der Feind sei da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns schnell
Auf's Pferd zu werfen, da durchbrachen schon,
In vollem Rosseslauf daher gesprengt,
Die Pappenheimer den Verhack; schnell war
Der Graben auch, der sich um's Lager zog,
Von diesen stürm'schen Schaaren überflogen.
Doch unbesonnen hatte sie der Muth
Vorausgeführt den Andern: weit dahinten
War noch das Fußvolk; nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —
Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterei
Und drängten sie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, schnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen starr entgegenstreckte.
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberst Piccolomini —
Ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, sprengt, der Erste, selbst
Sein edles Roß darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch — schon war's geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan' durchstoßen, bäumt
Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachsender Angst begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, sie will sinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt sie in ihren Armen.)

Neubrunn.
Mein theures Fräulein —

Hauptmann.
Ich entferne mich.

Thekla.
Es ist vorüber — bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.
Da ergriff, als sie den Führer fallen sah'n,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt Keiner mehr;
Gleich wilden Tigern fechten sie; es reizt
Ihr starrer Widerstand die Unsrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

Thekla.
Und wo — wo ist — Sie sagten mir nicht Alles.

Hauptmann.
Heut' früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter;
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer schmückte seinen Sarg; drauf legte
Der Rheingraf selbst den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht:
Denn Viele sind bei uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte sein Geschick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet; doch er selbst
Vereitelt' es: man sagt, er wollte sterben.

4. Braut von Messina.

Chor.
Hört, was ich bei mir selbst erwogen,
Als ich müßig daher gezogen
Durch des Korns hochwallende Gassen,
Meinen Gedanken überlassen.
Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht besonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brausende Blut.
Sind sie nicht unser diese Saaten?
Diese Ulmen, mit Reben umsponnen,
Sind sie nicht Kinder unsrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage spinnen,
Lustig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit rasendem Beginnen
Unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen
Von der Sonne röthlichem Untergang,
Gastlich haben wir's aufgenommen,
(Unsre Väter! die Zeit ist lang)
Und jetzt sehen wir uns als Knechte,
Unterthan diesem fremden Geschlechte!

Ein Zweiter.
Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir können es fröhlich genießen;
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen,
Und des Meers rings umgebende Welle,
Sie verräth uns dem kühnen Korsaren,
Der die Küste verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sclaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen.
Nicht wo die goldne Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Erster Chor.
Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht,
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir, niedrig zu stehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schlossen,
Aus den Wolken zusammengeflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
Nichts ist, das die gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat sie geboren,
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

5. Jungfrau von Orleans.

Johanna's Abschied.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln!
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl', ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer auf der Haiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar!
Denn eine andre Heerde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn, der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter auserſehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen."

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust!
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären."

„Denn, wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrein und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen:
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen.

6. Wilhelm Tell.

(I, 1.)

1. Eingang.

Fischerknabe (singt im Kahn.)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust.
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh ihn herein.

Hirt (singt auf dem Berge.)

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Alpenjäger.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichem Weg;

Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

2. **Arnold von Melchthal erfährt das Schicksal seines Vaters.**
(Akt 1, Scene 4)

Stauffacher.
Im Melchthal, da, wo man
Eintritt bei Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden,
Und seine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

Walther Fürst.
Wer kennt ihn nicht? Was ist's mit ihm? Vollendet!

Stauffacher.
Der Landenberger büßte seinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochsen,
Das beste Paar, ihm aus dem Pfluge spannen:
Da schlug der Knab' den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürst.
Der Vater aber — sagt, wie steht's um den?

Stauffacher.
Den Vater läßt der Landenberger fordern,
Zur Stelle schaffen soll er ihm den Sohn,
Und, da der alte Mann mit Wahrheit schwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —

Walther Fürst.
O, still, nichts mehr!

Stauffacher.
„Ist mir der Sohn entgangen,
So hab' ich dich!" — läßt ihn zu Boden werfen,
Den spitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürst.
Barmherz'ger Himmel!

Melchthal (hereinstürzend).
In die Augen, sagt Ihr?

Stauffacher.
Wer ist der Jüngling?

Melchthal.
In die Augen? Redet!

Walther Fürst.
O, der Bejammernswürdige!

Stauffacher.
Wer ist's?
Der Sohn ist's? Allgerechter Gott!

Melchthal.
Und ich
Muß ferne sein! — In seine beiden Augen?

Walther Fürst.
Bezwinget Euch! Ertragt es, wie ein Mann!

Melchthal.
Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!
— Blind also! Wirklich blind und ganz geblendet?

Stauffacher.
Ich sagt's. Der Quell des Seh'ns ist ausgeflossen:
Das Licht der Sonne schaut er niemals wieder.

Walther Fürst.
Schont seines Schmerzens!

Melchthal.
Niemals, niemals wieder.
O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück — Warum seht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei frische Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir in's Auge dringt.

Stauffacher.
Ach, ich muß euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn Alles hat der Landvogt ihm geraubt;
Nichts hat er ihm gelassen, als den Stab,
Um nackt und blind von Thür' zu Thür zu wandern.

Melchthal.
Nichts als den Stab dem augenlosen Greis!
Alles geraubt und auch das Licht der Sonne,
Des Aermsten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir Keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf meine Sicherheit gedacht
Und nicht auf deine! — dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelassen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorsicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner soll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen ungeheuren Schmerz
In seinem Lebensblute kühle.

Walther Fürst.
Bleibt!
Was könnt ihr gegen ihn? Er sitzt zu Sarnen
Auf seiner hohen Herrenburg und spottet
Unmächt'gen Zorns in seiner sichern Veste.

Melchthal.
Und, wohnt' er droben auf dem Eispalast
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verschleiert sitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Gesinnt wie ich, zerbrech ich seine Veste.
Und, wenn mir Niemand folgt, und wenn ihr Alle,
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zusammenrufen im Gebirg,
Dort unterm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch frisch ist, und das Herz gesund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürst.)
Es ist auf seinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Aeußerste —

Melchthal.
Welch Aeußerstes
Ist noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In seiner Höhle nicht mehr sicher ist?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbrust spannen und die schwere Wucht
Der Streitaxt schwingen? Jedem Wesen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflung Angst:
Es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt
Der Meute sein gefürchtetes Geweih,
Die Gemse reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugstier selbst, der sanfte Hausgenoß
Des Menschen, der die ungeheure Kraft
Des Halses duldsam unters Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wetzt sein gewaltig Horn
Und schleudert seinen Feind den Wolken zu.

C. Geschichtliches.

1. Dreißigjähriger Krieg.

Gustav Adolf's Tod.

Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fußbreit Erde gewonnen. Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Küraſsiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschloßen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt, und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und

er selbst eilt an der Spitze des Stenbok'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen=Lauenburg, genannt wird, waren behende genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwadronen daher gesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „der König blutet — der König ist erschossen!" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist Nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt vom Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem König umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme, „suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feinde diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben. Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keinen Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht mehr verschonte.

2. Abfall der Niederlande.

Wilhelm von Oranien.

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken; vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdeten Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in allen Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg, noch ver=

schwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören; denn alle hatten, ehe sie noch wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr; und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung; aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde; aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidner Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machte seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Gränze noch wandelt.

3. Wilhelm von Humboldt.

1. Klytämnestra berichtet dem Chor die Ermordung Agamemnon's.

(Aus Aeschylos' Agamemnon übersetzt v. W. v. Humboldt.)

Klytämnestra.

Von Vielem vorher zeitgemäß Gesprochenem
Das Gegentheil zu sagen, werd' ich nicht mich scheu'n.
Denn wie, begegnend Feinden feindlich, welche Freund'
Erscheinen, spinnst Verderben sonst du, netzumstellt,
Hochthürmend an, daß nimmer Rettungssprung befreit?
Mir aber kam seit Jahren unvorherbedacht
Nicht dieses alten Zwistes Kampf, wenn zögernd gleich.
Da, wo er hinsank, steh' ich jetzt auf voller That.
Ich macht es so; denn läugnen werd' ich's nimmermehr,
Daß nicht Entfliehn vom Tode blieb, nicht Gegenwehr.

Erst werf' ich rings umfahend, fischgarnähnliches,
Endlos Gewand ihm über, Unglückskleiderschmuck.
Drauf treff' ich zweimal; zweimal stöhnend sinket er,
Die Glieder aufgelöst, hin; dem Gesunkenen
Den dritten Streich versetz' ich, dem im Schattenreich
Dem Retter unten, Aïdes, gelobt Geschenk.
So haucht er aus das Leben, fallend hin in Staub,
Und von sich schließend seiner Schlachtung bittren Strom,
Bespritzt mit schwarzen Tropfen blutigen Thau's er mich,
Die dies erfreut, wie Kronos Sohnes üppiger Süd
Die Saaten, wenn fruchtsschwanger auf die Kelche schwell'n.
Weil dieses also, Argos Volkes Aelteste,
Seid freudig, wenn's Euch freuet; ich frohlocke drob.
Geziemet' Opfersprenge auch bei Leichnamen,
So wäre hier gerecht sie, wahrlich vollgerecht.
So vielen fluchbeladnen Wehes Becher einst
Im Hause füllend, leert er selbst ihn, heimgekehrt.

Chor.

Wir staunen deiner Zunge frecher Lästerung,
Daß über deinen Gatten solches Wort du rühmst.

Klytämnestra.

Versucht als unbesonnen Weib mich immerhin!
Furchtlos mit sichrem Muthe, daß ihr's wisset, sprech'
Ich's aus vor euch; ob loben, ob ihr's tadeln wollt,
Gilt einerlei mir; dieser ist Agamemnon, mein
Gemahl, ein Leichnam, dieser meiner rechten Hand,
Gerechter Thatbeginn'rin Werk. Denn also ist's.

Chor.

Strophe.

Was für ein Gift, o Weib,
Was für ein der Erd' eßbar entstammt,
Was für ein Meerentspült trinkbares kostetest
Du, und erfaßtest Wuth so, und des Volkes Fluch?
Du stürztest, schlachtetest;
Doch aus der Stadt verbannt,
Bleibst ein Haß du den Bürgern.

Klytämnestra.

Mir jetzt bestimmst du ferne Vaterlandesflucht,
Zu tragen, sammt der Bürger Haß und Volkesfluch,
Entgegen wälzend dessen diesem Manne nichts,
Der, gleich des Lammes achtend ihren Untergang,
Da wollenreich der Heerde Vließe strotzeten,
Hin würgte seine Tochter, mir die Theuerste
Der Weh'n, zur Sühne wilder Stürme Thrakiens.
Verbannen fern vom Lande mußtest nicht du den
Zum Lohn des sündigen Frevels? Doch nur meine That
Vernehmend, übst du strenges Recht. Ich sage dir:
Du droheſt jetzt mir, willig schon erwartenden,
Daß, wenn nun deine Rechte sieget wiederum,

Du herrschest; aber füget Zeus das Gegentheil,
Wirst spät du lernen weise sein, gewitziget.

Chor.

Antistrophe.

Kühn in die Höhe strebst
Du, und mit gewaltsamem Sinne; rühmst,
Da dir die Brust, an Mord frech sich ergötzend, rast,
Daß dir des Blutes Mahl stets ungerochen glänz'
Am Auge; doch beraubt
Auch noch der Freunde, mußt
Büßen Mord du mit Morde.

2. Sonett.

Heimfahrt.

So sind die flücht'gen Jahre denn vergangen,
Wo meine Seele Kummer nie getrübet,
Wo, liebend, wieder inniglich geliebet,
Ich reines Glück aus güt'ger Hand empfangen?

Jetzt glüht nicht Freude mehr auf meinen Wangen.
Das Menschenschicksal hat sein Recht geübet;
Es nimmt zurück die Gaben, die es giebet,
Und löſ't die Arme, die sich treu umschlangen.

Des Schiffes Segel ist schon aufgezogen,
Das mich zur Küste gegenüber träget,
Vom Wind umspielt sein Wimpel flatternd wehet.

Wenn auch die Fahrt durch mächt'ge Wellen gehet,
Wenn nur dieselbe Hand mein Loos dort wäget,
Die hier mir Seligkeiten zugewogen!

3. Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entscheidenden großen Naturkraft. Es verrieth sich nachher durch die bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimat seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber das Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles ergründend spalten, und alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so

behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er das Größte und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihr geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend weniger die leichte glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen; worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte. — —

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch bezeichnend auffallen mußte, war, daß in einem höheren prägnanteren Sinn als vielleicht je bei einem andern der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigen Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte die Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. — — Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburt des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräche immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lectüre überließ er sich nur spät Abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem

kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche Anderen ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigene Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm blos fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lectüre zu machen; auch was er in dieser Art dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

4. Briefe an eine Freundin.

1. Der gestirnte Himmel.

Tegel, den 7. Oktober 1825.

Gewiß haben Sie in den letzten September- und ersten Oktobertagen auch die Schönheit des östlichen Sternenhimmels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erster Größe standen nahe beisammen. Mars und Jupiter im Löwen, die Venus später als Morgenstern nahe dem Sirius. Ich bemerke es nur, im Fall Sie den herrlichen Anblick versäumt hätten, Sie noch nachsehen können. Am schönsten war es zwischen drei und vier Uhr Morgens zu sehen. Ich bin mit meiner Frau fast alle Morgen aufgestanden und wir haben lange am Fenster verweilt, und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem schönen Anblick losreißen können. Ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau theilte, wie die meisten, so auch diese meine Neigung mit mir, und so habe ich mein ganzes Leben hindurch zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, in sternhellen Nächten zugebracht. Selten ist aber ein Jahr und eine Jahreszeit so günstig dazu gewesen, als dieser wunderbar schöne, helle und reine Herbst. Ich kann nicht sagen, daß an den Sternen mich so die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raumes, den sie einnehmen, in Entzücken setzt, dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieser Ansicht der Zahllosigkeit und Unendlichkeit des Raumes liegt sogar sehr vieles, was gewiß nur auf menschlicher, nicht ewig zu dauern bestimmter Ansicht beruht. Noch weniger betrachte ich sie mit Hinsicht auf das Leben jenseits. Aber der bloße Gedanke, daß sie so außer und über allem Irdischen sind; das Gefühl, daß alles Irdische davor so verschwindet, daß der einzelne Mensch gegen diese in den Luftraum verstreuten Welten so unendlich unbedeutend ist, daß seine Schicksale, sein Genießen und Entbehren, worauf er einen so kleinlichen Werth setzt, wie nichts gegen diese Größe verschwinden; dann daß die Gestirne alle Menschen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß sie alles gesehen haben vom Anbeginn an, und alles sehen werden, darin verliere ich mich im-

mer im stillen Vergnügen beim Anblick des gestirnten Himmels. Gewiß ist es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Gestirne, gleichsam wie ein Weltenchor, herauf- und herabsteigen, und gewissermaßen das Dasein in zwei Theile zerfällt. Der eine Theil, wie dem Irdischen angehörend, in völliger Stille der Nacht verstummt, und nun der andere heraufkommt in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der gestirnte Himmel, aus diesem Gesichtspunkt angesehen, gewiß auch von moralischem Einfluß. Wer, der sich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben, und oft darin zu verweilen, könnte sich leicht auf unmoralischen Wegen verirren?

2. Beherrschung körperlicher Zustände durch den Geist.

Burgörner, den 6. September 1825.

Was Sie über den Einfluß des schnelleren oder langsameren Umlaufs des Bluts auf das Gemüth sagen, ist vollkommen wahr, und darf bei der Beurtheilung Anderer nicht aus der Acht gelassen werden. Indeß ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen und ein ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen Erdengeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken und durch den Entschluß jeden körperlichen Einfluß, wie stark er sein möge, hemmen und beherrschen kann. Es sagt dem Menschen eine innere Stimme, daß er frei und unabhängig ist, sie rechnet ihm das Gute und das Böse an, und aus der Beurtheilung seiner selbst, die immer stärker und strenger sein muß, als die Anderer, muß man jene ganz körperlichen Einflüsse völlig hinweglassen. Es sind zwei verschiedene Gebiete, das der Abhängigkeit und das der Freiheit, und durch den bloßen Verstand läßt sich der Streit beider nicht lösen. In der Welt der Erscheinungen sind alle Dinge dergestalt verkettet, daß man, wenn man alle Umstände bis auf die kleinsten und entferntesten, immer ganz genau wüßte, beweisen könnte, daß der Mensch in jedem Augenblick gezwungen war, so zu handeln, wie er gehandelt hat. Dabei hat er aber doch immer das Gefühl, daß er, wollte er in das hemmende Rad greifen und sich von dieser ihn umstrickenden Verkettung losmachen, es vermöchte. In diesem Gefühl seiner Freiheit liegt seine Menschenwürde. Es ist aber auch das, wodurch er gleichsam aus einer andern Welt in diese eintritt. Denn im Irdischen allein kann nichts frei, und im Ueberirdischen nichts gebunden sein. Der Widerstreit ist nur dadurch zu lösen, daß es eine Herrschaft des ganzen Gebietes der Freiheit, über das ganze Gebiet der Abhängigkeit giebt, die wir nur im Einzelnen nicht begreifen können, die aber die Verkettung der Dinge vom Uranfange so leitet, daß sie den freien Beschlüssen des Willens entsprechen muß. Wie ich mir ihren körperlichen Zustand denke, liebe Charlotte, so hängt er auch sehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor allem sich zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen. Es ist dies freilich leichter zu sagen, als zu thun, aber viel vermag es doch, wenn man sich nur alles, was einem besorglich scheint, recht klar macht und vollständig auseinander setzt, und alles in sich zurück ruft, worin man mit dem Geschick zufrieden sein oder es vielleicht sogar dankbar preisen kann. Gelingt es dem Geist, die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus sich zu entfernen und bloß in den Körper zu bannen, so ist unendlich viel gewonnen, und so erträgt sich danach körperliches Uebel mit Fassung und wirklicher, nicht scheinbarer Ruhe, und erträgt sich nicht bloß, sondern hat sehr oft auch noch

etwas, die Seele schön und sanft Reinigendes. Ich selbst bin zwar mehrere Male, und ein paar Mal sehr gefährlich krank gewesen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich schwacher Constitution habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hoffnung hatten, sich je anders, als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehört Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in den Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundschaftlicher Mittheilung und interessantem, und selbst tiefem Gespräch. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Uebel arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreulichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

Wenn sich Schwäche mit Wallung des Blutes, Unruhe oder gar Beängstigung vereinigt, und dies Leiden mehrere Jahre dauert, so begreife ich freilich wohl, daß es Ueberdruß am Leben überhaupt hervorbringen kann, diesem aber sollte man doch immer mit allen Kräften entgegenarbeiten. Ich will nicht einmal darauf zurückgehen, daß dies offenbar sogar gebotne Religionspflicht ist, aber das Leben ist schon, selbst wenn es am längsten währt, gegen die unendliche Zeit, wo man wenigstens keinen Begriff im voraus von der Art des Daseins hat, so kurz, daß man nicht mit seinen Wünschen die Schranken noch näher rücken, sondern sich vielmehr, so gut es irgend gehen will, darin betten muß, und gewiß ist es fast noch wichtiger, wie der Mensch das Schicksal nimmt, als wie sein Schicksal ist. Es ist eine sprichwörtliche Redensart, daß jeder sich das seinige schafft, und man pflegt das so zu nehmen, wie er es sich durch Vernunft oder Unvernunft gut oder schlecht bereitet. Man kann es aber auch so verstehen, daß, wie er es aus den Händen der Vorsehung empfängt, er sich so hineinpaßt, daß ihm doch wohl darin wird, wie viel Mängel es darbieten möge.

4. Alexander v. Humboldt.

1. Ansichten der Natur.

1. Die Steppen und Wüsten.

Afrikas nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheil angehören und deren unausgeglichener Zwist so alt als die Mythe von Osiris und Typhon scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Süden hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden.

In Mittelasien ist, durch die mongolische Steppe, sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung auf der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbcultur. Nördlich, zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam

bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darin erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul des bärtigen Affen. Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbretfleckige Boa-Schlange. Schnell entrollt und vorgestreckt, ergreift sie in der Furth den jungen Stier, oder das schwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere angesiedelt, von selbsterzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Makos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker; wie es auch die ungleich entwickelten, biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten und unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen; so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.

2. Die Höhle von Ataruipe.

(Bei den Wasserfällen von Atures.)

Am südlichen Eingange des Raudals von Atures, am rechten Ufer des Flusses (Orinoco) liegt die unter den Indianern weit berufene Höhle von

Ataruipe. Die Gegend umher hat einen großen und ernsten Naturcharakter, der sie wie zu einem Nationalbegräbnisse eignet. Man erklimmt mühsam, selbst nicht ohne Gefahr in eine große Tiefe hinabzurollen, eine steile, völlig nackte Granitwand. Es würde kaum möglich sein, auf der glatten Fläche festen Fuß zu fassen, träten nicht große Feldspath-Krystalle, der Verwitterung trotzend, zoll-lang aus dem Gesteine hervor.

Kaum ist die Kuppe erreicht, so wird man durch eine weite Aussicht über die umliegende Gegend überrascht. Aus dem schäumenden Flußbette erheben sich mit Wald geschmückte Hügel. Jenseits des Stromes, über das westliche Ufer hinweg, ruht der Blick auf der unermeßlichen Grasflur des Meta. Am Horizont erscheint, wie ein drohend aufziehendes Gewölk, das Gebirge Uniama. So die Ferne; nahe umher ist alles öde und eng. Im tief gefurchten Thale schweben einsam der Geier und die krächzende Caprimulge. An der nackten Felswand schleicht ihr schwindender Schatten hin.

Dieser Kessel ist von Bergen begrenzt, deren abgerundete Gipfel ungeheure Granitkugeln tragen. Der Durchmesser dieser Kugeln beträgt 40—50 Fuß. Sie scheinen die Unterlage nur in einem einzigen Punkte zu berühren, eben als müßten sie bei dem schwächsten Erdstoße herabrollen.

Der hintere Theil des Felsthals ist mit dichtem Laubholze bedeckt. An diesem schattigen Orte öffnet sich die Höhle von Ataruipe: eigentlich nicht eine Höhle, sondern ein Gewölbe, eine weit überhangende Klippe; eine Bucht, welche die Wasser, als sie einst diese Höhe erreichten, ausgewaschen haben. Dieser Ort ist die Gruft eines vertilgten Völkerstammes. Wir zählten ungefähr 600 wohlerhaltene Skelette, in eben so vielen Körben, die von den Stielen des Palmenlaubes geflochten sind. Diese Körbe, welche die Indianer Mapires nennen, bilden eine Art viereckiger Säcke, die nach dem Alter des Verstorbenen von verschiedener Größe sind. Selbst neugeborene Kinder haben ihr eigenes Mapire. Die Skelette sind so vollständig, daß keine Rippe, keine Phalange fehlt. —

Neben den Mapires oder Körben findet man auch Urnen von halbgebranntem Thone, welche die Knochen von ganzen Familien zu enthalten scheinen.

Unsere Dolmetscher konnten keine sichere Auskunft über das Alter dieser Gefäße geben. Die mehrsten Skelette scheinen indeß nicht über hundert Jahre alt zu sein. Es geht die Sage unter den Guareca-Indianern, die tapfern Aturer haben sich, von menschenfressenden Cariben bedrängt, auf die Klippen der Cataracten gerettet; ein trauriger Wohnsitz, in welchem der bedrängte Völkerstamm und mit ihm seine Sprache unterging. In dem unzugänglichsten Theile des Raudals befinden sich ähnliche Grüfte; ja es ist wahrscheinlich, daß die letzte Familie der Aturer spät erst ausgestorben sei. Denn in Maypures (ein sonderbares Factum) lebt noch ein alter Papagei, von welchem die Eingeborenen behaupten, daß man ihn darum nicht verstehe, weil er die Sprache der Aturer rede.

Wir verließen die Höhle bei einbrechender Nacht, nachdem wir mehrere Schädel und das vollständige Skelett eines bejahrten Mannes, zum größten Aergerniß unsrer indianischen Führer, gesammelt hatten. Einer dieser Schädel ist von Blumenbach in seinem vortrefflichen craniologischen Werke abgebildet worden. Das Skelett selbst aber ging, wie ein großer Theil unsrer Naturaliensammlungen, in einem Schiffbruch verloren, welcher an der afrikanischen Küste unserem Freunde und ehemaligen Reisegefährten, dem jungen Franziskaner-Mönche Juan Gonzalez das Leben kostete. Wie im Vorgefühl dieses schmerzhaften Verlustes, in ernster Stimmung, entfernten wir uns von der

Gruft eines untergegangenen Völkerstammes. Es war eine der heiteren und kühlen Nächte, die unter den Wendekreisen so gewöhnlich sind. Mit farbigen Ringen umgeben, stand die Mondscheibe hoch im Zenith. Sie erleuchtete den Saum des Nebels, welcher in scharfen Umrissen, wolkenartig, den schäumenden Fluß bedeckte. Zahllose Insekten gossen ihr röthliches Phosphorlicht über die krautbedeckte Erde. Von dem lebendigen Feuer erglühte der Boden, als habe die sternenvolle Himmelsdecke sich auf die Grasflur niedergesenkt. Rankende Bignonien, duftende Vanille und gelbblühende Banisterien schmückten den Eingang der Höhle. Ueber dem Grabe rauschten die Gipfel der Palmen.

So sterben dahin die Geschlechter der Menschen. Es verhallt die rühmliche Kunde der Völker. Doch wenn jede Blüthe des Geistes welkt, wenn im Sturm der Zeiten die Werke schaffender Kunst zerstieben, so entsprießt ewig neues Leben aus dem Schooße der Erde. Rastlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur: unbekümmert, ob der frevelnde Mensch (ein nie versöhntes Geschlecht) die reifende Frucht zertritt.

2. Kosmos.

1. Naturschilderungen in der Hebräischen Poesie.

Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, daß, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben als die Himmelsräume. Sie weilt seltner bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte nach großartig und von feierlichem Ernst, sie ist trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt. Bemerkenswerth ist auch noch, daß diese Poesie trotz ihrer Größe, selbst im Schwunge der höchsten, durch den Zauber der Musik hervorgerufenen Begeisterung fast nie maaßlos wie die indische Dichtung wird. Der reinen Anschauung des Göttlichen hingegeben, sinnbildlich in der Sprache, aber klar und einfach in dem Gedanken, gefällt sie sich in Gleichnissen, die fast rhythmisch, immer dieselben wiederkehren.

Als Naturbeschreibungen sind die Schriften des alten Bundes eine treue Abspiegelung der Beschaffenheit des Landes, in welchem das Volk sich bewegte, der Abwechselung von Oede, Fruchtbarkeit und libanotischer Waldbedeckung, die der Boden von Palästina darbietet. Sie schildern die Verhältnisse des Klimas in geregelter Zeitfolge, die Sitten der Hirtenvölker und deren angestammte Abneigung gegen den Feldbau. Die epischen und historischen Darstellungen sind von naiver Einfachheit, fast noch schmuckloser als Herodot, naturwahr, wie, bei so geringer Umwandlung der Sitten und aller Verhältnisse des Nomadenlebens, die neueren Reisenden einstimmig es bezeugen. Geschmückter aber und ein reiches Naturleben entfaltend ist die Lyrik der Hebräer. Man möchte sagen, daß in dem einzigen 104. Psalm das Bild des ganzen Kosmos dargelegt ist: „Der Herr mit Licht umhüllet hat den Himmel wie einen Teppich ausgespannt. Er hat den Erdball auf sich selbst gegründet, daß er in Ewigkeit nicht wanke. Die Gewässer quellen von den Bergen herab in die Thäler, zu den Orten, die ihnen beschieden: daß sie nie über-

schreiten die ihnen gesetzten Grenzen, aber tränken alles Wild des Feldes. Der Lüfte Vögel singen unter dem Laube hervor. Saftvoll stehn des Ewigen Bäume, Libanons Cedern, die der Herr selbst gepflanzt, daß sich das Federwild dort niste und auf Tannen sein Gehäus der Habicht baue." Es wird beschrieben „das Weltmeer, in dem es wimmelt von Leben ohne Zahl. Da wandeln die Schiffe, und es regt sich das Ungeheuer, das du schufest darin zu scherzen." Es wird „die Saat der Felder, durch Menschenarbeit bestellt, der fröhliche Weinbau und die Pflege der Oelgärten" geschildert. Die Himmelskörper geben diesem Naturbilde seine Vollendung. „Der Herr schuf den Mond, die Zeiten einzutheilen, die Sonne, die das Ziel kennt ihrer Bahn. Es wird Nacht, da schwärmt Gewild umher. Nach Raube brüllen junge Löwen und verlangen Speise von Gott. Erscheint die Sonne, so heben sie sich davon und lagern sich in ihre Höhlen: dann geht der Mensch zu seiner Arbeit, zu seinem Tagewerk bis Abend." Man erstaunt, in einer lyrischen Dichtung von so geringem Umfange, mit wenigen großen Zügen, das Universum, Himmel und Erde geschildert zu sehen. Dem bewegten Elementarleben der Natur ist hier des Menschen stilles, mühevolles Treiben vom Aufgang der Sonne bis zum Schluß des Tagewerks am Abend entgegengestellt. Dieser Contrast, diese Allgemeinheit der Auffassung in der Wechselwirkung der Erscheinungen, dieser Rückblick auf die allgegenwärtige unsichtbare Macht, welche „die Erde verjüngen" oder in Staub zertrümmern kann, begründen das Feierliche einer minder lebenswarmen und gemüthlichen als erhaben poetischen Dichtung.

Aehnliche Ansichten des Kosmos kehren mehrmals wieder (in den Psalmen) am vollendetsten vielleicht in dem 37. Capitel des alten, wenn auch nicht vormosaischen Buches Hiob. Die meteorologischen Processe, welche in der Wolkendecke vorgehen, die Formbildung und Auflösung der Dünste bei verschiedener Windrichtung, ihr Farbenspiel, die Erzeugung des Hagels und des rollenden Donners werden mit individueller Anschaulichkeit beschrieben, auch viele Fragen vorgelegt, die unsere heutige Physik in wissenschaftlicheren Ausdrücken zu formuliren, aber nicht befriedigend zu lösen vermag. Das Buch Hiob wird allgemein für die vollendetste Dichtung gehalten, welche die hebräische Poesie hervorgebracht hat. Es ist so malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen als kunstreich in der Anlage der ganzen didaktischen Composition. In allen modernen Sprachen, in welche das Buch Hiob übertragen worden ist, lassen seine Naturbilder des Orients einen tiefen Eindruck. „Der Herr wandelt auf des Meeres Höhen, auf dem Rücken der vom Sturm aufgethürmten Wellen. — Die Morgenröthe erfaßt der Erde Saumen und gestaltet manigfach die Wolkenhülle, wie des Menschen Hand den bildsamen Thon." — Es werden die Sitten der Thiere geschildert, des Waldesels und der Rosse, des Büffels, des Nilpferds und der Krokodile, des Adlers und des Straußen. — Wir sehen „den reinen Aether in der Schwüle des Südwindes wie einen gegossenen Spiegel über die dürstende Wüste hingedehnt." Wo die Natur kärglich ihre Gaben spendet, schärft sie den Sinn des Menschen, daß er auf jeden Wechsel im bewegten Luftkreise wie in den Wolkenschichten lauscht, daß er in der Einsamkeit der starren Wüste wie in der des wellenschlagenden Oceans jedem Wechsel der Erscheinungen bis zu seinen Vorboten nachspürt. Das Klima ist besonders in dem dürren und felsigen Theile von Palästina geeignet, solche Beobachtungen anzuregen. Auch an Mannigfaltigkeit der Form fehlt es der dichterischen Literatur der Hebräer nicht. Während von Josua bis Samuel die Poesie eine kriegerische Begeisterung athmet, bietet das kleine

Buch der ährenlesenden Ruth ein Naturgemälde dar von der reinsten Einfachheit und von unaussprechlichem Reize.

2. Des Columbus und Camoens Schilderungen der Natur.

Werfen wir noch einmal den Blick zurück in die Zeit der großen Entdeckungen, so müssen wir vor allem der Naturschilderungen gedenken, die wir von Columbus selbst besitzen. „Die Anmuth dieses neuen Landes,“ sagt der Entdecker, „steht hoch über der campinna de Cordoba. Alle Bäume glänzen von immergrünem Laube — sind ewig mit Früchten beladen. Auf dem Boden stehn die Kräuter hoch und blühend. Die Lüfte sind lau wie im April in Castilien; es singt die Nachtigall süßer, als man es beschreiben kann. Bei Nacht singen wieder süß andere, kleinere Vögel, auch höre ich unsern Grashüpfer und die Frösche. Einmal kam ich in eine tief eingeschlossene Hafenbucht und sah, was kein Auge gesehen: hohes Gebirge, von dem lieblich die Wasser herabströmen. Das Gebirge war bedeckt mit Tannen und andern vielfach gestalteten, mit schönen Blüthen geschmückten Bäumen. Den Strom hinaufsteuernd, der in die Bucht mündete, war ich erstaunt über die kühlen Schatten, die krystallklaren Wasser und die Zahl der Singvögel. Es war mir als möchte ich so einen Ort nie verlassen, als könnten tausend Zungen dies alles nicht wieder geben, als weigere sich die verzauberte Hand, es niederzuschreiben.“

Wir lernen hier aus dem Tagebuche eines litterarisch ganz ungebildeten Seemannes, welche Macht die Schönheit der Natur in ihrer individuellen Gestaltung auf ein empfängliches Gemüth auszuüben vermag.

Jene individuelle Naturwahrheit, die aus eigner Anschauung entspringt, glänzt im reichsten Maaße in dem großen National-Epos der portugiesischen Litteratur. Es weht wie ein indischer Blüthenduft durch das ganze unter dem Tropen-Himmel geschriebene Gedicht. Mir geziemt es nicht, einen kühnen Ausspruch Friedrich Schlegels zu bekräftigen, nach welchem die Lusiaden des Camoens „an Farbe und Fülle der Phantasie den Ariost bei weitem übertreffen.“ Aber als Naturbeobachter darf ich wohl hinzufügen, daß in den beschreibenden Theilen der Lusiaden nie die Begeisterung des Dichters, der Schmuck der Rede und die süßen Laute der Schwermuth der Genauigkeit in der Darstellung physischer Erscheinungen hinderlich werden. Sie haben vielmehr, wie dies immer der Fall ist, wenn die Kunst aus ungetrübter Quelle schöpft, den belebenden Eindruck der Größe und Wahrheit der Naturbilder erhöht. Unnachahmlich sind in Camoens die Schilderungen des ewigen Verkehrs zwischen Luft und Meer, zwischen der vielfach gestalteten Wolkendecke, ihren meteorologischen Processen und den verschiedenen Zuständen der Oberfläche des Oceans. Er zeigt uns diese Oberfläche, bald wenn milde Winde sie kräuseln und die kurzen Wellen im Spiel des zurückgeworfenen Lichtstrahls funkelnd leuchten, bald wenn Coelho's und Paul de Gamo's Schiffe in einem furchtbaren Sturme gegen die tief aufgeregten Elemente kämpfen. Camoens ist im eigentlichsten Sinne des Worts ein großer Seemaler. Als Kriegsmann hatte er gefochten an dem Fuße des Atlas im marokkanischen Gebiet, im rothen Meer und im persischen Meerbusen, zweimal hatte er das Cap umschifft und, mit tiefem Naturgefühl begabt, 16 Jahre lang an dem indischen und chinesischen Gestade alle Phänomene des Weltmeers belauscht. Er beschreibt das elektrische St. Elmsfeuer (Castor und Pollux der alten griechischen Seefahrer), „das lebende Licht, dem Seevolke heilig;“ er beschreibt die gefahrdrohende Trombe in ihrer allmäligen Entwickelung: „wie der Dunst aus feinem Duft

gewoben, sich im Kreise dreht, ein dünnes Rohr herabläßt und die Fluth dürstend aufpumpt; wie er, wenn das schwarze Gewölk sich satt gesogen, den Fuß des Trichters zurückzieht und, zum Himmel fliegend, auf der Flucht als süßes Wasser den Wogen wiedergibt, was die Trombe ihnen brausend entzogen." Die Schriftgelehrten, sagt der Dichter (und er sagt es fast auch zum Spott der jetzigen Zeit), die Schriftgelehrten mögen versuchen, der Welt verborgene Wunderdinge zu erklären, da, vom Geist allein und von der Wissenschaft geleitet, sie so gern für falsch ausgeben, was man aus dem Munde des Schiffers hört, dem einziger Leiter die Erfahrung ist. — —

Bei dem größten der damaligen Seefahrer, Christoph Columbus, finden wir mehr Freude an den Küstenwäldern, mehr Aufmerksamkeit auf die Formen des Gewächsreiches; aber Columbus schreibt ein Reisejournal und verzeichnet in diesem die lebendigen Eindrücke jedes Tages, während das Epos des Camoens die Großthaten der Portugiesen verherrlichte.

5. Joh. Georg Forster.

1. Der Dom zu Köln.

(Aus den Ansichten vom Niederrhein.)

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, geh' ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde, dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte später dem Künstler nach und ahnen die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das grenzenlose verlängert. Die Griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte des Schönen. Hier indessen an den Gothischen Säulen, die einzeln genommen wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt Masse machen und ihren graden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie

Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft des Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Aeußerste verfolgen und das Erhabene selbst mit einem excentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf in Gedanken ergänzt so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle dir nichts von den berüchtigten heiligen drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle, nichts von den Hautelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor, nichts von der unsäglich reichen Kiste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen ciselirten Arbeit, die man heutigen Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand, einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum erstenmal in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der Gothischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal gleichsam im Widerschein zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten widerhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen, lagen, manches schaurige Bild der Vorzeit in seiner Seele.

2. Brief an seine Frau.

Paris, 7. Juli 1793.

Nur ein paar Tage habe ich aufschieben müssen zu schreiben, und schon ist mir zu Muthe, als wäre es eine ewige Zeit. Ich bin noch immer hier, denn kein Geschäft geht hier vom Flecke, obgleich das große Rad sich schnell genug wälzt. O, es ist ein seltsames Schauspiel für einen unbefangenen Geist, zu sehen, wie die Leidenschaften sich kreuzen, sich krümmen und eine die andere noch untertauchen! Ich bin neugierig, was endlich daraus werden wird, so deutlich ich's auch schon ahne, denn Wirklichkeit verschlingt doch immer das Gedachte. Wir sind wieder großen Aufschlüssen nahe, aber es geht Alles so seinen Gang, wie ehedem in Nordamerika, mit dem Unterschiede, daß hier die siedende Lebhaftigkeit und Gedankenlosigkeit der Köpfe so viel verdirbt. Diese Nation hatte ein so viel besseres Spiel als je die Amerikaner, und schwerlich wird es ihr halb so gut werden, wenn es ihr noch irgend gelingt, denn fast fange ich selbst an zu zweifeln, ob bei der grenzenlosen Verderbniß etwas Gutes durchdringen und bestehen kann! Sei nicht unruhig meinetwegen! Ich habe mit mir abgerechnet. Ich bin gutes Muthes, was immer aus mir wird. Mein Unglück ist das Werk meiner Grundsätze, nicht meiner Leidenschaften. Ich konnte nicht anders handeln und wär' es noch einmal anzufangen. Es ist wahrlich keine Täuschung der Eigenliebe, die hier spricht. Ich kenne mich und weiß auch, wo meine Eigenliebe zum Vorschein kommt. Hierin gar nicht. Vielleicht glaubt mir's kein Mensch; dafür kann ich nicht, aber ich fühle, was wahr ist und könnte jedem, der mich jetzt gleich verhört, darüber die freimüthigsten Geständnisse machen! Warum, wenn ich tausenderlei Verirrungen zu bekennen bereit bin, gerade diese, die doch wahrlich genug Entschuldigungen hatte, verhehlen wollen? Ich habe kein Interesse, mich vor mir selber besser zu machen, als ich bin; aber ich müßte lügen, wenn ich gestehen wollte, daß irgend ein armseliger Beweggrund mich in die thätige Laufbahn warf. Ich wäre jetzt, wenn ich hätte wollen gegen Ueberzeugung und Gefühle handeln,

Mitglied der Akademie in Berlin mit einem Gehalt, wobei ich allenfalls zu leben gehabt hätte, und — wer kaufte mir das Bewußtsein der Schande ab, meine Grundsätze, die ich so oft zu erkennen gegeben, verleugnet zu haben! Denn man sage nur nicht, daß ich in Berlin so hätte fortschreiben, fortdenken können, wie ich angefangen hatte. Theils wäre es gegen meine Pflicht gewesen, theils hätte ich mit Menschen nicht mehr Umgang pflegen müssen.

Das Alles ist also abgethan in meinem Sinn. Ich weiß wohl, daß ich jetzt ein bloßer Ball des Schicksals bin; aber es gilt mir gleich, wohin ich geworfen werde. Ich habe keine Heimath, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr, alles, was sonst an mir hing, hat mich verlassen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, so ist das blos meine Wahl und meine Vorstellungsart, kein Zwang der Verhältnisse. Gute glückliche Wendungen meines Schicksals können mir viel geben; schlimme können mir nichts nehmen, als noch das Vergnügen diese Briefe zu schreiben, wenn ich das Porto nicht mehr bezahlen kann.

6. A. v. Kotzebue.

(§. 90. Lehrb. §. 856.)

Es kann ja nicht immer so bleiben.

Es kann ja nicht immer so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond;
Es blüht eine Zeit und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menschen
Lang' vor uns gelebt und gelacht;
Den Ruhenden unter dem Grase
Sei freundlich ein Becher gebracht.

Es werden viel fröhliche Menschen
Lang' nach uns des Lebens sich freun,
Uns ruhenden unter dem Grase
Den Becher der Fröhlichkeit weihn.

Wir sitzen so fröhlich beisammen,
Und haben uns Alle so lieb,
Wir heitern einander das Leben,
Ach, wenn es doch immer so blieb'!

Doch weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freude recht fest! —
Wer weiß denn, wie bald uns zerstreuet
Das Schicksal nach Ost und nach West.

Doch sind wir auch fern von einander,
So bleiben die Herzen sich nah',
Und Alle, ja Alle wird's freuen,
Wenn Einem was Gutes geschah.

Und kommen wir wieder zusammen
Auf wechselnder Lebensbahn,
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

7. Joh. Gottfr. Seume.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tief verdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme;
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde

In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
Obdach hier in eurem Hause finden! —
Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.

Wer ist draußen? brach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab' ich mich verirret!
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd,
Gönnet mir die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.

Kommt herein, versetzt' der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste,
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn; und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte sein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen?
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte;
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche. —

VIII. Jean Paul.

1. Theodor Gottlieb Hippel.

(§. 93. Lehrb. §. 956.)

Einzelnes.

Wenn gleich der Gottlose in einem Pallast wohnt, irre dich nicht. Sein Pallast ist wie das Haus der Spinne und wankender, wie ein Schauer, das der Wächter sich gemacht hat.

Ein neuer Freund ist ein neuer Wein; laß ihn alt werden, und dann koste ihn und siehe da, solch ein Wein erfreut des Menschen Herz, daß er jung wird wie ein Adler.

Der Kirchthurm ist ein Finger, der gen Himmel zeigt; denk', so oft du einen siehst, an den Finger Gottes, ohne den nichts geschieht, was geschieht, und durch den ist, was ist.

Wenn du einen Kirchhof offen findest, gehe herüber, wenn du auch einige Schritte Umweg machest. Sieh die offene Thür als eine Erinnerung an, daß auch du dem Kirchhofe, dem Zollhause der Ewigkeit, geben wirst, was ihm gebühret.

Ein gutes Gewissen ist besser, als zwei Zeugen. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet, ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht, ein Kopfkissen im Tode.

Zwei Dinge sind uns Noth, Gewissen und Ruf. Dieser des Nächsten, jenes unsertwegen. Das Gewissen aber verdient mehr Rücksicht, als der Ruf. Dieser kann trügen, jenes nie. Beim Ruf fällst du in der Menschen Hände; beim Gewissen in die Hand Gottes.

Ein Wassertropfen macht sich in den härtesten Stein eine Höhle, wenn er oft darauf fällt, und ein gutes Wort findet, wo nicht heute, so doch morgen einen guten Platz.

2. Moritz August von Thümmel.

(§. 93. Lehrb. §. 956.)

Aus der Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich.

1. Das Elysium der Provence.

Die Scheibe der Sonne, als wäre sie allein für dieses Thal geschaffen, hing, zu ihrem Untergang geneigt, gerade vor mir. Ein breiter, schäumender, in die Tiefe stürzender Wasserfall schien ihr anzuhängen, und die letzten Goldmassen ihrer heutigen Spende zu übernehmen, um sie in flimmernden Körnern über das Abendbrot dieser glücklichen Thalbewohner zu streuen. Die Spitzen der hohen Berge, Träger des blauen Baldachins, der über der Königin schwebte, rötheten sich in ihrem Abglanz, und der Schimmer ihres Heimgangs flog zitternd über die unzähligen Gärten und Lusthäuser, die sich von allen Seiten in den sanftesten Abhang hinunter zogen. Der mit ihrem wallenden Lichte überschwemmte Teppich grünender Triften, der sich, so weit der Blick reichen konnte, in dem Grunde verbreitete, warf mit den Gruppen ruhender Heerden in seiner unglaublich sanften Verschmelzung einen Widerschein in die Höhe, der selbst ein sterbendes Auge noch würde erquickt haben. O, könnte ich den rauhen

schmalen Eingang dieses Berges für mehrere Seelen zu einer so edlen Absicht benutzen, als mein trefflicher Freund durch ihn bei mir einzelnem Kranken erreicht hat! Ich würde seine dahinter ruhenden Geheimnisse durch ein vorgezogenes Tuch so ganz versperren, wie sie es mir bis auf diesen Augenblick waren, und würde euch, meine Freunde und Bekannten, an einem Festtage auf einen Kreis von Rasenbänken um das Amphitheater dieser Steinmasse versammeln, euch, die ihr Stunden lang in euren Schauspielhäusern auf Brettern sitzt und dem Zeichen entgegen lauscht, das den Vorhang heben soll, den ihr angähnt. Ach, wie wollte ich euch, indem ich den meinigen aufzöge, durch den Hinblick in diese heiligen Hallen der verklärten Natur erschüttern, und wenn ich mich durch ihn stärker, als es kein Bußprediger, kein Dichter vermag, eurer Herzen bemeistert hätte, euch auf demselben Wege, den das meinige nahm, zurück in euch selbst, in die Gegenden führen, die ihr so wenig besucht habt als diese — in die Tiefen, wo noch manches Große, Gute und Edle ungeweckt schlummert! Mit welchem Erstaunen würdet ihr bemerken, wie die beiden euch unbekannten Gebiete der natürlichen Zufriedenheit und des sittlichen Gefühls, die ihr durch Künsteleien getrennt habt, zu einem und demselben Reiche gehören! Ihr würdet innigst gerührt mein großes Schauspiel verlassen, würdet nur Ekel an dem Prunk eurer Opern, vorzüglich aber ein reines Herz, durchdrungen von der Wahrheit mit nach Hause nehmen, die wir zwar alle eingestehen, in dem tollen Beginnen unseres Uebermuths aber täglich und stündlich vergessen — daß der Mensch mit allen Pfauenfedern seines Stolzes und seiner Talente nur ein armseliger Stümper in seinen Nachahmungen und Schilderungen der unerreichbaren Natur und ein undankbarer Schwächling gegen jenen fühlbaren und doch unbekannten Werkmeister sei, der die Sonne in seiner Gewalt hat und die Kräfte des Universums leitet, wohin er will. Doch ist es nicht schon eine strafbare Thorheit, das Staubkorn gegen den Unermeßlichen zu wägen, das er, ohne zu achten, wohin es flog, von dem Saume seines Kleides ablieߟ, seines mit jenen Flittern, die wir Sonnensysteme, Sterne und leuchtende Welten nennen, besetzten ernsten ewigen Kleides? —

2. Elias Stapert.

Elias Stapert ist ein abgedankter Skribent, dem ich durch meinen Credit in Berlin eine Stelle in der dortigen Charité verschafft habe. Er war ehemals in der deutschen Kanzlei zu Warschau angestellt, und erzählte mir, man habe ihm dort zu seinem täglichen Geschäft eine gewisse Anzahl Berichte mit ihren Aufschriften an den König angewiesen. Der Rath, der die Koncepte zum Abschreiben unter die Kopisten vertheilte, band sie zwar nicht an die Uhr, wie gemeine Tagelöhner; aber er schien es so gut in der Hand und im Wurf zu haben, daß er genau jedem soviel zumaß, als er den Tag über leisten konnte, so daß sich keiner so leicht eine Freistunde zu erschreiben im Stande war. Nun hatte der arme Elias ein kleines Haus in der Vorstadt und ein hübsches Gärtchen daran, an das er immer dachte, wenn er zusammengedrückt an dem Schreibtisch saß und nach Luft schnappte. Da kam er nun eines Tages zur Zeit der Rosenblüthe auf den unglücklichen Einfall, zwar nicht den Koncepten, die vor ihm lagen, aber der langen königlichen Titulatur bald hier, bald da ein Wort abzuzwacken. Sein erster schüchterner Versuch gelang so gut, daß er ihn ohne Bedenken wiederholte; endlich gewöhnte er sich mechanisch daran, und gewann durch diesen kleinen Kunstgriff an jedem Kouvert zwei Minuten, mithin an dreißigen eine volle Stunde, die er dann, Gott weiß

mit welchen süßen Gefühlen, unter seinen Blumen hinbrachte. So hatte er, verschiedene Jahre vor der Theilung von Polen, dem guten König eine Provinz nach der andern, auf dem einen Umschlage Reußen und Preußen, auf dem anderen Massovien und Samogitien, bald Podolien und Podlachien, bald Kurland und Semigallien abgenommen, ohne daß die politische Welt darauf achtete. Dies machte ihn, wie das so geht, immer begehrlicher und dreister: er riß nun schon, besonders an heitern Tagen, dem Reiche einen Theil mehr ab, und dehnte die noch übrigen desto länger. Endlich, nachdem er sich einmal an dem: Ew. Majestät werden sich allergnädigst zu erinnern geruhen — matt und hungrig geschrieben hatte, erholte er sich so sehr an seinem schon um sechs Provinzen ärmeren Monarchen, daß er ihm auch noch Smolenzko und Szarnikovien wegnahm. Das gab nun freilich, so sehr er seine Buchstaben ins weite spannte, dem ganzen ein sehr leeres Ansehen.

Ein junger Rath, der mit den Kouverts spielte, während sich die andern mit dem Inhalt beschäftigten, nahm das Lückenhafte in der Aufschrift wahr, und that sogleich in pleno eine sehr emphatische Anzeige von seiner ominösen Entdeckung. Die ganze gelehrte Versammlung kam darüber in Aufruhr. Man verschob die laufenden Geschäfte des Tages über diesen außerordentlichen Vorfall, untersuchte nicht weiter die Eingaben, sondern die Aufschriften, ließ ältere Akten und noch ältere aus dem Archive holen, störte nach allen den königlichen Titeln, die von der Hand des armen Elias waren, erstaunte über seine langjährige Untreue, und berathschlagte sich nun über seine Bestrafung. Der eine Beisitzer votirte, des Exempels wegen, auf den Pranger, der andere, der vorsetzlichen Bosheit halber, auf den Staupbesen, ein dritter und vierter auf eine bloße Censur; am Ende vereinigten sie sich auf die Landesräumung, zu der sie ihm eine Frist von vier Wochen bewilligten. Er mußte nun seinen Platz am Schreibtische einer andern leidenden Creatur, und seinen Gläubigern Garten und Haus abtreten. Mit nichts als einem Strauße, den er von seinen Nelken abbrach, die eben im Flor standen, und den er unterwegs mit mancher Thräne befeuchtete, verließ er die Stadt, bettelte sich nach Berlin, und kam endlich auch vor meine Thür. Sein ehrliches Gesicht und seine traurige Geschichte rührten mich, und wie oft ist sie mir nach der Zeit eingefallen! Ich gab ihm ein reichliches Almosen, und sorgte in der Folge für sein Unterkommen.

3. Jean Paul Friedrich Richter.

(§. 94. 95. Lehrb. §. 956.)

1. Isola Bella.

(Aus „Titan".)

Der Mantel der Nacht wurde dünner und kühler — die Morgenluft wehte lebendig an die Brust — die Lerchen mengten sich unter die Nachtigallen und unter die singenden Ruderleute. — Endlich hing die zerlegte Morgenröthe als eine Fruchtschnur von Hesperiden-Aepfeln um die fernen Kastaniengipfel; und jetzt stiegen sie auf Isola Bella aus. — —

Welch eine Welt! Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden beisammen, und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Reben spielten die Morgenwinde mit Caskaden wie mit wassertafftnen Bändern — und an den Bändern hing der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder, und sie flatterten in den Spiegel, und ein Laubwerk aus Kastanienwäldern faßte ihn ein. —

Albano drehte sich langsam im Kreise um und blickte in die Höhe, in die Tiefe, in die Sonne, in die Blüthen; und auf allen Höhen brannten Lärmfeuer der gewaltigen Natur und in allen Tiefen ihr Widerschein. — O als er dann neben der unendlichen Mutter die kleinen wimmelnden Kinder sah, die unter der Welle und unter der Wolke flogen — und als der Morgenwind ferne Schiffe zwischen die Alpen hineinjagte — und als Isola Madre gegenüber sieben Gärten aufthürmte und ihn von seinem Gipfel zu ihrem im wagrechten wiegenden Fluge hinüberlockte und als sich Fasanen von der Madre-Insel in die Wellen warfen; so stand er wie ein Sturmvogel, mit aufgeblättertem Gefieder auf dem blühenden Horst, seine Arme hob der Morgenwind wie Flügel auf, und er sehnte sich, über die Terrasse sich den Fasanen nachzustürzen und im Strome der Natur das Herz zu kühlen. — — — Das stolze Weltall hatte seine große Brust schmerzlich ausgedehnt und dann selig überfüllt. — — Hohe Natur, wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern und vergessen müssen, so bleibst du bei uns und ruhest vor dem nassen Auge wie ein grünendes abendrothes Gebirge. — Ach vor der Seele, vor welcher der Morgenthau der Ideale sich zum grauen kalten Landregen entfärbt hat — und vor dem Auge, das verarmt und verlassen ist und das kein Mensch mehr erfreuen will — und vor dem stolzen Göttersohne, den sein Unglaube und seine einsame menschenleere Brust an einen ewigen unverrückten Schmerz anschmieden, vor allen diesen bleibst du, erquickende Natur, mit deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehn.

2. Das Testament.

(Aus den „Flegeljahren".)

Herrn Van der Kabels Testament wurde aufgemacht und vom regierenden Bürgermeister vorgelesen wie folgt: „Meinen sieben noch lebenden weitläufigen Anverwandten von sieben verstorbenen weitläufigen Anverwandten (folgen die Namen) vermache ich vor der Hand Nichts, weil ich aus ihrem eigenen Munde weiß, daß sie meine geringe Person lieber haben, als mein großes Vermögen, bei welcher ich sie denn lasse, so wenig auch an ihr zu holen ist. — —

Ausgenommen gegenwärtiges Haus in der Hundegasse ganz, so wie es geht und steht, demjenigen von meinen genannten sieben Herrn Anverwandten anfallen und zugehören soll, welcher in einer halben Stunde (von der Verlesung der Clausel an gerechnet) früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein paar Thränen über mich, seinen dahingegangenen Onkel, vergießen kann vor einem löblichen Magistrat, der es protocollirt. Bleibt aber Alles trocken, so muß das Haus gleichfalls dem Universalerben verfallen."

Hier machte der Bürgermeister das Testament zu, merkte an, die Bedingung sei wohl ungewöhnlich, aber doch nicht gesetzwidrig, legte seine Uhr auf den Sessionstisch, welche auf $11^1/_2$ Uhr zeigte, und setzte sich ruhig nieder, um als Testamentsvollstrecker, so gut wie das ganze Gericht aufzumerken, wer zuerst die begehrten Thränen vergöße. — Daß es, so lange die Erde geht und steht, je auf ihr einen betrübteren und krauseren Congreß gegeben, als diesen von sieben gleichsam zum Weinen vereinigten trocknen Provinzen, kann wohl ohne Parteilichkeit nicht angenommen werden. — Anfangs wurde noch kostbare Minuten hindurch blos verwirrt gestaunt und gelächelt, an eine Rührung konnte, — das sah Jeder — Keiner denken, so im Galopp an Platzregen der Augen, doch konnte in 26 Minuten etwas geschehen. — Der Kaufmann Neupeter fragte: ob das nicht ein verfluchter Handel und

Narrenposse sei für einen verständigen Mann, und verstand sich zu Nichts. Doch verspürte er bei dem Gedanken, daß ihm ein Haus auf einer Zähre in den Beutel schwimmen könnte, sonderbaren Drüsenreiz und sah aus wie eine kranke Lerche. — Der Hoffiscal Knoll verzog sein Gesicht wie ein armer Handwerksmann, den ein Gesell Sonnabend Abends bei einem Schusterlicht rasirt; er war fürchterlich erboßt auf den Mißbrauch des Titels von Testamenten und nahe genug an Thränen des Grimms. — Der listige Buchhändler Pasvogel machte sich sogleich still an die Sache selber und durchging flüchtig alles Rührende, was er theils im Verlage hatte, theils in Commission, und hoffte etwas zu brauen; doch war durchaus Zeit erforderlich zum Effekt. — Flitte aus Elsaß tanzte grade zu im Sessionszimmer und schwur, er sei nicht der Reichste unter ihnen, aber für ganz Straßburg und Elsaß dazu, wäre er nicht im Stande, bei einem solchen Spaß zu weinen. Zuletzt sah ihn der Polizei-Inspektor Herprecht sehr bedeutend an und versicherte: falls Monsieur etwan hoffe durch Gelächter aus den bekannten Drüsen, der Meibomischen und Andern, die begehrten Tropfen zu erpressen, so wolle er ihn erinnern, daß er damit so wenig gewinnen könne als wenn er sich die Nase schnäuzen und davon profitiren wollte. — Aber der Elsaßer versicherte, er lache nur zum Spaß, nicht aus ernsten Absichten. — Der Inspektor seinerseits, bekannt wegen seines entwässerten Herzens, suchte dadurch etwas passendes in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickte. — Der Frühprediger Flachs hätte mit seinem Herzen, das durch Haus- und Kirchenjammer schon die besten schwülsten Wolken um sich hatte, leicht wie eine Sonne vor elendem Wetter, auf der Stelle das nöthigste Wasser aufgezogen, wär ihm nur nicht das herschiffende Haus immer dazwischen gekommen als ein gar zu erfreulicher Anblick und Damm. — Der Kirchenrath Glanz, der seine Natur kannte, aus Neujahrs- und Leichenpredigten, und der gewiß wußte, daß er sich selber zuerst erweiche, sobald er an Andere Erweichungsreden halte, stand auf, — da er sich und andere so lange am Trockenseile hangen sah — und sagte mit Würde: Jeder der seine gedruckten Werke gelesen, wisse gewiß daß er ein Herz im Busen trage, das so heilige Zeichen, wie Thränen sind, eher zurückzudrängen, um keinem Nebenmenschen damit Etwas zu entziehen, als mühsam hervorzureißen nöthig habe aus Nebenabsichten. „Dies Herz hat sie schon vergossen, aber heimlich; denn Kabel war mein Freund" sagt' er und sah umher. Mit Vergnügen bemerkte er, daß alle noch so trocken da saßen wie Korkhölzer. Besonders jetzt konnten Krokodile, Hirsche, Elephanten und Raben leichter weinen als die Erben, von Glanz so gestört und grimmig gemacht. Blos Flachsen schlugs heimlich zu. Dieser hielt sich Kabels Wohlthaten, und die schlechten Röcke und grauen Haare seiner Zuhörerinnen im Frühgottesdienst, den Lazarus mit seinen Wunden, und seinen eignen langen Sarg in der Eile vor, ferner das Köpfen so mancher Menschen, Werthers Leiden, ein kleines Schlachtfeld, und sich selber, wie er sich da so erbärmlich in seinen jungen Jahren abquäle und abringe — noch drei Stöße hatt' er zu thun mit dem Pumpenstiefel, so hatte er sein Wasser und Haus. — „O Kabel, mein Kabel" — fuhr Glanz fort, fast vor Freude über nahe Trauerthränen weinend — „einst wenn neben deine, mit Erde bedeckte Brust voll Liebe, auch die meinige zum Vermod" — „Ich glaube, meine verehrtesten Herren," sagte Flachs, betrübt aufstehend und überfließend umhersehend — „ich weine," — setzte sich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen. Er war nun auf dem Trocknen. Vor der Accessisten Augen hatte er Glanzen das Preishaus weggefischt, seine Rührung wurde

zu Protokoll gebracht, und ihm das Haus in der Hundgasse auf immer zugeschlagen.

3. Der Schriftsteller und die Hausfrau.

(Aus Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs.)

„O ich will schon Rath schaffen,“ sagte Siebenkäs ganz fröhlich und setzte sich heute emsiger an sein Schreibpult, um sich durch seine Auswahl aus den Papieren des Teufels je eher, je besser einen beträchtlichen Ehrensold ins Haus zu leiten. Aber nun wird ein ganz anderes Fegfeuer immer höher um ihn angeschürt und aufgeblasen, von welchem ich bisher gar noch nichts sagen wollen, und worin er schon seit vorgestern sitzt und brät. Lenette ist der Bratenkoch, und sein Schreibtisch ist der Lerchenrost. Er hatte sich nämlich unter dem stummen Keifen der vorigen Tage an ein besonderes Aufhorchen auf Lenetten gewöhnt, wenn er dort saß und an der Auswahl aus den Teufels-Papieren schrieb: dieß machte ihn völlig irre im Denken. Der kleinste Tritt, jede leise Erschütterung griff ihn wie einen Wasserscheuen oder Chiragristen an und brachte immer ein oder zwei junge Gedanken, wie ein größeres Geräusch Kanarienbrut und Seidenraupen, um das Leben.

Anfangs bezwang er sich recht gut; er gab sich zu bedenken, die Frau müsse sich doch wenigstens regen und könne, so lange sie keinen verklärten Leib und keine verklärten Möbeln handhabe, unmöglich so leise in der Stube auftreten wie ein Sonnenstrahl oder wie ihre unsichtbaren guten und bösen Engel hinter ihr. Aber indem er bei sich diesen guten cours de morale, dieses collegium pietatis hörte, kam er aus dem satirischen Kontexte und Koncepte und schrieb blos matter weiter.

Sobald er in der satirischen Rußhütte arbeitete, sagte er schon voraus zur Frau: „wenn's Dir thunlich ist, Lenette, so mache heute kein sonderliches Getöse — es ist mir beinahe hinderlich, wenn ich da sitze und für den Druck arbeite.“ Sie sagte: „ich dächte, Du hörtest mich kaum, so schleich' ich.“

Wenn der Mensch über die Tölpeljahre hinüber ist: so hat er noch jährlich einige Tölpelwochen und Flegeltage zurückzulegen: Siebenkäs that die obige Bitte wahrlich in einer Tölpelminute. Denn nun hatte er sich selber genöthigt, unter dem Denken aufzulauern, was Lenette nach dem Empfange des Bittschreibens vornehme. Sie lief jetzt über die Stubendiele und über die Fäden ihres häuslichen Gewerkes mit leisen Spinnenfüßen. Denn sie hatte wie andere Weiber nicht widersprochen, um zu widerstreben, sondern um nur zu widersprechen. Siebenkäs mußte fleißig aufpassen, um ihre Hände oder Füße zu hören; aber es glückte ihm doch, und er vernahm das Meiste. Wenn man nicht schläft, so gibt man auf ein leises Geräusch mehr als auf ein großes Acht: jetzt horchte ihr der Schriftsteller überall nach und sein Ohr und seine Seele liefen, als Schrittzähler an sie angemacht, überall mit ihr herum — kurz, er mußte mitten in der Satire „der Edelmann mit seinem kalten Fieber“ *) abschnappen, aufspringen und zur Schleicherin sagen: „ich horche schon seit einer Stunde auf das peinigende Trippeln hin; ich wollte lieber, Du trabtest in zwei lauten Krupezien herum, die mit Eisen besohlet sind zum Taktstampfen**), als so — geh lieber wie gewöhnlich, Beste!“ —

Sie that's und ging fast wie gewöhnlich. Er hätte gern, da er schon den lauten und den leisen Gang abgeschafft, auch gar den mittlern abgeordnet;

*) Auswahl aus den Papieren rc. S. 41. der ersten Ausgabe.

**) Die Musici der Alten hatten sie an.

aber ein Mann widerspricht sich nicht an einem Morgen zweimal, sondern nur einmal, Abends ersuchte er sie blos, sie möchte, so lang er seine Satiren entwerfe, in Socken gehen, besonders weil der Fußboden kühle: „überhaupt," setzt' er hinzu, „da ich jetzt Vormittags nach Brod arbeite, so wird es gut sein, wenn Du unter meinen literarischen Geschäften selber weiter keine thust als gerade die allernöthigsten."

Am Morgen saß er innerlich über jede Arbeit hinter ihr zu Gericht und hörte — er schrieb dabei immer fort, aber schlechter — eine nach der andern ab, ob sie den Freipaß der Nothwendigkeit bei sich habe. Der schreibende Dulder nahm manches auf die leichte Achsel, aber als Wendeline in der Schlafkammer mit einem langen Besen das Bettstroh unter den grüngefärbten Ehetorus trieb: so wurde dieses Kreuz seinen Schultern zu schwer. Er rief, ohne aufzustehen, der Hauskehrerin in die Kammer hinaus: „Lenette, strähle und striegele jetzo nicht mit deinem Besen — er läßt mich nicht denken — Es war einmal ein alter Pfarrer Pechmann, der lieber zum Wiener Gassenkehrer sich hätte verdammen lassen, als daß er es angehört hätte, ja dem der Staupenschlag damit wäre erwünschter gewesen, als der verdammte Ton wie ein Besen wetzt und schleift. Und ich soll noch dazu neben dem Hausbesen einen vernünftigen Gedanken haben, der vor Buchdrucker und Buchsetzer kommen soll: das beherzige nur!"

Lenette that jetzo, was jede gute Frau und ihr Schooshund gethan hätte: sie wurde stufenweise still. Ja sie dankte endlich gar den Besen ab, und schob, als der Gatte so laut schrieb als sie kehrte, blos mit dem Borstwisch leise drei Strohähren und einige Flaumfederspulen unter die Bettlade. Der Redakteur der Auswahl aus des Teufels Papieren vernahm drinnen zum Glücke wider Verhoffen das Schieben: er stand auf und begab sich unter die Kammerpforte und sprach hinein: „Theuerste, die Höllenpein ist wohl dieselbe, sobald ich's vernehme. — Ja wedel' das unglückliche Kehricht mit Pfauenschwänzen und Weihwedeln unters Bettbrett, schnaub' es mit einem Blasbalg hinter den Topf hinunter: ich und mein Buch drinnen baden es aus und verkrüppeln nothwendig." — Sie versetzte: ich bin ohnehin fertig.

Er machte sich wieder an die Arbeit und faßte den Faden in der dritten Satire „von den fünf Ungeheuern und ihren Behältnissen, wovon ich mich anfangs nähren wollen" wieder ganz munter auf.

Lenette drückte indeß langsam die Kammerthüre zu; er mußte also von neuem schließen, daß draußen in seiner Gehenna und Pönitenzpfarre wieder etwas gegen ihn im Werke sei. Er legte die Feder nieder und rief über den Schreibtisch hinweg: „Lenette, ich kann's nicht genau hören; bist Du aber draußen wieder über etwas her, das ich nicht ausstehen kann: so bitt ich Dich um Gotteswillen, stell' es ein, mach' einmal meine heutige Kreuzschule und meine Werthers Leiden darin aus — lasse Dich sehen!" — Sie versetzte, aber mit einem vom heftigen Bewegen schwankenden Athem: „Nichts, ich mache nichts." Er stand wieder auf und öffnete die Thüre seiner Marterkammer. Die Frau bügelte darin mit einem grauen Flanell-Lappen und scheuerte das grüne Ehe-Gitterbette ab. Der Armenadvokat nahm nichts zu sich als jähling einen halben Schoppen Stubenluft und hob langsam an: Du fegst und bürstest also, wie ich sehe, von neuem — und weißt, daß ich drinnen im Schweiße sitze und für uns beide arbeiten will, und daß ich seit einer Stunde fast ohne Verstand fortschreibe — himmlische eheliche Hälfte, um Gotteswillen, kartätsch' einmal aus und richte mich nicht gänzlich mit dem Lappen zu Grunde." — Lenette sagte voll Verwunderung: „Unmöglich, Alter,

Hast Du es hineingehöret" und bohnte eiliger fort. — Er fing ein wenig schnell, aber sanft, ihre Hände und sagte lauter: „auf hörst Du! — Das ist aber eben mein Unglück, daß ichs drinnen nicht hören kann, sondern alles nur denken muß — und der verdammte lange Wix- nnd Besengedanke setzet sich an die Stelle der besten andern Gedanken, die ich hätte zu Papier bringen können! — Trauter Engel, niemand würde seliger und gelassener fortarbeiten und hier sitzen als ich, wenn Du blos mit Traubenschüssen und Haubitzen und Hundertpfündern hinter mir feuertest und knalltest aus den hiesigen Schieß-scharten; aber einem leisen Lärm bin ich nicht gewachsen."

Jetzo ärgerte ihn die lange Rede und er führte sie mit dem Lappen aus der Kammer und sagte: „es fället mir überhaupt hart, daß wenn ich drinnen mich außerordentlich überspanne, um der Lesewelt eine Freude zu machen, daß in meiner Kammer zu gleicher Zeit für mich ein Hatzhaus aufgeschlagen wird, und daß sich das Bette eines Schriftstellers in einen Laufgraben umsetzt, aus dem ihn Bogenschüsse und Dampfkugeln verfolgen. — Mittags unter dem Essen hab' ich nichts zu schreiben und da will ich vernünftig und breit mit Dir aus der Sache reden."

4. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mann stand in der Neujahrmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blick einer langen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewigblühenden Himmel, und nieder auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab war nahe an ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit, als Irrthümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift, und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finsterer, schwüler Dämpfe. — Ach die Schlangen hingen um seine Brust, und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war. — Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!" Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen, und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage." Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich," sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an. — Mitten in dem Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt, er schauete um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlum-

mern, wenn ich gewollt hätte — ach ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrwünsche und Lehren erfüllt hätte." Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf — endlich wurde er durch den Aberglauben, der in der Neujahrnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der in der Stellung des schönen Jünglings vom Capitol sich einen Dorn auszieht, und seine vorige blühende Gestalt ward ihm wieder vorgegaukelt. — Er konnt' es nicht mehr seh'n — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!" .... Und sie kam wieder, denn er hatte nur in der Neujahrnacht so fürchterlich geträumt; — er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, daß er noch jung in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet. —

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komme wieder, schöne Jugend!" — so würde sie nicht wieder kommen.

4. Johann Heinrich Jung, gen. Stilling.

(§. 61 e. Lehrb. §. 858.)

Der Mutter Tod.

(Aus „Jugendleben".)

Vor und nach verfiel Dortchen in eine sanfte Schwermuth. Sie hatte an nichts in der Welt Vergnügen mehr, aber auch an keinem Theile Verdruß. Sie genoß beständig die Wonne der Wehmuth, und ihr zartes Herz schien sich ganz in Thränen zu verwandeln, in Thränen ohne Harm und Kummer. Ging die Sonne schön auf, so weinte sie, und betrachtete sie tiefsinnig; sprach auch wohl zuweilen: Wie schön muß der sein, der sie gemacht hat! Ging sie unter, so weinte sie. Da geht der tröstliche Freund wieder von uns, sagte sie dann oft, und sehnte sich weit weg in den Wald, zur Zeit der Dämmerung. Nichts aber war ihr rührender, als der Mond; sie fühlte dann was Unaussprechliches, und ging ganze Abende unten an den Greifenberg. Wilhelm begleitete sie fast immer und redete sehr freundlich mit ihr. Sie hatten beide etwas Aehnliches in ihrem Charakter. Sie hätten die ganze Welt von Menschen missen können, nur Eins das Andere nicht! Dennoch empfanden sie jedes Elend und jeden Druck des Nebenmenschen.

Beinahe anderthalb Jahre war Heinrich Stilling alt, als Dortchen an einem Sonntag Nachmittag ihren Mann ersuchte, mit ihr nach dem Greifenberger Schlosse zu spazieren. Noch niemalen hatte ihr Wilhelm etwas abgeschlagen. Er ging mit ihr. Sobald sie in den Wald kamen, schlangen sie sich in ihre Arme und gingen Schritt vor Schritt unter dem Schatten der Bäume unter dem vielfältigen Zwitschern der Vögel den Berg hinauf. Dortchen fing an:

„Was meinst Du, Wilhelm, sollte man sich wohl im Himmel kennen?"

O ja! liebes Dortchen! Christus sagt ja von dem reichen Mann, daß er Lazarum in dem Schooße Abrahams gekannt habe, und noch dazu war der reiche Mann in der Hölle; daher glaub' ich gewiß, wir werden uns in jener Ewigkeit kennen.

„O Wilhelm! wie sehr freue ich mich, wenn ich daran denke, daß wir dann die ganze Ewigkeit durch ganz ohne Kummer, in lauter himmlischer Lust und Vergnügen werden bei einander sein! Mich dünkt auch immer, ich könnte im Himmel ohne Dich nicht selig sein. Ja, lieber Wilhelm! gewiß! gewiß wir werden uns da kennen. Hör' einmal, ich wünsche das nun so herzlich! Gott hat ja meine Seele und mein Herz gemacht, das so wünschet; er würde es nicht so gemacht haben, wenn ich unrecht wünschte, und wenn es nicht so wäre! Ja, ich werde Dich kennen, und Dich unter allen Menschen suchen, und dann werd' ich selig sein."

Wir wollen uns bei einander begraben lassen, so brauchen wir nicht lange zu suchen.

„O möchten wir doch in Einem Augenblick sterben. Aber wo bliebe dann mein lieber Junge?"

Der würde hier bleiben und wohl erzogen werden, und endlich zu uns kommen.

„Ich würde aber doch viele Sorge um ihn haben, ob er auch fromm werden würde."

Höre, Dortchen! Du bist schon lange her besonders schwermüthig gewesen. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Du machst mich mit Dir betrübt. Warum bist du so gern mit mir allein? Meine Schwestern glauben, Du habest sie nicht lieb.

„Doch liebe ich sie recht von Herzen."

Du weinst oft, als wenn Du mißmuthig wärest; das thut mir dann leid. Ich werde auch traurig. Hast Du Etwas auf dem Herzen, liebes Kind — das Dich quält? Sag' es mir. Ich werde Dir Ruhe schaffen; es koste auch was es wolle.

„O nein! ich bin nicht mißmuthig, liebes Kind! ich bin nicht unzufrieden, Ich habe Dich lieb, ich habe unsere Eltern, unsere Schwestern lieb, ja, ich habe alle Menschen lieb. Aber ich will Dir sagen, wie es mir ist. Wenn ich im Frühling sehe, wie Alles aufgeht, die Blätter an den Bäumen, die Blumen und die Kräuter, so ist mir, als wenn es mich gar nicht anginge, es ist mir dann, als wenn ich in einer Welt wäre, worein ich nicht gehörte. Sobald ich aber ein gelbes Blatt, eine verwelkte Rose, oder dürres Kraut finde, dann werden mir die Thränen los, und mir wird so wohl, so wohl, daß ich es nicht sagen kann; und doch bin ich nie freudig dabei. Sonsten machte mich das alles betrübt, und ich war nie fröhlicher, als im Frühling." —

Nun begann die Sonne unterzugehen, und Dortchen mit ihrem Wilhelm hatten recht die Wonne der Wehmuth gefühlt. Wie sie den Wald hinabgingen, durchdrang ein tödtlicher Schauer Dortchens ganzen Leib, und es war ihr sauer, Stillings Haus zu erreichen. Sie verfiel in ein hitziges Fieber. — Wilhelm war Tag und Nacht bei ihr. — Auf einmal wurde er gewahr, daß das Pochen ihres Pulses nachließ und dann wieder ein paarmal klopfte. Er rief seelzagend Mariechen (seine Schwester), Alles im Hause wurde wacker und lief herzu. Da lag Wilhelm und empfing Dortchens letzten Athemzug in seinen Mund. — Sie war nun todt!!

Wilhelm war betäubt, und wünschte nicht wieder zu sich selbst zu kommen. Doch endlich stand er auf, weinte und klagte laut. Auch Vater Stilling und seine Margarethe gingen zu ihr, und hielten ihr die Augen fest zu und schluchzten. Es sah betrübt aus, wie die beiden alten Grauköpfe, naß von Thränen, zärtlich auf den verblühenden Engel blickten. Auch die Mädchen weinten laut, und erzählten sich unter einander alle die letzten Worte und Liebkosungen, die ihnen ihre selige Schwägerin gesagt hatte.

5. F. H. Jacobi.

(§. 61. c. §. 92. Lehrb. §. 858.)

Aus dem „Woldemar".

Richtiger Lebensgenuß.

Sacht, sacht! rief Woldemar. Es kommt gar sehr auf die Beziehung an, worin etwas gesagt wird, auf den bestimmten eigentlichen Sinn, den es dadurch erhält. Nie war ich so unbesonnen, schlechterdings im Allgemeinen festzusetzen, diese oder jene äußerliche Verfassung mache nothwendig glücklich oder unglücklich; ich getraue mir dies nicht einmal von innerlichen Verfassungen und von Charakteren auszumachen. — O, der Mensch ist ein unermeßlicher Abgrund — ein unendliches Labyrinth! — Nur habe ich immer euch gerathen, zu lassen, was euch im Grunde plagte, und allein zu thun, was euch wirklich Freude machte; nur mit euch selber einig zu werden, für eigene Rechnung zu leben; kurz, Menschen zu sein, und keine Chimären. — Aber ihr waret zu lange gewohnt, in fremder Rücksicht zu handeln, euer Wesen in der Einbildung zu haben, zu repräsentiren. Meine Absicht war gut, aber der Erfolg ist mißrathen . . . — Ihr wollt nun zu einer ganz einfachen Lebensart durchaus herabsteigen, und seht nicht, daß ihr noch weit mehr aus eurer Sphäre hinaus schweift, als da ihr euch zu hoch hinauf zu winden bemüht waret. Lieben Freunde, man muß sich dem Stande und dem Jahrhunderte, in dem man sich befindet, gemäß verhalten. Wenn ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen annehmen wolltet, so würdet ihr eine Comödie spielen, ein Schattenspiel an der Wand machen; und das war ja vor allen Dingen, was wir nicht wollten; genießen wollten wir, was ist und was wir haben können; nie was nicht ist, und uns nicht werden kann; unserer und der gegenwärtigen Zeit wollten wir uns mächtig machen, ohne nach Vergangenem und Zukünftigem vergeblich zu schnappen. — „Verwendet euren Reichthum," sagte ich euch hundertmal, „nach bestem Gefallen, habt schöne Zimmer, zierliche und gemächliche Kleider, Kunstwerke, Glanz und Pracht, — nur hütet euch vor Prahlerei und Hoffart, weil ihr euch dadurch von eurem Zweck entfernen, und euch unzählige Kränkungen bereiten würdet; spielt nicht den Ueberfluß; macht nicht daher, was nicht da ist; sucht nicht zu scheinen, was ihr nicht seid; habt vor allen Dingen für euch selbst, was ihr habt, und laßt Andere bloß mit euch genießen! — Eigene Sinne, eigenen Verstand, eigenen Willen — Wahrheit, Harmonie — nur das!"

6. Joh. Heinrich Pestalozzi.

(§. 62. Lehrb. §. 859.)

Zieht den Hut ab, Kinder! es folgt ein Sterbbett.

(Aus Lienhard und Gertrud.)

(Abgekürzt.)

Rudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi: Suche mir doch diesen Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter, sobald das Feuer im Ofen erloschen sein wird, will ich gehen, sagte Rudi.

Die Mutter: Hast Du auch Holz, Rudi? Ich denke wohl nein; Du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach, ich bin Dir zur Last!

Rudi: O Mutter, Mutter, sag doch das nicht; Du bist mir nicht zur Last! Mein Gott, mein Gott, könnte ich Dir nur auch was Du nöthig hast geben! Du durstest, Du hungerst und klagst nicht; das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter: Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gottlob, nicht groß, und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird Dir lohnen, was Du mir thust.

Rudi: O Mutter, noch nie that mir meine Armuth so weh, als jetzt, da ich Dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest Du, und trägst meinen Mangel.

Die Mutter: Wenn man seinem Ende nah ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi, denn er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen): Meinest Du denn Mutter, Du erholest Dich nicht wieder?

Die Mutter: Nein, Rudi, gewiß nicht!

Rudi: O mein Gott!

Die Mutter: Tröste Dich, Rudi, ich gehe ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend): O Gott!

Die Mutter: Tröste Dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott! Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für Dich beten, und es wird Dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für die frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbst reifet, und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert: dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk' an mich, Rudi! Es wird Dir wohl gehen bei allem Deinem Leiden.

Und dann die Mutter!

Erhöre mich, Vater im Himmel! und gib deinen Segen meinem Kind — meinem Kind, dem Einigen, so du mir gegeben hast und das mir so innig lieb ist — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit Dir; und wie er Isaak und Jacob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach! so möge er auch, um meines Segens willen, Dir Gutes thun die Fülle; daß Dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise.

Höre mich jetzt, Rudi! und thue, was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und Geschwister an einander bleiben in Freude und Leid: so wird's ihnen auch in ihrer Armuth wohlgehen.

Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh zu ihm hin, und sage ihm: ich sei mit einem versöhnten Herze gegen ihn

gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhöre, so werde es ihm wohlgehen, und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi! Gib mir meine zwo Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuch in einem Schächtelchen liegt.

Und Rudi stand von seinen Knieen auf, und brachte alles der Mutter.

Da sagte sie: Bring' mir jetzt auch die Kinder alle. Er brachte sie vom Tisch, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bett.

Und auch diese fielen auf ihre Knie vor dem Bette der Mutter.

Da sagte sie ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten, und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuern! und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne eine Mutter verlassen muß. — Aber hoffet auf Gott, und trauet auf ihn in allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich ihr Lieben! ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin.

Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort euch euren Trost sein, Kinder! und eure Freude; und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird's euch wohlgehen im Leben.

Und Du, Rudi! behalte dem Betheli die größere, und dem Rudeli die kleinere Bibel; und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Angedenken von mir.

Ach, Dir habe ich keines, Rudi! Aber Du hast keines nöthig: Du vergissest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli; gib mir Deine Hand, Du Lieber! Gelt, Du nimmst doch niemand nichts mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaub' mir's doch auch; ich werde gewiß niemand nichts nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun ich will Dir's glauben, und zu Gott für Dich beten, sagte die Mutter.

Und dann sagte sie bald darauf: Siehe doch sorgfältig zum Betheli, Rudi! es ist wieder so flüssig. Halte die Kinder doch immer rein mit Waschen und Strehlen, und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbessern; sie sind so verderbt. Wenn Du's immer kannst, so thue doch ihnen eine Geiß zu den Sommer durch, das Betheli kann sie jetzt hüten — Du dauerst mich, daß Du so alleine bist; aber fasse Muth, und thue, was Du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert Dich jetzt auch wieder. — Ich danke Gott auch für dieses.

7. Peter Hebel.

(§. 87. Lehrb. §. 845.)

1. Abendlied.

Wenn man aus dem Wirthshaus geht.

Jetzt schwingen wir den Hut,
Der Wein, der war so gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
Der schönste Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirth, der ist bezahlt,
Und keine Kreide malt

Den Namen an die Kammerthür
Und hinten dran die Schuldgebühr.
Der Gast darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer sein Gläslein trinkt,
Ein lustig Liedlein singt
In Frieden und mit Sittsamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gast darf wiederkehren,
Mit Ehren.

Jetzt, Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, so schläft er noch;
Wir finden Weg und Hausthür doch,
Und schlafen aus in Frieden,
Ja Frieden.

2. Wächterruf.

(Aus den Allemannischen Gedichten.)

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zehni g'schlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e ruhig G'wisse het,
Schlof sanft und wohl, im Himmel wacht
E heiter Aug' die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Oelfi g'schlage!
Und wer no an der Arbeit schwitzt,
Und wer no bi der Charte sitzt,
Dem bieti iez zum letztemol,
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwölfi g'schlage!
Und wo no in der Mitternacht
E G'müeth in Sorg und Chummer wacht,
Se geb dir Gott e ruhige Stund
Und mach di wieder froh und g'sund.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Eis g'schlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Noth
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
I wills nit hoffe, aber g'schiehts,
Gang heim, der himmlisch Richter siehts.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwei g'schlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herzen nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nöthig gsi.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Dri g'schlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt;
Und wer in Fried' de Tag erlebt,
Dank' Gott, und fass' e frohe Mueth,
Und gang ans G'schäft und halt si guet.

3. Der Wegweiser.

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß geht,
Zum vollen Faß? Im Morgenroth
Mit Pflug und Karst durchs Waizenfeld,
Bis Stern an Stern am Himmel steht.

Man schafft, weil's Tag ist, ohne Ruh',
Schaut sich nicht um, bleibt nimmer stehn;
Drauf geht's durch Scheun' und Tenne fort,
Dem Brodschrank in der Küche zu.

Weißt du den Weg zum Gulden! Sieh,
Er geht dem rothen Kreuzer nach,
Und wer nicht um den Kreuzer sorgt,
Der bringt es auch zum Gulden nie.

Wo geht's zur frohen Sonntagszeit?
Folg' immerdar dem Werkeltag,
Hier durch die Werkstatt, dort durch's Feld,
Dann ist der Sonntag auch nicht weit.

Am Samstag ist er vollends nah.
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk', ein Pfündchen Fleisch in's Mus,
Wohl auch ein Schöppchen Wein ist da.

Wo geht der Weg zur Armuth hin?
Schau nach den Wirthshausschildern nur,
Geh' nicht vorbei, der Wein ist gut
Und nagelneu die Karten drin.

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
Und gehst du fort, häng' dir ihn um!
„Du alter Lump, wie steht so gut,
So zierlich dir der Bettelsack!"

Und drin von Holz das Becherlein —
Nimm's wohl in Acht, verlier' es nicht,
Und wenn du zu dem Wasser kommst
Und trinken magst, so schöpfe drein.

Wo geht's zum frohen Alter? Sprecht,
Wo ist der Weg zu Ehr' und Ruh'?
Grad' vor dir hin in Mäßigkeit,
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und führt zum Kreuzweg dich die Spur,
Und weißt du nicht den rechten Pfad,
So frage beim Gewissen an,
Es kann ja deutsch — ihm folge nur.

Wo ist der Weg zum Leichenstein? —
Ach, frage nicht! Geh', wo du willst;
Zur stillen Gruft im kühlen Grund
Führt jeder Weg, kannst sicher sein.

In Gottesfurcht nur wandle hier!
Das rath' ich dir, so viel ich kann.
Ein heimlich Pförtchen hat das Grab,
Und Manches zeigt es jenseits dir.

4. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut, als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft umherfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses schöne Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Hause daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?"

Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!" und schnurrte vorüber. Dies ist ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann Euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter.

Gass' aus Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt Het Ey oder auf deutsch das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angekommen war und eben jetzt ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander auf dem Lande und immer wurden noch mehr herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er Einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann hieße, dem das Meer alle diese Waaren brächte. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder; wem das Meer solche Reichthümer ans Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben.

Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein armer Mensch er wäre unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch auch nur

einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat! kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte Paar und Paar verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorbeigeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehn, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung: „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." — „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen und es ward ihm plötzlich schwer und wieder leicht um's Herz. „Armer Kannitverstan!" rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.

Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeintlichen Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute so reich und er so arm wäre, so dachte er an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

8. Johann Martin Usteri.

(§. 87. Lehrb. §. 845.)

1. Rundgesang.

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

So Mancher schafft sich Sorg' und Müh,
Sucht Dornen auf, und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.
Chor: Freut Euch des Lebens, ꝛc.

Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend, nach dem Sturm,
Die Sonne, ach! so schön!
Chor: Freut Euch des Lebens, ꝛc.

Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.
Chor: Freut Euch des Lebens, ꝛc.

Wer Redlichkeit und Treue übt,
Und gern dem ärmern Bruder giebt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.
Chor: Freut Euch des Lebens, ꝛc.

Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Redlichen die Hand.
Chor: Freut Euch des Lebens, ꝛc.

Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis in's Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.

Chor; Freut Euch des Lebens, :c.

Sie ist des Lebens schönstes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, so wallt man leicht
In's beßre Vaterland.

Chor: Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

2. Des Sängers Lohn.

Was bringt dem Sänger den süßesten Lohn?
Ist's Beifall der Menge? ist's Lorbeerenkron'?
Wohl freut uns der Beifall, wohl ehrt uns der Kranz,
Doch lockt mich zum Singen nicht Lob und nicht Glanz.

Ich singe wie's Finklein, wenn Frühling erwacht,
Mich freut dann die überall lachende Pracht;
Mich freut dann, wenn Alles der Wonne genießt,
Gleich schwellenden Knospen das Herz sich erschließt.

Ich singe, wenn Kindlein in fröhlichen Reih'n
Die Matten durchtanzen, des Lebens sich freu'n,
Die Herzen so rein wie die Blumen im Mai,
Vom Staub noch verschonet, vom Wurme noch frei.

Ich singe, wenn Mütter mit heiligem Herz
Der Kindlein warten in Freude und Schmerz;
Ich singe, wenn Leidende über sich schau'n,
Mit frommem Gemüthe dem Herren vertrau'n.

Wenn lästig die Schwüle des Lebens mich drückt,
Der Wurm mir die Röslein der Freude zerknickt,
Dann übt oft mein Singen des Sterneleins Macht,
Das tröstend das Wettergewölke durchlacht.

Und tönt in der Laube der Freundschaft Gesang,
Dann horch' ich so gern dem belebenden Klang,
Den harmlose Freude den Saiten entschwingt,
Und prüfe, ob mir auch die Leier erklingt.

Und horcht eine freundliche Seele, wie Du,
Den kunstlosen Weisen mit Theilnahme zu,
Und klingt ihr im Herzen der nämliche Ton,
Wo fände mein Lied einen süßeren Lohn?

9. Johann Conrad Grübel.

(§. 109 c. Lehrb. §. 1046.)

Der Schlosser und sein Gesell.

A Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
Der haut su longsam g'feilt,
Und wenn er z'Mittog geff'n haut,
Dau ober haut er g'eilt;
Der Eierst' in der Schüss'l drin,
Der Letzt' ah wider draus,
Es ist ka Mensch su fleißi g'wöst
Van Tisch im ganz'n Haus.

Öiz haut amaul der Master g'sagt:
G'sell, dös versteih' i niet,
Es ist doch su mei Lebta g'wöst
Und, wall i denk', die Ried:
Su wöi mer ärbet, ißt mer ah;
Ba dir geiht's nit asu,
Su longsam haut no Kaner g'feilt,
Und ißt su g'schwink wöi du.

Ja, sagt der G'sell, dös waß i scho,
Haut All's sein gout'n Grund;
Dos Ess'n wörd halt goar nit lang,
Die Aerbet verzi Stund.
Wenn Aner möißt' den ganz'n Tag
In an Stück ess'n fort,
Thät's aff die Letzt su longsam göih,
Als wöi ban Feil'n dort.

10. August Langbein.

(§. 96. Lehrb. §. 956.)

(1757 — 1835.)

1. Die Stationen des Lebens.

Es haben viel Dichter, die lange verblichen,
Das Leben mit Extrapostreisen verglichen;
Doch hat uns bis jetzo, so viel mir bekannt,
Die Poststationen noch keiner genannt.

Die erste läuft eben durchs Ländchen der Kindheit,
Da sehn wir, geschlagen mit glücklicher Blindheit,
Die lauernden Sorgen am Wege nicht stehn,
Und rufen bei Blümchen, ei, eia, wie schön!

Wir kommen mit klopfendem Herzen zur zweiten,
Als Jüngling und Mädchen, die schon was bedeuten!
Da setzt sich die Liebe mit uns auf die Post,
Und reicht uns bald süße, bald bittere Kost.

Die Fahrt auf der dritten giebt tüchtige Schläge,
Der heilige Ehstand verschlimmert die Wege;
Auch mehren noch Mädchen und Buben die Noth,
Die laufen am Wagen und schreien um Brod.

Noch lästiger ist auf der vierten die Reise
Für steinalte Mütter und wankende Greise;
Der Tod auf dem Kutschbock als Postillon
Fährt rasch über Hügel und Thäler davon.

Auch Reisende, jünger an Kräften und Jahren,
Beliebt oft der flüchtige Postknecht zu fahren;
Doch bringt er sie alle zum Gasthof der Ruh,
Nun, ehrlicher Schwager, wenn das ist, fahr zu.

2. Das blinde Roß.

„Was ragt dort für ein Glockenhaus
Im Ring des Markts hervor?
Den Flug des Windes ein und aus
Hemmt weder Thür noch Thor.
Tritt Volkslust oder Schrecken ein,
Wenn diese Glocke schallt?
Und was besagt das Bild von Stein
In hoher Roßgestalt?" —

Ihr seid der erste Fremdling nicht,
Der nach den Dingen fragt.
Was unsre Chronik davon spricht,
Sei willig euch gesagt.

Des Undanks Rügenglocke heißt
Das edle Alterthum,
Und unsrer wackern Väter Geist
Umschwebt es noch mit Ruhm.

Undank war schon zu ihrer Zeit
Der schnöde Lohn der Welt:
Drum hat der Alten Biederkeit
Dieß Schrecknis aufgestellt.
Wer jener Schlange Stich empfand,
Dem war die Macht verlieh'n,
Er konnte stracks mit eigner Hand
Die Rügenglocke zieh'n.

Da kam, wenn's auch bei Nacht geschah,
Die Obrigkeit herbei,
Und fragt' und forschte, hört' und sah,
Was hier zu schlichten sei.
Da galt nicht Rang, da galt nicht Gold,
Mocht's Herr sein oder Knecht:
Die Richter sprachen, ohne Sold,
Für jeden gleiches Recht.

Es sind wohl hundert Jahre her;
Da lebte hier ein Mann,
Der durch geschäftigen Verkehr
Viel Hab' und Gut gewann.
Von Reichthum zeugte seine Tracht,
Sein Keller und sein Herd;
Auch hielt er sich zur Lust und Pracht
Ein wunderschönes Pferd.

Einst ritt er in der Dämmerung,
Da stürzten aus dem Hain
Mit Mordgeschrei und Tigersprung
Sechs Räuber auf ihn ein.
Sein Leben, um und um bedräut,
Hing nur an einem Haar,
Doch seines Rosses Schnelligkeit
Entriß ihn der Gefahr.

Es brachte, hoch mit Schaum bedeckt,
Ihn wundenfrei nach Haus.
Er breitete, zum Dank erweckt,
Des Pferdes Tugend aus.
Er that ein heiliges Gelübd':
Mein Schimmel soll fortan
Den besten Hafer, den es gibt,
Bis an den Tod empfahn.

Allein das gute Thier ward krank,
Ward steif und lahm und blind;
Und den ihm angelobten Dank
Vergaß sein Herr geschwind.

Er bot es feil, und ward nicht roth,
Und jagt es Knall und Fall,
Weil Niemand einen Heller bot,
Mit Schlägen aus dem Stall.

Es harrte sieben Stunden lang,
Gesenkten Haupt's, am Thor,
Und wenn ein Tritt im Hause klang,
So spitzt' es froh das Ohr.
Doch glänzte schon der Sterne Pracht,
Und Niemand rief's hinein,
Und es durchschlief die kalte Nacht
Auf frostigem Gestein.

Und noch am andern Tage blieb
Der arme Gaul dort stehn,
Bis ihn des Hungers Stachel trieb,
Nach Nahrung fort zu gehn.
Die Sonne strahlte hell, doch ihn
Umhüllte Finsterniß,
Und er, der sonst geflügelt schien,
Ging sacht und ungewiß.

Er hob und schob vor jedem Tritt
Den rechten Fuß voran,
Und prüfte tastend, Schritt vor Schritt,
Die Sicherheit der Bahn.
Durch alle Gassen streifte so
Am Boden hin sein Mund,
Und ein verstreutes Hälmchen Stroh
War ihm ein werther Fund.

Schon von des Hungers wilder Macht
Verzehrt bis aufs Gebein,
Gerieth er einst um Mitternacht
Ins Glockenhaus hinein.
Er suchte gierig Sättigung,
Ergriff der Glocke Strang,
Und setzte nagend sie in Schwung,
Daß sie die Stadt durchklang. —

Den Richtern scholl der Ruf ins Ohr,
Sie kamen eilig an,
Und hoben ihre Händ' empor,
Als sie den Kläger sahn.
Sie kehrten nicht mit Scherz und Spott
Zurück in ihr Gemach;
Sie riefen staunend: Es war Gott,
Der durch die Glocke sprach!

Und auf den Markt geladen ward
Der reiche Mann sofort.
Geweckt vom Boten, sprach er hart:
Ihr träumt! Was soll ich dort?

So ging er trotzig; doch er stand
Zur Demuth schnell bekehrt,
Als er den Kreis der Richter fand,
Und mitten drin sein Pferd.

Kennt Ihr dies Wesen? — hob das Haupt
Der edlen Richter an.
Des Lebens wär't Ihr längst beraubt,
Hätt's nicht so brav gethan!
Und was ist seiner Tugend Lohn? —
Ihr gebt's, o Mann von Eis!
Dem Wettersturm, dem Bubenhohn,
Dem Hungertode preis!

Die Rügenglocke hat getönt,
Der Kläger stehet hier,
Durch nichts wird Eure That beschönt,
Und so gebieten wir:
Daß Ihr sogleich das treue Pferd
In Euern Hausstall führt,
Und bis ans Ende pflegt und nährt,
Wie Euch, als Christ, gebührt! —

Der Reiche sah nicht wenig schel,
Weil ihn der Spruch verdroß,
Doch fühlt' er seines Undanks Fehl,
Und führte heim das Roß. —
So meldet ehrlich, kurz und plan
Die Chronik den Verlauf.
Und zum Gedächtniß stellte man
Nachher das Steinbild auf.

11. J. Karl Aug. Musäus.

(§. 93. Lehrb. §. 956.)

Legende von Rübezahl.

(Aus den Volksmährchen der Deutschen.)
(Abgekürzt.)

Einem Bauer in der Amtspflege Reichenberg hatte ein böser Nachbar sein Hab' und Gut abgerechtet, und nachdem sich die Justiz seiner letzten Kuh bemächtigt hatte, blieb ihm nichts mehr übrig als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder. — Zwar gehörten ihm noch ein Paar rüstige Arme zu, aber sie waren nicht hinreichend, sich und die Seinigen zu ernähren. Es schnitt ihm durch's Herz, wenn die jungen Raben nach Brod schrieen, und er nichts hatte, ihren quälenden Hunger zu stillen. Mit hundert Thalern, sprach er zu dem kummervollen Weibe, wäre uns geholfen, unsern zerfallenen Haushalt wieder aufzurichten und fern von dem streitsüchtigen Nachbar ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du hast reiche Vettern jenseits des Gebirges, ich will hin und ihnen unsere Noth klagen; vielleicht daß sich einer erbarmt und aus gutem Herzen von seinem Ueberfluß uns auf Zinsen leiht, so viel wir bedürfen.

Das niedergedrückte Weib willigte mit schwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolges in diesen Vorschlag, weil sie keinen bessern wußte. Der Mann aber gürtete früh seine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, sprach er ihnen Trost ein: Weinet nicht! Mein Herz sagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden, der uns förderlicher sein wird als die vierzehn Nothhelfer, zu denen ich so oft vergeblich gewallfahrtet bin. Hierauf steckte er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Tasche und ging davon. Müd' und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelangte er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollt' ihn kennen, keiner wollt' ihn herbergen. Mit heißen Thränen klagt' er ihnen sein Elend; aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprichwörtern. Einer sprach: Junges Blut, spar' dein Gut, der andere: Hoffahrt kommt vor dem Fall, der dritte: Wie du's treibst, so geht's, der vierte: Jeder ist seines Glückes Schmied. So

höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faullenzer, und endlich stießen sie ihn gar zur Thür hinaus. Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Vetter zu der reichen Sippschaft seines Weibes nicht versehen; stumm und traurig schlich er von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuschober im Felde übernachten. Hier erwartete er schlaflos den zögernden Tag, um sich auf den Heimweg zu begeben. Da er nun wieder ins Gebirge kam, übernahm ihn Harm und Bekümmerniß so sehr, daß er der Verzweiflung nahe war. Da verfiel er unter tausend nichtigen Anschlägen und Einfällen auf den Gedanken, sich an den Geist des Gebirges mit seinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geschichten von ihm gehört, wie er zuweilen die Reisenden getrillt und gehudelt, ihnen manchen Tort und Dampf angethan, doch auch mitunter Gutes erwiesen habe. Es war ihm nicht unbekannt, daß er sich bei seinem Spottnamen nicht ungestraft rufen lasse, dennoch wußt' er ihm auf keine andere Weise beizukommen; also wagt' er's auf eine Prügelei und rief so sehr er konnte: Rübezahl! Rübezahl!

Auf diesen Ruf erschien alsbald eine Gestalt gleich einem rußigen Köhler mit einem fuchsrothen Barte, der bis an den Gürtel reichte, feurigen stieren Augen, und mit einer Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erschlagen. Mit Gunst, Herr Rübezahl, sprach Veit ganz unerschrocken, verzeiht, wenn ich euch nicht recht titulire, hört mich nur an, dann thut, was euch gefällt. Diese dreiste Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Muthwillen noch Vorwitz deutete, besänftigten den Zorn des Geistes in etwas. Erdenwurm, sprach er, was treibt dich, mich zu beunruhigen? Weißt du auch, daß du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen mußt? Herr, antwortete Veit, die Noth treibt mich zu euch, hab' eine Bitte, die ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr sollt mir hundert Thaler leihen, ich zahl' sie euch mit landüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin. Thor, sprach der Geist, bin ich ein Wucherer oder Jude, der auf Zinsen leiht? Geh hin zu deinen Menschenbrüdern und borge da, so viel dir Noth thut, mich aber laß in Ruh'. Ach, erwiederte Veit, mit der Menschenbrüderschaft ist's aus! Hierauf erzählte er ihm seine Geschichte nach der Länge und schilderte ihm sein drückendes Elend so rührend, daß ihm der Gnom seine Bitte nicht versagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, so schien doch dem Geist das Unterfangen, von ihm ein Capital zu leihen, so neu und sonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. Komm, folge mir, sprach er, und führt' ihn darauf landeinwärts in ein abgelegenes Thal zu einem schroffen Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte.

Nachdem sich Veit mit seinem Begleiter mühsam durch's Gesträuch gearbeitet hatte, gelangten sie zum Eingang einer finstern Höhle. — — Bald erweiterte sich dieselbe zu einem großen Gewölbe und beim Schein unterirdischer Flämmchen fiel ihm eine kupferne Braupfanne mit eitel harten Thalern bis an den Rand gefüllt in die Augen.

Nimm, sprach der Geist, was du bedarfst, es sei wenig oder viel, nur stelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig bist. Der Debitor bejahte das, und zählte sich gewissenhaft die hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geist schien auf das Zählungsgeschäft gar nicht zu achten, drehte sich weg und suchte indeß seine Schreibmaterialien hervor. Veit schrieb den Schuldbrief so bündig ihm möglich war; der Gnome

schloß solchen in einen eisernen Kasten und sagte zum Valet: Zieh hin, mein Freund und nütze dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner bist und merke dir den Eingang in dies Thal und die Felsenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verflossen ist, zahlst du mir Capital und Zins zurück; ich bin ein strenger Gläubiger, hältst du nicht ein, so fordere ich es mit Ungestüm. Der ehrliche Veit versprach auf den Tag gute Bezahlung zu leisten, versprach's mit seiner biedern Hand, doch ohne Schwur, verpfändete nicht seine Seel und Seligkeit, wie lose Zahler zu thun pflegen, und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm so mächtig auf Leib und Seele, daß ihm nicht anders zu Muthe war, als ob er Balsam des Lebens in der Felsenkluft eingesogen habe. — —

Seiner Frau sagte er: deine Vettern sind gar rechtliche Leute, sie haben mir meine Armuth nicht vorgerückt, mich nicht schimpflich von der Thür gewiesen, sondern mich freundlich beherbergt, Herz und Hand mir geöffnet und hundert baare Thaler vorschußweise auf den Tisch gezählt. — — — Nun aber laß uns die Hände rühren und unserem Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschuß nebst Zinsen abzahlen können und aller Schuld quitt und ledig seien. Darauf kauft' er einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und noch einen und alles, was er that, gedieh ihm zu gutem Glück.

Der Zahlungstermin kam heran, und Veit hatte so viel erübrigt, daß er ohne Beschwerde seine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurecht, hieß Weib und Kinder sich bereiten und schmücken, weil er mit ihnen die reichen Vettern jenseits des Gebirges heimsuchen, und dem Gläubiger, der ihm aufgeholfen, Schuld und Zinsen bezahlen wolle. Als alles bereit war, setzten sie sich auf den Rollwagen und der rasche Hengst trabte lustig dahin über das Blachfeld dem Riesengebirge zu. Vor einem steilen Hohlwege ließ Veit den Wagen halten, stieg ab, hieß die andern ein Gleiches thun und den Knecht den Berg hinan vorauf fahren und oben seiner warten. Ich weiß hier einen Fußweg, der ist etwas um, doch lustig zu wandeln, sagte er. Darauf schlug er sich mit den Seinen durch dichtes Gebüsch und schaute und suchte hin und her. Plötzlich hielt er still, versammelte sein Weib und seine sechs Kinder um sich und erzählte ihnen nun sein ganzes Abenteuer, wie die reichen Vettern ihn gehöhnt und mit Uebermuth von sich gestoßen hätten, da er weiland in seiner Armuth Zuflucht bei ihnen suchte; wie Rübezahl, der Herr vom Berge, ihr Wohlthäter sei, der hier wohne und ihn auf den heutigen Tag beschieden habe, Capital und Zins ihm wieder zu erstatten; wie ihm der Geist in Gestalt eines Köhlers erschienen sei und was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle; pries seine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundlichen rothbraunen Backen herabträufelten. Verzieht hier, fuhr er fort, jetzt geh' ich in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange aus sein, und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring' ich ihn zu euch. Scheut euch nicht, euerem Wohlthäter die Hand zu schütteln, obwohl sie schwarz und rußig ist.

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten und, da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstemmten: so riß er sich doch mit Gewalt

von ihnen in den dicht verwachsenen Busch und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder. Die alte halberstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versucht's auf alle Weise, sich den Eingang in den Berg zu eröffnen; er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief, so laut er nur konnte: Geist des Gebirges, nimm hin, was dein ist! Doch der Geist ließ sich weder hören noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Säckel wieder umzukehren. Frau und Kinder kamen ihm freudenvoll entgegen, sobald sie ihn von ferne erblickten, er aber war mißmuthig und sehr bekümmert, setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain und überlegte, was nun zu thun sei. Da kam ihm sein altes Wagestück wieder ein: Ich will, sprach er, den Geist bei seinem Ekelnamen rufen; wenn's ihn auch verdreußt, mag er mich bläuen und zausen wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß; schrie darauf aus Herzenskraft: Rübezahl! Rübezahl!

Das angstvolle Weib bat ihn zu schweigen, wollt' ihm den Mund zuhalten; er ließ sich's nicht wehren und triebs immer ärger. Plötzlich drängte sich der jüngste Bube an die Mutter und schrie ängstlich: Ach, der schwarze Mann! Getrost fragte Veit: Wo? Dort lauscht er hinter jenem Baum hervor, und alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen. Der Vater aber sah nichts; es war Täuschung, nur ein leerer Schatten, kurz, Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familien-Caravane trat nun den Rückzug an, und Vater Veit ging betrübt auf der Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher, und der Wind schüttelte die weit ausgestreckten Aeste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalme vor sich her, kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, womit die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, damit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg geweht, wonach der kleine Geisterseher haschte, und weil's ein schöner weißer Bogen war, so brachte er ihn dem Vater, der jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte. Als dieser das zusammengerollte Papier umschlug, um zu sehen, was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein zerrissen, und unten stand geschrieben: Zu Dank bezahlt.

Wie das Veit inne ward, rührt's ihn tief in der Seele und er rief mit freudigem Entzücken: Freue dich, liebes Weib und ihr Kinder allesammt, freut euch; er hat uns gesehen, hat unsern Dank gehört, unser guter Wohlthäter weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. So sprachen Eltern und Kinder, und weinten noch viele Thränen des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk kamen, und weil die Frau groß Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen, so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Er pochte dießmal ganz herzhaft an und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen

Vettern ausgewirthschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davongegangen, und ihre Stätte war nicht mehr gefunden in der Gemeine. Veit übernachtete nebst seiner Rollwagengesellschaft bei dem gastfreien Hauswirth und kehrte Tags darauf in seine Heimath und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern und blieb ein rechtlicher, wohlbehaltener Mann sein Lebelang.

12. Henrich Steffens.

(§. 96. Lehrb. §. 1050.)

Schneefahrt in Norwegen.

(Aus dem Roman „Malkolm".)

(Abgekürzt.)

Es war vier Tage vor Weihnachtabend und ein klingender Frost. In dem hohen Gebirge, da, wo schon die Fichten und Tannen als niedriges Gestrüppe erscheinen, und nur die Birken noch einigermaßen gedeihen, lag, an einem Abhange, eine einsame Hütte. Im Sommer diente sie als Säterey (Sennhütte); jetzt war sie verlassen. Der tiefe Schnee bedeckte die ganze Hochebene. Das niedrige Tannen- und Fichtengestrüppe war schwer mit Schnee beladen, schroffe Felsenwände traten als mächtige, finstere Parthien hervor und die Hütte ragte kaum mit dem schwer beladenen Dache aus den Schneemassen hervor. Gegen Norden und Westen, nach der Anhöhe zu, war sie ganz bedeckt, gegen Osten und Süden blickten die dunkeln Wände hervor und starke Eiszapfen hingen von dem Dache herunter. Auf der westlichen Seite war der Schnee mühsam von dem Eingange weggeräumt; in einiger Entfernung sah man die mächtige Masse desselben aufgehäuft, und Stufen hineingearbeitet, die zu dem kleinen, entblößten Raume vor dem Hause führten. Es war in der Morgendämmerung; der Mond, im letzten Viertel, schien kalt und seltsam in die öde, hohe, verlassene Gegend hinein und einzelne Sterne flimmerten noch an dem wolkenlosen Himmel. Zwei Männer traten aus der Hütte hervor; ein älterer mit einem Mantelsacke belastet, in einen dicken Ueberrock eingehüllt; der jüngere, für die Jahreszeit äußerst leicht bekleidet; beide trugen die langen Ske (Schneeschuhe) auf den Schultern. Sie stiegen langsam und bedächtig die Schneestufen hinan, blickten spähend in die Dämmerung hinein und banden die Skie an die Füße. Torger, sagte Storm, der jüngere, zu seinem rüstigen Begleiter — das Wetter begünstigt uns, der Morgen steigt heiter und klar herauf, der Schnee liegt fest, wir werden schnell über das Gebirge wegschreiten und ich Glücklicher werde meine Dorothea überraschen, werde wenigstens zwei Tage früher in Swennans ankommen als der Schlitten, der sich unten mühsam durch die Thäler winden muß. Ja, antwortete Torger, die Dordi wird sich freuen und ich auch; habe ich doch das liebliche Kind, seit ihr euch vor drei Jahren weinend trennen mußtet, gar nicht gesehen. Gewiß ist sie in der Zeit noch schöner geworden. Vorwärts! rief Storm, und warf einen stillen Blick auf die öde Hütte, in welcher sie die Nacht zugebracht hatten. Mühsam erstiegen sie eine bedeutende Höhe, und von der großen Anstrengung, der schneidenden Kälte ungeachtet, erhitzt, erreichten sie die weite Gebirgsebene. Die Morgendämmerung war indessen gewichen; aus der Ferne erhoben sich, in Kegelform und als spitzige Hörner, mächtige Berge, schneebedeckt, von den Strahlen der niedrigstehenden Sonne glühend erleuchtet. Die weite Ebene

dehnte sich einförmig nach Norden und Westen aus, aller Baumwuchs war verschwunden, und die erstarrten, schneebedeckten, kahlen Bergfirnen von der Felsenebene nicht zu unterscheiden. Tiefe Schluchten schnitten wild in die Ebene ein, zerstreute Berge erhoben ihre Häupter, und, wie die Sonne höher stieg, glänzte alles von ihrem röthlichen Scheine. — —

Storm verlor sich in die großartige Umgebung. Berge von ungeheurer Größe, in weiter Ferne, schienen nahe gerückt, Bergrücken dehnten sich in die Länge, Kegel, Zacken, Spitzen, Pyramiden erhoben sich, ein jeder Schritt veränderte die Stellung, ein magischer Wechsel von Schatten und Licht verklärte das Ganze; die schroffen Felsenwände standen dunkel neben den schneebedeckten Abhängen und wechselten oft streifenweise. Eine weite Gegend, ein Reich der Ausdehnung nach, lag vor ihm. Tief in der größten Entfernung, im weitesten Hintergrunde, wo die Berge auseinandertraten, wo man durch eine Reihe von an einander gedrängten, gewaltigen Höhen von der mannigfaltigsten Form hindurchblickte, wo der helle Himmel in schneidenden Umrissen das Entfernteste, klar und deutlich, dem Auge nahe rückte, lag eine Felsenspitze, ganz in Morgengluth, wie ein seltsames Feuerbild, wie eine zweite Sonne, um das wunderbare Gemälde abzuschließen. Der südlichere Bewohner der Flächen kann einen solchen Anblick kaum auf eine heitere Weise genießen. Das Erklettern der Höhen erschöpft, ermüdet ihn; von der strengen Kälte steht er zähneklappernd da, die mächtige Umgebung erdrückt, das Gefühl der gewaltigen Natureinsamkeit, in deren furchtbare Mitte er versetzt ist, ängstigt ihn, und mit Scheu und Furcht blickt er um sich. Der richtige Norweger kennt diese Angst nicht. Er ist heimisch in diesen Gegenden, der mächtige Geist der Schneewelt, dessen Dasein man in den fruchtbaren Thälern kaum ahnet, ist ihm verwandt, er weiß, daß er mit der weiten Entfernung ringen, daß er sie besiegen kann und wenige Stunden bringen ihn, aus der Mitte des einsamsten Gebirges, nach der traulichen Wohnung. —

Die Höfe in Norwegen, die immer einzeln, selten drei und vier in einiger Nähe liegen, haben eigene Namen. Stokke hieß ein einsamer Hof, der, weit von den übrigen entfernt, verlassen in dem wildesten Gebirge lag und diesen hatten sie gehofft, noch, ehe es völlig dunkel würde, zu erreichen. Aber die Schneewolken erschienen immer drohender, der Wind pfiff schneidend über die Ebene und das Gefühl der drohenden Gefahr, eine Nacht in dieser Höhe, in solcher Jahreszeit zubringen zu müssen, band ihnen die Zunge und beflügelte ihre Schritte. Berge, Abgründe, Schluchten flogen an ihren Blicken vorüber und schienen in die gewaltigen Tiefen hinabzustürzen. So vergingen einige Stunden. Der Wind ließ nicht nach, die Wolken entluden sich, der Schnee fiel immer dichter und aus der Fläche erhoben sich die eben gefallenen Flocken. Das Schneegestöber fing an jede Aussicht zu schließen, und von drohenden Gebirgen umringt, fern von jeder Wohnung, verweilten sie einen Augenblick in einer finstern Schlucht. Noch kenne ich die Gegend, rief Torger, dort müssen wir hin, und zeigte nach einem Thal — aber wie wir den Weg aus diesem Thale finden, mag Gott wissen. Rasch zu, antwortete Storm, und sie flogen hinunter, weithin mit fliegenden Schritten durch das Thal. Es fing schon an dunkel zu werden, der Weg war nicht mehr zu erkennen; die Felsenwände, die Höhen, ihre einzigen Wegweiser, lagen in Dämmerung und hinter Schneegestöber verborgen. Indessen eilten sie weiter. Eine ruhige Stelle, an welcher der Wind schwieg, erlaubte einige Umsicht. Die Felsen sind mir fremd, sagte Torger, dieses Thal führt uns in einer falschen Richtung, aber

wo ist die richtige? — Einen Augenblick schienen sie sich zu besinnen. Immer vorwärts! rief Storm, so lange wir sehen können, dürfen wir nicht ruhen. Vielleicht treffen wir eine Gegend, die wir kennen. Was ist das! rief Storm nach einiger Zeit, als die Dunkelheit schon völlig auf dem Gebirge ruhte. Wir sind auf eine Eisfläche gerathen, ich höre es. — Das ist Lerungen, antwortete Torger hastig, von einem westlichen Thale aus haben wir seine Ufer erreicht. Triumph, Freund, wir haben ein Nachtlager und morgen einen bekannten Weg. Sieh, hier ragt eine schroffe Felsenwand in den Bergsee hinein, um diese biegen wir uns. Eilig geschah, was Torger vorschlug, und eine dunkle Masse, mit Schnee bedeckt, kaum erkennbar, erhob sich in der Finsterniß. Hier bleiben wir! rief Torger aus, band die Schneeschuhe ab und öffnete eine Thüre, die in einen finstern Raum hinein führte. Schnell ward Feuer geschlagen, ein Wachslicht aus dem Mantelsacke gezogen und angezündet, und jetzt sahen sie sich in ein Rauchhaus versetzt. In der Mitte des engen Raumes stand ein Heerd, das Dach erhob sich kegelförmig über diesem und endigte in den Rauchfang. Die Ermüdeten fanden nichts in der Mitte, als rechts an der Wand eine lange Bank und links ein Bündel leichtes Holz, welches, schnell entzündet, mit einer starken Flamme aufloderte, während der Rauch den obern Raum einnahm und zum Rauchfange hinausdrang. —

Es war Mitternacht geworden; die Ermüdung nach einem so angestrengten Tage war durch die unerwarteten Ereignisse nur gewaltsam zurückgedrängt und kehrte jetzt stärker zurück. Das Gespräch war einsilbig. Man fachte das Feuer von Neuem an, legte Bretter nebeneinander als Lager, bedeckte Gesicht und Hände mit einer wollenen Decke aus dem Mantelsack, als Schutz gegen die Mäuse, und bald verfielen beide auf dem harten Lager in einen festen Schlaf.

Als sie erwachten, war es schon heller Tag. Der Himmel war heiter; ohne Verzug brachen sie auf, eilten durch bekannte Gegenden und erreichten bald die bewohnten Thäler. Als sie in die Nähe der Höfe kamen, war Alles in Bewegung. Die Dreschflegel schallten aus allen Scheunen, Wagen brachten Holz aus den Waldungen, Mägde und Knechte waren beschäftigt, und wer dieses bewegliche Leben mit der gewöhnlichen Ruhe verglich, mußte wohl bemerken, daß Zubereitungen zu etwas Ungewöhnlichem stattfanden.

In Norwegen ist auf dem Lande das Weihnachtsfest das größte und wichtigste häusliche Fest. Vierzehn Tage lang dauern oft die Lustbarkeiten ununterbrochen und während dieser Zeit werden nur die nothwendigsten Arbeiten verrichtet. Knechte und Mägde feiern, alle Häuser stehen allen Bekannten offen. Es ist der Karneval der Nordländer.

Es ist die Mitternacht, wie der Geschichte, so der Natur, die den werdenden Tag verkündigt. Die Eskimaux versammeln sich, wenn die Sonne verschwindet, heulend und an ihrer Wiederkehr verzweifelnd. Der Norweger sieht den keimenden Frühling in der Mitte der finstersten Erstarrung und seine Hoffnung wächst mit den Tagen. Dann keimt die Liebe in allen Herzen; die Armen werden beschenkt, die Arbeiter ruhen aus, von den gesammelten Gütern wird der Ueberfluß freudig einem Jeden mitgetheilt; selbst für die Vögel wird gesorgt und in diesen Tagen Gerste und Hafer bündelweise auf hohen Stangen auf den Feldern für die Sperlinge ausgesetzt.

Mit freudigem Eifer bereitet man Alles zu diesem lieblichen Feste vor und der harte Frost, der die Südländer in die Häuser verschließt, eröffnet die Verbindung entfernter Thäler. Die Schlitten jagen auf allen Wegen, auf

Schneeschuhen eilt die Jugend über das Gebirge, und eben um diese Zeit sehen sich entfernte Freunde, wie im Süden im Sommer.

Hoftun war der Hof, den die Freunde gegen Mittag erreichen wollten. Ein Geschrei der Freude ertönte laut von allen Einwohnern, als sie den lange Vermißten wieder sahen.

C. Die Romantiker und die Dichter unserer Zeit.

(§. 97 – 101. Lehrb. §. 957 ff.)

I. Die Romantiker und ihre Nachfolger.

1. Friedrich v. Hardenberg, gen. Novalis.

(§. 99. Lehrb. §. 958.)

An Novalis.

Wann sich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime,
Sind Frühlingslüfte liebliche Genossen,
Kommt goldner Sonnenschein herabgeflossen,
Sie grünt und wächst, empfindet süße Träume.

Bald regt sie sich, in Aengsten, daß sie säume,
Luft, Sonne, Wasser, die sie schon genossen,
Macht quellend Leben und den Kelch erschlossen;
Nun ist es Nacht, sie schaut die Sternenräume,

Da fühlt sie Liebe, und den stillen Lüften
Giebt sie, von tiefer Inbrunst angesogen,
Den Blumengeist und stirbt in süßen Düften.

So wurdest du zum Himmel hingezogen,
Sanft in Musik schiedst du in Freundesarmen,
Der Frühling wich, und Klagen ziemt uns Armen.

L. Tieck.

1. Hymne an die Nacht.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich, froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutterliebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied!

2. Lieder und Gedichte.

1. Sehnsucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sei uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Freude ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue!
Das Alte wird hintangestellt;
Was soll uns denn das Neue?
O! einsam steht und tief betrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch Mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendgluth
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heil'ge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir deucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! Die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los
Und senkt uns in des Vaters Schooß.

2. Die Nähe des Herrn.

Wenn in bangen, trüben Stunden
Unser Herz beinah' verzagt;
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angst an unserm Innern nagt,
Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt:

O, dann neigt sich Gott herüber;
Seine Liebe kommt uns nah'.
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht ein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu,
Und wir beten nicht vergebens:
„Auch für die Geliebten Ruh'!" —

3. Weinlied.

(Aus „Heinrich von Ofterdingen".)

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt herauf, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Lippe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

4. Kreuzgesang.

Das Grab steht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden,
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von diesem Grimme?

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeschrei um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen!

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich seh'n,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Saracenen.

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bei Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte,
Und zieht entflammt von seinem Herde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrei'n.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu sein.
Auch Kinder kommen noch gelaufen,
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere
Und alte Helden steh'n voran.
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein Jeder will das Glück genießen,
Sein Blut für Christus zu vergießen.

Zum Kampf, ihr Christen! Gottes Schaaren
Zieh'n mit in das gelobte Land.
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald in frohem Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute.

Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwert geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden
Ist erst das Grab in unsern Händen.

2. Aug. Wilh. v. Schlegel.

(§. 99. Lehrb. §. 958.)

1. Das Sonett.

Zwei Reime heiß ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder;

Dann schlingt des Gleichlauts Kette, durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze;

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

2. Der Jambe.

Wie rasche Pfeile sandte mich Archilochos,
Vermischt mit fremden Zeilen, doch im reinsten Maaß,
Im Rhythmenwechsel meldend seines Muthes Sturm.
Hoch trat und fest auf dein Kothurngang, Aeschylos;
Großart'gen Nachdruck schafften Doppelgänger mir,
Sammt angeschwellten Wörterpomps Erhöhungen.
Fröhlicheren Festtanz lehrte mich Aristophanes,
Labyrinthischeren, die verlarvte Schaar anführend ihm;
Hin gaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil.

3. Der Hexameter.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schaar zahlloser Gestirne
Bei hell athmender Luft abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schooß auf
Kreisender Fluth, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithinströmenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruh'n, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter; immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet,
Oder der Weisheit voll Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.

4. Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern,
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Citherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin."

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande,
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunklen Strom entflohen,
Ihr Friedlichen, schon grüß ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh',
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.

Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken,
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

„Leb wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer freundlicher Delphin,
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.
Dich wird auf feuchten Spiegeln,
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt herein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust;
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar.
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein,
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie, wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

„Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!"

5. Wettgesang.

Voß.

Poesie, wie die schwarze Suppe,
Schmeckt euch allen noch einst: Gott geb's!

Matthisson.

Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuschet fern den Blick, als leb's.

Schmidt.

Rothbebackt, wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muse mich in schmutzger Juppe.

Voß.

Keinen Sommer macht Eine Schwalbe,
Lieder fertig' ich dutzendweis.

Matthisson.

Wie Morgenduft die Flur entsalbe,
Das tusch ich hin mit sauberm Fleiß,

Schmidt.

Wer Begeistrung recht zu sparen weiß,
Braucht die ganze nie und kaum die halbe.

Voß.

Wie geschaukelte Mädchen wippten
Jambus mir sich und Anapäst.

Matthisson.

In labyrinth'schen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Asbest.

Schmidt.

Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten,

Voß.

Mag der muckende Krittler mucken,
Fort dort walzet die Melodie.

Matthisson.

Umsonst bestürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poesie.

Schmidt.
Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie.
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß.
Stets, als wär er ein Wamms von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.

Matthisson.
Ach, meiner Brust entsinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenschung schwärmt.

Schmidt.
Hier im Dörfchen sind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks lästerndem Geschniffel.

Voß.
Wer Eßgästen sein Haus verrammelt
Nie sei Leckeres dem bescheert.

Matthisson.
Wo des Gefühles Lippe stammelt,
Ist schön die Sterblichkeit verklärt.

Schmidt.
Ja, ein Biederherz wird hoch verehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß.
Paß doch auf, o Gesell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch sonst.

Matthisson.
Dich grüß' ich, Riesen-Coliseum,
Daß du des Zeitstroms Sturz entronnst.

Schmidt.
Weil du heut ganz leer den Wocken sponnst,
Fiekchen, komm und sing mir ein Tedeum.

Voß.
Wie so lustig die Ferken quieken!
Gütig ist doch und weise Gott.

Matthisson.
Zur Kunstbeschauung der Antiken
Ward meines Geistes Auge flott.

Schmidt.
Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeiff' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

Voß.
Bei des winternden Heerds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!

Matthisson.
Umeis't Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt, daß sie es ist.

Schmidt.
Und im Winter kommt der heil'ge Christ,
Da giebt's Puppen und Dukatenkacker.

Voß.
Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Frisch spaziert in das Feld hinaus!

Matthisson.
Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfrau'n, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.

Schmidt.
Uns lockt der Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß.
So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'sch!

Matthisson.
Er wohne nördlich oder südlich,
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mensch.

Schmidt.
Ich bin nie dem Himmel widerspänn'sch;
Schiert er mich, es ist mir doch gemüthlich.

Voß.
Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden geschaart das Glück.

Matthisson.
Der Freundschaft Lächeln zu erwiedern,
Strahlt sympathetisch auch mein Blick.

Schmidt.
Und für mich ist's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.
Matthisson, deine Naturabschildrung,
Süß wie Honig und weiß wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des teutonischen Urgeschmacks.

Matthisson.
Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlst du, o Voß, den Pindus um.
Gesotten wird die Frucht Apollen
Entzaubern im Elysium.

Voß.
Schmidt, wenn sinnig du Reim' erfindest,
Wird das Hausgeräth schön benamt.
Wenn du etwas nur Griech'sch verstündest!
Da gebricht's, daß dein Vers so lahmt.

Schmidt.
Voß, wie sollt' ich mich erkühnen, dir's
Nachzuthun in stolzen Hexametern?
Aber was ich singe, glaube mir's,
Klingt harmonisch Micheln so wie Petern.

Matthisson.
Schmidt, deine Kunst ist sehr triftig,
Doch weilst du in der sand'gen Mark,
Schwing deinen Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.
Dich bewundr' ich, wo ich dich versteh,
Matthisson! Doch deine Basreliesser,
Die am Sarge sprießen in die Höh:
Ist das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.
Nun so schürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Cyclopentakt!
Hochklassisch wird durch weise Sichtung
Die Sprache, sonst so rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Diese löblich-nützliche Verrichtung.

6. Aus der Uebersetzung des Shakespeare.

1. Hamlets Monolog.

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder,
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden. — Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Auf's innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns, still zu steh'n. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte,
Mit einer Nadel blos? Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekannten flieh'n.
So macht Gewissen Feige aus uns allen;
Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen.

2. Die Gnade.

(Aus „Kaufmann von Venedig.")

Porzia.
Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt, wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde unter ihr; zwiefach gesegnet:
Sie segnet den, der giebt, und den der nimmt;
Am mächtigsten in Mächt'gen, zieret sie
Den Fürsten auf dem Thron mehr wie die Krone;
Das Zepter zeigt die weltliche Gewalt,
Das Attribut der Würd' und Majestät,
Worin die Furcht und Scheu der Kön'ge sitzt,
Doch Gnad' ist über diese Zeptermacht,
Sie thronet in dem Herzen der Monarchen,
Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst,
Und ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten,
Wenn Gnade bei dem Recht steht; darum, Jude,
Suchst du um Recht schon an, erwäge dieß:
Daß nach dem Lauf des Rechtes unser keiner
Zum Heile käm'; wir beten all' um Gnade,
Und dieß Gebet muß uns der Gnade Thaten
Auch üben lehren.

7. Die romantische Dichtung in Spanien.

(Aus den Vorlesungen über dramatische Poesie.)

Nirgends hat der ritterliche Geist die politische Existenz des Ritterthums länger überlebt als in Spanien. Noch lange nachdem durch Philipps II.

Fehltritte das innere Wohlsein zugleich mit dem auswärtigen Einflusse tief gesunken war, pflanzte sich dieser Geist bis in die blühende Periode ihrer Literatur fort, und drückte ihr unverkennbar sein Gepräge auf. Hier erneuerte sich bei weit höherer Geistesbildung in gewissem Grade jene glänzende Erscheinung des Mittelalters, wo Fürsten und Herrn die Kunst des Minne- und Heldengesangs übten, wo die Ritter, ihre Geliebte neben der Andacht zum heiligen Grabe im Herzen, freudig auf die gefährlichsten Abentheuer zum gelobten Lande wallfahrteten, wo selbst ein löwenherziger König die zärtliche Laute zu Liebesklagen rührte. — Die spanischen Dichter waren nicht, wie gewöhnlich in den übrigen Ländern Europa's, Höflinge, Gelehrte oder an ein bürgerliches Gewerbe geheftet; meistens von edler Geburt, führten sie ein kriegerisches Leben. Das Bündniß des Degens und der Feder, die Uebung der Waffen und der edleren Geisteskünste, war ihre Losung. Schon Garcilaso, einer der Stifter der spanischen Poesie unter Carl V. von den spanischen Incas abgestammt, von seiner lieblichen Muse nach Afrika begleitet, fiel vor den erstürmten Mauern von Tunis; Camoens, der Portugiese, segelte als Soldat ins entfernteste Indien, auf der Spur des glorreichen Weltentdeckers, den er besang; Don Alonso de Ercilla dichtete seine Arancana während des Krieges mit empörten Wilden, unter einem Zelt am Fuß der Cordilleres, oder in der von Menschen noch unbetretnen Wildniß, oder auf einem im Ocean umhergetriebenen Schiff. Cervantes erkaufte die Ehre, unter dem großen Johann von Oestreich die Schlacht von Lepanto als gemeiner Krieger mitgestritten zu haben, durch den Verlust eines Armes und lange Gefangenschaft in Algier; Lope de Vega erlebte unter andern die Unfälle der unüberwindlichen Flotte; Calderon that Feldzüge in Flandern und Italien, unterzog sich als Ritter von Santiago seinen kriegerischen Pflichten, bis er in den geistlichen Stand trat, und so auch äußerlich beurkundete, wie die Religion die herrschende Triebfeder seines Lebens sei. Wenn Religionsgefühl, biederer Heldenmuth, Ehre und Liebe die Grundlagen der romantischen Poesie sind, so mußte sie in Spanien, unter solchen Auspicien geboren und herangewachsen, wohl den höchsten Schwung nehmen.

3. Friedrich von Schlegel.

(§. 99. Lehrb. §. 958.)

1. Deutscher Sinn.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel.
Ewig bleiben die uns fern!
Ehr' und Freiheit unser Stern!

2. Liebesleben.

Leis' und hold wie Kindes Scherz,
Rührt die Lieb' an unser Herz,
Jugendluft in Flammen glüh't,
Wie die Rose Farben sprüh't.
Bittrer Scheidung hart Geschoß,
Bild des Grabes und Genoss',
Und des Lebens rauher Sturm,
Ist der Freude Todeswurm.
Muß denn sterben so die Liebe,
Giebt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angst und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht:
So, von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von süßer Hoffnung spricht,

Und von jener schönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

3. Erscheinung.

Einsam blieb die Mutter auf der Erde;
Einsam steht die Mutter nun im Leben.
Bleich die Wang', und bleicher noch im Herzen
Lebt sie schweigend und will schweigend enden;
Denn nur einmal weinte sie von Herzen.
Als sie weinte, ward das Dunkel helle,
Von des Knaben Schimmer sie geblendet.
Ihren Knaben sah sie lächelnd schweben,
Andre Kinder schwebten um ihn ferne.
Tändelnd saß er an der alten Stelle,
Zu dem Spielzeug, das er kannte, redend:

O wie lieb' ich die Sachen,
Die mit mir spielen!
O wie bunt sind die Kinder,
Die mit mir fliegen!

Sie scheinen mich zu hüten,
Und geben Süßes.
Ich sehe, daß ich glänze
Und habe Flügel.

Mit den Worten war der Schein verschwunden;
In dem Glanz vergaß sich selbst die Mutter,
Doch der Schrecken faßte sie im Dunkel,
Daß sie wohl auf ewig hingesunken,
Wenn nicht neues Licht der Nacht entsprungen.
Ernsthaft winkt das Mädchen tief im Grunde,
Bittend aus der Ferne, nimmer ruhend,
Klagend fließt Gesang vom süßen Munde.

Ich bitte um die Mutter,
Ihr gebt mir weiße Rosen;
Ich frage nach der Mutter,
Ihr zeigt des Himmels Bogen.

Ich war so gern auf Erden
Und liebte recht die Sonne.
Nun bin ich leiser Schatten,
Sie winken mir nach oben.

Ich bin ein banges Mädchen,
Der Liebe früh entzogen.
Ich bin noch kindisch blöde;
Was soll ich schon am Throne?

Du hast mich auch verlassen,
Sonst wärst du schon gekommen.
O komm zu deinem Kinde,
Das ungern dir entflohen!

Als das süße Mädchen sang die Klagen,
War's als ob die Schmerzen alle brachen,
Aufgelöst in Thränen sie zu baden,
Die nun, einsam und verlassen,
An das Mädchen denkt und an den Knaben.

4. Von Volksschriftstellern.

(Aus den „Vorlesungen über neuere Geschichte".)

So merkwürdige, umfassende, vielwirkende, durch Geisteskraft außerordentliche Volksschriftsteller hat kein anderes Land in dem neuern Europa gehabt, als Deutschland. Es war auch, wie sehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutschland denen anderer Länder in manchen Zeiten nachstehen, ihnen kaum gleich kommen, oder sie doch erst später übertroffen haben mögen, in keinem andern Lande das Volk von jeher im Innern mit solcher geistigen Kraft ausgerüstet, als Volk das erste, ja das einzige in Europa, an welchem sich diese in den Tiefen der Menschheit ruhende Naturkraft so offenbart und bewährt hätte, als das deutsche. Es ist ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingesetzt sei; aber auch das ist eine Bemerkung aller Zeiten, daß aus dem Rufe des Volks die Stimme Gottes sich vernehmen lasse. Beides ist, wohl verstanden, vollkommen wahr; wehe denen, welche diese Gottesstimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche, einer leeren, todten Politik ergeben, wähnen, sie könnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Absichten lenken; da das Volk, klüger, als sie denken und als sie selber sind, jene Absichten recht wohl bemerkt, und sich so leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen sich wohl diejenigen schuldig, welche jene in ihrem Ursprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes,

muthwillig nur zum Spiel der Zerstörung in Bewegung zu setzen sich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar sein wird, sobald sie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorsam und Glauben Gottes, abgewichen ist. Beschränkt ist auch das Urtheil derer, welche glauben, diese Kraft, weil sie dieselbe nicht zu achten wissen, sei gar nicht vorhanden, oder könne vertilgt werden, wo sie doch von Alters her und ursprünglich, wie in Deutschland, vorhanden ist, weil sie, wie manche andere Kraft der Natur, nur in seltneren Fällen sich äußert.

4. Ludwig Tieck.

(§. 99. Lehrb. 958.)

1. Sonett auf Wackenroder.

Noch faßt mein Herz nicht seine eigne Wunde.
Als alle, die dich kannten und dich liebten,
Mit ungewohntem Kummer sich betrübten,
Ging mir vorbei der Kelch der bittren Stunde.

Ich bin noch so wie sonst mit dir im Bunde,
Mir ist, daß wir wie ehedem uns übten,
An edlen Dichtern freun, den vielgeliebten,
Als brächt' ein Brief von dir mir frohe Kunde.

Schon sonst bin ich von dir entfernt gewesen
Und du und deine Liebe schien ein Träumen,
Und ich besaß dich nur durch meinen Glauben:

So kann ich nun in Blumen, Sternen lesen,
Von dir, mein Freund, entfernt in größern Räumen.
Nicht Zeit nicht Tod kann dich mir jemals rauben.

2. Leben und Tod der heiligen Genofeva.

1. Gesang des Schäfers.

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such ich Ruh für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß und schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte dich verschmähn —
Suche Ruh für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einsam grünen Thal.

Hoffend und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmähn —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen einsam grünen Thal
Such zum Troste dir ein Grab zumal. —

2. Genofevas Gebet für ihren Gemahl in der Schlacht.

O Auge Gottes, das vom Himmel schauet,
Nimm du ihn gern in deinen großen Schutz,
Wer auf den Herrn mit sicherm Muth vertrauet,
Der beut den allerärgsten Feinden Trutz.
O Allmacht, wer auf deine Hülfe bauet,
Der ist verwahrt, geschirmt vom schönsten Schutz.
Dir übergeb' ich ihn und will nicht klagen,
Nicht Wohlgefall ist dir der Menschen Zagen.
Verworren wandern wir in bunten Reihen,
Und Tod und Unglück gehn durch uns dahin,
Wen du mit deiner Milde willst erfreuen,
Der findet im Verderben den Gewinn;
Er darf nicht drohende Gefahren scheuen,
Er singt: im Tod und Leben dein ich bin!
Du gabst ihn mir, dir sei er übergeben,
Er sei der Dein' im Tode oder Leben. —

3. Golo und Genofeva.

Garten. Mondschein.

Genofeva auf dem Balkon.

Genofeva.

Wie oft hab' ich in vor'ger Zeit gestanden,
Mich aus dem Klosterfenster ausgelehnt,
Was hat mein kindisch Herz damals gewähnt,
Von unbekannten, fernen, goldnen Landen.
Da wußt ich nichts von süßen Liebesbanden,

Doch war mein Herz nach Liebe hingesehnt,
Die Wange ward von Freud und Leid bethränt,
Bis meine Blicke dann die Sterne fanden.

Dann fühlt' ich Himmelskräfte niedersteigen,
Und jedes Ringen war in mir gestillt,
Das Irdische lag da wie ausgeglommen:

Sah ich das Gold des Mondes zwischen Zweigen,
So war mein Herz mit Wonne ganz erfüllt.
Dies fühl' ich jetzt in mir zurücke kommen.

Golo (im Garten auf der Laute spielend).

Deine Worte sind im Dunkeln
Wie die rothen Edelsteine,
Die mit ihrem Zauberscheine
Durch die Nacht und Dämmrung funkeln.

Mag doch Mond nun untergehen,
Fährst du fort so hold zu sprechen,
Wird uns Schimmer nicht gebrechen,
Bleibt der Mondglanz golden stehen.

Horch! die Bächlein nicht mehr rauschen,
Nachtigall hat ausgesungen,
Still der Bäume grüne Zungen,
Weil sie alle dir nur lauschen.

Deine Blicke, schießende Sterne,
Deine Worte Flötentöne,
Frühling deines Lächelns Schöne,
Ach wie erfreun
In deinem Schein
Sich all' Creaturen so gerne.

Genofeva.

Halt't inne, Golo, mit den Schmeichelworten,
Die in der stillen Nacht mein Ohr bezaubern,
Wie Fabel und Gedicht aus ferner Zeit,
Der Mondenschimmer läd't zum Dichten ein
Und zum Erfinden, das der Wahrheit fern
So wie dem ernsten Schein des Tages ist.
Doch wenn Ihr uns poetisch wollt' ergötzen,
So singt uns zu der Laute eins der Lieder,
Der vielen eins, die euch geläufig sind.

Golo.

Gern
Sing ich ein schlichtes Lied, das gestern mir
Den Sinn erfüllte.

Da irr' ich in den Steinen
In wilden Büschen hin,
Einsam und kann nicht weinen,
Die milden Sterne scheinen,
Gebrochen ist mein Sinn,
Die Kraft dahin.

Ich war ein junges Blut,
Zu Lust und Tanzen munter,
Hochfliegend war mein Muth,
Die ganze Welt mir gut,
Geht alles jetzt bergunter
Zur Nacht hinunter.

Mich sehn die Waffen an,
Mein Roß gibt mir die Blicke,
Ich bin ein andrer Mann,
Daß ich's nicht sagen kann:
Verschwunden all mein Glücke
Im Augenblicke.

Sonst hört' ich gern von Schlachten,
Und wünschte mich ein Held,
Jetzt mag ich nichts mehr achten,
All Sinne nicht mehr trachten
Hinein in volle Welt,
Mir nichts gefällt.

Sie ist mir hart und spröde,
Hoffnung ist mir vergangen,
So bin ich still und blöde,
Drum geh' ich in die Oede,
Und naß sind meine Wangen
Vor Pein und Bangen.

Kein Wort wag' ich zu sprechen,
Sie frägt mich nicht darum,
Ich will die Sorge brechen,
Mich an mir selber rächen,
Der Kummer bringt mich um,
Er bringt mich um.

3. Herbstlied.

(Aus „Prinz Zerbino".)

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbaren Ton:

Adieu! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch, als ich Blätter fallen sah,
Da sagt ich: Ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht;
Vielleicht so Lieb und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein.
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! Nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein.

4. Von dem guten Glücke, welches der tapfere Don Quixote in dem gräulichen und unerhörten Abenteuer mit den Windmühlen hatte.

(Aus Cervantes' Don Quixote übersetzt v. L. Tieck.)

Indem sahen sie wohl dreißig bis vierzig Windmühlen, die hier auf dem Felde standen und so wie sie Don Quixote erblickte, sagte er zu seinem Edelknaben: das Glück führt unsere Sache besser, als wir es nur wünschen konnten, denn siehe, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder noch mehr ungeheure Riesen, mit denen ich eine Schlacht zu halten gesonnen bin und ihnen allen das Leben zu nehmen; mit der Beute von ihnen wollen wir den Anfang unsers Reichthums machen, denn dies ist ein trefflicher Krieg und selbst ein Gottesdienst, diese Brut vom Angesichte der Erde zu vertilgen.

Welche Riesen? fragte Sancho Pansa.

Die du dorten siehst, antwortete sein Herr, mit den gewaltigen Armen, die zuweilen wohl zwei Meilen lang sind.

Seht doch hin, gnädiger Herr, sagte Sancho, daß das, was da steht, keine Riesen, sondern Windmühlen sind, und was Ihr für die Arme haltet, sind die Flügel, die der Wind umdreht, wodurch der Mühlenstein in Gang gebracht wird.

Es scheint wohl, antwortete Don Quixote, daß du in Abenteuern nicht sonderlich bewandert bist, es sind Riesen, und wenn du dich fürchtest, so gehe von hier und ergieb dich in einiger Entfernung dem Gebete, indeß ich die schreckliche und ungleiche Schlacht mit ihnen beginne.

Mit diesem Worte gab er seinem Pferde die Sporen, ohne auf die Stimme seines Edelknaben Sancho zu achten, der ihm immer noch nachrief, daß es ganz gewiß Windmühlen und nicht Riesen wären, was er angreifen wollte. Aber er war so fest von den Riesen überzeugt, daß er weder nach der Stimme seines Stallmeisters Sancho hörte, noch sich zu sehen bemühte, bis er dem Orte, wo sie gestanden, nahe gekommen war, worauf er mit lauter Stimme rief: entflieht nicht, Ihr feigherzigen und niederträchtigen Creaturen! ein einziger Ritter ist es, der euch die Stirn bietet. Zugleich erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel in Bewegung setzte; als Don Quixote dies gewahr ward, fuhr er fort: Strecktet ihr auch mehr Arme aus, als der Riese Briareus, so sollt ihr es dennoch bezahlen! Und indem er dies sagte und sich mit ganzer Seele seiner Gebieterin Dulcinea empfahl, die er flehte, ihm in dieser Gefährlichkeit zu helfen, wohl von seinem Schilde bedeckt, in der Rechten die Lanze, sprengte er mit dem Rozinante in vollem Galopp auf die vorderste Windmühle los und gab ihr einen Lanzenstich in den Flügel, den der Wind so heftig herumdrehte, daß die Lanze in Stücke sprang, Pferd und Reiter aber eine große Strecke über das Feld weg geschleudert wurden.

Sancho Pansa trabte mit der größten Eilfertigkeit seines Esels herbei und als er hinzu kam, fand er, daß Don Quixote sich nicht rühren konnte, so gewaltig war der Sturz, den Rozinante gethan hatte. Gott steh uns bei! sagte Sancho, sagte ich's Eure Gnaden nicht, daß Ihr zusehen möchtet was Ihr thätet, und daß es nur Windmühlen wären, die auch jeder kennen muß, wer nicht selber welche im Kopfe hat! — Gieb dich zur Ruhe, Freund Sancho, antwortete Don Quixote, das ist Kriegesglück, das am meisten von allen Dingen einem ewigen Wechsel unterworfen ist; um so mehr da ich glaube, und es auch gewiß wahr ist, daß eben der weise Freston, der mir mein Zimmer und meine Bücher geraubt hat, mir auch jetzt diese Riesen in Mühlen verwandelt, um mir den Ruhm ihrer Besiegung zu entreißen. So groß ist die Feindschaft, die er mir trägt! Aber endlich, endlich wird er doch mit allen seinen bösen Künsten nichts gegen die Tugend meines Schwertes vermögen!

Gott mag es so fügen, antwortete Sancho Pansa, indem er sich bemühte ihn aufzurichten; worauf er ihn auf den Rozinante setzte, dessen Glieder ausgerenkt waren und so verfolgten sie, indem sie sich von dem überstandenen Abenteuer unterhielten, den Weg nach dem Hafen Lapice. Dort meinte Don Quixote, müsse es viele und mancherlei Abenteuer geben, weil es ein so besuchter Ort sei; über den Verlust seiner Lanze war er sehr betreten und indem er darüber mit seinem Edelknaben sprach, sagte er: Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß ein spanischer Ritter, Diego Perez de Vargas genannt, als in einer Schlacht sein Schwert zersprang, er einen gewaltigen Zweig oder Ast von einer Eiche riß, und mit diesem am selbigen Tage solche Thaten verrichtete und so viele Mohren zerschlug, daß er den Zunamen des Zerschlägers annahm, von welcher Begebenheit sich auch späterhin seine Nachkommen Vargas und Zerschläger nannten. Dieses wird darum erzählt, weil auch ich von der ersten Steineiche einen Zweig abzureißen gedenke, der gerade so gewaltig ist, wie jener und mit welchem ich mir solcherlei Thaten zu thun in den Sinn gesetzt, daß du dich glücklich preisen wirst, dazu auserlesen zu sein, sie anzuschauen und ein Zeuge von Dingen zu werden, die man kaum wird glauben können.

Das gebe Gott! sagte Sancho, ich glaube auch Alles, wie es Eure Gnaden da erzählt, aber setzt Euch doch ein bischen gerade, denn mir dünkt, Ihr hängt so auf der Seite; das ist gewiß noch ein Malzeichen von dem Falle.

Es ist wahr, antwortete Don Quixote, und wenn ich aus Schmerz nicht klage, so geschieht es nur, weil es irrenden Rittern nicht ziemlich ist, über irgend eine Wunde zu klagen, und wenn selbst die Eingeweide hindurchkämen.

Wenn dem so ist, so läßt sich nichts dagegen sagen, antwortete Sancho, aber das weiß Gott, daß Ihr mir eine Liebe thätet, wenn ihr klagtet, falls es euch irgendwo weh thut: von mir kann ich versichern, daß ich mich über den allerkleinsten Schmerz beklage, wenn es sich nicht auf die Stallmeister irrender Ritter ebenfalls erstreckt, daß sie nicht klagen dürfen.

Don Quixote mußte über die Einfalt seines Stallmeisters lachen und antwortete, daß er sich beklagen könne, wie und wie oft es ihm beliebe, denn er habe bis daher noch nichts vom Gegentheil in den Vorschriften der Ritterschaft gelesen. Sancho sagte, er bemerke, daß es Zeit sei zu essen. Sein Herr erwiederte, daß er es noch nicht bedürfe, daß er aber essen könne, so viel er wolle. Mit dieser Erlaubniß richtete sich Sancho auf seinem Thiere so bequem ein, als er nur konnte, er nahm aus dem Schnappsacke, was er eingepackt hatte und so folgte er reitend und essend seinem Herrn eine große Strecke, indem er von

Zeit zu Zeit den Schlauch mit so vielem Anstande an den Mund setzte, daß ihn der ausgelernteste Gastwirth von Malaga hätte beneiden können. Als er nun so fortzog, und die Schlückchen immer schneller wiederholte, gedachte er keines Versprechens mehr, das ihm sein Herr gethan hatte, hielt es auch für keine Beschwerde, sondern für eine große Ergötzung herumzuirren und Abenteuer aufzusuchen, wenn sie auch noch so gefährlich sein sollten.

Sie mußten endlich die Nacht unter einigen Bäumen zubringen, und von dem einen Baume brach Don Quixote einen trocknen Zweig ab, der ihm zur Lanze dienen sollte, an den er auch das Eisen befestigte, das ihm von der zerschlagenen übrig war. Don Quixote schlief die ganze Nacht hindurch nicht, sondern gedachte an seine Gebieterin Dulcinea, um es nachzuthun, was er in seinen Büchern gelesen, wie die Ritter ohne Schlaf viele Nächte in den Waldungen und Einöden zubrachten und sich mit dem Andenken ihrer Herrscherinnen unterhielten. Nicht also trieb es Sancho Pansa, der, da er den Magen, und zwar mit keinem Habersüppchen angefüllt hatte, die ganze Nacht aus einem Stücke schlief und auch nachher nicht erwacht wäre, wenn ihn sein Herr nicht aufgeweckt hätte, denn die Strahlen der Sonne, die ihm auf das Gesicht schienen, sowie der Gesang der Vögel, die von allen Zweigen mit jubelndem Gesange die Ankunft des neuen Tages feierten, vermochten es nicht. Als er sich ermuntert hatte, schenkte er seinem Schlauche eine Umarmung, wobei er ihn viel eingefallener fand, als den Abend vorher, und sich von Herzen darüber betrübte, weil es nicht aussah, als wenn sie auf diesem Wege seine Auszehrung würden heilen können. Don Quixote begehrte nicht zu frühstücken, weil er sich, wie schon gesagt, mit nahrhaften Vorstellungen unterhalten hatte.

5. Friedrich de la Motte Fouqué.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

1. Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

1813.

Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen,
Für all das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen,
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben,
Am väterlichen Herd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, keck bewehrt.
O Wonne, die zu schützen,
Die uns die liebsten sind.
Hei! laßt Kanonen blitzen!
Ein frommer Muth gewinnt.

Die mehrsten ziehn einst wieder
Zurück in Sieger-Reih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glüh'n davon die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

In's Feld, in's Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohlgewogen;
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger allzusammen,
Dringt lustig in den Feind.
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

Wenn Alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

2. Trost.

Nun fällt — eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

6. Clemens Brentano.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

1. Im Lager.

Schlummerstille herrscht im Lager,
Ohne Regung ruht das Heer,
Einsam spähend sieht die Wache
Auch nicht einen Feind umher.
Kein Geräusch von keiner Seite,
Friedensstille rings um mich;
In der lang ergoss'nen Weite
Reget keine Waffe sich.

Schon rührt sich die Trommel,
Schon lockt die Trompete,
Da hebt sich der Streiter,
Da rasselt der Krieg,
Da spielen die Winde
In flatternden Fahnen.
Geschwinde! Geschwinde!
Auf blutigen Bahnen
Aurora und Eifer,
Gewalt, Muth und Sieg.

2. Soldatenlied.

Es leben die Soldaten,
So recht von Gottes Gnaden;
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeten müssen blasen
Guten Morgen, gute Nacht,
Daß man mit Lust erwacht.

Ihr Wirthsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne,
Ihr Schlafbuhl ist der Mond,
Der in der Sternschanz wohnt.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum, Schildwacht, sei getröst.

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen,
Wer übrig bleibt, hat Recht,
Und wer entflieht, ist schlecht.

3. Die Erinnerung von Sophie Mereau (Brentano's Gattin).

Es rauscht der Strom, es weht der Wind,
Wie Wind und Strom die Zeit verrinnt.
Es rauscht ihr Strom bergauf, bergab,
Und manches Blümchen fällt hinab.

Mit Adlersschwingen angethan,
Fleucht Phantasie dem Strom voran —
Zurück in stille Dämmerung
Schifft einsam die Erinnerung.

7. Ludwig Achim von Arnim.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

1. Gebet.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr der Erde, thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt!

2. Hohes.

Hohe Lilie, hohe Lilie!
Keine ist so stolz wie du;
In der stillen milden Ruh,
Hohe Lilie, hohe Lilie,
Ach, wie gern seh' ich dir zu!

Hohe Ceder, hohe Ceder!
Keine steht so einsam da,
Doch der Adler ist dir nah',
Hohe Ceder, hohe Ceder,
Der dein sichres Nest ersah!

Hohe Wolken, hohe Wolken
Ziehen über beide stolz,
Blitzen in das stolze Holz;
Hohe Wolken, hohe Wolken
Sinken ins entflammte Holz.

Hohe Flamme, hohe Flamme!
Tausend Lilien blühen drauf,
Tausend Cedern zehrst du auf;
Hohe Flamme, hohe Flamme!
Sag', wohin dein stolzer Lauf?

8. Adalbert v. Chamisso.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

1. Salas y Gomez.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meer's, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergessen:
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben,
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast,
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen,
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein! dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?
Und spähend, lauschend schritt' ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Aussicht von dem Abhang raubte;

Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, lang gestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt gelehnet an den Felsen-Wänden,
Im starren Antlitz Ruh, die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie, entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich wie aus Starrkrampf ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht! noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf, und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorb'nem Munde,
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift: Mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten.
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du littest, wird dein Lied verkünden.

1. Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt, —
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reiche Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr. —
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.—
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und besonnen; —
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht;
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen —
So wehten vorwärts thöricht die Gedanken!
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter, krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,

Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß im tiefen Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
Der Strom, entführten seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also! Mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich gedulď'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben."

2. Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande;
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimme, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum!
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor,
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt,
Ich richtete den Blick zu ihr empor —
„Ein Schiff! ein Schiff! Mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elend's denkt!
O Gott der Liebe, ja du straffst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde!
Du öffnest mir das Grab und führst auf's Neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu."
Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich:
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so baar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen! —

Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden? — — Wohl, sie müssen ja den Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! O, meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung! —
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen;
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

3. Die letzte Schiefertafel.

Geduld! die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde blaue Ferne,
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnengluth
Abwechseln über dir: Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht,
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken! —
Hinweg! Hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren.
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren,
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Gluth empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut;
Es hat der Tod ja Alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!

Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O, tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen, —
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen,
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath, — Nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

2. Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor,
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
Wir hatten uns lieb, und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnen-umwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schau'st grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht;
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei;
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagts, sich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

3. Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Guts, es thut nichts Schlechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

9. Heinrich v. Kleist.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

Germania an ihre Kinder.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor.

Horchet! — durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt in's Thal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felsenrissen;
Wie auf ew'ger Alpen Höhn
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ocean.

Chor.

So verlaßt, voran den Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser;
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegen zeucht;
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht;
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht:
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht!

Chor.

Wer, in unzählbaren Wunden,
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt
Und zum Sohn, beim Morgenschimmer,
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Das Geschehne sei vergessen;
Reue mög' euch ewig pressen!
Höh'rem, als der Erde Gut,
Schwillt an diesem Tag das Blut!

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung,
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung;
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor.

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns, nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun, —
Oder unser Grab ihn sein!

10. E. T. A. Hoffmann.

(§. 96. 100. Lehrb. §. 959.)

Die Bergwerke zu Falun.

(Aus den „Serapionsbrüdern“.)

(Abgekürzt.)

Nach manchem mühselig durchwanderten Tage erblickte Elis Fröbom in der Ferne zwei große Seen, zwischen denen ein dicker Dampf aufstieg. So wie er mehr und mehr die Anhöhe westlich erklimmte, unterschied er in dem Rauch ein paar Thürme und schwarze Dächer.

„Das ist Falun,“ rief Elis, „das Ziel meiner Reise!“ — Er hatte Recht, denn Leute, die ihm hinterher wanderten, bestätigten es, daß dort zwischen den Seen Runn und Warpann die Stadt Falun liege, und daß er so eben den Guffrisberg hinansteige, wo die große Tagesöffnung der Erzgrube befindlich. Guten Muthes schritt Elis Fröbom vorwärts, als er aber vor dem ungeheuren Höllenschlunde stand, da gefror ihm das Blut in den Adern, und er erstarrte bei dem Anblick der fürchterlichen Zerstörung.

Bekanntlich ist die große Tagesöffnung der Erzgrube zu Falun an 1200 Fuß lang, 600 Fuß breit und 180 Fuß tief. Die schwarzbraunen Seitenwände gehen anfangs größtentheils senkrecht nieder, dann verflachen sie sich aber gegen die mittlere Tiefe durch ungeheuren Schutt und Trümmerhalden. In diesen und an den Seitenwänden blickt hin und wieder die Zimmerung alter Schächte hervor, die aus starken, dicht auf einander gelegten und an den Enden in einander gefügten Stämmen nach Art des gewöhnlichen Blockhäuserbaues aufgeführt sind. Kein Baum, kein Grashalm sproßt in dem kahlen zerbröckelten Steingeklüft und in wunderlichen Gebilden, manchmal riesenhaften versteinerten Thieren, manchmal menschlichen Kolossen ähnlich, ragen die zackigen Felsenmassen rings umher empor. Im Abgrunde liegen in wilder Zerstörung durcheinander Steine, Schlacken, ausgebranntes Erz, und ein ewiger betäubender Schwefeldunst steigt aus der Tiefe, als würde unten der Höllensud gekocht, dessen Dämpfe alle grüne Lust der Natur vergiften. Man sollte

glauben, hier sei Dante herabgestiegen und habe den Inferno geschaut mit all' seiner trostlosen Qual, mit all' seinem Entsetzen.

Elis fühlte sich von tiefen Schauern durchbebt, und was dem Seemann niemals geschehen, ihn ergriff der Schwindel, es war ihm, als zögen unsichtbare Hände ihn hinab in den Schlund. Mit geschlossenen Augen rannte er einige Schritte fort und erst als er weit von dem Guffrisberg wieder hinabstieg und er hinauf blickte zum heiteren sonnenhellen Himmel, war ihm alle Angst jenes schauerlichen Anblicks entnommen. Er athmete wieder frei und rief recht aus tiefer Seele: O Herr meines Lebens, was sind alle Schauer des Meeres gegen das Entsetzen, was dort in dem öden Steingeklüft wohnt! — Mag der Sturm toben, mögen die schwarzen Wolken hinabtauchen in die brausenden Wellen, bald siegt doch wieder die schöne herrliche Sonne, und vor ihrem freundlichen Antlitz verstummt das wilde Getöse, aber nie dringt ihr Blick in jene schwarze Höhle, und kein frischer Frühlingshauch erquickt dort unten jemals die Brust. — Nein, zu euch mag ich mich nicht gesellen, ihr schwarzen Erdwürmer, niemals würd' ich mich eingewöhnen können in euer trübes Leben!

Elis gedachte in Falun zu übernachten, und dann mit dem frühesten Morgen seinen Rückweg anzutreten, nach Göthaborg.

Als er auf den Marktplatz, der Helsingtorget geheißen, kam, fand er eine Menge Volks versammelt.

Ein langer Zug von Bergleuten in vollem Staat mit Grubenlichtern in den Händen, Spielleute vorauf, hielt eben vor einem stattlichen Hause. Ein großer schlanker Mann von mittleren Jahren trat heraus, und schaute mit mildem Lächeln umher. An dem freien Anstande, an der offenen Stirn, an den dunkelblau leuchtenden Augen mußte man den echten Dalkarl erkennen. Die Bergleute schlossen einen Kreis um ihn, jedem schüttelte er treuherzig die Hand, mit jedem sprach er freundliche Worte.

Elis Fröbom erfuhr auf Befragen, daß der Mann Pehrson Dahlsjö sei, Masmeister, Altermann und Besitzer eines schönen Bergwerks bei Stora-Kopparberg. Pehrson Dahlsjö öffnete nun die Thüre seines Hauses, und alle Bergleute traten nach einander hinein. Elis folgte unwillkürlich und blieb an der Schwelle stehen, so daß er den ganzen geräumigen Flur übersehen konnte, in dem die Bergleute auf Bänken Platz nahmen. Ein tüchtiges Mahl stand auf einem Tisch bereitet.

Nun ging die hintere Thüre dem Elis gegenüber auf, und eine holde festlich geschmückte Jungfrau trat hinein. Hoch und schlank gewachsen, die dunklen Haare in vielen Zöpfen über den Scheitel aufgeflochten, das nette schmucke Mieder mit reichen Spangen zusammengenestelt, ging sie daher in der höchsten Anmuth der blühenden Jugend. Alle Bergleute standen auf und leises freudiges Gemurmel lief durch die Reihen: „Ulla Dahlsjö! — Wie hat Gott gesegnet unsern wackern Altermann mit dem schönen, frommen Himmelskinde!“ — Selbst den ältesten Bergleuten funkelten die Augen, als Ulla ihnen sowie allen übrigen die Hand bot zum freundlichen Gruß. Dann brachte sie schöne silberne Krüge, schenkte treffliches Aehl, wie es denn nun in Falun bereitet wird, ein, und reichte es dar den frommen Gästen, indem aller Himmelsglanz der unschuldvollsten Unbefangenheit ihr holdes Antlitz überstrahlte.

Sowie Elis Fröbom die Jungfrau erblickte, war es ihm, als schlüge ein Blitz durch sein Inneres, und entflamme alle Himmelslust, allen Liebesschmerz — alle Inbrunst, die in ihm verschlossen. — Ulla Dahlsjö war es,

die ihm in dem verhängnißvollen Traum die rettende Hand geboten, er glaubte nun die tiefe Deutung jenes Traumes zu errathen, und pries, des alten Bergmanns vergessend, das Schicksal, dem er nach Falun gefolgt. — Aber dann fühlte er sich, auf der Thürschwelle stehend, ein unbeachteter Fremdling, elend, trostlos, verlassen und wünschte, er sei gestorben, ehe er Ulla Dahlsjö geschaut, da er doch nun vergehen müsse in Liebe und Sehnsucht. Nicht das Auge abzuwenden vermochte er von der holden Jungfrau, und als sie nun bei ihm ganz nahe vorüberstreifte, rief er mit leiser bebender Stimme ihren Namen. Ulla schaute sich um und erblickte den armen Elis, der, glühende Röthe im ganzen Gesicht, mit niedergesenktem Blick da stand — erstarrt — keines Wortes mächtig.

Ulla trat auf ihn zu und sprach mit süßem Lächeln: „Ei Ihr seid ja wohl ein Fremdling, lieber Freund! das gewahre ich an Eurer seemännischen Tracht! — Nun! — warum steht Ihr denn so auf der Schwelle. — Kommt doch nur herein und freut Euch mit uns!" — Damit nahm sie ihn bei der Hand, zog ihn in den Flur und reichte ihm einen vollen Krug Aehl. „Trinkt," sprach sie, „mein lieber Freund, auf guten gastlichen Willkommen!"

Dem Elis war es, als läge er in dem wonnigen Paradiese eines herrlichen Traums, aus dem er gleich erwachen, und sich unbeschreiblich elend fühlen werde. Mechanisch leerte er den Krug. In dem Augenblick trat Pehrson Dahlsjö an ihn heran und fragte, nachdem er ihm die Hand geschüttelt zum freundlichen Gruß, von wannen er käme und was ihn hergebracht nach Falun. Elis fühlte die wärmende Kraft des edlen Getränks in allen Adern. Dem wackern Pehrson ins Auge blickend, wurde ihm heiter und muthig zu Sinn. Er erzählte, wie sein Vater ein tüchtiger Steuermann gewesen, aber in einem Sturme umgekommen sei. Seine beiden Brüder wären als Soldaten geblieben in der Schlacht, und er allein habe seine arme verlassene Mutter erhalten mit dem reichen Solde, den er nach jeder Ostindienfahrt bekommen. Denn Seemann habe er doch nun, einmal von Kindesbeinen an dazu bestimmt, bleiben müssen, und da habe es ihm ein großes Glück gedünkt, in den Dienst der ostindischen Kompagnie treten zu können. Reicher als jemals sei diesmal der Gewinn ausgefallen, und jeder Matrose habe noch außer dem Sold ein gut Stück Geld erhalten, so daß er, die Tasche voll Dukaten, in heller Freude hingelaufen sei nach dem kleinen Häuschen, wo seine Mutter gewohnt. Aber fremde Gesichter hätten ihn aus dem Fenster angeguckt, und eine junge Frau, die ihm endlich die Thür geöffnet, und der er sich zu erkennen gegeben, habe ihm mit kaltem rauhem Ton berichtet, daß seine Mutter schon vor drei Monaten gestorben, und daß er die paar Lumpen, die, nachdem die Begräbnißkosten berichtigt, noch übrig geblieben, auf dem Rathhause in Empfang nehmen könne. Der Tod seiner Mutter zerreiße ihm das Herz, er fühle sich von aller Welt verlassen und das wilde Leben auf der See sei ihm ganz und gar zuwider geworden, seine innerste Neigung treibe ihn zum Bergbau, und hier in Falun wolle er sich mühen als Knappe unterzukommen. — —

Mit jedem Tage gewann der wackre Pehrson Dahlsjö den fleißigen frommen Jüngling mehr lieb und sagte es ihm öfters unverhohlen, daß er in ihm nicht sowohl einen tüchtigen Knappen, als einen geliebten Sohn gewonnen. Auch Ulla's innige Zuneigung that sich immer mehr und mehr kund. Der Vater gab seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, und die Hochzeit wurde auf den Johannistag festgesetzt.

Schon waren die Gäste versammelt, um das Brautpaar nach der Kopparbergs-Kirche, wo nach gehaltenem Gottesdienst die Trauung vor sich gehen sollte, zu geleiten. — Schon war es beinahe Mittag, noch immer ließ sich Elis Fröbom nicht sehen. Da stürzten plötzlich Bergleute herbei, Angst und Entsetzen in den bleichen Gesichtern, und meldeten, wie eben ein fürchterlicher Bergfall die ganze Grube, in der Dahlsjö's Kuxe befindlich, verschüttet.

„Elis — mein Elis, du bist hin — hin!" — so schrie Ulla laut auf und fiel wie todt nieder. — Nun erfuhr erst Pehrson Dahlsjö von dem Steiger, daß Elis am frühen Morgen nach der großen Pinge gegangen und hinabgefahren, sonst hatte, da Knappen und Steiger zur Hochzeit geladen, niemand in dem Schacht gearbeitet. Pehrson Dahlsjö, alle Bergleute eilten hinaus; aber alle Nachforschungen, so wie sie nur selbst mit der höchsten Gefahr des Lebens möglich, blieben vergebens. Elis Fröbom wurde nicht gefunden. Gewiß war es, daß der Erdsturz den Unglücklichen im Gestein begraben; und so kam Elend und Jammer über das Haus des wackern Pehrson Dahlsjö, in dem Augenblick, da er Ruhe und Frieden für seine alten Tage sich zu bereiten gedacht.

Längst war der wackre Masmeister Altermann Pehrson Dahlsjö gestorben, längst seine Tochter Ulla verschwunden, niemand in Falun wußte von beiden mehr etwas, da seit Fröboms unglückseligem Hochzeitstage wohl an die funfzig Jahre verflossen. Da geschah es, daß die Bergleute, als sie zwischen zwei Schachten einen Durchschlag versuchten, in einer Teufe von dreihundert Ellen im Vitriolwasser den Leichnam eines jungen Bergmanns fanden, der versteinert schien, als sie ihn zu Tage förderten.

Es war anzusehen, als läge der Jüngling in tiefem Schlaf, so frisch, so wohl erhalten waren die Züge seines Antlitzes, so ohne alle Spur der Verwesung seine zierlichen Bergmannskleider, ja selbst die Blumen an der Brust. Alles Volk aus der Nähe sammelte sich um den Jüngling, den man heraufgetragen aus der Pinge, aber niemand kannte die Gesichtszüge des Leichnams, und keiner der Bergleute vermochte sich auch zu entsinnen, daß irgend einer der Kameraden verschüttet. Man stand im Begriff, den Leichnam weiter fortzubringen nach Falun, als aus der Ferne ein steinaltes, eisgraues Mütterchen auf Krücken hinankeuchte. „Dort kommt das Johannismütterchen!" riefen einige von den Bergleuten. Diesen Namen hatten sie der Alten gegeben, die sie schon seit vielen Jahren bemerkt, wie sie jedesmal am Johannistage erschien, in die Tiefe schauend, die Hände ringend, in den wehmüthigsten Tönen ächzend und klagend an der Pinge umherschlich, und dann wieder verschwand. Kaum hatte die Alte den erstarrten Jüngling erblickt, als sie beide Krücken fallen ließ, die Arme hoch empor streckte zum Himmel, und mit dem herzzerschneidendsten Ton der tiefsten Klage rief: „O Elis Fröbom — o mein süßer Bräutigam!" Und damit kauerte sie neben dem Leichnam nieder und faßte die erstarrten Hände und drückte sie an ihre im Alter erkaltete Brust, in der noch, wie heiliges Naphtafeuer unter der Eisdecke, ein Herz voll heißer Liebe schlug. „Ach," sprach sie dann, sich im Kreise umschauend, „niemand, niemand von Euch kennt mehr die arme Ulla Dahlsjö, dieses Jünglings glückliche Braut vor funfzig Jahren! — Als ich mit Gram und Jammer fortzog nach Ornäs, da tröstete mich der alte Torbern und sprach, ich würde meinen Elis, den das Gestein begrub am Hochzeitstage, noch wiedersehen hier auf Erden, und da bin ich Jahr aus, Jahr ein hergekommen und habe ganz Sehnsucht und treue Liebe hinabgeschaut in die Tiefe. — Und heute ist mir

ja wirklich solch' seliges Wiedersehen vergönnt! — O mein Elis, — mein geliebter Bräutigam!" —

Auf's neue schlug sie die dürren Arme um den Jüngling, als wolle sie ihn nimmer lassen, und Alle standen tiefbewegt ringsumher. Leiser und leiser wurden die Seufzer, wurde das Schluchzen der Alten, bis es dumpf vertönte.

Die Bergleute traten hinan, sie wollten die arme Ulla aufrichten, aber sie hatte ihr Leben ausgehaucht auf dem Leichnam des erstarrten Bräutigams. Man bemerkte, daß der Körper des Unglücklichen, der fälschlicher Weise für versteinert gehalten, in Staub zu zerfallen begann.

In der Kopparbergs-Kirche, dort, wo vor funfzig Jahren das Paar getraut werden sollte, wurde die Asche des Jünglings beigesetzt und mit ihr die Leiche der bis in den bittern Tod getreuen Braut. —

11. Zacharias Werner.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

Der vierundzwanzigste Februar.

Kunz Kurruth, ein braver und tapferer eidgenössischer Soldat, war zu seinem Vater, dem Wirthe auf dem Gemmipaß, zurückgekehrt und hatte ihm eine geliebte Frau ins Haus gebracht, die der Vater aber wegen ihrer Armuth verachtete und verhöhnte. Hierdurch täglich gereizt und endlich auf's Aeußerste erbittert, schleudert der Sohn ein Messer nach dem Vater, ohne ihn jedoch zu treffen, der Vater aber stirbt aus Zorn hierüber am Schlagfluß und verflucht sterbend den Sohn und sein ganzes Geschlecht. Nun geht Alles schlecht in Haus und Wirthschaft; das erste Kind, das dem Kunz geberen wird, trägt schon ein Zeichen der That, ein Mal am Arm, und ermordet im Spiel als Knabe von sieben Jahren sein zweijähriges Schwesterchen, woran der Vater sein Herz gehängt hatte; nun flucht der Vater auch ihm, die Mntter bringt ihn zu einem Verwandten, wo er aber nach einigen Jahren entflieht, in die Schweizer Garde in Paris tritt und nach dem Glauben der Eltern in der Revolution umkommt. Die Eltern verarmen mehr und mehr und endlich soll Kunz Kurruth wegen Schulden, von hartherzigen Gläubigern gedrängt, ins Gefängniß; in höchster Erbitterung beschließt er, wenn am nächsten Morgen die Schergen ihn holen würden, auf dem Weg sich in den Abgrund zu stürzen, um der Schande zu entgehen. Da tritt in stürmischer Winternacht in die trostlose, kalte Hütte ein Fremder, der eine reichliche Mahlzeit bei sich hat und viel Geld mitbringt. — Sie erzählen sich gegenseitig ihre Geschichte, der Fremde doch nur andeutungsweise und ohne sich zu nennen, legt sich endlich in der Kammer auf Stroh. Durch verschiedene Umstände gereizt will Kunz den Fremden berauben; in der Mutter dämmert der Gedanke, daß es ihr Sohn sei; allein der Vater hält an der Todesnachricht, die sie empfangen haben, fest, und aus dem letzten verzweifelten Wunsch ihres gequälten Herzens, ihren Mann vcr der höchsten Sünde (den Selbstmord) zu bewahren, scheint ihr die Beraubung als die kleinere Sünde ein Ausweg. — Der Fremde erwacht und springt auf. Nun trifft ihn schnell ein Stich mit eben dem Unglücksmesser, welches den Fluch herbeigeführt und auch ihn zum Mörder gemacht hatte, er stirbt in seiner Mutter Armen, nachdem Vater und Mutt:r ihren Sohn in ihm entdeckt hatten, und er ihnen vergeben. Es war der 24. Februar, wo Kunzens Vater den Fluch ausgesprochen und sein Sohn das Schwesterchen umgebracht hatte; Kunz wird ruhig in dem Vorsatz, auf dem Blutgerüst seine That zu büßen und sich Gottes Erbarmen zu übergeben.

Kunz.

Horch auf! — als ich heut Abends kam gegangen
Von Leuk, und nun den Alpenpaß gewann,
Der immer höher, steiler sich, wie Schlangen,
Im Zickzack dreht! — Du weißt: ich bin ein Mann,
Und fürchte nichts als Schmach! — Auch hab' ich diesen Gang
Wohl tausendmal, bei Tag und Nacht, gethan;
Doch heute, wie es immer so entlang
Und wieder rückwärts ging, und stets die Felsenwand
Kein Ende nahm — da ward mir's, wie soll ich sagen, bang! —
Mein ganzes Leben drehte sich, wie ein Klippenband,
Um mich herum, wie Alpenpaß der Qual,
Aus dem ich immer suchend, nimmer fand!
's war wie ein Traum mir, wo man Schritte sonder Zahl
Mit Angst thut, und doch liegen bleibt! — So kam

Ich durch die Kluft zur Höhe; ich sah hinab
in's Thal;
Wie mein Gewissen düster war's! — Ich
nahm
Den Fußpfad westwärts. — Als ich ein=
mal auffah,
Stand — in dem flockenschwangern Wolken=
rahm —
Der Lämmerngletscher plötzlich vor mir —
nah!
Mit seinem eisbedeckten Haupt, er war
Wie Vater sel'ger, als er da saß, — da!
(Auf den Lehnstuhl zeigend.)
Im Todesschlafe, blau! — Mir fiel der
Februar,
Der vierundzwanzigste, auf's Herz! — Im
Nacken
Traf es mich, wie ein Henkersbeil! — Und
klar
Glomm's auf — wie Gluthen, die mich
wollten packen! —
So war ich über'n Daubensee gerannt,
Der, wie mein starrend Blut, zu Eis ge=
backen!
So wie mein Leben, war schier ausgebrannt
Das Licht in der Laterne! — Da, mit Kräch=
zen,
Fliegt eine Dohle — wie an's Seees Rand
Sie hausen — zur Latern'; als trieb ein
Lechzen
Zur Flamme sie! — Mit beiden Klauen
klammert
Sie dran sich schnarrend, wie des Vaters
Aechzen,
Als er den Todeskampf nun bald hatt' aus=
gejammert!
Und ihren Schnabel, gelb, wie dort die
Schal'
Des Unglücksmessers —
(auf das an der Wand hängende Messer zeigend.)
wetzend, pickt und hammert
Sie am Laternenrande! — Frau, zum
erstenmal
Hab' ich gezittert, wie ein Kind! Es
klang
Wie Sensenschleifen! —

Trude.

Halt! — es tödtet mich die Qual!

Kunz.

Da — tief durch meines Herzens Kam=
mern — drang
Der Fluchgedanke: Mörder! Und das
Huhn,
Das unsern Sohn zum Mörder machte,
schwang
Vor meines Geistes Aug' sich auf! —

Trude.

Laß ruhn
Die Hölle! — Bete! —

Kunz.

Nein! — Das Frevelthun
Schleußt mir den Himmel! Mit Geschrei, mit
Graus
Erfüllt des Vaters Fluch dies unheilschwangre
Haus! — —

12. Jens Baggesen.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

1. Der deutsche Sprachschatz.

Die ganze Welt der deutschen Sprache gab
In einem Wörterbuch uns Adelung —
das heißt:
Der ganze Stoff derselben, ohne Geist,
Verfault in seinem Wörtergrab.

Dieselbe ganze Welt nun eben,
Vollständig, wie sie ist, und nicht nur das
allein,
Auch wie sie könnte, sollte sein —
Und noch dazu, nicht ohne Geist und Leben —
Getrau' ich mir,
Anstatt in vier
Unendlich großen Wörterbänden, hier
In einem einz'gen Wörterwort zu geben:

Querpflanzstockbaumgedeihn —
Dieß Wort schließt alle heimischen Buchstaben,
Die Sitz und Stimm' in deutscher Sprache
haben,
Und mithin alle deutschen Wörter ein.

Wer nur der Sprache Stoff will aufbewahren
An einem sichern Ort,

Kann sich durch dieses einz'ge Wort
Den Kauf des theuren Adelungs ersparen.

Es liegt der hohe, tief' und hell' und volle Sinn
Von Schiller, Klopstock, Voß, und Göthe selbst darin,
Man lasse nur den Geist darüber walten,
So wird sich schon daraus die ganze Welt entfalten.

2. Epigramme.

1. Das Schwerste und das Leichteste.

Tausende strengten sich an, dem Joch zu entziehen das Franzvolk;
Einer war mehr als genug, wieder in's Joch sie zu ziehn.

2. Schiller und Goethe.

Die hohe Würde schloß mit stiller Kraft,
In unsrer Dichtung Abend-Morgenröthe,
Den Schwesterbund in eurer Brüderschaft,
Glanzreicher Schiller und gediegner Goethe!

Und Welt und Nachwelt läßt unausgemacht,
Wer an Verdienst und Ruhm dem andern weiche;
So steht in Deutschlands Wäldern, gleicher Pracht,
Die hehre Buche bei der heil'gen Eiche.

13. Hammer-Purgstall.

(§. 98. 109 e. Lehrb. 957. 1048.)

1. Der Tag des Wehs.

(Aus dem Koran übersetzt von Hammer-Purgstall.)

Bei den aufeinander folgenden Sendungen vom Himmel,
Bei der Sterne Getümmel,
Bei den Engeln, welche die Flügel ausbreiten,
Bei den Versen des Koran's, welche die Wahrheit deuten,
Welche Ermahnungen geben,
Verheißungen und Drohungen für dieses und jenes Leben: —
Es kommt der verheißene Tag!
Wenn die Sterne ohne Licht bleiben
Und die Himmel sich zerspalten,
Wenn die Gebirge zerstäuben
Und die Gottgesandten Wache halten,
Zu welchem Tag?
Zum Tag der Trennung.
Wer gibt die Erkennung zum Tag der Trennung?
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Schufen wir euch nicht aus schlechtem Wasser
Und setzten euch an festen Ort
Bis auf bestimmte Zeit?
Dieß konnten wir; wohl Denen, die es können!
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Machten wir nicht die Erde beständig,
Daß sie euch fasse todt und lebendig?
Setzten wir nicht die Gebirge euch zu gut?
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Tränkten wir euch nicht aus des Euphrat's Fluth?
Geht in die Pein, die ihr leugnetet, ein,
In die schwarzen Schatten, dreifach schlagen sie zusammen,
Da ist keine Rettung aus den Flammen.
Die Flammen sprühen hell,
Die Schatten thürmen, wie ein Castell,
Es gleicht der Brand einem rothen Kameel.
Das ist der Tag,
Wo Keiner zu reden und sich zu entschuldigen vermag.
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Das ist der Tag der Trennung (der Bösen von den Frommen),
Wir versammeln euch mit dem Geschlechte, das vor euch gekommen.
Wenn ihr listig seid, brauchet List.
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Die Frommen weilen an Quellen, von Schatten überhangen.
Sie haben Früchte, die sie verlangen.
Esset und trinket fröhlich für's Gute, das ihr begangen,
So lohnen wir Diejenigen, die dem Guten nachhangen.
Weh' den Lügnern an jenem Tag,
Wenn man ihnen sagt: verbeugt euch, verbeugen sie sich nicht.
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
An welche Sage glauben sie denn hernach?

Die Höllenstampfe.
Weh' dem Lügner, der den guten Namen streift!
Weh' dem, der nur Schätze auf Schätze häuft!
Weil er ewig sich auf seinen Reichthum steift.
Weh'! hinunter in die Höllenstampfe!

Weißt du, was das ist, die Höllenstampfe?
Feuer Gottes ist es, hochaufragend,
Ueber Herzen wild zusammenschlagend,
Gluth, wie in ein Gewölbe zusammengebogen,
Flammen, hoch wie Säulen aufgezogen.

2. Zriny's Heldentod.

(Geschichte der Osmanen.)

Am Morgen des 5. Sept. 1566 flammte das große Bollwerk von Szigeth in hellen Brand auf als Leichenfackel Suleiman's, der in der Nacht vom 5. auf den 6. Sept., sei es aus Altersschwäche, sei es an der Ruhr, sei es am Schlage, gestorben war. Seinen Tod verheimlichte der Großwessir, und die Bewahrung des Geheimnisses soll durch die Erwürgung eines Arztes verbürgt worden sein. Er hatte nicht den Trost, vor seinem Tod den Fall Szigeths zu sehen, oder den, von der Uebergabe Gyula's zu hören, welches, seit dem 4. Juli belagert, am 1. Sept. von Kerethenyi übergeben worden war. Ungeduldig über die Dauer der Belagerung Szigeths hatte Suleiman noch kurz vor seinem Tode eigenhändig an den Großwessir geschrieben: „Ist dieser Rauch denn noch nicht ausgebrannt, und tönt denn noch nicht die Pauke der Eroberung?“ In diesem Sinne wurden auch nach Suleiman's nicht nur dem Heere, sondern selbst den Wessiren verheimlichtem Tode eigenhändige Schreiben des Sultans als Tagsbefehl kund gemacht. Der Verfasser derselben war Dschaaferaga, der damalige oberste Waffenträger, welcher mit dem Geheimschreiber Feridun allein in das Staatsgeheimniß des Todes vom Großwessir eingeweiht worden, und welche Beide das in sie gesetzte Vertrauen in der Folge unter Selims II. Regierung bewährten. Am 8. Sept., nachdem die äußere Festung in Asche zusammengesunken, von der inneren nur der Thurm, worin die Pulverkammer, noch unversehrt, und der Augenblick sich zu ergeben oder zu sterben gekommen war, wählte Zriny den Tod des Helden mit besonnener Standhaftigkeit und Würde. Von seinem Kämmerer Franz Cherenkö forderte er ein kurzes seidenes Wamms, die goldene Kette um den Hals und den schwarzen mit Gold gestickten Federhut, unter dessen Reiherbüschen ein Diamant funkelte. Darauf läßt er hundert Dukaten wohlgezählt, daß ja kein türkischer darunter, sondern lauter ungarische, in sein Wamms stecken, „damit,“ spricht er, „wer mich auszieht, nicht sagen könne, er habe nichts an mir gefunden.“ Dann fordert er die Schlüssel des Schlosses, steckt sie zu den Dukaten und sagt: „So lange ich meine Hand bewegen kann, soll mir Niemand das Gold und die Schlüssel entreißen. Nach meinem Tode mag's haben, wer will; ich habe geschworen, daß man im türkischen Lager nicht mit Fingern auf mich weisen soll.“ Von vier mit Gold beschlagenen Säbeln wählt er den ältesten. „Mit diesem,“ sagt er, „hab' ich zuerst Ehre und Ruhm erworben, mit diesem will ich tragen, was Gottes Gericht über mich verhängt.“ Voraus ließ er die Fahne, hinter sich den Schild tragen: ohne Panzer, ohne Helm trat er auf die Straße, unter die Schaar der Sechshundert, die sich mit ihm dem Tode geweiht, und feuerte ihren Muth noch durch kurze Anrede an, die er mit dem dreimaligen Rufe Jesus! beschloß. Schon brannte von allen Seiten das innere Schloß, es war die höchste Zeit zum letzten Ausfalle. Unter dem Thor lag ein großer Mörser mit zerschnittenem Eisen geladen, diesen befiehlt er abzufeuern und gegen sechshundert der auf die Brücke andrängenden Stürmer stürzen zu Boden. Unter dem Rauch des abgefeuerten Mörsers bricht

Zriny wie der Blitz aus der Donnerwolke hervor, mit Lorenz Juranitsch, dem treuen Fahnenjunker, der das kaiserliche Panier schwang, voraus stürzt er in der Feinde dichteste Reihen, und sogleich, von zwei Kugeln in der Brust, von einem Pfeile am Kopfe getroffen, darnieder. Dreimal ertönt das Freudengeschrei: Allah! Die Janitscharen tragen ihn über ihren Köpfen zum Aga; noch lebend wird er auf die Lafette von Katzianers Kanone mit dem Gesicht voruntergelegt, und ihm der Kopf abgeschnitten, auf der Kanone Katzianers! Diesen, den Verräther am Kaiser, hatte Zriny, ein Verräther am Gastrecht, auf seinem Schlosse ermorden lassen; auf diese Weise hatte der ungarische Leonidas des Gastfreundes Mord auf der Kanone desselben und den abgeschnittenen Kopf des gefangenen Aga mit seinem eigenen gebüßt. In dem Schlosse wüthete unterdessen Mord und Brand fort; der Weg ging nur über Haufen von Leichen; Weiber und Kinder wurden weggeschleppt und oft von den Janitscharen, die sich darum stritten, zerhauen Zriny's Kämmerer, Schatzmeister und Mundschenk waren lebendig gefangen und ihnen sogleich zum Spotte der Bart abgeschnitten und versengt worden. Der Großwessir ließ sie durch den Dollmetsch Ibrahim um Zriny's Schätze befragen. Der Mundschenk, ein Jüngling voll edlen ungarischen Stolzes, antwortete: „Hunderttausend ungarische Dukaten, hunderttausend Thaler, tausend große und kleine Becher und Gefäße hatte Zriny; aber alles hat er vernichtet, kaum sind Sachen vom Werthe von fünftausend Dukaten noch übrig; aber desto mehr hatte er Pulver, das jetzt, während wir sprechen, auffliegen wird, so daß das Feuer, ohne welches ihr das Schloß nie erobert hättet, eures eigenen Heeres Verderben ist.“ Des Mundschenks Aussage bestätigten die beiden Andern. Der Großwessir, aufgelärmt, befahl dem Tschauschbaschi mit den Tschauschen aufzusitzen und die nöthigen Vorkehrungen zur Abwendung solchen Unheils zu treffen. Kaum konnten sie die Anführer warnen aus dem Wege zu gehen; ehe sie noch zum Schlosse hinkamen, flog der Thurm mit einem Gekrache, als ob der Himmel einstürzte, und mit dem Thurm über dreitausend Soldaten in die Luft. Zriny's Kopf mit seiner Sammethaube und goldenen Kette beförderte der Großwessir Sokolli noch am selben Tage durch den Oberstkämmerer Gulabi Aga an seinen Neffen, den Statthalter von Ofen, mit dem Auftrag, denselben in des Kaisers Lager zu senden. Dieser vollzog sogleich den empfangenen Auftrag, indem er das Haupt an den Grafen Eck von Salm übersandte. Später ward es durch Balthasar Bacsany nach Tschakathurn gebracht und dort im Helnakloster an der Seite seiner ersten Gemahlin, einer geborenen Frangipan, bestattet.

14. Ernst Schulze.

(§. 110 b. Lehrb. §. 1051.)

Entsagung.

O Herz sei endlich stille,
Was schlägst du so unruhvoll?
Es ist ja des Himmels Wille,
Daß ich sie lassen soll!

Und gab auch dein junges Leben
Dir nichts als Wahn und Pein;
Hat's ihr nur Freude gegeben,
So mag's verloren sein.

Und wenn sie auch nie dein Lieben
Und nie dein Leiden verstand,
So bist du doch treu geblieben,
Und Gott hat's droben erkannt.

Wir wollen es muthig ertragen,
So lang nur die Thräne noch rinnt,
Und träumen von schöneren Tagen,
Die lange vorüber sind.

Und siehst du die Blüthen erscheinen
Und singen die Vögel umher,
So magst du wohl heimlich weinen,
Doch klagen sollst du nicht mehr.

Gehn doch die ewigen Sterne
Dort oben mit goldenem Licht,
Und lächeln so freundlich von ferne,
Und denken doch unser nicht.

15. Karl Immermann.

(§. 96. 109 a. Lehrb. §. 1044.)

1. Aus dem Roman „Münchhausen".

Gott bewahre mich, daß ich über etwas, was ich in diesem Lande (Westphalen) gesehen, spöttelte! versetzte der Jäger. Ich freue mich jetzt, daß mich ein toller Streich zwischen diese Wälder und Felder geschleudert hat, denn sonst würde ich die Gegend wohl nicht kennen gelernt haben, da sie auswärts wenig in Ruf steht, und in der That auch nichts Anziehendes für abgespannte und überreizte Touristen haben kann. Aber mich hat hier die Empfindung stärker als selbst in meiner Heimath, in Schwaben, angefaßt: Das ist der Boden, den seit mehr als tausend Jahren ein unvermischter Stamm trat! Und die Idee des unsterblichen Volkes wehte mir im Rauschen dieser Eichen und des uns umwallenden Fruchtsegens fast greiflich, möchte ich sagen, entgegen.

Das unsterbliche Volk! rief der Diaconus. Ja, dieser Ausdruck besagt das Richtige. Ich versichere Ihnen, mir wird allemal groß zu Muthe, wenn ich der unabschwächbaren Erinnerungskraft, der nicht zu verwüstenden Gutmüthigkeit und des geburtenreichen Vermögens denke, wodurch unser Volk sich von jeher erhalten und hergestellt hat. Rede ich aber von dem Volke in dieser Beziehung, so meine ich damit die Besten unter den freien Bürgern und den ehrwürdigen, thätigen, wissenden, arbeitsamen Mittelstand. Diese also meine ich, und Niemand anders vor der Hand. Aus ihnen aber, und aus dieser ganzen Masse haucht es mich wie der Duft der aufgerissenen schwarzen Ackerscholle im Frühling an, und ich empfinde die Hoffnung ewigen Keimens, Wachsens, Gedeihens aus dem dunkeln, segenbrütenden Schooße. In ihm gebiert sich immer neu der wahre Ruhm, die Macht und die Herrlichkeit der Nation, die es ja nur ist durch ihre Sitte, durch den Hort ihres Gedankens und ihrer Kunst, und dann durch den sprungweise hervortretenden Heldenmuth, wenn die Dinge einmal wieder an den abschüssigen Rand des Verderbens getrieben worden sind. Dieses Volk findet, wie ein Wunderkind, beständig Perlen und Edelsteine, aber es achtet ihrer nicht, sondern bleibt bei seiner genügsamen Armuth; dieses Volk ist ein Riese, welcher an dem seidenen Fädchen eines guten Wortes sich leiten läßt, es ist tiefsinnig, unschuldig, treu, tapfer, und hat alle diese Tugenden sich bewahrt unter Umständen, welche andere Völker oberflächlich, frech, treulos, feige gemacht haben.

2. Die zertrümmerte Säule.

Im tiefen Thal, benetzt von Waldesbächen
Liegt, halb zertrümmert, eine Riesensäule.
Der Stein verwittert, grau von Näss' und Fäule,
Und oft verletzt durch bübisches Erfrechen.

Und sagenhaft erklungen geht ein Sprechen:
Die Säule rühre von dem großen Dome,
Der prächtig einst in alter Zeiten Strome
Hoch überschauet aller Länder Flächen.

Mit Runenschrift ist sie durchaus beschrieben,
Die räthselhaft den Weisesten geblieben,
Vom Eispol bis zum glüh'nden Lusitanien.

Will nun die Bosheit gänzlich sie zertrümmern,
Dann flammen zornig alle Runen, schimmern
Ein klares Wort dem Feind! Das Wort: Germanien!

16. Joseph v. Eichendorff.

(§. 110 g. Lehrb. §. 1050.)

1. Untreue.

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Meine Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht;
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will;
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

2. Der letzte Gruß.

Ich kam vom Walde hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen, sie schaute wieder,
Wie sonst, zum Fenster hinaus.

Sie hat einen Andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist Alles anders gekommen,
Ich wollt, 's wär' wieder erst Krieg!

Am Wege, da spielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rothes Mündlein:
„Gott segne dich immerdar!“ —

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin,
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin.

Da droben hoch stand ich am Baume,
Da rauschten die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.

Und als die Vögelein sangen
Frühmorgens sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr!

3. Die Stille.

Es weiß und räth es doch Keiner,
Wie mir so wohl ist, so wohl!
Ach wüßt' es nur Einer, nur Einer,
Kein Mensch es sonst wissen soll!

So still ist's nicht draußen im Schneee,
So stumm und verschwiegen sind
Die Sterne nicht in der Höhe,
Als meine Gedanken sind.

Ich wünscht', es wäre schon Morgen,
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünscht', ich wäre ein Vöglein
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär'.

17. Oskar v. Redwitz.

(§. 106. Lehrb. §. 1029.)

Der Thautropfen.

Du Tropfen Thau', seh' ich dich an,
Kommt mir die Thräne süß und still,
Weil du so treu dein Blümlein liebst,
Wie ich wohl einmal lieben will.

Und trennt dich auch an jedem Tag
Von deinem Lieb der Sonnenschein,
Du kehrst am Abend stets zurück!
So muß wohl treue Liebe sein.

Und stirbt dein Lieb vom Sonnenbrand,
Dann stirbst auch du im letzten Kuß!
Ich seh' dich an, und sinne still,
Wie solch' ein Tod beglücken muß.

II. Prosa-Schriftsteller.

1. Philosophen.

1. Immanuel Kant.

(§ 63. Lehrb. §. 860.)

Vom Gebrauch der Vernunft.

(Beschluß der Kritik der praktischen Vernunft.)

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberschwänglichen außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme und erweitert die Verknüpfung darin, ich sehe ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst meiner Persönlichkeit an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines *thierischen Geschöpfs*, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit *Lebenskraft* versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Werth als einer *Intelligenz* unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins unendliche geht, abnehmen läßt. Allein Bewunderung und Achtung können zwar zur Nachforschung reizen, aber den Mangel derselben nicht ersetzen. Was ist nun zu thun, um diese auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Art anzustellen? Beispiele mögen hiebei zur Warnung, aber auch zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung

fing von dem herrlichsten Anblicke an, den menschliche Sinne nur immer vorlegen und unser Verstand in ihrem weiten Umfange zu verfolgen nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelsten Eigenschaft in der menschlichen Natur an, deren Entwickelung und Kultur auf unendlichen Nutzen hinaussieht, und endigte — mit der Schwärmerei oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Versuchen, in denen der vornehmste Theil des Geschäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht so wie der Gebrauch der Füße sich von selbst vermittelst der öfteren Ausübung findet, vornehmlich wenn er Eigenschaften betrifft, die sich nicht so unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darstellen lassen. Nachdem aber, wiewohl spät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu thun vorhat, und sie nicht anders als im Gleise einer vorher wohl überdachten Methode ihren Gang machen zu lassen, so bekam die Beurtheilung des Weltgebäudes eine ganz andere Richtung und mit dieser zugleich einen ohne Vergleichung glücklicheren Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder, in ihre Elemente und dabei sich äußernde Kräfte aufgelöst und mathematisch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einsicht in den Weltbau hervor, die bei fortgehender Beobachtung hoffen kann, sich immer nur zu erweitern, niemals aber zurückgehen zu müssen fürchten darf. Diesen Weg nun in Behandlung der moralischen Anlagen unserer Natur gleichfalls einzuschlagen, kann uns jenes Beispiel anräthig sein, und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beispiele der moralisch urtheilenden Vernunft bei Hand. Diese nun in ihre Elementarbegriffe zu vergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren der Scheidung des Empirischen vom Rationalen, das sich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Versuchen am gemeinen Menschenverstande vorzunehmen, kann uns beides rein, und was jedes für sich allein leisten könne, mit Gewißheit kennbar machen, und so theils der Verirrung einer noch rohen ungeübten Beurtheilung, theils (welches weit nöthiger ist) den Genieschwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntniß der Natur geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden. Mit einem Worte: Wissenschaft (kritisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieser nicht bloß verstanden wird, was man thun, sondern was Lehrern zur Richtschnur dienen soll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen soll, gut und kenntlich zu bahnen und andere vor Irrwegen zu sichern; eine Wissenschaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philosophie bleiben muß, an deren subtiler Untersuchung das Publikum keinen Antheil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm nach einer solchen Bearbeitung allererst recht hell einleuchten können.

2. Johann Gottlieb Fichte.

(§. 63. Lehrb. §. 860.)

Von der Vaterlandsliebe.

(Aus den Reden an die deutsche Nation.)

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit desselben nach jenem verborgenen Gesetze; ohne Einmischung

und Verderbung durch irgend ein fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht gehöriges. Diese Eigenthümlichkeit ist das ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben ausgedehnt wird. Sein Glaube und sein Streben unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eignes Leben als ein ewiges erfaßt, ist das Band, welches zunächst seine Nation und vermittelst ihrer das ganze Menschengeschlecht innigst mit ihm selber verknüpft, und ihrer aller Bedürfnisse bis ans Ende der Tage einführt in sein erweitertes Herz. Dieß ist seine Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist göttliches in ihm erschienen und das ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird auch darum ferner göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann thätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins hat für ihn ja ohne dies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbstständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe, und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat. So ist es. Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sei und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sei denn, daß er sich als ewiges erfasse; außerdem vermag er sich gar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüths, und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem eins überliefert worden ist und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, unsichtbares und sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit. So ist es auch von jeher gewesen, ohnerachtet es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die Edeln unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmalen unter uns leben und athmen, zu Mühungen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma, und ihre zuversichtliche Aussicht in dieser Ewigkeit selber ewig mit fortzuleben im Strome der Zeit. Inwiefern dieser Glaube Grund hatte, und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaßt haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht. Bis auf diesen Tag lebet das, was wirklich ewig war,

in ihrer ewigen Roma und sie mit demselben in unsrer Mitte fort, und wird in seinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

3. Fr. Wilh. Jos. v. Schelling.

(§. 63. Lehrb. §. 860.)

1. Ueber das Studium der Geschichte.

(Aus den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studium.)

Unterscheiden wir zunächst die verschiedenen Standpunkte, auf welchen Historie gedacht werden kann. Der höchste ist der religiöse oder derjenige, in welchem die ganze Geschichte als Werk der Vorsehung begriffen wird. Daß dieser nicht in der Historie als solcher geltend gemacht werden könne, folgt daraus, daß er von dem philosophischen nicht wesentlich verschieden ist. Es versteht sich, daß ich hiemit weder die religiöse noch die philosophische Construction der Geschichte läugne; allein jene gehört der Theologie, diese der Philosophie an und ist von der Historie als solcher nothwendig verschieden. Der entgegengesetzte Standpunkt des absoluten ist der empirische, welcher wieder zwei Seiten hat. Die der reinen Aufnahme und Ausmittlung des Geschehenen, welche Sache des Geschichtsforschers ist, der von dem Historiker als solchem nur eine Seite repräsentirt. Die der Verbindung des empirischen Stoffes nach einer Verstandes=Idealität, oder der Anordnung nach einem durch das Subjekt entworfenen Zweck, der insofern didaktisch oder politisch ist. Diese Behandlung der Geschichte in ganz bestimmter, nicht allgemeiner Absicht ist, was der von den Alten festgesetzten Bedeutung zufolge die pragmatische heißt. So ist Polybius, der sich über diesen Begriff ausdrücklich erklärt, pragmatisch wegen der ganz bestimmten auf die Technik des Kriegs gerichteten Absicht seiner Geschichtsbücher: so Tacitus, weil er Schritt vor Schritt an dem Verfall des römischen Staats die Wirkungen der Sittenlosigkeit und des Despotismus darstellt.

Die Modernen sind geneigt, den pragmatischen Geist für das Höchste in der Historie zu halten und zieren sich selbst unter einander mit dem Prädicat desselben als mit dem größten Lob. Aber eben wegen ihrer subjektiven Abhängigkeit wird Niemand, der Sinn hat, die Darstellung der beiden angeführten Geschichtschreiber in den ersten Rang der Historie setzen. Bei den Deutschen hat es nun überdies mit dem pragmatischen Geist in der Regel die Bewandtniß wie bei dem Famulus in Goethe's Faust: „Was sie den Geist der Zeiten nennen, ist ihr eigner Geist, worin die Zeiten sich bespiegeln." — Welch ein widerlicher Anblick, das Bild großer Begebenheiten und Charaktere im Organe eines kurzsichtigen Menschen entworfen, der den historischen Pragmatismus darin sucht, sich selbst durch Räsonniren über die Begebenheiten oder Ausschmücken des Stoffs mit leeren rhetorischen Floskeln geltend zu machen z. B. von den beständigen Fortschritten der Menschheit und wie wirs denn zuletzt so herrlich weit gebracht. Dennoch ist selbst unter dem Heiligsten nichts das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes: nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge. — —

Die wahre Historie beruht auf einer Synthesis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philosophie, da diese die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal ist, Historie aber ganz in jener und doch zugleich ideal sein soll. Dieses ist nirgends als in der Kunst möglich, welche das Wirkliche ganz bestehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten

oder Geschichten, aber in einer Vollendung und Einheit darstellt, wodurch sie Ausdruck der höchsten Ideen werden. Die Kunst also ist es, wodurch die Historie, indem sie Wissenschaft des Wirklichen als solchen ist, zugleich über dasselbe auf das höhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wissenschaft steht; der dritte und absolute Standpunkt der Historie ist demnach der der historischen Kunst. — Es versteht sich, daß der Historiker nicht einer vermeinten Kunst zulieb den Stoff der Geschichte verändern kann, deren oberstes Gesetz Wahrheit sein soll. Eben so wenig kann die Meinung sein, daß die höhere Darstellung den wirklichen Zusammenhang der Begebenheiten vernachlässige; es hat vielmehr hiermit ganz dieselbe Bewandtniß wie mit der Begründung der Handlungen im Drama, wo zwar die einzelne aus der vorhergehenden und zuletzt alles aus der ersten Synthesis mit Nothwendigkeit entspringen muß, die Aufeinanderfolge selbst aber nicht empirisch, sondern nur aus einer höheren Ordnung der Dinge begreiflich sein muß. Erst dann erhält die Geschichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empirischen Ursachen, indem sie den Verstand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erscheinung einer höhern Nothwendigkeit gebraucht werden. In solcher Darstellung kann die Geschichte die Wirkung des größten und erstaunenswürdigsten Drama nicht verfehlen, das nur in einem unendlichen Geiste gedichtet sein kann. Wir haben die Historie auf gleiche Stufe mit der Kunst gesetzt. Aber was diese darstellt, ist immer eine Identität der Nothwendigkeit und Freiheit, und diese Erscheinung, vornehmlich in der Tragödie, ist der eigentliche Gegenstand unserer Bewunderung. Dieselbe Identität aber ist zugleich der Standpunkt der Philosophie und selbst der Religion für die Geschichte, da diese in der Vorsehung nichts anders als die Weisheit erkennt, welche in dem Plane der Welt die Freiheit der Menschen mit der allgemeinen Nothwendigkeit und umgekehrt diese mit jener vereinigt. Nun soll aber die Historie wahrhaft weder auf dem philosophischen noch auf dem religiösen Standpunkt stehen. Sie wird demnach auch jene Identität der Freiheit und Nothwendigkeit in dem Sinne darstellen müssen, wie sie vom Gesichtspunkt der Wirklichkeit aus erscheint, den sie auf keine Weise verlassen soll. Von diesem aus ist sie aber nur als unbegriffene und ganz objective Identität erkennbar, als Schicksal. Die Meinung ist nicht, daß der Geschichtschreiber das Schicksal im Munde führe, sondern daß es durch die Objectivität seiner Darstellung von selbst und ohne seine Zuthun erscheine. Durch die Geschichtbücher des Herodotus gehen Verhängniß und Vergeltung als unsichtbare überall waltende Gottheiten; in dem höheren und völlig unabhängigen Styl des Thukydides, der sich schon durch die Einführung der Reden dramatisch zeigt, ist jene höhere Einheit in der Form ausgedrückt und ganz bis zur äußern Erscheinung gebracht. Ueber die Art, wie Historie studiert werden soll, möge folgendes hinreichen. Sie muß im Ganzen nach Art des Epos betrachtet werden, das keinen bestimmten Anfang und kein bestimmtes Ende hat: man nehme denjenigen Punkt heraus, den man für den bedeutendsten oder interessantesten hält, und von diesem aus bilde und erweitere sich das Ganze nach allen Richtungen. — Aber überhaupt alles, was Wissenschaft und Kunst, was ein erfahrungsreiches und öffentliches Leben vermögen, muß dazu beitragen, den Historiker zu bilden. Die ersten Urbilder des historischen Styls sind das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt und die Tragödie; denn wenn die universelle Geschichte, deren Anfänge wie die Quellen des Nils unerkennbar, die epische Form und Fülle liebt, will die besondere dagegen mehr concentrisch um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gebildet sein; davon zu schweigen, daß für den Historiker die Tragödie die wahre Quelle großer Ideen und der erhabenen Denkungsart ist, zu welcher er gebildet sein muß.

2. Die Anmuth in der Kunst.

(Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur.)

Im Beginne erscheint der schaffende Geist ganz verloren in die Form, unzugänglich, verschlossen und selbst im Großen noch herb. Je mehr es ihm aber gelingt, seine ganze Fülle in Einem Geschöpfe zu vereinigen: desto mehr läßt er allmählich von seiner Strenge nach, und wo er die Form völlig ausgebildet, so daß er in ihr befriedigt ruht und sich selbst faßt, erheitert er sich gleichsam und fängt an in sanften Linien sich zu bewegen. Dieses ist der Zustand der schönsten Reife und Blüthe, wo das reine Gefäß vollendet da steht, der Naturgeist frei wird von seinen Banden und seine Verwandtschaft mit der Seele empfindet. Wie durch eine linde Morgenröthe, die über der ganzen Gestalt aufsteigt, kündigt sich die kommende Seele an: noch ist sie nicht da, aber Alles bereitet sich durch das leise Spiel zarter Bewegungen zu ihrem Empfang: die starren Umrisse schmelzen und mildern sich in sanfte: ein liebliches Wesen, das weder sinnlich noch geistig, sondern unfaßlich ist, verbreitet sich über die Gestalt und schmiegt sich allen Umrissen, jeder Schwingung der Gliedmaßen an. Dieses, wie gesagt, nicht begreifliche und doch Allen empfindbare Wesen ist, was die Sprache der Griechen mit dem Namen Charis, die unsrige als Anmuth bezeichnet. — —

Dieses ist der Ausdruck der Seele, den uns der Schöpfer der Niobe im Bilde gezeigt hat. Alle Mittel der Kunst, wodurch auch das Schreckliche gemäßigt wird, sind hier in Wirkung gesetzt. Mächtigkeit der Formen, sinnliche Anmuth, ja die Natur des Gegenstandes selber lindert den Ausdruck dadurch, daß der Schmerz, allen Ausdruck übertreffend, ihn selbst wieder aufhebt und die Schönheit, welche lebendig zu retten unmöglich schien, durch die eintretende Erstarrung vor Verletzung bewahrt wird. Was wäre dennoch Alles ohne die Seele, und wie offenbart sich diese? Wir sehen auf dem Antlitz der Mutter, nicht den Schmerz allein über die schon hingestreckte Blüthe der Kinder, nicht die Todesangst allein um die Rettung der noch übrigen und der jüngsten in ihren Schooß sich flüchtenden Tochter, nicht Unwillen gegen die grausamen Gottheiten, am wenigsten, wie vorgegeben wird, kalten Trotz; wir sehen jenes Alles, aber nicht für sich, sondern durch Schmerz, Angst und Unwillen strahlt wie ein göttliches Licht die ewige Liebe als das allein Bleibende, und in dieser bewähret sich die Mutter als eine solche, die es nicht war, die es ist, die durch ein ewiges Band mit den Geliebten verknüpft bleibt.

4. Georg Wilh. Fr. Hegel.

(§. 63. Lehrb. §. 860.)

Die Religion.

(Einleitung in die Religionsphilosophie.)

Ich habe es für nöthig erachtet, der Betrachtung der Religion einen eigenen Theil der Philosophie zu widmen. Dieser Gegenstand ist der höchste absolute, diejenige Region, worin alle Räthsel der Welt gelöst', alle Widersprüche des tiefer sinnenden Gedankens enthüllt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen, die Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe. Wodurch der Mensch Mensch ist, ist der Gedanke überhaupt, der konkrete Gedanke, näher dies, daß er Geist ist; davon gehen dann die vielfachen Gebilde der

Wissenschaften, Künste, Interessen seines politischen Lebens, Verhältnisse, die sich auf seine Freiheit, auf seinen Willen beziehen, aus. Alle Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse, Thätigkeiten, Genüsse, Alles, was Werth, Achtung für den Menschen hat, worin er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Stolz sucht, findet seinen letzten Mittelpunkt in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtsein, Gefühl Gottes. Sie ist so der Anfang und das Ende von Allem; wie Alles aus diesem Punkte hervorgeht, so geht auch Alles in ihn zurück; eben so ist er die Mitte, die Alles belebt, beseelt, begeistert. Gott wird in der Religion gewußt, er ist die erhaltende Mitte, das Beseelende aller dieser Gestaltungen in ihrer Existenz. In Beziehung auf Anderes können wir sagen, er habe keine solche Beziehung, er ist schlechthin an und für sich, das Unbedingte, Freie, das nur sich selber Zweck und Endzweck ist.

Die Religion erscheint als eine Beschäftigung mit diesem Gegenstande. Die Beschäftigung mit diesem letzten Endzweck ist darum schlechthin frei, und ist deßhalb Zweck für sich, denn in diesen Endzweck laufen alle anderen Zwecke zurück, vor ihm verschwinden sie, bis dahin für sich geltend. Gegen ihn hält kein anderer aus, sie finden alle ihre Erledigung in ihm. In dieser Beschäftigung entladet sich der Geist aller Endlichkeit; diese Beschäftigung gibt die Befriedigung und Befreiung; sie ist absolut freies Bewußtsein, das Bewußtsein der absoluten Wahrheit, und so selbst wahrhaftes Bewußtsein; als Empfindung bestimmt, ist sie der Genuß, den wir Seligkeit nennen; als Thätigkeit thut sie nichts anderes, als die Ehre Gottes zu manifestiren, die Herrlichkeit desselben zu offenbaren. Die Völker überhaupt haben dann das religiöse Bewußtsein, als ihre wahrhafte Würde, als den Sonntag des Lebens angesehen; aller Kummer, alle Sorge, diese Sandbank der Zeitlichkeit, verschwebt in diesem Aether, es sei im gegenwärtigen Gefühl der Andacht oder in der Hoffnung. In dieser Region des Geistes strömen die Lethefluthen, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet und zum Lichtglanze des Ewigen verklärt.

Dies Bild des Absoluten kann der religiösen Andacht mehr oder weniger gegenwärtige Lebendigkeit, Gewißheit, Genuß haben, oder als ein Ersehntes, Gehofftes, Entferntes, Jenseitiges dargestellt werden, immer ist es nicht isolirt, sondern es strahlt in die zeitliche Gegenwart. Der Glaube erkennt es als die Wahrheit, als die Substanz der vorhandenen Existenzen, und dieser Inhalt der Andacht ist das Beseelende der gegenwärtigen Welt, macht sich wirksam in dem Leben des Individuums, regiert es und sein Wollen und sein Lassen. Dies ist die Vorstellung, welche die Religion von Gott im Allgemeinen hat, und diesen Inhalt macht die Religionsphilosophie zum Inhalt einer besonderen Betrachtung.

2. Geschichtschreiber.

1. Johannes v. Müller.

(§. 64. Lehrb. §. 861.)

Niclas von der Flüe.

(Geschichte der schweizer Eidgenossenschaft.)

Einst geriethen die Eidgenossen in heftigen Hader über die Theilung der Kriegsbeute und andere Ursachen. Da hielten alle Eidgenossen in Beisein derer von St. Gallen und Appenzell, Soloturn und Freyburg in dem Unter=

wald'schen Hauptflecken Stanz einen großen Tag über die Theilung der Beute, die Aufnahme der beiden Städte, das Bürgerrecht und die Form Rechtens, deren die vier Waldstette sich unter einander zu begnügen haben. Die drei Länder unter lauten Drohungen bestanden auf ihrer Meinung; die Stadt Lucern, von ihrer ganzen Landschaft und von den Städten schnellen festen Beistandes versichert, wollte nicht nachgeben. So heftig ergingen die Erklärungen, so trotzig die Reden, und so entbrannte der Zorn, daß die Freyburger und Soloturner ihrer selbst vergessen wollten, auf daß nur nicht alle Eidgenossenschaft untergehe. So bis auf die dritte Sitzung; es wurde kein Mittel erfunden; ohne Abschied, mit flammenden Gesichtern, trennten sich die Männer bei einbrechender Nacht; ein Geschrei ging durch den Flecken: „Was Oesterreich und Burgund nicht gelungen, der letzte Tag der Schweiz sei erschienen!" Dieses hörte mit Entsetzen auch der Pfarrer Heinrich im Grund, ein frommer und ein aufrichtiger Mann, da gedachte er seines Freundes, Bruder Clausen, eines weisen Mannes, der vor Gott wandle und mit dem Gott sei, stand auf, nahm seinen Stab, und eilte hinauf in die Wildniß.

Der Bruder Claus, aus einem guten (vielleicht in alten Zeiten Emmtbürgischen) Geschlechte Löwenbrugger, selbst aber genannt von der Flüe, bei Saxeln in Obwalden, wo er mit seinen Eltern und Kindern das Gut wirthete, hatte in den ersten fünfzig Jahren seines Lebens alle gemeinen Pflichten wohl erfüllt. Seine Jugend war arbeitsam und untadelhaft, in seinem Ehestand hatte er zehn Kinder gezeugt; bei Ragaz und in dem Thurgauer Krieg Tapferkeit mit Menschlichkeit verbunden, als Landrath eine eigene Geschicklichkeit bewiesen, vorkommende Angelegenheiten zu gutem Ende zu führen. Es lag aber in diesem Mann ein außerordentlich inniges Gefühl, für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige durch kein Buch (er konnte nicht lesen) und, so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster (es gab wenig abzubüßen in so schuldlosem Leben) und weit entfernt von verachtendem Stolz (seine Religion war in Gehorsam und Liebe). Da er keinen höheren Genuß kannte, als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Er wollte nicht Landammann sein; der Lauf alltäglicher Dinge verdiente keine solche Aufopferung. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, bewilligte sein Weib, daß er sich entzog, erst weit in die Ferne des äußersten Jura, wo er seine Befriedigung nicht fand; hierauf in seine einsame Alp; endlich für immer in eine von Jugend auf ihn reizende Wildniß, an dem Ranft über einem tiefen Tobel, welches der herabstürzende Melchfluß mit seinem Rauschen belebt.

Er wurde unter einem Lärchenbaum von Jägern entdeckt; worauf die Unterwaldner, deren so viele seiner Tugend und seines Verstandes genossen, ihm eine Celle, so unscheinbar und klein er wollte, und bald eine Capelle gebauet. Es ist noch bei seinem Leben untersucht, weit und breit erzählt, von seinen Zeitgenossen der Nachwelt überliefert und selbst nach der Glaubensänderung als erwiesen geglaubt worden, daß der Bruder Claus in dieser Einsamkeit bis in das zwanzigste Jahr ohne andere Speise gelebt, als die er Einmal monatlich in dem Sacramente des Altars genossen. Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um die Enthaltung nur von gekochten Speisen, oder nur von Fleisch zu verstehen; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht wie von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich sei, scheint aus Beispielen zu erhellen: es kann durch die

Beschaffenheit seines Körpers, die Ruhe seines Geistes, die viele Vorübung, den Abgang der meisten Ursachen des Verzehrens einigermaßen erklärt werden. Solchermaßen lebte der Bruder in steter Betrachtung der höchsten Vollkommenheit, in Ueberlegung und Uebung der Mittel, unsere Beschränktheit und Vergänglichkeit über sich selbst zu erheben. Keineswegs machte er seine Art andern zum Gesetz; das glaubte er, daß ein Mensch geboren werden könne, so zu sein wie Er. Um die Vorstellungen seines Gemüthes, um seine Blicke in eine uns umgebende unsichtbare Welt (in der wir einst vom Lebenstraum erwachen), um die Kraft seiner Worte ganz zu begreifen, müßten wir ihm gleich sein (was niemand sich selbst geben kann).

Vom Abend bis Mittag blieb er in seiner Celle, ein Stein war sein Polster, er schlief auf ein paar Brettern; er besuchte bisweilen die umliegenden Kirchen; so wenig überhob er sich, daß er die einfältigen Priester nicht verschmähte; „der Brunn des Lebens, gehe er durch Blei oder Gold, führe immer die heilreichen Wasser"; über gelehrtere Fragen von der Schrift pflegte er an Im Grund und andere wohlunterwiesene Priester zu weisen: denn in seiner Seele lebte sein Gott, und bedurfte keine Auslegung, wozu Bücher nöthig sind. Nachmittags pflegte er durch die Wildniß zu gehen und besuchte oft seinen Freund, einen deutschen Edelmann, welchen die Liebe zu ihm hierher gebracht; in einem Felsen wohnte er, in gleichem Leben, doch mit Speise. Im übrigen kam an den Ranft, wer in Unterwalden, wer in Schweiz Rath oder Aufrichtung bedurfte, oder aus fernen Landen die gnadenreiche Mutter in den Einsiedeln verehrte, Kaiser Friedrichs Verordnete, viele graue Tagherren, Helden und Häupter; der Ernst seiner Gestalt, die unstörbare Heiterkeit und Freundlichkeit seines Sinnes, und jene bündigen Aussprüche in allezeit kurzen, kraftvollen Worten, zogen alle Gemüther an den immer nachdenkenden hellsehenden Mann, Bruder Claus.

Spät in der Nacht erschien an der Celle sein Freund, der Pfarrer von Stanz; vierthalb Stunden war er gelaufen. „Die Tagsatzung, welche Ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglücklichen Ausgang," den er nun erzählte, flehentlich bittend, im allerletzten Augenblick des untergehenden Vaterlandes, was er bei Gott und Menschen vermöge, alles aufzubieten. Und der Greis erhob sich in seiner nie getrübten, gütigen Würde: „Sage ihnen, der Bruder Claus habe dem Tag auch etwas vorzubringen." Eilends der Pfarrer zurück, und kam in den Hauptflecken, als die Tagherren abreisen wollten. Sie blieben.

Hierauf nach wenigen Stunden kam der Bruder Claus: ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalter, vom Alter nicht gebrochener Mann, aber nur Knochen wurden von der castanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzbraunes Haar, sein in zwei Spitzen mäßig herabhängender dünner Bart, seines Blickes außerordentliche Klarheit, Ausdruck von Liebe und Ernst in allem, sein einfacher, braungrauer Rock, sein Stab: mit unbedecktem Haupt, und barfuß, wie immer. Als der Mann, fröhlich in der Kraft seines Gottes, in die Versammlung trat, und, nach seiner Art, mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf, und neigten sich. Er aber sprach:

„Liebe Herren, treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der Einöde gerufen, zu Euch zu reden vom Vaterland. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein ungelehrter Mann, was ich habe, das gebe ich Euch; von dem Gott, welcher Eure Väter gerettet in Landesnöthen, und Sieg auch euch gegeben hat an

Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe ich's Euch. Eidgenossen, warum habt Ihr Kriege geführt? Weil es anders nicht hat sein können. Wodurch die Siege? Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollt Ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen, laßt nicht von Euch gesagt werden in den umliegenden Landen. In guten Treuen rathe ich, dringendst bitte ich, Ihr von Städten, daß Ihr Bürgerrechte löset, welche einem alten Eidgenossen schmerzlich sind, Ihr von den Ländern, daß Ihr bedenkt, wie Soloturn und Freyburg neben Euch gestritten haben, und sie in den Bund nehmt. Alle Eidgenossen, in Mißverständniß, das unter Brüdern wohl kommen mag, bleibt, gemäß der Billigkeit, bei der alten Art gleicher Sätze von jeder Partei. In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeutetes nach den Leuten vertheilt. Ferner erweitert nicht zu sehr den Euch umschließenden Zaun: meidet fremde Händel: seid friedsame Nachbarn; und wer Euch unterdrücken wollte, der finde Männer: fern von Euch, daß einer um das Vaterland Geld nehme; vor Parteiung hütet Euch, sie würde Euch zerstören. Liebet Euch untereinander, o Eidgenossen, und der Allmächtige walte über Euch, gütig wie bisher!"

„Und (so spricht die Chronik) Gott gab Gnad zu den Worten des heiligen Einsiedlers, daß in Einer Stunde alles verglichen ward." „Also (beginnen die Tagherren den Abschied) des ersten, weiß jeder Bot heimzubringen die Treu, Müh und Arbeit, so der fromme Mann, Bruder Claus, in diesen Dingen gethan hat, ihm deß treulich zu danken." Aber aus dem Hauptflecken Stanz hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in den Jura allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden.

2. B. G. Niebuhr.

(S. 64. Lehrb. §. 1033.)

Die Einnahme Roms durch die Gallier.

(Römische Geschichte II.)

Als die Gallier durch das Collinische Thor in die Stadt eingebrochen waren, fanden sie alles öde und ausgestorben: das Grausen, welches einen Fremden ergreift, der im Sommer in einer Stadt des hohen Nordens um Mitternacht Tageshelle und kein Leben auf den Gassen sieht, kam über sie. Alle Häuser waren verschlossen, man zog immer vorwärts bis auf das Forum. Hier erblickten sie in der Höhe die Bewaffneten auf der Burg: auf dem Comitium die curulischen Greise, welche Wesen einer andern Welt zu sein schienen. Zweifelhaft, ob nicht die Götter herabgestiegen wären, um Rom zu retten oder zu rächen, näherte sich ein Gallier einem der Priester, M. Papirius, und berührte seinen weißen Bart: der Greis schlug ihn zornig mit dem elfenbeinernen Scepter über den Kopf: der Barbar hieb ihn nieder, und alle wurden umgebracht. Dann begann die Plünderung im ganzen Umfang der Stadt, und bald brach hier und dort Feuer aus. Tag für Tag, so lange verborgenes Gut entdeckt ward, erneuerten sich diese Auftritte; die Feuersbrünste vermehrten und verbreiteten sich, und bis auf wenige Häuser auf dem Palatinum, welche die Heerführer zur Wohnung für sich erhalten ließen, ward die ganze Stadt eingeäschert.

Auf dem Capitol und der Burg waren an tausend Bewaffnete versammelt: unter ihnen die überlebenden Consulartribunen und jüngeren Senatoren.

Uneinnehmbar war der Ort nicht: wiederholt liefen auch die Gallier Sturm gegen den Clivus, wurden aber durch verzweifelten Widerstand zurückgeworfen. Darnach rechneten sie auf den Hunger, da an keinen Entsatz zu denken war. Allein als die Eingeschlossenen ausdauerten, mit Wasser durch den Brunnen, der bis auf diesen Tag im Innern des tarpejischen Bergs ein gleichzeitiges Denkmal der Belagerung ist, versorgt, mit Nahrung zur Nothdurft für ihre kleine Zahl; da rächte sich die wilde Verwüstung: die Gallier selbst begannen auf den Brandstätten großes Ungemach zu leiden. Schon die Hundstage, dann der September, zu Rom von jeher wie diesen Tag seuchenvoll, erzeugten Fieber, welche die Fremden bei Tausenden wegrafften, wie Kaiser Friedrichs nordisches Heer in denselben Monaten unter den Mauern der Stadt hinstarb. Die Gegend, wo die Leichen verbrannt wurden, behielt, so lange das alte Rom bestand, den Namen der gallischen Scheiterhaufen.

Der größte Theil der Gallier scheint, als die Beute erschöpft war, weiter vorwärts, und bis in Apulien gezogen zu sein: aber auch die Zurückbleibenden hätten bald aufbrechen müssen, wenn nicht Latium, durch Brandschatzung oder Plünderung, sie ernährt hätte: damals mag mancher Ort, von dem später die Rede nicht mehr ist, untergegangen sein. Zu Veji waren viele aus der Schlacht Entkommene, und die Flüchtlinge aus Rom versammelt: aber es fehlten Waffen und ein Anführer: als solchen wählten sie M. Cädicius. Dieser, dessen Name neben denen der Feldherrn genannt werden sollte, welchen Rom am meisten verdankte, führte sie gegen die benachbarten Etrusker, die, ermuntert durch der Römer Schwäche, sich aufgemacht hatten, und das vejentische Gebiet plünderten, wohin der römische Landmann die Trümmer seiner Habe gerettet hatte. Cädicius überraschte und schlug die unedeln Feinde, befreite die Gefangenen, gewann den Raub wieder, und rüstete seine wehrlosen Leute mit den Waffen der Gefangenen oder Flüchtigen. Die gute Botschaft, Ermunterung auszudauern, weil man den Entsatz auszuführen hoffe, ward den auf dem Kapitol Eingeschlossenen durch einen kühnen Jüngling, Pontius Cominius, überbracht, der die Tiber hinabschwamm, nahe am Kapitol das Ufer betrat, und unbemerkt durch die Posten der Feinde den Berg hinauf kam und zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bemerkten Gallier, daß auf der Bergwand unter Ara Celi Gebüsch in den Ritzen, woran sich der kühne Abentheurer gehalten, losgerissen, und Grasbüschel von Fußtritten herabgestoßen wären. Dort also ließ sich die Arx erklimmen. Sie näherten sich in der Mitternachtsstunde in tiefer Stille; unbemerkt von Schildwachen und Hunden hatte ein Gallier schon die Höhe des Felsens erstiegen, als das Geschrei der Gänse, welche, wie sehr auch der Hunger nagte, als der Juno geweiht, geschont wurden, den Altconsul M. Manlius weckte, dessen Haus auf der Höhe lag. Von jeher ward er als der Held des Zeitalters neben Camillus anerkannt: wenigstens die Spätern haben ihm Roms Errettung nicht allein in jener Nacht zugeschrieben; auf seinen Rath, und von ihm geführt, hätten sich die Wehrhaften auf das Kapitol begeben. Er stürzte den Emporgeklommenen zurück, sein Fall warf die Nachsteigenden hinab; der Anschlag war vereitelt. Der achtlose Hauptmann, der die Wache gehabt, ward mit gebundenen Händen hinabgestürzt: dem Retter zum Dank brachte jeder, der sich in der Burg befand, ein halbes Pfund Korn und einen Viertelschoppen Wein: die kostbarste Gabe in einer Hungersnoth.

Diese war so hoch gestiegen, daß die Belagerten das Leder der Schilde und Sohlen verzehrten, als die Gallier dem Antrag, einen Loskauf für die Räumung der Stadt zu nehmen, Gehör gaben. So lange sie hofften, mit

Ausharren alle Schätze zu bekommen, welche sich auf dem Kapitol befanden, und vornehme Gefangene, die von geflüchteten Angehörigen oder von Gastfreunden gelöst worden wären, hatten sie jeden Vorschlag sich mit einem Theil zu begnügen verlacht. Aber ihre Schaaren schmolzen, sie vernahmen, daß die Veneter, des Kriegsvolks Abwesenheit benutzend, in ihr Land eingefallen waren; und wenn Brennus einen Theil seiner Leute zurück an den Po gesandt hätte, so konnten die zu Veji Versammelten leicht den Entsatz ausführen. Wie die Romanze von den Mohren erzählt, daß sie, als der Ritter ihnen das letzte, nach jahrelanger Belagerung im Schlosse übrige, Brod zuwarf, ihr Unternehmen aufgaben, und aufbrachen, so dichteten die römischen Lieder, Jupiter habe den Bedrängten durch ein Traumgesicht eingegeben, alles vorräthige Mehl zu verbacken, und die Bröde gleich Steinen auf die Angreifenden zu schleudern: sie hätten ihm vertraut, und die Gallier sich einbilden lassen, daß jene im Ueberfluß säßen. Man ward einig, daß sie tausend Pfund Gold empfangen sollten, um Rom und die Landschaft zu räumen. Als es dargewogen ward, ließ der gallische Heerführer falsches Gewicht bringen, und da Q. Sulpicius gegen die Ungerechtigkeit ausrief, legte er obendrein Schwerdt und Wehrgehenk auf die Schale; daher die Worte: Wehe den Besiegten! im Andenken geblieben sind.

3. Friedrich von Raumer.

(§. 64. Lehrb. §. 1033.)

Konradins Ende.

(Aus der Geschichte der Hohenstaufen.)

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie willst du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweg getragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert!

Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht blos versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem König Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Auge gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „o Mutter, welches Leid bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. Vergeblich hatte der Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst getödtet werde! — Nach diesen mordete man noch Mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über Tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhof der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch Manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender beurkundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es z. B., schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs Neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem Andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar Andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid oder für Lohn den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen Königen, oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein —, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

4. Leopold v. Ranke.

(§. 64. Lehrb. §. 1033.)

1. Kaiser Karl V.

(Aus „Fürsten und Völker von Südeuropa", in einzelnen Zügen ergänzt aus „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.")

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend zu Hause unthätig sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist. Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechszehnten Jahre war er zur Regierung berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht!" Ein Croi (Wilh. v. Croi Herr de Chièvres) leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davon trugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im J. 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond in Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter!" hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die

nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt. — Indeß er harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum Voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde; doch dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt. Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dies Harren, Ruhen, sich Unterrichten, nur spät Schlagen ist eben Karls Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahrelang unbezahlt ausharren; dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er andere dahin in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wann man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wann er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden. Ein solcher Mensch voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karln, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich geknüpft. Was hatte er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug: so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an: beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Krieg zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Baret aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich," sagt Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt. — Sein Leben fing spät an, selbständig zu werden, und ging ihm

früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im J. 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühte er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fing an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Haiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß Niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Morisko ihm am Abend den Weg weisen mußte, und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnirte er bald in Schranken, bald im offenen Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt: die untere tritt hervor; der Mund bleibt offen, die Augenlieder senken sich. So wie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr, und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück; und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd; doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse ins Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter dem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihn sein Hofmeister Monfalconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. Schon im Februar 1549 wird er uns geschildert, wie er mit gebücktem Rücken, todtenbleich, mit farbloser Lippe, in seinem Zimmer am Stabe hin und her schleicht; allein er lacht wohl selbst über seinen Aufzug, weil er sich so schwach nicht fühle wie er aussehen möge, und bald erfüllt sich das matte Auge doch wieder mit Glanz und Leben. „Die Gicht," sagt Cavallo 1550 „steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht, ihn einmal plötzlich zu tödten." Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen, die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Karl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmuthig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knien. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen. In diesem

Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb. — Nicht übel bezeichnet ihn seine Liebhaberei für künstliche Uhrwerke, wo einmal angeregte Kraft Alles in regelmäßige Bewegung setzt. Unter den wissenschaftlichen Dingen gewannen ihm die astronomischen Studien, frei von allen astrologischen Träumen, die größte Theilnahme ab: dem Wandel der Planeten, dem Ringgang der Gestirne galt seine Aufmerksamkeit und Bewunderung, gern unterrichtete er sich an dem Himmelsglobus.

2. Moritz von Sachsen.

(vgl. Lehrb. der Weltgeschichte §. 611.)

(Aus „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.")

In dem wilden Getümmel des Reitergemenges, man wußte nicht, ob nicht gar aus einem Rohr seiner eigenen Leute, war Churfürst Moritz von einer Kugel getroffen worden, in einem Zelt, das man ihm unweit an einem Zaun aufgeschlagen, vernahm er den Sieg der Seinen; dann brachte man ihm die erbeuteten Banner und Fähnlein, auch die Papiere des Markgrafen, die er eifrig durchsuchte; er hatte die Genugthuung, noch den Siegesbericht in seinem Namen abfassen zu lassen; allein die Wunde, die er empfangen, war gefährlicher als er selber glauben mochte: schon am zweiten Tage nach der Schlacht brachte sie ihm den Tod. Man sagt, sein letztes Wort sei gewesen: „Gott wird kommen!" Ob zur Strafe, oder zur Belohnung, oder zur Lösung dieser wirren irdischen Händel: man hat ihn nicht weiter verstanden.

Eine Natur, deren Gleichen wir in Deutschland nicht finden. So bedächtig und geheimnißvoll; so unternehmend und thatkräftig; mit so vorschauendem Blick in die Zukunft, und bei der Ausführung so vollkommen von der Sache: und dabei so ohne alle Anwandlung von Treue und persönlicher Rücksicht: ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch Ideen, sondern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend. Sein Thun und Lassen ist für das Schicksal des Protestantismus entscheidend gewesen. Sein Abfall von dem ergriffenen System brachte dasselbe dem Ruine nahe; sein Abfall von dem Kaiser stellte die Freiheit wieder her. Wenn er jetzt wieder hauptsächlich mit katholischen Fürsten verbündet war, so würde das ohne Zweifel nicht sein letztes Wort gewesen sein: unberechenbare Möglichkeiten hatte dieser mächtige und geistreiche Mensch noch vor sich: — da, im Momente des Sieges, in voller Manneskraft, kam er um.

5. Fr. Christoph Dahlmann.

(§. 64. Lehrb. §. 1033.)

1. Staatsverfassung in Sparta.

(Aus der Politik.)

Die Spartaner ließen, als sie in Lakonien die Herrschaft gründeten, ihre alte Naturverfassung unter 30 Stammhäuptern, eines als Erbfürst an der Spitze, bald hinter sich. Da sie das Land mit dem Speer gewannen und die Herrschaft für sich allein behalten wollten, so trat der Schwerpunkt ihrer Verfassung ganz in die Aristokratie, wie sie auch unter sich die Elemente mischen mochten. Denn behielt man gleich das Königthum bei, und war auch jeder im Volke, der das Alter und die Schule hatte, zur Gleichheit und Mit=

regierung berufen, dieses Volk machte kaum den zehnten Theil der Bevölkerung aus. Neuntausend dorische Gutsbesitzer, in einem Bezirk beisammen, herrschten als ein Kastenadel von der Stadt der Sieger über dreißig tausend unberechtigte, doch freie Hufner des übrigen Gebiets und über ein paarmal hunderttausend Leibeigene, die ebenfalls griechisches Blut hatten.

Und auch innerlich im Volke der Herrscher erhielt die Aristokratie das Uebergewicht. Die Regierung lag in den Händen des Raths der Alten, von dreißig, weil der spartanischen Stämme so viele waren, aus drei Hauptstämmen abgeleitet. Den Altenrath ergänzte die Volksversammlung aus der Zahl mindestens sechzigjähriger Männer, wie einer abstarb. Auch die peinliche Gerichtsbarkeit stand neben der Sittenaufsicht bei diesem, ohne alle Verantwortlichkeit der Greise. Volksversammlung, d. h. Spartanerversammlung gab es selten. Nur einmal jeden Vollmond trat sie zusammen und entschied über Veränderungen in den Gesetzen, welche die Regierung vorlegte, mit Ja und Nein. Sie wählte den Rath; und als Ephoren wurden, auch diese; und beschloß über Krieg und Frieden. Der monarchische Theil der Verfassung erfuhr ein widriges Schicksal. Das uralte Königthum ward gleich nach der Eroberung durch Theilung geschwächt. Zwei meist uneinige Königshäuser. Der Versuch lag nahe genug für einen echten Herrscher nach dem Beispiel anderer dorischer Staaten durch Niederreißung der Schranken, welche zwischen der freien Bevölkerung trennend standen, den Thron wieder herzustellen. Dennoch ist gerade das Gegentheil geschehen. Die Sprossen des Herakles, die das Ohr der delphischen Gottheit waren, hatten zu Hause in ihrer Eigenschaft als erbliche Senatoren, Vorsitz im Senat und in der Volksversammlung, Verwalter von zwei Priesterthümern und Richter in Familiensachen nur äußerst geringen Antheil an der Regierung; blos als Kriegsfürsten, wenn es draußen galt, waren sie Herrscher, bis man ihnen im Fortgang der Zeit die Feldherrnwürde durch Beaufsichtigung schmälerte, manchmal ganz entzog, und weiterhin vollends eine verantwortliche Obrigkeit aus ihnen machte.

Ueber das Schicksal des Königthums hat Lykurg entschieden. Indem er mit der einen Hand die Schranke zwischen herrschenden Freien und Gemeinfreien unwiderruflich feststellte, mußte er mit der andern seine Spartaner so hoch heben, daß sie die Schranke auch aufrecht halten konnten. Vor Lykurg waren Ausbrüche roher Gewalt nirgend häufiger, als unter diesem Theile der Dorer. Er überzeugte die Seinen, daß, um fortzuherrschen, sie sich selber beherrschen müßten, in Entbehrung, Mäßigkeit und strenger Ordnung leben, dabei den Speer nicht aus der Hand lassen, damit sie, die wenigen, auf das Eine Ziel gestellt, der mannigfach beschäftigten und erwerbenden Menge draußen überlegen wären. Sie leisteten das Gelübde der Armuth und überließen ihre Landgüter den Leibeigenen zum Anbau, die ihnen Jahr aus Jahr ein Gewisses an Lebensmitteln als festen Kanon liefern mußten, auf dessen Erhöhung ein Fluch haftete. Ihre Könige mochten immerhin die reichsten Herren in Hellas sein, ihre Gemeinfreien Gewinn vom Acker, aus Gewerbe und Handel ziehen, die Leibeigenen sich bereichern, unter ihnen durfte fortan Besitz und Arbeit auf den Erwerb weder Ehre noch Nutzen bringen. Reich hieß unter ihnen, wer, weil seine Sklaven Weizenboden bauten, zum gemeinsamen Mahle Weizenbrode statt der Gerste beisteuern konnte. Die auch in andern Aristokratien von Hellas hervorgetretene Ansicht, daß die Bestellung des Ackers mit eigener Hand nicht ehrenhaft sei, kam dergestalt hier zur strengsten Ausbildung. Ihr einzig erlaubtes Gewerbe ist Kriegsübung, die eigene und die der Staatsjugend. Die Bürgermahlzeiten, für deren Bestreitung der Kanon der Leibeigenen mehren-

theils aufging, geschahen in kriegerischer Ordnung. Alles ist hier aus einem Stücke, demselben Zwecke unterthan: die rein politisch verstandene Ehe; die abgestufte Staatserziehung, erst mit dem dreißigsten Jahre endigend, von jedem rühmlich zu bestehen, der zu den ganz Gleichen gehören will; die Ausschließung der Fremden und ihres Goldes aus dem eisentragenden Lande; die planmäßige Verminderung des Zuwachses von Leibeigenen, welche außer der jährlich feierlich angesagten Treibjagd, die zugleich zur Kriegsübung für die Jugend diente, dann und wann zu tausenden verschwinden mußten. Das ist nun keine gute Art von Verfassung, die in wesentlichen Stücken mit göttlichen und menschlichen Ordnungen, wie wir sie verstehen, im Widerspruche steht, aber eine vortreffliche Ausführung derselben war es, welche bei Lösung ihrer Aufgabe, innerhalb des einmal gezogenen Kreises der Herrscher die Sitten keuscher, den Gehorsam unverbrüchlicher und die Ehre der Götter allgemeiner erhielt, als sonstwo in Hellas. „Es sind viele Theile der Tugend in diesem Kriegerleben," spricht Aristoteles. Der Mensch ist aber mehr als Stärke und geregelte Sitte.

2. Cromwell und Hampden.

(Aus der Geschichte der englischen Revolution.)

Hampden war mit Essex von Anfang her uneinig über den Plan der Kriegsführung. Essex zögerte, Hampden wollte durch einen raschen Marsch auf Oxford Allem ein Ende machen. Essex war nichts weniger als ein Verräther, aber er vertraute den jungen Truppen nicht, mochte auch wohl über den Tag des Sieges hinausblicken. Wie sollte es nach dem Siege werden, mit dem König und dem Oberhause? Darum verlangten Viele den Hampden, diesen redlichen, kühnen, zu allen Opfern fähigen Vorfechter an des Essex Stelle, Andere nannten den jungen Lord Fairfax, der ein glänzendes Kriegstalent gezeigt, dabei von offenem, feinem und edlem Wesen war. Es hätten wohl noch mehrere sich nennen lassen, aber der einzige schöpferische Kopf von ihnen Allen stand auf Oliver Cromwells plumpen Schultern. Es lag vornehmlich an der Reiterei, daß diese nichts gegen die königliche vermochte. „Ganz natürlich," sprach Cromwell zu Hampden; „die Reiter da drüben sind Söhne von Edelleuten oder sonst von guten Eltern; die Euren sind betagte unkräftige Leute von geringem Stande, verkommene Kellner und Dienstboten. Ich schaffe euch von meinen Gottseligen, die es den Edelleuten schon zuvorthun sollen." Er kannte die Stillen im Lande, die Fanatiker, denen er laut sagen durfte: „Ihr kämpft für Gottes Sache, nicht wie die Leute sprechen, für König und Parlament, diese sind nur unser Aushängeschild. Könnet Ihr nicht wie ich Euer Pistol auf den König abdrücken, so gut wie auf jeden Andern, so passet Ihr nicht für meinen Dienst." Dergestalt rief Cromwell ein ganz neues Element ins Kriegsleben. Es fanden sich in Kurzem 14 Schwadronen zu ihm, das heißt an 1000 Reiter, ernsthafte, traurig blickende Männer, denen keine Kriegszucht zu hart, keine Strapaze zu groß, keine bürgerliche Ordnung unübersteiglich war, Alles um Gottes Willen.

Auch dadurch ebnete sich der Weg vor Cromwell, daß ein Stern erster Größe erlosch. Hampden ward in einem Reitertreffen einige Stunden von Oxford schwer verwundet. Man sah, wie er langsam, den Kopf über den Hals seines Pferdes gebeugt, aus dem Treffen davon ritt. Auf die Botschaft ließ der König den Doktor Giles rufen, welcher gerade in Oxford war und der zu Hampden in freundlichen Verhältnissen als Gutsnachbar stand, hieß ihn Nachrichten über den Verwundeten einziehen und soll ihn wissen lassen, daß

der König ihm seinen Wundarzt anbietet. Der Mann, der so viel geschadet, konnte auch Vieles wieder gut machen und Karl suchte diesen Weg zur Vermittlung. „Herr," sprach der Doktor, „ich tauge wohl am wenigsten zu solcher Vermittelung, denn so oft ich ein Anliegen bei John Hampden hatte, bin ich ihm ein Unglücksvogel gewesen. Einst bat ich ihn er möge Räubern, die bei mir eingebrochen waren, nachsetzen lassen, und mit meinem Boten zugleich kam die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes in sein Haus; das andere Mal als ich mich an ihn wandte, erfuhr er in demselben Augenblicke, daß seine theure Tochter verschieden sei." Doch nahm der Doktor die Sache auf sich, aber seine Botschaft fand einen sterbenden Mann. Zwei Kugeln hatten Hampdens Schulter zerrissen, sechs Tage lang lag er in Schmerzen. Als er vernahm, wer sich nach ihm erkundigen lasse und zu welchem tieferen Zwecke, sah man ihn heftig bewegt, er machte einen Versuch zu sprechen und vermochte es nicht. Gleich darauf starb Hampden am 24. Junius. Das trauernde Volk nannte ihn den Vater des Vaterlandes und auch seine Feinde bekannten, es habe nie noch einen Mann in England gegeben, vor dessen Geistesstärke und dem fleckenlosen Adel eines uneigennützigen Charakters sich so alle Willen gebeugt hätten, einerlei ob im Frieden oder im Felde. Mit seinem Falle verschwand die letzte Hoffnung einer gütlichen Ausgleichung.

6. Fr. Chr. Schlosser.

(§. 64. Lehrb. §. 1033.)

1. Ueber Dante.

1. Wer wie Dante, neben dem der Verfasser sich kaum zu nennen wagt, des Lebens Last und Hitze schwer getragen hat, und aus innerem Bedürfniß in gelehrten Studien der Philosophie oder der Theologie keine Befriedigung gefunden und das Joch des blinden Glaubens, das man jetzt wieder der Menschheit aufzwingen will, zu tragen nicht Lust hat, wird im Dante Trost suchen. Er kann nämlich entweder in wissenschaftlichen Studien der Natur und des innern Zusammenhanges aller ihrer Erscheinungen, oder in dem wahren Mysticismus vor dem Treiben der Zeit Zuflucht suchen. — Dante schien ihm grade dadurch groß, daß er beide Leben erfaßt hat, und auf der einen Seite eben so praktisch und historisch kritisch ist, als auf der andern Seite in ein Ideal göttlicher und menschlicher Weisheit und Liebe und Gnade und Wahrheit (seine Beatrix) ganz verloren. Dies macht daher auch die verschiedensten Erklärungen des Dichters möglich, da er die verschiedensten Wissenschaften, ebenso wie die Geschichte seiner Zeit und seine eigene in seinem Gedichte großartig behandelt. Jeder Systematiker kann daher Dante, wie den Shakespeare und die Bibel, gar leicht seinem System anpassen und schon Dante's Zeitgenossen haben angefangen, ihn jeder nach seiner Weise zu erklären.

2. Es steht uns immer noch fest, daß Dante Geschichte und Bestimmung der Menschheit, die Quelle alles wahren Glückes, nämlich die göttliche Liebe, die Alles beseelt und den Menschen zum Menschen, die Gottheit zur Gottheit macht, neben dieser aber auch als Quelle alles Elends auf Erden, die Entfernung von dieser Liebe und das Kleben am Aeußern und Sinnlichen, an der Geschichte seines eignen Lebens und an der Geschichte seiner Zeit und des Menschengeschlechts überhaupt habe anschaulich machen wollen. Seine Hölle enthält die Geschichte aller Seelen, die ohne Vorstellung von einem geistigen,

nur durch den Glauben des frommen Gemüths möglichen Leben entweder durch Kraft ihres Geistes, oder durch Gewalt und Trug und Verrath im äußern Leben ein Glück suchen, welches dem vernünftigen Wesen nie von Außen, sondern nur von Innen kommen kann. —

3. Als Guelfe ward Dante 1302 aus Florenz getrieben und zwei Jahre nachher auf immer verbannt; während dieser Verbannung ward er erst Ghibelline. —

Doch dies nicht allein; er genaß auch aus und durch zeitlichen Jammer zu ewiger Wonne. Er schmeckte wie er im Paradiso sagt, wie gesalzen uns fremdes Salz das Brod macht; wie herb es ist, wenn man fremde Treppen hinaufsteigt; aber er lernte, wie wir alle, im widrigen Schicksale Gott suchen und ihn im eignen Busen finden. Die schönste Flamme reiner Liebe hatte seine Seele gereinigt, von ihr erleuchtet drang er zu der heiligen Quelle, aus welcher die göttliche Gnade mit dem Wonnetrank unaussprechlicher Freuden, und mit reiner Seligkeit Fülle, jede einsame in der sengenden Hitze eines gemeinen und niedrigen Lebens nach Labung lechzende Seele erquickt, die um das Edle und Hohe kräftig gekämpft, nach Wahrheit redlich gerungen und im Verkehre der Welt nur Schein und Lüge, nur Trug und Falschheit gefunden. Jetzt öffnete sich ihm das Geheimniß christlicher Lehre, der Schleier, den der Pfaffen Trug und der Mönche Arglist gewoben, zerriß; er sah Christi göttliche Weisheit in jenem Lichte, vor dem einst der Staatsbetrug griechischer und römischer Götter, wie das Gaukelspiel symbolisirender Pfaffen des Orients erblaßte, er allein mitten im mönchischen Dunkel erkannte, was es heißt, daß der Geist Gottes durch Christum über die Völker gegossen ward.

4. Wer gelernt hat, daß kein Ding auf Erden zufällig ist, daß ein nothwendiges Gesetz und eine ewige Ordnung das Große und das Kleine verbindet, wird die Spuren einer leitenden und erhaltenden Vorsehung in der Entstehung des kirchlichen Lehrbegriffs und aller Symbole des Cultus nicht verkennen, er wird aber einsehen, daß die Formen veränderlich, das Wesen allein ewig ist. Es gab Zeiten, wo ohne Formen und Formeln, ohne Symbole und Cultus die heilige Lehre verschwunden wäre, es gab andere, wo der kleine denkende Theil der Gesellschaft, der im reinen Erkennen, im innern Leben Seligkeit findet, mit dem großen Haufen, der das was er anbeten soll, sehen und fühlen muß, nur durch Formen ausgesöhnt ward. In diesen Zeiten waren auch die Formen göttlich. Das Bedürfniß verschwand nachher in gewissen Gegenden und Zeiten mit den Fortschritten und der Verbreitung der Kenntniß der Natur und des menschlichen Geistes; ganz natürlich verloren die Formen ihre Bedeutung. In andern Ländern, unter andern Umständen dauerten die Formen fort, weil das Bedürfniß derselben fortdauerte, sie aufrecht zu erhalten, war dort Pflicht; thöricht war es dagegen, daß man mit Gewalt und durch Strenge sie erhalten wollte, wo sie längst verschollen waren. Der Verständige mußte schweigen, der Ungläubige Glauben heucheln, alle warfen bald das Wesen mit den Formen zugleich von sich, Religiosität ward gleichbedeutend mit Heuchelei und Jeder erwartete ungeduldig den Augenblick, wo er sich ohne Scheu erklären dürfe. Diese Zeit erschien und wir hörten ein ganzes Jahrhundert hindurch den größten Theil der Gebildeten und Unterrichteten Spott über das Heiligste Witz, Unglauben Weisheit nennen. Wie oft, theurer Freund, wenn ich über Form und Gehalt, über das, was ich Prosa und Legende nannte, mit Ihnen redete, betheuerte ich Ihnen, daß die Darstellung des Christenthums in der Dichtung des Paradieses den Freund wahrhaftiger Weisheit, der den Himmel nicht erkaufen, nicht in einer künftigen Zeit durch

ein Wunder erlangen, sondern ihn schon auf der Erde in sich, in dem Frieden und der Erkenntniß seiner Seele finden will, über das Irdische erheben und durch innere Anschauung seines wahren Wesens beglücken könne; auch wenn er die Philosophie und Theologie des Dichters nicht als die Seinige anerkenne. Dasselbe läßt sich freilich auch von Klopstock und Anderen sagen, was ich indessen meine, drückt der Ausspruch des großen Dichters am besten aus, dessen Gedichte man kennen muß, wenn man Dante verstehen will. Er ruft entzückt aus: „O selig, wem die Ursache der Dinge zu erkennen vergönnt ward, wer jegliches Zagen, wer die Furcht des unerbittlichen Todes, des Acheron furchtbares Rauschen tief unter sich schaute.“ Dies ist das Ziel, zu dem das Paradies der divina commedia den vom irdischen Bedürfniß, wie von Fehlern gereinigten Geist leiten soll. —

2. Graf Raimund von Provence und sein treuer Diener Romeo.

(Aus demselben Werke.)

5. Ueber dem weltbeherrschenden gesetzgebenden Kaiser Justinian erscheint nun das bescheidene Verdienst eines getreuen uneigennützigen Dieners und Verwalters, dessen Geschichte durch die Volkssage und den Gesang der Nationaldichter eben so allgemein unter dem Volke bekannt war, als Justinians Geschichte unter den Gelehrten. — Graf Raimund von Provence war einer der berühmtesten und geistreichsten Herren seines Zeitalters, er war selbst einer der angesehensten Dichter unter den Troubadours und bekannt durch eine Sage, die Dante als Geschichte behandelt und die Villani im Tone der Sänger jener Zeit folgendermaßen erzählt: Es ereignete sich, daß unter den vielen Fremden, die den Grafen Raimund besuchten und bei ihm gütige Aufnahme fanden, auch Romeo sich befand, der von einer Pilgerreise nach St. Jago zurückkam. Dieser wackere und weise Mann wurde bald des Grafen vertrauter Minister und Rathgeber. Er blieb immer in seinem einfachen und pilgerartigen Aufzuge, wußte aber in kurzer Zeit durch seine Aufmerksamkeit und seine Einsicht die Einnahme seines Herrn zu verdoppeln, obgleich dieser indessen immer einen glänzenden und vielbesuchten Hof hielt. Als er mit dem Grafen von Toulouse über die Gränzen des beiderseitigen Gebiets in Krieg gerieth, sammelte der Graf von Provence gegen den von Toulouse, welcher der größte Graf in der Welt war und vierzehn andere Grafen unter sich hatte, durch seine eigene Freundlichkeit und durch die Klugheit des Romeo und den Schatz, den dieser gesammelt hatte, so viele Barone und Ritter, daß er in diesem Krieg mit Ehren obsiegte. Dieser Graf Raimund hatte vier Töchter und keinen einzigen Sohn; durch die Veranstaltung und die Klugheit des guten Romeo verheirathete er erst die älteste mit einem großen Geldaufwand an den guten König Ludwig von Frankreich. Bei der Gelegenheit sagte der gute Romeo zum Grafen: Laß mich nur machen, laß dir die Unkosten nicht leid sein, denn wenn du die Erste gut verheirathest, so wirst du alle die Andern durch ihre Verwandtschaft besser anbringen, und mit geringerem Aufwand. So geschah es auch. Der König von England, um Schwager des Königs von Frankreich zu werden, nahm die Andere mit geringem Heirathsgut; gleich darauf nahm dessen Bruder, der erwählte römische König, die Dritte; die Vierte blieb noch zu vermählen, da sagte Romeo zum Grafen: Sie muß einen recht wackern Mann haben, der soll dein Sohn sein und dein Erbe werden. So that er denn auch, er suchte Karl, Grafen von Anjou, des Königs von Frankreich Bruder, auf, und sprach: dieser soll sie bekommen, weil er der größte und beste Herr in der Welt werden wird. So

sprach Romeo von ihm weissagend und so ward es erfüllt. Dann ereignete es sich, daß aus Neid, der alles Gute verdirbt, die Barone des Grafen von Provence dem guten Romeo schuld gaben, daß er den Schatz des Grafen schlecht verwaltet hätte; sie forderten ihm Rechenschaft ab. Da sagte der wackere Romeo zum Grafen: Ich habe dir lange Zeit gedient, und habe dich aus einem armen Herrn zu einem glänzenden Fürsten gemacht, dafür beweisest du dich nach dem falschen Rathe deiner Barone sehr undankbar. Ich kam an deinen Hof als der arme Romeo und habe die Zeit durch anständig gelebt, jetzt gieb mir mein Maulthier, meinen Pilgerstab und meine Pilgertasche wieder; ich gehe wie ich gekommen bin und entziehe mich deinem Dienste. Der Graf wollte nicht, daß er sich entferne, er wollte aber unter keiner Bedingung bleiben, und ging fort so wie er gekommen war, und nie wußte man, wo er sei, noch wohin er gegangen, das Einzige ausgenommen, daß die meisten dafür hielten, er sei ein heiliger Mann. Dante folgt einem andern Sänger oder Erzähler, der den Romeo weiter pilgern und sein Brod an den Thüren suchen ließ. Seine Worte sind: „Und innerhalb dieser Perle leuchtet das Licht des Romeo, dessen Mühe übel gelohnt ward, da sie doch groß und schön war. Aber die Provenzalen, die ihm feindselig gewesen, freuten sich des nicht. Unglücklich ist stets, wer eines Andern treffliche Thaten zu seinem Verderben mißbraucht. Vier Töchter hatte Raimund Berlinghieri jede mit einem König vermählt, darum achtete er gering und als einen Fremdling Romeo, und es bewogen ihn später die Reden der Neider, von diesem Gerechten Rechnung zu fordern, die er ihm zur völligen Genüge gab. Dann zog er hinweg, arm wie ein Bettler und alternd, und wenn die Welt wüßte, was er fühlte und wie ihm um's Herz war, als er sein Brod an den Thüren suchte, sie würde, obgleich sie hoch ihn mit Lobe erhebt, ihn noch höher erheben."

7. Georg Gottfr. Gervinus.

(§. 64. Lehrb. §. 1033.)

Ueber das Alexanderlied vom Pfaffen Lambrecht.

(Geschichte der deutschen Dichtung.)

Als nun der Eroberer an das Ende der Welt gelangt ist, und alle die Drangsale überstanden hat, die sein Brief uns erzählte, jetzt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu sein, und er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Chören! „Hie muget ir tumpheit hôren!" ruft der Dichter; und doch! selbst jetzt versteht er, was die Sage mit dieser Geschichte will, innigst, oder er richtet sie sich zu seinen Zwecken zu; und obgleich in seinem Gedichte manchmal der gelehrte Geistliche heraussieht, der befangene Christ blickt an dieser gefährlichen Stelle nirgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, diese zu; der letzteren Rath däuchte ihm gut. In Arbeit kam darum der tobende Wütherich, ruft der Dichter wieder, seine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird, der unersättlichen Höhle, die weder nun noch nie sprach: Dies ist, was ich nicht mag! Ein Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürme und scheußliche Thiere, unter Donner und Blitz führt das Heer zum Eufrat, der aus dem Paradiese fließt, und sie sahen den Tod überall vor sich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, schlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten sie nicht. Ein Alter endlich fragt sie, was sie wollten? Ihr Singen sollten die

da inne lassen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur Demuth und Bekehrung warnen und gibt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewissen, und von der innern Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müssiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutet ihm ein alter Jude; er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große Last aufzuwiegen, und doch einerseits von einer Feder und ein bischen Erde aufgewogen werde. Er lehrt ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierigkeit und Unersättlichkeit läge die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei der nimmersatte Schlund der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen zu wähnen, daß das Paradies zu erfechten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er gemischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschlichen Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm alle seine Macht! gemischt zur Erde müsse er werden; sein Gemüth solle er an Güte kehren, daß, wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. — Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte seiner Lehre hinfort; er wandelte seine Sitte, er ehrte die Menschen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habsucht sinken und berichtete sein Reich herrlich durch zwölf Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit einem Worte: „Da wird ihm vergeben." Von Allem, was er je besaß, blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem ärmsten Manne, der je zur Welt gekommen.

Wenn es wahr ist, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß seine riesenhaften Plane in einem großen Verbande mit seines großen Lehrers Bestrebungen standen, wenn es wahr ist, daß das Alterthum groß geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußern Leben, während die neuere christliche Zeit groß ward durch das innere Leben, das sie erschloß; wenn es wahr ist, daß das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Selbstsucht eben so leicht fallen mußte, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatlosigkeit; wenn es wahr ist, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf einen Blick die Größe dieses Gedichts. Es schildert den Charakter des Helden im ersten Theile ganz treu der Geschichte und faßt sein Wirken in dem erhabensten Sinn auf; es schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist aufs wahrste und es ist auf eine wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo am entschiedensten gerade dieses äußerlich Thatkräftige, dieser jugendliche, knabenhafte Trotz abgelegt werden sollte, noch einmal wie zum Scheidegruß als ein Denkmal den erstorbenen Ideen der alten Welt aufgepflanzt. Das Große, was der Dichter in seinem Werke dabei positiv thut, ist durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, aufgewogen.

2. Hamlet und Deutschland.

(Aus Shakespeare.)

Einer unserer neuern politischen Dichter hat ein Gedicht mit den Worten begonnen: Hamlet ist Deutschland. Und dieser Ausspruch ist in der That kein geistreiches Spiel mit Worten oder verworrenen Vorstellungen. Denn ganz so wie Hamlet sind wir bis zu dieser letzten Zeit hin zwischen einer hart an uns rückenden Aufgabe rein praktischer Natur und einer herkömmlichen Entwöhnung

von Thun und Handeln gestellt gewesen. Ganz so waren wir ja in der Beschäftigung des Geistes und in der Bildung des Gemüthes tief versenkt gewesen bis zur Vergessenheit der äußern Welt; ganz so lag uns Wittenberg und seine Verhältnisse mehr am Herzen als Polenkämpfe um Ehre und Macht; ganz so füllte uns das Leben und Weben im Gedichte und Schauspiel aus, und auf dem Theater die Aufgabe der Zeit zu spielen, uns an Worten und an einem Wortheldenthum zu freuen, gefiel uns mehr, als eine gelassene und gesetzte Vorbereitung für den Ernst der Zeiten. Waren nicht in jenen ersten Tagen unserer politischen Erhebung aus dem französischen Joche die Geister unserer Väter mahnend heraufgestiegen und freuten sich unserer raschen Entschlossenheit? Aber bald ließen wir den Eifer sinken und auf vorübergehende kleine Anfälle der Leidenschaft ließen wir die Flügel in Taubengeduld ermattet hängen. Beispiele, massig wie der Erdball, gingen auch an uns auffordernd und spornend vorüber, aber wir ließen sie unbeachtet. Ganz so wie Hamlet, verloren wir die Freude an unserer Existenz und flüchteten aus dem realen Leben in das Reich der Ideale; wir schadeten dem sichern Takte des instinktiven Lebens durch allzuviele Geistesübung und Reflexion und der gewissen Erkenntniß des Wirklichen durch Grillen und Phantasien. Ganz so verbitterten wir uns skeptisch an Welt und Leben und Menschheit und wühlten uns in Menschenhaß, mit so viel Anlage des Menschen Werth zu achten, und in einen passiven Weltschmerz, mit so viel Beruf die Welt thätig zu bebauen. Fühlten wir uns nicht Alle in den Selbstgesprächen unserer Literatur stolz in den Errungenschaften unseres Geistes, und fanden „den Menschen so Gott gleich, so erhaben, so groß,“ ohne gleichwohl, wie Hamlet, Gefallen daran zu haben? Erblicken alle die Träger des Weltschmerzes und die Europamüden nicht ihr schlagendes Abbild in dem Manne, der der Zeiten Spott und Geißel, den Druck der Mächtigen, die Mißhandlungen der Stolzen, den Aufschub des Rechts, den Uebermuth der Aemter, die Fußtritte, die das Verdienst von dem Unwerthe hinnimmt, mit so geduldigem Herzen ertrug? Sind ihre Verbitterungen etwas anderes als nur ein Echo der kranken Schwermuth, in der Hamlet die Welt für ein Gefängniß, die Erde für einen ungejäteten Garten, für ein wüstes Vorgebirge, Luft und Firmament für verpesteten Dunst, die Zeit für feist und engbrüstig, und Alles in ihr für langweilig, flach, flau und nutzlos ansah und ein Pfui des innerlichsten Widerwillens darüber ausspie? Und wie? Indem wir unsere Seelen so mit der Verekelung an der Welt verdarben, vergaßen wir nicht ganz, wie Hamlet, das Nächste über dem Entferntesten. Wir meinten, jeder Einzelne, den Schmerz des ganzen Alls ertragen und sein Heiland und Retter werden zu müssen, ohne je an uns Einzelne selber zu denken. Jeder rief mit Hamlet sein Weh darüber, daß die Welt aus den Fugen sei, und Jeder meinte sich berufen, sie einzurichten! Es ist dem Stumpfen schwer fühlbar zu machen, obgleich sich's für den Kundigen von selber fühlt: wie in diesem Satz der Grundverderb für Hamlet lag wie für uns! Denn so bilden auch wir uns ein, unsere Aufgabe in Literatur und Politik sei in einer weiten Ferne und in einem unbekannten Ganzen und Großen gelegen, und darüber versäumen und verlernen wir zu thun, was unser Theil und unsere nächste Aufgabe ist. Dieser Hamlet hatte einen nahen und leichten Beruf zu erfüllen, das war eine kleine Welt einzurichten; war es ihm dennoch zu schwer, so galt es, zunächst sein eigenes Ich in die Fugen zu bringen, und sein eigener Reformator zu werden. Das sah er nicht. Und in diesem Falle sind die tausend Reformatoren bei uns. Sie dehnen den Verdruß in kleinen Erfahrungen, wie Hamlet, auf die ganze Menschheit aus, und einen engen Beruf zum weitesten; der ungeheuerste Egois-

mus, eine Frucht, die das blos geistige Leben so leicht einträgt, läßt sie Alles auf sich selber beziehen, als ob jeder Einzelne der Vertreter der Welt wäre, und läßt sie gleichwohl keiner Anforderung genügen. Wenn diese Schwäche ihrer selber inne wird, dann kehrt sich Selbstverachtung auch gegen sie, und Hamlet höhnt sich selbst, daß solche Kerle wie Er zwischen Himmel und Erde kriechen müßten. Auch diesen Zug haben die Repräsentanten unseres deutschen Lebens in Literatur und Politik nicht selten verrathen; sie stehen im hellsten Lichte der Selbsterkenntniß, wie Hamlet thut, ohne daß dies den geringsten Einfluß auf eine Aenderung wirkte. Was die Aehnlichkeit unseres öffentlichen Charakters mit Hamlet auf die Spitze treibt: wie ideal und edel Alles, was wir in Worten und Wesen kundgethan haben, uns bisher kleidete, an einem ersten Punkt des Uebergangs von Grundsätzen zu Thaten erschien unsere Volksnatur plötzlich verkehrt und angefressen. Der Augenblick des Handelns überfiel uns unversehen; davon übernahmen wir uns in der leidenschaftlichsten Hitze und verfehlten das Ziel, das wir nicht weise ermessen hatten. Und dabei trat dann plötzlich die unerfreuliche Veränderung des Nationalcharakters zu Tage. Was wir zur Zeit jener ersten großen Erhebung zu äußerer und innerer Freiheit noch als bieder, treu, offen, wahrhaft und gutartig gekannt hatten, das ging in dem Zeitpunkt eines späteren Aufschwungs auf verborgenen Wegen, treulos, eidbrüchig, aller Ehre baar und aller Güte verlustig. Da die Helden der Worte endlich zum Wirken und Handeln berufen wurden, zu dem sie sich so lange vermessen hatten, da brach die Vergiftung des Innern in ekeln Eiter aus und Grausamkeit, Rachsucht, Blutgier und Meuchelmord befleckten den deutschen Namen, wo Niemand mitten im Flore der Geistesbildung und der häuslichen Sitte diese grelle Verwilderung in uns geahnt hatte.

8. Ludwig Häusser.

(§. 64. Lehrb. §. 1033.)

Scharnhorst.

(Aus der deutschen Geschichte.)

Wenige Tage nach dem Frieden von Tilsit erfolgte Scharnhorst's Ernennung zum Generalmajor und seine Berufung in die reorganisirende Commission. Eine glücklichere Wahl ließ sich nicht treffen. Hier vereinigte sich, wie bei Stein, das reichste theoretische Wissen mit praktischer Tüchtigkeit und zäher, ausdauernder Willenskraft; Scharnhorst war nichts durch äußere Verhältnisse und die Gunst des Zufalls, Alles durch sich selber; eine jener klaren, festen, in sich fertigen Naturen, an denen nichts blendet und besticht, deren Gediegenheit aber überzeugt und bezwingt. Die ihm am nächsten standen, rühmen seinen ruhigen, scharfen und durchdringenden, aber wenig beweglichen, nie hin und her hüpfenden Verstand, seine schmucklose Weise, der die Gabe des raschen, beredten Wortes abging, seine Unabhängigkeit von Autoritäten, sein nüchternes, von allem Phantastischen freies Erfassen der Dinge und Menschen, wie sie in Wirklichkeit waren. Es war ein Geist, der, wie Clausewitz trefflich sagt, edle Früchte still zeitigen, aber nicht wie andre mit Blüthen prangen konnte. Boyen versicherte, er habe unter den vielen, zum Theil sehr hervorragenden Männern, denen er näher gekommen, Manche gefunden, die in einzelnen Anlagen oder Zweigen des Wissens überlegener waren oder ihre geistigen Mittel besser geltend zu machen wußten, aber es sei ihm Keiner begegnet, dessen Worte und Handlungen so wie bei Scharnhorst immer nur die

Ergebnisse eines vorhergegangenen ruhigen Denkens waren, Keiner, der sich und seine Aeußerungen so zu beherrschen verstand, Keiner, der einer so großen persönlichen Resignation fähig gewesen wäre, und endlich Keiner, der bei anscheinend weichen, selbst vernachlässigten Formen einen so unerschütterlich festen Willen in seiner Brust trug.

Es ist ein seltenes Glück, wenn eine junge Institution, wie das preußische Heer, das jetzt neu gebildet werden sollte, von einer solchen Persönlichkeit ihr individuelles Gepräge empfängt. Gerade im Gegensatz zu der alten Weise, deren Hochmuth und Leichtfertigkeit so bitter gezüchtigt war, erscheint es wie eine doppelt günstige Fügung, daß eine sittliche Persönlichkeit von so lauterer, schlichter Art der Schöpfer der neuen Ordnung ward. Denn mit diesem scharfen Erkennen und festen Wollen war das edelste und zartfühlendste Herz verbunden. Gerechtigkeit, Redlichkeit und Unbestechlichkeit prägten sich in jedem Zuge von Scharnhorsts Charakter aus. Neben den höchsten Tugenden des Soldaten, Kühnheit und Vorsicht, Unermüdlichkeit, Geistesgegenwart und kalter Verschlossenheit, besaß er das kindlich einfache Wesen eines freundlichen, wohlwollenden Menschen, dem jede unreine Leidenschaft fremd war, der nur einen Ehrgeiz kannte: das Beste, was er wußte und vermochte, für die Wiedergeburt des Vaterlandes fruchtbar zu machen.

Ueber seine Soldaten= und Feldherrnart haben die competentesten Stimmen ihr Urtheil abgegeben; wir müssen uns hier bescheiden, darauf hinzuweisen. Den Gegensatz der neuen Kriegsweise zur alten hatte er früher als die Meisten aufmerksam erfaßt; er wollte die Taktik umgebildet wissen nach dem neuen Kriegsbedürfniß und den Sitten des Volkes; er hielt alles Haschen nach einem äußeren Scheine und Effecte bei Ausführung von Evolutionen, der nur auf dem Exercierplatz zu erhalten möglich ist, für höchst verderblich für den Krieg; er sah in dem mechanischen täglichen Wiederholen einer Reihe von Evolutionen den Grund, wodurch bei dem Soldaten wie bei dem Officier nur die Fähigkeit des einseitigen Nachahmens geweckt, aber die schnelle Beurtheilung und selbstständiges Handeln unterdrückt worden sei. Sein Gedanke war, die Armee der neuen Kriegsart entsprechend einzutheilen, zu bewaffnen und auszurüsten, die Bestandtheile des Heeres zu veredeln, sittliche und geistige Hebel statt der nur mechanischen anzuwenden, den Soldaten praktisch zu üben, einen tüchtigen Officierstand heranzubilden. Man muß, schrieb er am Schlusse des verhängnißvollen Jahres an Clausewitz, der Nation das Gefühl der Selbstständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

9. Heinrich v. Sybel.

(§. 64. Lehrb. §. 1033.)

Die Häupter der polnischen Patrioten.

(Aus der „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795".)

Ende Mai (1794) kam in den Zustand der Hauptstadt eine neue Verwicklung. Kosciusko hatte endlich, am 10ten, Nachricht von der Warschauer Revolution erhalten, und dann seine beiden nächsten und bedeutendsten Freunde,

Ignaz Potocki und Hugo Kollontai, nach Warschau gesandt, um dort eine der großen Sache würdige Regierung zu bilden. Sie langten am 18ten an, und ergriffen auf der Stelle die Leitung der Dinge. Beide waren an politischer Einsicht und überhaupt an geistiger Begabung ihrem militärischen Freunde überlegen, aber mit ihm durch eine hohe und warme Vaterlandsliebe auf das Engste verbunden. Kosciusko hatte eine ruhige, von Natur ernsthafte Seelenstimmung, er war frei von jeder selbstischen oder gemeinen Leidenschaft, von Haß und Rachsucht und Eigennutz, und wurde nur durch ein glühendes Streben nach Heldenruhm in Aufregung versetzt. Er hatte sein Unternehmen ohne große Hoffnung aus Pflichtgefühl begonnen, und war schon jetzt des sichern Untergangs gewärtig. Aber auf seine Thätigkeit und seine kriegerische Hingebung hatte das Gefühl keinen Einfluß; es befestigte nur den ihm ohnedies natürlichen Willen, eine sterbende Sache nicht wegen kurzen Vortheils durch Unrecht und Gewaltthat zu beflecken. In den ersten Wochen des Aufstandes hatte er einen Russenfreund aufknüpfen lassen; nachher war er zu keiner Maßregel des Schreckens mehr zu bringen. Sein Streben war, die sinnliche Trägheit und flackernde Hast seiner Landsleute durch patriotische und religiöse Anregung zu läutern und empor zu heben, und die Parteien in dem Gedanken an das eine Vaterland zu versöhnen. Er verwies es seinem heftigeren Freunde Kollontai, daß dieser bei der Kunde von der Warschauer Revolution den Boten vor Allem fragte, ob der König todt sei, und bei der verneinenden Antwort in Klagen und Verwünschungen ausbrach. Wie oft hatten die Beiden über die Frage gestritten, welche bei jeder politischen Bewegung immer aufs Neue die Gemüther theilen wird, ob es besser sei, die Gegner mit eiserner Faust zu zermalmen oder mit warmer Großmuth zu gewinnen. Dem mildgesinnten Soldaten setzte Kollontai die schroffe Härte des gelehrten Theoretikers entgegen. Einst zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er in Rom studirt und dann eine Reihe von Jahren hindurch eine Professur an der Universität Krakau bekleidet. Durch seine schriftstellerischen Leistungen zog er seit 1788 die Aufmerksamkeit der patriotischen Partei auf sich; er war sehr unterrichtet, ein kühner Logiker, der vor keiner Consequenz zurückwich, und einmal in die Geschäfte eingetreten, gleich geschickt zu der technischen Arbeit wie zu den Umtrieben des Parteienkampfs. Er hatte einen eben so großen Antheil an den Gesetzen wie an dem Staatsstreiche von 1791, und bekannte sich inmitten der verrotteten Adelsrepublik ohne Scheu zu der Lehre des unveräußerlichen Menschenrechtes.

Nach der Katastrophe von 1792 verließ er Polen, ohne Kummer über den eignen Fall, aber in glühendem Hasse gegen die Verräther des Landes. Auch jetzt wies er auf die bodenlose Niederträchtigkeit der feindlichen Faction, und forderte vor Allem die Beseitigung des großen nationalen Brandmals, der Sclaverei der Bauern, wohl wissend, daß nach dieser Maßregel der Haß der Parteien grenzenlos, und Kosciusko zur Gewaltherrschaft gezwungen sein würde. Der Ruf dieser Ansichten flog Kollontai nach Warschau voraus, und versetzte alle opponirenden Elemente in die höchste Aufregung. Er wolle das Eigenthum abschaffen, hieß es, und Blutgerichte nach dem Muster Robespierre's in das Leben rufen.

Einstweilen trat in Warschau sein Gefährte, Ignaz Potocki, in der ersten Linie auf. Entsprossen aus einer der reichsten und mächtigsten Familien des Landes, hatte er schon früh nicht minder reiche persönliche Vorzüge entwickelt. Sein Geist war vielseitig, regsam, lebhaft; er hatte die leichte und warme Anmuth, welche seiner Nation eigenthümlich ist, in hohem Maaß; er hatte aber

auch, was den meisten seines Volkes verloren gegangen war, einen natürlichen Sinn für alles Große und Edle, einen angeborenen Widerwillen gegen Gemeinheit und Selbstsucht. In den sitten= und gesinnungslosen Kreisen des Warschauer Regiments bekannte er seine Gesinnung mit dem reinen Stolze, welchen nur die Verbindung natürlichen Muthes und reifer Ueberzeugung geben kann: so stand er seit 1788 an der Spitze der Reformpartei, war der eigentliche Schöpfer der Verfassung von 1791, und zog durch die leuchtende Ueberlegenheit seines Wesens die Fülle zugleich des neidischen Hasses und der widerwilligen Achtung der Gegner auf sich. Mit Kosciusko theilte er die Uneigennützigkeit des Strebens, mit Kollontai die Gluth der Gesinnung: aber während eine düstere Besorgniß jenen niederdrückte und diesen verhärtete, war er von unverwüstlicher Hoffnung und strahlender Siegessicherheit erfüllt. So war schon 1792 seine Stimmung gewesen, und auch die furchtbare Enttäuschung jenes Jahres hatte ihm sein Vertrauen nicht rauben können. Oft begriffen seine Freunde nicht, wie er trotz aller Gefahren und Mühen doch stets so heiter bleibe: im schlimmsten Falle, sagte er dann, gehen wir mit dem Vaterlande zu Grunde, wäre das ein Unglück?

10. J. Gustav Droysen.

(§. 64. Lehrb. §. 1033.)

Alexander der Große und seine Eltern.

Man darf behaupten, daß das monarchische Element in dem Macedonischen Staatsleben eben so durch die geschichtliche Stellung des Volkes, wie durch die Persönlichkeit Philipps ein entschiedenes Uebergewicht erhalten mußte. Erst in dem Ganzen dieses Zusammenhanges ist des Königs Charakter und Handlungsweise begreiflich. In dem Mittelpunkte von Widersprüchen und Gegensätzen der eigenthümlichsten Art, Grieche im Verhältniß zu seinem Volke, Macedonier für die Griechen, übertraf er jene wieder an Macedonischer Treuherzigkeit und Fröhlichkeit, diese an Griechischer Feinheit und Hinterlist, beide an Klarheit des Bewußtseins und an Gewandtheit nie so zu scheinen, wie man erwarten mußte; sein Charakter war, keinen Charakter zu haben, sondern Zwecke; Frivolität und Offenheit verbarg seine Absichten, die feinste gesellige Bildung die Laster und Verbrechen, die man ihm vorwirft; von Natur zu Wollust und Genuß geneigt, war er in seinen Neigungen ebenso unbeständig wie glücklich, in seinen Leidenschaften eben so zügellos wie vorsichtig; über beide schien er Herr zu sein, um sich ihnen ganz hinzugeben, und man kann zweifeln, ob seine Tugenden oder seine Fehler für erkünstelt zu halten seien; jedenfalls stellt sich in ihm die sophistische Bildung seines Zeitalters, ihre Klugheit und Gesinnungslosigkeit und die Einseitigkeit des vollendeten Egoismus auf das Bestimmteste dar.

Das entschiedene Gegentheil von ihm war seine Gemahlin Olympias, die Tochter des Epirotenkönigs Neoptolemus, aus dem Geschlechte Achills; Philipp hatte sie in seinen jüngeren Jahren bei der Mysterienfeier auf Samothrace kennen gelernt und mit Einwilligung ihres Vormundes und Oheims Arymbas geheirathet. Schön, verschlossen und voll glühender Leidenschaftlichkeit, war sie dem geheimnißvollen Dienste des Orpheus und Bacchus und den dunklen Zauberkünsten der Thracischen Weiber eifrigst ergeben; in den nächtlichen Orgien sah man sie vor Allen in wilder Begeisterung, den Thyrsus und die Schlange schwingend, durch die Berge stürmen; ihre Träume wiederholten die phantastischen Bilder, deren ihr ahnendes Gemüth voll war; sie träumte in

der Nacht vor der Hochzeit, es umtose sie ein mächtiges Gewitter, und der Blitz fahre flammend in ihren Schooß, daraus dann ein wildes Feuer hervorbreche, und in weit und weiter zehrenden Flammen verschwinde. So schien das Schicksal aus der Vereinigung der äußersten Gegensätze, zu denen das Griechenthum sich entwickelt hatte, den erzeugen zu wollen, in welchem dem Griechischen Geiste die Welt zu überwinden und sich zu erfüllen bestimmt war.

Und wenn die Sage berichtet, daß außer vielen andern Zeichen in der Nacht, da Alexander geboren wurde, der Dianentempel zu Ephesus, nach Griechischer Ansicht das eigentlich Morgenländische Heiligthum, niedergebrannt sei, daß ferner der König Philipp die Nachricht von der Geburt des Sohnes zu gleicher Zeit mit dreien Siegesbotschaften erhielt, so spricht sie bedeutungsvoll den Sinn des reichsten Heldenlebens und den großen Gedanken eines Zusammenhanges aus, wie ihn die Geschichte nachzuweisen sich oft umsonst bemüht und öfter überhoben hat.

Und doch zeigt gerade Alexanders Leben von der ersten Kindheit an diesen Zusammenhang aller Verhältnisse eben so unleugbar wie überraschend. Man muß eingestehen, daß Philipps Blick bei aller Klarheit und Schärfe, die ihn über die Verhältnisse der Gegenwart mit rascher Sicherheit entscheiden und zu deren weiten und weiteren Folgen hinauseilen ließ, dennoch nicht weiter zu reichen vermochte, als bis zu dem unbestimmten Gedanken eines Perserkrieges, den er für die Aufgabe seines Lebens hielt; wohl erkannte er jenseits des Meeres das Land der Siege und der Zukunft Macedoniens; dann aber trübte sich sein Blick, und seine Pläne wichen den unbestimmten Gestaltungen seiner Wünsche. Dasselbe Verlangen nach jenem großen Werke theilte von ihm sich seinen Umgebungen, dem Adel, dem gesammten Volke mit, es wurde der stets durchklingende Grundton des Macedonischen Lebens, das lockende Geheimniß der Zukunft; man kämpfte gegen die Thracier und siegte über die Griechen, aber der Orient war das Ziel, für das man kämpfte und siegte. Unter solchen Umgebungen wuchs Alexander auf, und früh genug mögen die Sagen vom Morgenlande, vom stillen Goldstrom und dem Sonnenquell, dem goldnen Weinstock mit smaragdnen Trauben, und der Nysawiese des Dionysus des Knaben Seele beschäftigt haben; dann wuchs er auf und hörte von den Siegen bei Marathon und Salamis, und von den heiligen Tempeln und Gräbern, die der Perserkönig mit seinen Sklavenheeren zerstört und geschändet habe, und daß Macedonien gen Asien ziehen und sie rächen müsse; und mit dem Knaben wuchs das Verlangen nach Asien und nach Siegen über den großen König in Susa. Und als einst Gesandte aus der Persischen Königsburg nach Pella kamen, und er, noch ein Knabe, sie empfing, so fragte er sorgsam nach den Heeren und Völkern des Reichs, nach Gesetz und Brauch, nach Verfassung und Leben der Völker; und die Perser staunten über das Kind. —

Von nicht minderer Wichtigkeit war, daß Aristoteles, der größte Denker des Alterthums, ihn erzog. Philipp hatte bei der Geburt seines Sohnes ihn darum ersucht: „wisse, daß mir ein Sohn geboren ist," schrieb er an den Stagiriten; „nicht daß er geboren ist, sondern daß er in deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von dir erzogen und gebildet wird er Unserer würdig und der großen Bestimmung, die einst sein Erbe ist, gewachsen sein." Der die Welt dem Gedanken erobert hat, erzog den, der sie mit dem Schwerte erobern sollte; ihm gebührt der Ruhm, in dem leidenschaftlichen Knaben jene Hoheit und Strenge des Denkens geweckt zu haben, die ihn den Genuß verachten und die Wollust fliehen lehrte, die seine Leidenschaft adelte und seiner

Kraft Maaß und Bewußtsein gab. Alexander bewahrte für seinen Lehrer allezeit die innigste Verehrung; er sagte oft, seinem Vater danke er nur sein Leben, seinem Lehrer daß er würdig lebe.

So in jeder Weise vom Glücke begünstigt, bildete sich Alexander und sein Charakter früh, glücklich und entschieden aus; voll Thatendurst und Ruhmbegier trauerte er oft um die Siege seines Vaters, die ihm nichts mehr zu thun übrig ließen. Sein Vorbild war Achilles, aus dessen Geschlecht er sich gern entstammt zu sein rühmte, und dem er durch Glück und Leid und Ruhm ähnlich werden sollte. Wie jener seinen Patroklus, so liebte er den Freund seiner Jugend Hephästion; aber einen Homer fand er nicht. Er liebte mehr seine Mutter als seinen Vater, von jener hatte er den Enthusiasmus und die Innigkeit, die ihn vor allen Helden auszeichnen. Dem entsprach sein Aeußeres; sein heftiger Gang, der funkelnde Blick, das zurückfliegende Haar, die Gewalt seiner Stimme bekundeten den Helden; wenn er ruhte, bezauberte die Milde seiner Miene, das sanfte Roth, das auf seiner Wange spielte, sein feuchtaufblickendes Auge, das ein wenig zur Linken geneigte Haupt. In ritterlichen Uebungen war er vor Allen ausgezeichnet; schon als Knabe bändigte er das wilde Thessalische Roß Bucephalus, an welches sich kein Andrer wagen wollte, und das ihm späterhin auf allen seinen Zügen als Schlachtroß diente. Die erste Waffenprobe legte er unter seines Vaters Regierung ab; er bezwang, da Philipp Byzanz belagerte, die Mäder, und gründete dort eine Stadt mit seinem Namen; noch höheren Ruhm gewann er in der Schlacht von Chäronea, die durch seine persönliche Tapferkeit gewonnen wurde. Sein Vater sah und liebte in ihm den einstigen Vollender seiner eigenen Hoffnungen; er hörte sich gern von den Macedoniern ihren Feldherrn, Alexander ihren König nennen; er war stolz darauf, in ihm einen Nachfolger zu haben, dem das Macedonische Reich zu klein sein, und der nicht wie er selbst, vieles, was nicht mehr zu ändern, zu bereuen haben würde.

3. Schleiermacher, Grimm und Varnhagen.

1. Fr. Schleiermacher.

(Lehrb. §. 1023.)

1. Aus den Monologen.

Wohl fürchten die Menschen, daß nicht lange die Freundschaft währe; wandelbar scheint ihnen das Gemüth, es könne der Freund sich ändern, mit alter Gesinnung fliehe die alte Liebe, und Treue sei ein seltenes Gut. Sie haben Recht; es liebt ja, wenn sie über das nützliche hinaus noch etwas kennen, doch einer vom andern nur den leichten Schein, der das Gemüth umfließt, die oder jene Tugend, die, was sie eigentlich im Innern sei, sie nie erforschen; und wenn in den Verwirrungen des Lebens ihnen das zufließt, so schämen sie sich nicht, nach langen Jahren zu gestehn, sie haben am Menschen sich geirrt. Mir ist nicht schöne Gestalt, noch was sonst im ersten Anblick das Herz der Menschen fängt, verliehen: doch webt auch jeder, der mein Inneres nicht durchschaut, sich einen solchen Schein. Da wird an mir ein gutes Herz geliebt, wie ich es nicht vermöchte, ein bescheidenes Wesen, was ganz anders ist in mir, als sie meinen, ja Klugheit auch, die ich von Herzen verachte. Drum hat auch solche Liebe mich schon oft verlassen; auch gehört sie nicht zu jener Habe, die mir theuer ist. Nur was ich selbst hervorgebracht und immer wieder aufs neue mir erwerbe, ist für mich Besitz: wie könnt ich

zu dem meinen rechnen, was nur aus jenem Schein entsteht, den ihr blödsichtig Auge dichtet? Rein weiß ich mich davon, daß ich sie nicht betrüge; aber wahrlich, es soll die falsche Liebe mich auch nicht länger, als ich es ertragen mag, verfolgen. Nur eine Aeußerung des innern Wesens, die sie nicht mißverstehen können, kostets mich; nur einmal sie gerade hin auf das geführt, was ich im Gemüth am köstlichsten bewahre, und was sie nicht dulden mögen: so bin ich ledig der Qual, daß sie mich für den ihren halten, daß sie mich lieben, die sich von mir wenden sollten. Gern gab ich ihnen die Freiheit wieder, die in falschem Schein befangen war. Die aber sind mir sicher, die wirklich mich, mein inneres Wesen lieben wollen; und fest umschlingt sie das Gemüth, und wird sie nimmer lassen. Sie haben mich erkannt, sie schauen den Geist, und die ihn einmal lieben, wie er ist, die müssen ihn immer treuer und immer inniger lieben, je mehr er sich vor ihnen entwickelt und immer fester gestaltet.

Dieser Habe bin ich so gewiß als meines Seins; auch habe ich keinen noch verloren, der mir je in Liebe theuer ward. Du, der du in frischer Blüthe der Jugend, mitten im raschen frohen Leben unsern Kreis verlassen mußtest — ja, ich darf anreden das geliebte Bild, das mir im Herzen wohnt, das mit dem Leben und der Liebe fortlebt, und mit dem Gram — nimmer hat dich mein Herz verlassen; es hat dich mein Gedanke fortgebildet, wie du dich selbst gebildet haben würdest, hättest du erlebt die neuen Flammen, die die Welt entzünden; es hat dein Denken mit dem meinen sich vereint, und das Gespräch der Liebe zwischen uns, der Gemüther Wechselanschauung hört nimmer auf, und wirket fort auf mich selbst, als lebtest du neben mir wie sonst. Ihr Geliebten, die ihr noch hier nur in der Ferne weilt, und oft von eurem Geist und Leben ein frisches Bild mir sendet, was kümmert uns der Raum? Wir waren lange bei einander, und waren uns weniger gegenwärtig als wir jetzt es sind: denn was ist Gegenwart als Gemeinschaft der Geister? Was ich nicht sehe von eurem Leben, bild ich mir selbst; ihr seid mir nahe bei allem in mir, um mich her, was euren Geist lebendig berühren muß; und wenig Worte bestätigen mir alles oder leiten auf rechte Spur mich, wo noch Irrthum möglich war. Ihr, die ihr mich jetzt umgebt in süßer Liebe, ihr wißt, wie wenig die Lust mich quält, die Erde zu durchwandeln; ich stehe fest an meinem Ort, und werde nicht verlassen den schönen Besitz, in jedem Augenblick Gedanken und Leben mit euch tauschen zu können; wo solche Gemeinschaft ist, da ist mein Paradies. Gebietet über euch ein anderer Gedanke; wohl, es gibt für uns doch keine Entfernung. — Aber Tod? Was ist denn Tod als größere Entfernung?

Düsterer Gedanke, der unerbittlich jedem Gedanken an Leben und Zukunft folgt! Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; ich nehme ihr Leben in mich auf, und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter, mich aber tödtet ihr Sterben. Es ist das Leben der Freundschaft eine schöne Folge von Akkorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, der gemeinschaftliche Grundton abstirbt. Zwar innerlich hallt ihn ein langes Echo ununterbrochen nach, und weiter geht die Musik: doch erstorben ist die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher ich der Grundton war, und die war mein, wie diese in mir sein ist. Mein Wirken in ihm hat aufgehört, es ist ein Theil des Lebens verloren. Durch Sterben tödtet jedes liebende Geschöpf, und wem der Freunde viele gestorben sind, der stirbt zuletzt den Tod in ihrer Hand, wenn ausgestoßen von aller Wirkung auf die, welche seine Welt gewesen, und in sich selbst zurückgedrängt, der Geist sich selbst verzehrt. Zwiefach ist des

Menschen nothwendiges Ende. Vergehen muß, wem so unwiederbringlich das Gleichgewicht zerstört ist zwischen dem innern Leben und äußern Dasein. Vergehen müßte auch, wem es anders zerstört ist, wer, am Ziele der Vollendung seiner Eigenthümlichkeit angelangt, von der reichsten Welt umgeben, in sich nichts mehr zu handeln hätte; ein ganz vollendetes Wesen ist ein Gott, es kann die Last des Lebens nicht ertragen, und hat nicht in der Welt der Menschheit Raum. Nothwendig also ist der Tod, und dieser Nothwendigkeit mich näher zu bringen, sei der Freiheit Werk, und sterben wollen können mein höchstes Ziel! Ganz und innig will ich die Freunde umfassen und ihr ganzes Wesen ergreifen, daß jeder mich mit süßen Schmerzen tödten helfe, wenn er mich verläßt; und immer fertiger will ich mich bilden, daß auch so dem Sterbenwollen immer näher die Seele komme. Aus beiden Elementen ist immer der Tod des Menschen zusammengesetzt, und so werden nicht die Freunde alle mich verlassen, noch werde ich jemals ganz der Vollendung Ziel erreichen. In schönem Ebenmaß werde ich nach meines Wesens Natur mich ihm von allen Seiten nähern; dies Glück wird mir gesichert durch meine innre Ruhe, und mein stilles, gedankenvolles Leben. Es ist das Höchste für ein Wesen wie meines, daß die innere Bildung auch übergeh in äußere Darstellung; denn durch Vollendung nähert jede Natur sich ihrem Gegensatz. Der Gedanke, in einem Werk der Kunst mein innres Wesen, und mit ihm die ganze Ansicht, die mir die Menschheit gab, zurückzulassen, ist mir die Ahnung des Todes. Wie ich mir der vollen Blüthe des Lebens bewußt zu werden anfing, keimte er auf, jetzt ist er in mir täglich und nähert sich der Bestimmtheit. Unreif, ich weiß es, werd ich ihn aus freiem Entschluß aus meinem Innern lösen, ehe das Feuer des Lebens ausgebrannt ist; ließ ich ihn aber reifen und vollkommen werden das Werk: so müßte dann, so wie das treue Ebenbild erschiene in der Welt, mein Wesen selbst vergehn; es wäre vollendet.

2. Aus einer Rede am Geburtstage Friedrichs des Großen.

Zwei wohl gleich herrliche und selige, aber sehr verschiedene Zeiten gibt es für die Wirksamkeit eines großen Mannes. Die eine geht an, wenn er die ihm gebührende Stelle in der Welt eingenommen hat, und anerkannt zu werden beginnt für das was er ist, wenn seine belebende Kraft die Stockungen auflöst im gesellschaftlichen Zustand oder in den geistigen Bestrebungen, wenn sein gebietender Muth das Böse und Verkehrte in die Flucht schlägt, wenn er seine Zeitgenossen hebt und erzieht, und das ihm angewiesene Theil der menschlichen Dinge allmählig ordnet und bildet. Von wie viel Hindernissen er auch bedrängt werde, wie Vieles auch unvollendet bleibe, was er gestalten wollte, ja wie vorübergehend sich auch die schönste Blüthe seiner Schöpfung zeige: herrlich und selig für ihn ist diese Zeit immer nach Maaßgabe seiner Größe; denn nur der ist groß, der selbst, indem er auf die bewegliche veränderliche Welt wirkt, in der ruhigen, sich immer gleichen lebt, über die Zufälligkeiten des Erfolges erhaben, in seiner Ueberzeugung, in seinem Gefühl, die Uebereinstimmung seiner Ideen und Zwecke mit der vorher bestimmten Ordnung, mit der nothwendigen Entwickelung der Dinge trägt, und unaufgehalten vorwärts schreitet, und sich nur durchdringend und siegend erblickt. Die zweite herrliche Zeit tritt ein, wenn dem irdischen Streit längst entrückt der große Mann endlich ganz der Geschichte angehört, und von dort aus schon ungehemmt und immer gleich auf die fernen Geschlechter der Menschen wirkt, nach dem Maaß der Empfänglichkeit eines Jeden. Denn nicht nur mit Platon zu reden, in den überhimmlischen Räumen der Weisheit, wo

die ewigen Ideen auf unverrückbaren Grundlagen stehend geschaut werden, nährt sich das Edelste der Seele, sondern gedeihliche Nahrung kommt ihm auch her aus den irdischen, zwar doch verklärten in heiterer Höhe schwebenden Gärten der Geschichte, wo die einzelnen Gestalten der Menschheit, denen vergönnt gewesen ist, einen größeren Theil ihres Geschlechts zu leiten, und eben dadurch zu höherer Vollkommenheit heraufgebildet, den irdischen Schauplatz zu verlassen, nun in gereinigtem Glanze wandeln, und bestimmt sind, je nachdem sie zu dem ersten oder zweiten Platz durchgedrungen waren, längere oder kürzere Zeit, denn ewig ist nichts auf dem sterblichen Gebiet, durch das Mittel einer ungetrübten Luft geschaut, die Nachkommen zu erleuchten, und je tiefer ihr Licht eindringt durch das Auge in verwandte Seelen, um so mehr diese zu stärken und zu erheben! Daß dieses, unbeschadet des eigenen Lebens, was sie in uns unerreichten Welten führen, das selige und herrliche Schattenleben der edlen Geisten auch dieser Erde sei, wird Niemand bezweifeln.

2. Jakob Grimm.

(§. 98. 110 m. Lehrb. §. 957. 1055.)

1. Zeitalter und Sprachen.

(Aus der Geschichte der deutschen Sprache.)

Weder das in unermessener Zeit von den höchsten Sternen auf uns niederfunkelnde Licht noch die am Gestein der Erde lagernden Schichten unvordenklicher Umwälzungen geben unsere älteste Geschichte her, welche erst anhebt, wenn Menschen auftreten! Was vor den Menschen geschah, so erhaben es sei, ist unmenschlich und erwärmt uns nicht.

Um des Menschengeschlechts Anfänge Mythus. Bald steht im Vordergrund ein seliges Paradies, wo Milch und Honig fließen, die Erde ungepflügt und unbesät Früchte trägt und noch die Thiere reden, bald muß, was alle Thiere gleich der menschlichen Sprache entbehren, sogar das lebendige Feuer den Menschen erst errungen werden.

Ein goldnes, silbernes, ehernes Zeitalter folgen auf einander, unter Kronos Herrschaft heißen die langlebigen Menschen selbst noch goldne, der nordische Fruoto ließ Gold und Friede malen, Amrita, der Unsterblichen Trank, wurde aus flüssigem Gold und Milch bereitet. An des Friedens Stelle trat sodann Krieg und der Mensch brauchte statt Goldes Eisen; auf den Duft und Glanz der Vorzeit gefolgt ist farblosere Wirklichkeit, wie wir für alte Poesie der Prosa bedürfen. Es wird dadurch, nach unverrückbarer Stufe, ein Herabsinken vom Gipfel früher Vollendung wehmüthig ausgedrückt, im scheinbaren Widerspruch zu dem ewig steigenden Aufschwung der Menschheit, die sich jenes göttliche Feuer nimmer entreißen läßt.

Eine andere Sage, indem sie von den Menschen als jetzt lebenden einheimischen Geschlechtern ausgeht, setzt ihnen früher geschaffene Fremde von Riesen und Zwergen entgegen. In den Riesen scheint mittelbar das Steinalter dargestellt, da sie auf Felsen hausen, ungeheure Mauern thürmen, Steinkeulen führen, und durch kein Metall zu erlegen sind, während mit schmächtigen aber kunstfertigen Zwergen die Zeit des Erzes beginnt, das sie unter der Erde schürfen und schmieden: aus ihrer Hand empfängt der Mensch köstliches Geschmeide und leuchtende Waffe. Auf beide, Riesen und Zwerge, fällt aber ein doppeltes Licht, günstig oder ungünstig. Bald wird den Riesen uralte

Treue und Weisheit beigelegt, sie sind Milchesser, säen und erndten nicht, sondern weiden ihre Heerden, kämmen der Rosse Mähne, legen ihren Hunden Goldbänder an; die Zwerge bilden das stille friedliche Volk, das von einfacher Speise lebt, und mit den Menschen gute Nachbarschaft hält. Bald stehn jene unbeholfen, steinkalt und grausam da, diese tückisch und feindselig, und des Menschen ausharrende Kraft trägt am Ende den Sieg davon über des Riesen leiblichen Vorzug, den sie mit dem Geist, über des Zwergs geistigen, den sie mit dem Leib bezwingt. Jedesmal widerfährt aber den Riesen und Zwergen gemeinschaftlich, daß sie zuletzt dem Andrang des Menschen weichen und das Land räumen müssen.

So verschieden sie gewendet sind, greifen diese Vorstellungen von den vier Altern und drei Geschlechtern ineinander, und der Mensch des Eisenalters gleicht dem Besieger der Riesen und Zwerge. Beide Sagen erreichen zuletzt den Boden der Wirklichkeit, allein rückwärts sind sie undeutbar auf die Geschichte: sie können nur dumpfen Anklang geben. — Der menschliche Geist hat andre Wege eingeschlagen nach den Geheimnissen der Vorwelt und ist beinahe wieder auf dieselbe Spur gerathen.

Wie das Messer in Leichname schneidet, um den menschlichen Leib innerst zu ergründen, ist in verwitterte Erdhügel eingedrungen und die lange Ruhe der Gräber gestört worden. Von Schnee eingeschneit, von Regen geschlagen, von Thau durchtrieben mußte die todte Völva dem mächtigen Gott Rede stehn; was in Staub und Asche übrig geblieben war, fragt unermüdliche Neugier nach dem Zustand der Zeit, aus welcher es abzustammen scheint. Beschaffenheit der Gräber, Gestalt der morschen Schädel, Art und Weise des eingelegten Geräths sollen Antwort geben. Alle diese Zeugen sind beinahe stumm, nur Inschrift und deutliche Münze haben noch Kraft des Wortes, Samenkörnern, die unsere Geschichte befruchten, gleicht das in unendlicher Menge durch alle europäischen Felder und Hügel zerstreute römische Geld.

Nach den allenthalben unternommenen Ausgrabungen hat man drei verschiedene Zeitalter ermittelt, die jenen mythischen zu begegnen scheinen. Zuerst angesetzt wird ein Steinalter, aus welchem mächtige Felsengräber mit unverbrannten Leichen und steinernen Waffen übrig sind; das Volk, welches sie baute und brauchte, soll nur Jagd und Fischerei getrieben, aller Metalle entbehrt haben. Hierauf sei die eherne Zeit, oder das Brennalter gefolgt, dem Gold und Erz zu Waffen und Schmuck eigen waren, das im Feuer schmiedete und durch dasselbe Element seine Leichen zerstörte, deren Asche in irdnen Krügen beisetzte, Ackerbau, Weberei und Schifffahrt kannte. Endlich ein Eisenalter, welches wieder, unverbrannte Leichen in Hügel begrabend, eiserne Waffen und Schrift besessen habe. Diesen Kennzeichen gemäß pflegt man die aufgefundenen Denkmäler zu ordnen und sorgsam zu betrachten; es scheint einleuchtend, daß jene Steingrüfte den Riesenbetten der Sage entsprechen und der Volksglaube versetzt die unterirdischen Schmiede des Zwergstamms mit ihren Schätzen unmittelbar in die Grabhügel der ehernen Zeit, so daß mit der eisernen das Treiben und die Kraft des menschlichen Geschlechts eingetreten wäre. — — —

Es gibt ein lebendigeres Zeugniß über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und das sind ihre Sprachen.

Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele, wo sie erschallt oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volks, das sie redete zu seinen Nachbarn. Für die älteste Geschichte kann da, wo uns alle andern Quellen versiegen oder erhaltene Ueberbleibsel in unauf-

lösbarer Unsicherheit lassen, nichts mehr austragen als sorgsame Erforschung der Verwandtschaft oder Abweichung jeder Sprache und Mundart bis in ihre feinsten Adern oder Fasern.

Aus der Geschichte der Sprachen geht zuvörderst bedeutsame Bestätigung hervor jenes mythischen Gegensatzes: in allen findet Absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, Aufsteigen zu geistiger Ausbildung. Glücklich die Sprachen, welchen diese schon gelang, als jene nicht zu weit vorgeschritten war: sie vermählten das milde Gold ihrer Poesie noch mit der eisernen Gewalt ihrer Prosa.

Seien alle über den ganzen Erdball gebreiteten Menschen ausgegangen von einem ersten Paar, folglich die mannigfaltigen Zungen geflossen aus einer einzigen, oder nicht; sei die weiße, braune oder schwarze Race unter den Himmelsstrichen von einander ausgeartet oder ihre Abweichung unvereinbar; die Meinung zählt nur noch geringe Gegner, daß Europas Gesammtbevölkerung erst im Laufe der Zeiten von Asien eingewandert sei, daß die meisten europäischen Sprachen in unverkennbarer Urverwandtschaft stehen müssen zu einem großen auch noch heute in Asien wurzelnden Sprachgeschlecht, aus welchem sie entweder fortgezeugt sind, oder, was weit mehr für sich hat, neben dem sie auf gleichen Urquell zurückweisen. Einzelne europäische Sprachen scheinen aber von ihnen abzurücken und auch ihre besondere Wurzel an anderer Stätte Asiens zu begehren, so daß ihr Zusammenhang mit jenen ungleich ferner und dunkler aussieht.

Ehemals hat man gestrebt, wie alle alte Geschichte auf die Ueberlieferungen der h. Schrift zu beziehen, so der neuern Sprachen Ursprung in der hebräischen zu erspüren; seitdem die Kenntniß des Sanskrits geöffnet wurde, ist volle Einsicht aufgegangen, daß zu ihm und dem Zend unsre europäischen Zungen in engem Band stehn, von den semitischen weiter abliegen. Viel härter hält es, Eindrücke zu verwinden, die wir von Jugend auf empfangen haben. Es ist wahr, die gesammte europäische Bildung gründet sich, seit dem Christenthum, auf die unsterblichen Werke der Griechen und Römer, aber weit über die ihrem Einfluß gebührende Gerechtigkeit hinaus hat man sich allzulange gewöhnt, Maßstab griechischer und lateinischer Sprachen an alle übrigen zu legen, beinah jede germanische, slavische, keltische Eigenthümlichkeit zu verkennen und als bloße Trübung jener lautern Quelle anzusehn. Wie wenig, für sich erwogen und den Gehalt ihrer Denkmäler redlichst angeschlagen, unsere Sprachen jene mit vollem Recht klassisch Genannten erreichen; so hat in der Geschichte alles, auch das Geringere sein Recht und seinen Reiz, und erst eine ernsthafte Bekanntschaft mit den einheimischen angeblich neueren, an sich aber gleich alten, der lateinischen oder griechischen bloß verschwisterten Sprachen und mit der frischen, unbillig verachteten Rohheit ihres Alterthums unsern Forschungen, wenn sie von allen Seiten her gedeihen sollen, die rechte Freiheit verliehen. Da die Sprache mit dem Glauben, dem Recht und der Sitte jedes Volks von Natur eng zusammenhängt, so werden dem, der seinen Fleiß diesem zuwendet, über die Sprache selbst unerwartete Aufschlüsse daher entspringen.

2. Dornröschen.

(Aus den gesammelten Volksmährchen.)

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „ach wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug

sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser an's Land kroch, und zu ihr sprach, „dein Wunsch soll erfüllt werden, du wirst eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch vorausgesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte, und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht blos seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen zu rechter Zeit, und als das Fest vorbei war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was auf der Welt nur zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben gethan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme „die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Nach diesen Worten kehrte sie sich um und verließ den Saal, und alle standen erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß die Spindeln im ganzen Königreiche sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämmtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt war, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg die Wendeltreppe hinauf, und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thüre auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding so lustig herumspringt!“ sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heim gekommen waren, fingen an einzuschlafen, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, lies ihn los, und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog, und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Hähne auf den Dächern

zu sehen war. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen, und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Aeste, als hätten sie Hände, hielten sich zusammen, und die Jünglinge blieben in den Dornen hängen und starben jämmerlich. Nach langen langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann von der Dornenhecke, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schliefe, und mit ihr schliefe der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß viele Königssöhne schon versucht hätten durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben wären. Da sprach der Jüngling „das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurch ging: und hinter ihm thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß, da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen in's Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

3. Varnhagen von Ense.

(§. 108. Lehrb. §. 1031.)

(Aus den Denkwürdigkeiten.)

1. Graf Schlabrendorf im Gefängniß.

Noch vor dem Ausbruch der französischen Revolution kam Schlabrendorf nach Frankreich zurück, und lebte seitdem bis zu seinem Tode fast unaus=

gesetzt in Paris. Mit einem für die Menschheit glühenden Herzen, mit einem hohen und kräftigen Geiste, stand er alsbald im drängenden Gewühle des gewaltigen politischen Lebens, das vom Jahre 1789 an immer stürmischer emporstieg. Leidenschaftlich ergriff er die frühen Hoffnungen, welche sich dem neuen Gange der Begebenheiten in den Herzen so vieler Zeitgenossen anknüpften, und mochte dieselben auch zuletzt noch nicht aufgeben, als sie für die meisten Theilnehmer längst wieder entschwunden waren; persönliche Thätigkeit aber widmete er nur dem, was auf dem Schauplatze so wechselnder Ereignisse inmitten so vieler Verbrechen und Gräuel sich als wahrhaft gut und rechtlich behaupten ließ. Wohlthätig und menschenfreundlich war er überall bei der Hand, wo für Einzelne oder für Gemeinsames in dieser Richtung sich irgend ein Wirken eröffnet zeigte. In persönlicher Bekanntschaft stand er nach und nach mit den hervorragendsten Männern der Revolution, und wirkte auch wohl nach Umständen auf ihre Ansichten und Wege durch seinen Geist und Charakter; aber niemals fand er sich bewogen, selber eine sogenannte Rolle zu spielen, wie vielfach und dringend auch die Lockungen dazu sein mochten. Das Schicksal so vieler Deutschen, welche ein Opfer solchen Strebens entweder alsbald selbst wurden, oder in später Enttäuschung ihren besten Sinn und Willen als solches dargebracht sehen mußten, beweist nur, wie richtig Schlabrendorf seine Eigenschaft als Fremder bei diesen französischen Vorgängen, in aller Begeisterung für sie, doch erkannt und bewahrt hat. Mit den Redlichen unter seinen Landsleuten hielt er innig zusammen, mochten auch ihre Wege von den seinen verschieden sein. Georg Forster schrieb im Mai 1793 an seine Frau von ihm: „Einige Deutsche, die sich hier aufhalten, kommen öfter mit mir zusammen; unter anderen ist ein Graf Schlabrendorf aus Schlesien, der Dich, als Du als Mädchen mit Onkel Blumenbach reistest, in Zürich gesehen hat; ein junger Oelsner, eben daher, der auch in Chriestie's Haus bekannt; ein junger Schwabe, Namens Kerner, der für die Hamburger Zeitung hier Nachrichten schreibt. Schlabrendorf, in dem gesetzten Alter von vierzig Jahren, ist ein kluger, einsichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung. Er kennt Europa sehr genau, besonders England." Vornehmlich Oelsner und Kerner knüpften mit Schlabrendorf enge Freundschaft. Während der Schreckenszeit wurde dieser, wie jeder ausgezeichnete Mann, schon als Ausländer und Graf, besonders aber auch als Freund von Condorcet, Mercier und Brissot, den damaligen Gewalthabern verdächtig, und mußte achtzehn Monate im Kerker zubringen, früher in der Conciergerie, nachher im Palast Luxemburg, Tag für Tag des Beils der Guillotine gewärtig, ohne daß dieser Zustand sein Gemüth erschütterte oder seine Ansichten wankend machte. Seine Haare wurden jedoch grau und sein langer Bart erschien ihm zuerst als eine männliche Zierde, die er ungern wieder ablegte, als sie ihm nicht mehr aufgedrungen war. Eines Morgens kam, wie gewöhnlich, der Karren zur Abholung der für den Tag zum Hinrichten bestimmten Personen; auch Schlabrendorfs Namen wurde ausgerufen und er machte sich ohne Widerstreben und Klagen sofort auf, um seinem Schicksale zu folgen; Fassung und Gleichgültigkeit waren damals in solchem Falle ganz allgemein, ihm aber vorzüglich eigen. Angekleidet war er bald, nur seine Stiefel fehlten; er suchte sie, suchte sie mit allem Eifer, der Kerkermeister half suchen, allein vergebens, sie waren entwandt, vertauscht oder in einen Winkel gestellt, genug, nicht zu finden. Voll Verdruß, nach vielem Bemühen, sagte Schlabrendorf endlich zu dem Kerkermeister: „Nun, ohne Stiefel kann ich doch nicht fort, das sehen Sie ein. Wissen Sie was, —

setzte er mit harmloser Treuherzigkeit hinzu, — nehmen Sie mich morgen statt heute, es kommt ja auf den einen Tag nicht an!" Der Kerkermeister fand den Vorschlag richtig: ein anderer Gewinn, als der klägliche eines Aufschubs von vierundzwanzig Stunden, fiel dabei Niemanden ein. Der Karren, dessen Ladung durch Einen Kopf mehr oder minder nicht merklich verändert erschien, fuhr mit seinen Schlachtopfern ab, und Schlabrendorf blieb zurück. Am andern Morgen erneute sich die Abholung; der Versäumte, jetzt mit Stiefeln versehen, war, gleich den Gerufenen dieses Tages, ganz bereit zur traurigen Fahrt, aber sieh da! sein Name kam nicht vor; auch den dritten und vierten Tag nicht, und überhaupt nicht! Sehr natürlich, er war mit der Liste des ersten Tages abgethan für immer; wer konnte so genau nachzählen? Man nahm den Gerufenen als abgeliefert und als guillotinirt an, die Versäumniß kümmerte Niemanden, für jeden folgenden Tag hatte man schon andern Vorrath genug! Der Kerkermeister war kein böser Mensch, er wollte nicht gerade den Angeber machen, aber eben so wenig hätte er den Gefangenen nun freilassen mögen. Dieser blieb also im Kerker vergessen, bis der Sturz Robespierre's, gleich vielen Andern, auch ihm endlich die Freiheit wiederbrachte.

2. Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris im Jahre 1810.

Ich war aus der ungeheuern Hitze, welche durch das Gewühl der Menschen im Saale auf einen unerträglichen Grad gesteigert wurde, einen Augenblick zurückgewichen, und suchte in der freien Gallerie frische Luft zu athmen, als das Geschwirr und Geräusch des Festes unerwartet in einen anderartigen Lärm überging; ich höre hinter mir einzelne Schreie, aufbrausende verwirrte Stimmen, ich wende mich um, und will neugierig zu dem Saale zurückkehren, mein erster Blick sieht helle Flammen zucken, die sich rasch ausbreiten; aber weder Zeit zum Erkennen, noch Raum zum Vordringen ist mehr frei, eine wogende Menschenfluth strömt auf mich ein, und reißt mich ungestüm auf ihrer Bahn fort; einige starkbeleibte Generale, die voll Entsetzen schrieen: „O mein Gott, der Kaiser, der Kaiser ist nicht gerettet," und Andre, die ebenso nach Wasser riefen, hatten mich so in ihre Flucht verwickelt, daß ich mich erst im dritten Zimmer von ihnen losmachen und nach dem Schauplatze des Unheils zurückeilen konnte. Hier hatte die Gallerie schon ihre Flüchtenden größtentheils in den Garten entlassen, der Zugang war durch Menschen nicht mehr versperrt, allein der ganze Saal stand in heller Gluth, während an dem Portale noch ein furchtbares Fluchtgedränge wogte, das unter entsetzlichem Weh- und Angstgeschrei mit gewaltsamer Eile in den Garten abstürzte, während von innen die Flammen jeden Moment in verstärkter Wuth nach ihrer Beute griffen, glühende Rauchwolken wirbelnd aufstiegen, schwere Kronleuchter prasselnd niederfielen, Latten, Bretter und Balken brennend übereinander stürzten, und der ganze Raum nur Gluth und Zerstörung zeigte. Das in der Sommerhitze viele Tage hindurch ausgedörrte Holz, die feuerfangenden Stoffe aller Art, die Farbenfirnisse, die Bekleidungen, Alles brannte wie vorbereitet zum Luftfeuer, die Eimer Wassers, die man hineingoß, zerstiebten augenblicklich in Dämpfe, und überall fand die Gluth Nahrung, nirgends Einhalt. Kein Gedanke an Hülfe, an Rettung, konnte hier aufkommen. Schneller, als hier es sich lesen läßt, war Alles geschehen, und in den paar Augenblicken, die ich zum Heraneilen und Hineinschauen im Fluge verwendete, liefen auch über mir selbst an der Decke der Gallerie die Flammen schon weit hinaus, fielen in meinem Rücken schon brennende Draperien, Lampen und

Leuchter herab, und ich durfte nicht säumen, ehe der Weg versperrt wurde, in den Garten zu entkommen.

Hier zeigte sich nun das gräßlichste, bewegteste Schauspiel! Wer vermöchte es zu beschreiben! Das ganze Festbauwerk loderte in Flammensäulen empor, die noch eben in diesen geschmückten Räumen versammelte Welt, an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeiten Europas, brauste aufgelöst durcheinander; allgemeiner Schrecken, persönliche Gefahr, Angst und Sorge für die Nächsten, waren an die Stelle des freudigen Reizes, der ehrgeizigen Spannung getreten. Man suchte und rief die Seinigen, man durchbrach rücksichtslos das Gedränge, jeder hatte nur sein persönliches Ziel im Auge, stieß hinweg, was ihn hemmte, trat ohne Wahrnehmung darüber hin. Männer suchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten sie zuletzt nur in den Reihen des Tanzes noch gesehen, oder dort glücklich fortgezogen, ohne sie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schicksal des Andern, man hörte Jammernde und heftig Tobende, man erblickte Andre, die sich mit leidenschaftlicher Freude den wiedergefundnen Lieben in die Arme warfen, man sah Ohnmächtige, Verwundete. Die Stufen des Portals waren unter der Last der Rettungsuchenden eingebrochen, viele Personen gestürzt, von Nachdringenden zertreten, von fallenden Bränden schwer verletzt, von den Flammen ereilt worden. Die Königin von Neapel war zu Boden gesunken, der Großherzog von Würzburg wurde ihr Retter. Die Königin von Westphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich die Rettung aus größter Gefahr. Der russische Botschafter, Fürst von Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hülfe österreichischer und französischer Officiere aus dem Gewühl hervorgezogen, und von andern hülfreichen Händen mit Pfützenwasser gelöscht, während noch andere ihm die diamantnen Knöpfe vom Rocke schnitten. Besonders hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden.

Zwischen dieses Gewühl drängten sich die Diener und Arbeiter aller Art, die theils für die Aufwartung, theils für andere Bedürfnisse der Festlichkeit vorhanden waren, und jeder Unterschied des Standes schien aufgehoben, nie wurde Stern und Ordensband gleichgültiger behandelt, die Hoheit und Majestät weniger angesehen. Auch die vom Trinken abgerufenen Spritzenleute machten sich für ihre späte Hülfleistung gewaltthätig Raum, und die von festlicher Bewirthung aufgeschreckten Tänzer und Tänzerinnen drängten sich in ihren flitterhaften Kostümen und mit noch geschminkten Gesichtern neugierig zwischen dem reichen Prunk und Staat der stolzen Hofwelt umher, die in solcher Zerrüttung jede Gleichheit unbeachtet walten ließ.

Mit leidenschaftlicher Innigkeit hatte der Fürst Joseph von Schwarzenberg im Garten seine gerettete, doch schwer verletzte Tochter umarmt, aber um so verzweiflungsvoller suchte er nun die noch vermißte Gattin. Die Tochter war an ihrer Seite gewesen, aber durch brennendes Gebälk, das zwischen beide niederstürzte, von ihr getrennt worden, und sie hatte darauf die Mutter aus den Augen verloren. Wir schalten hier am besten die Worte ein, mit welchen der Major von Prokesch, in seinen lesenswerthen Denkwürdigkeiten Schwarzenberg's, die folgenden Umstände wiedergiebt: „Der Fürst Joseph hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiserin im Gespräche gestanden. Er wandte sich auf den ersten Ruf der Gefahr hin nach dem Raume, wo die Reihen der Tanzenden so eben zerstoben, und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieser und dem Vicekönige selbst eine

nahe Seitenthüre, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften bereits Flammen und Dampf um die Herrschaft. Er eilte hinauf, hinab; er fand seine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er fragte diesen, jenen; man wollte sie gesehen haben; man versicherte endlich sogar mit Gewißheit, sie sei bereits im Garten. „Dort ist sie!" rief eine Stimme ihm zu. Er stürzt nach dem Orte hin, und — es ist eine Dame, die ihr ähnlich sah. Da faßt seine Seele unnennbares Grauen. Die Folter der Ahndung, die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchgelaufen, und die Gewißheit leuchtete, ein schrecklicherer Brand, vor ihm auf. Er kehrt zurück zum Saale. Die Treppe ist gestürzt. Uebereinander wälzt sich die fallende Menge. Man bringt sein Kind halb verbrannt in schonender Verhüllung vorbei. Man schleppt die Gemahlin seines Bruders, der aller Schmuck vom Haupte getreten war, an ihm vorüber. Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine winselnde Gestalt, der das Kleid am Leibe verzehrt und das ganze Diadem tief in die Stirne geglüht war. Es ist die Fürstin von der Leyen. Ein schwedischer Officier, der diese so eben aus dem Saale getragen hatte, versichert, mitten in den Flammen eine Gestalt wandeln gesehen zu haben, wunderbar zugleich und entsetzlich! Fürst Joseph kommt an den Eingang. Er will hinaufklettern über die brennenden Stufen. Da stürzt mit dumpfem Gerassel die ganze Fußdecke des Saales ein, und wie aus hohler Esse wallt Rauch und Gluth aus den Trümmern empor. Alles ist verloren."

3. Gedichte.

Sand.

Grausam häufet ein höhnend Geschick hier Schrecken des Wahnes;
  Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr und bejammernswerth hat Alles hier sich gestaltet,
  That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Auf Rauchs Bildsäule der Königin von Preußen.

Das ist Schlummer, im Schlummer die lieblichste Fülle des Lebens,
  Jugend erblühete nie schöner in Mütterlichkeit.
Schlägt sie die Augen nicht auf, die göttlichen? Regt sie die Hand nicht?
  Nein; doch still! daß nicht störe das fragende Wort!

III. Die Dichter unserer Zeit.

1. Körner und Arndt.

1. Theodor Körner.

(§. 101. Lehrb. §. 960.)

1. Treuer Tod.

Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten;
Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.

„O weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe."

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen;

Er sammelt sich zu seines Kaisers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reihen.
„Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
Und wenn ich auf der Wahlstatt bliebe!
Denn freudig geh' ich in den Tod
Für Vaterland und meine Liebe!"

Und furchtbar stürzt er in des Kampfes Gluth,
Und Tausend fallen unter seinen Streichen;
Den Sieg verdankt man seinem Heldenmuth,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström' hin, mein Blut, so purpurroth,
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur, treu bis zum Tod,
Dem Vaterland und meiner Liebe."

2. Die Eichen.

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniß unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen! —

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth,
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen;
Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut:
Denn, verwesend, werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bess're Zeiten angeschaut;
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut. —
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen.

3. Zur Nacht.

Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht.
Neigt der Tag sich still zum Ende,
Ruhen alle fleiß'gen Hände,
Bis der Morgen neu erwacht.
Gute Nacht!

Geh't zur Ruh,
Schließt die müden Augen zu;
Stiller wird es auf den Straßen,
Und den Wächter hört man blasen,
Und die Nacht ruft allen zu:
Geh't zur Ruh!

Schlummert süß!
Träumt euch euer Paradies.
Wem die Liebe raubt den Frieden,
Sei ein schöner Traum beschieden,
Als ob Liebchen ihn begrüß'.
Schlummert süß!

Gute Nacht!
Schlummert, bis der Tag erwacht,
Schlummert, bis der neue Morgen
Kommt mit seinen neuen Sorgen!
Ohne Furcht, der Vater wacht!
Gute Nacht!

2. Ernst Moritz Arndt.

(§. 101. Lehrb. §. 960.)

1. Das deutsche Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land.
Ist's Land der Schweizer? ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl,
Doch nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das wackrer Deutscher nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das wackrer Deutscher nenne dein.

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein,
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

2. Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So bringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem heiligem Gefühl,
Drum muß die volle Brust erklingen,
Ein volles, helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war;
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut,
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Herrlichkeit!
Verderben Allen, die es höhnen!
Heil, wer ihm Leib und Seele weiht!
Es geh durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Das Dritte, deutscher Männer Weihe,
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißt die deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n;
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie den großen Tod zu werben,
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das Vierte — hebt zur hohen Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte, deutsche Treue,
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang,
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang:
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmer kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

3. Max v. Schenkendorf.

(§. 100. Lehr. §. 959.)

1. Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem lust'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt.
Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft:
Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenroth;
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust;
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust!
Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

2. Erneuter Schwur.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich euch doch treu,
Daß immer noch auf Erden
Für euch ein Streiter sei.
Gefährten meiner Jugend,
Ihr Bilder beſſ'rer Zeit,
Die mich zu Männertugend
Und Liebestod geweiht.

Wollt nimmer von mir weichen,
Mir immer nahe sein,
Treu wie die deutschen Eichen,
Wie Mond- und Sonnenschein!
Einst wird es wieder helle
In aller Brüder Sinn,
Sie kehren zu der Quelle
In Lieb' und Reue hin.

Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,
Und nun der Sieg gelungen,
Uebt Satan neue List
Doch, wie sich auch gestalten
Im Leben mag die Zeit,
Du sollst mir nicht veralten,
O Traum der Herrlichkeit!

Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun:
Ich will mein Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich!

4. Heinrich Zschokke.

(§. 96. 100. Lehrb. §. 959.)

Nacht und Grab.

Sei mir gegrüßt, o stille Nacht,
In deiner hehren Sternenpracht!
Mit weichen Händen bietest du
Des Staubes Kindern deine Ruh'.

O Brüder, schlummert sanft den süßen Schlummer;
Der neue Tag weckt euch zu neuem Kummer.

Auch in den stummen Gräbern ihr,
Ruht sanft von eurer Arbeit hier!
Vergessenheit ist euer Loos,
Und euer Obdach dieses Moos.

O Brüder, schlummert sanft des Todes Schlummer,
Kein neuer Tag weckt euch zu neuem Kummer.

5. Karl Wilh. Göttling.

Das Vaterland.

Stehe fest, o Vaterland!
Deutsches Herz und deutsche Hand,
Halte fest am Rechten!
Wo's die alte Freiheit gilt,
Sei dir selber Hort und Schild,
Freiheit zu verfechten.

Bleibe wach, o Vaterland!
Wenn der Geist zum Geist sich fand,
Bring' ihn zum Gedeihen!
Wo aus ernster tiefer Brust
Weisheit strömt und Sangeslust,
Führe du den Reihen.

Bleibe treu, o Vaterland!
Fern vom wälschen Flittertand
Treu den alten Sitten!
Bleibe einfach, ernst und gut!
Nimmer tritt in Wankelmuth
Franzen nach und Britten.

Werde stark, o Vaterland!
Eig'ner Satzung freies Band
Halte dich zusammen;
Daß, droht dir der Feinde Schwert,
Jeder, wie um eignen Herd,
Brennt in Zornesflammen.

6. August Binzer.

(§. 110 l. Lehrb. §. 1054.)

Wir hatten gebauet.

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten so traulich,
So einig, so frei,
Den Schlechten ward es graulich,
Wir hielten gar zu treu.

Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrath,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
Die Welt hat's veracht't,
Die Einigkeit erregte
Bei Guten selbst Verdacht.

Man schalt es Verbrechen,
Man täuschte sich sehr;
Die Form kann man zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr.

Die Form ist zerbrochen,
Von außen herein,
Doch, was man drin gerochen,
Ist eitel Dunst und Schein.

Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, roth und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Das Haus mag zerfallen. —
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen,
Und uns're Burg ist Gott!

7. Karl Follen.

(§. 110 m. Lehrb. §. 1055.)

Vaterlandslied.

Alles schweige!
Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr;

Hört, ich sing' das Lied der Lieder!
Hört es, meine deutschen Brüder!
Hall' es wieder, froher Chor!

Deutschlands Söhne,
Laut ertöne
Euer Vaterlandsgesang!
Dem Beglücker seiner Staaten,
Dem Vollender großer Thaten
Töne unser Rundgesang!

Hab' und Leben
Dir zu geben,
Sind wir allesammt bereit!
Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht der Todeswunde,
Wenn das Vaterland gebeut.

Lied der Lieder,
Hall' es wieder:
Groß und deutsch sei unser Muth!
Alle seid in Lieb' umschlungen,
Alle Stämme deutscher Zungen,
All' verwandt durch Bruderblut!

II. Matthisson und Tiedge.

1. Friedrich von Matthisson.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben.

(Abgekürzt.)

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam zieh'n die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dieß Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was, vor grauen Jahren,
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenschwoll.

Laut erscholl im hochgewölbten Saale,
Wo jetzt fürchterlich der Uhu lacht,
Dann der Klang der mächtigen Pokale;
Unter Freud' und Scherz entfloh die Nacht.
Die Geschichten schwer erkämpfter Siege,
Grauser Abenteu'r im heil'gen Kriege,
Weckten in der rauhen Helden Brust
Die Erinn'rung schauerlicher Lust.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut.
Disteln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wenn der Schlacht-Drommete Ruf erklang,
Und sich rasch auf's Roß der Vater schwang.

Asche sind die ehernen Gebeine,
Staub der Helden Felsenstirnen nun.
Kaum daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruh'n.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank, wie ihre Grüfte,
Und den Thatenglanz der Heldenzeit
Deckt der Schleier der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten!
So entfleugt das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeer'n, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier am Staub' ein edles Herz erfüllt,
Schwindet, gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wann ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen;
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! deine Rosenauen
Gränzen an bedornte Wüstenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Himmelsschein;

Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel;
Eines Weltgebieters stolze Scheitel,
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab,
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab.

2. Johann Gaudenz v. Salis.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

1. Das Grab.

Das Grab ist tief und stille
Und schauerlich sein Rand,
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schooß,
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlass'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund,
Der Waisen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh.
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz, hinieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

2. Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimath meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch.

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog,
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog.

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fing,
An des stillen Weihers Schleußen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder lebhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute,
Widerhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimath See,
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo gehüllt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchthurms Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimath meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

3. Chr. August Tiedge.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

1. Die Weihe.

Ich weih' im Thale den tiefsten Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille.

Es ist ein dämmerndes Friedensreich,
Das flüsternde Lauben umgrünen;
Da ist mir am blühenden Rosengesträuch
Ein weihender Engel erschienen.

Mein Geist war fern um ein theures Grab
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfrau'n schön,
Zu heiliger Botschaft erlesen,
Entschwebt dem Lichte vergeltender Höh'n
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz,
So strahlt's an unsterblichen Stirnen;
Doch dämmert es ernst durch den leuchtenden Glanz,
Es war das erhabenste Zürnen.

„Wer bist Du, schwebende Lichtgestalt?
Entflohst Du den himmlischen Reigen?" —
Nun wandelte leises Getön durch den Wald;
„Urania!" scholl's in den Zweigen.

„Gebeutst Du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du Hohe, nicht länger!
Schon naht sich, in frommer Begeisterung, Dir
Der einsame, trauernde Sänger."

Und sanfter floß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille!

Dort schwebt vergöttert mein Geist hinauf,
Entfesselt hinüber in's Freie.
Den Altar Uranien's richtet' ich auf,
Zum Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar sich,
Den heilige Schatten umschleiern!
Dort aber soll, hohe Vergötterte, Dich
Mein sanftester Harfenton feiern!

2. Lied an die Hoffnung.

(Aus „Urania".)

Die du so gern in heil'gen Nächten feierst
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen schweigen,
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen
Verödet die Erinnrung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlassner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunk'ne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn;
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes
Von einer nahen Sonne sehn!

4. Geo. Ph. Schmidt v. Lübeck.

(§. 100 i. Lehrb. §. 1052.)

1. Deutsches Lied.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Es träuft von Gottes Segen;
Es hat nicht Gold noch Edelstein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein,
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Ist gar ein herzig Veilchen;
Es duftet, was das Haus bedarf,

Ist nicht, wie Rose, dornenscharf,
Und blüht ein artig Veilchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Von innen und von außen;
Sie schafft zu Hause, was sie soll,
Die Schüssel und die Wiege voll,
Und sucht das Glück nicht draußen.

Von allen Freunden in der Welt
Der deutsche mir am besten gefällt,
Von Schale wie von Kerne:
Die Stirne kalt, der Busen warm,
Wie Blitz zur Hülfe Hand und Arm,
Und Trost im Augensterne.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist eine feine Sitte;
Gesund an Leib und Geist und Herz,
Zur rechten Stunde Ernst und Scherz
Und Becher in der Mitte.

Es lebe die gesammte Welt!
Dem Deutschen deutsch am besten gefällt,
Er hält sich selbst in Ehren;
Und läßt den Nachbar links und rechts,
Weß Landes, Glaubens und Geschlechts,
Nach Herzenslust gewähren.

2. Der Wanderer.

Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Thal, es braust das Meer;
Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer wo?

Die Sonne dünkt mich hier so kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt;
Und was sie reden leerer Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.

Wo bist du, mein geliebtes Land?
Gesucht, geahnt und nie gekannt!
Das Land, das Land so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn,

Wo meine Freunde wandeln gehn,
Wo meine Todten auferstehn;
Das Land, das meine Sprache spricht,
Ich such' es, ach, und find' es nicht!

Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer wo?
Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
„Wo du nicht bist, dort ist das Glück."

5. Ludw. Th. Kosegarten.

(§. 100. Lehrb. §. 959.)

Das Amen der Steine.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater! viele Menschen sind
„Versammelt hier, und warten auf die Predigt."
Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich, und dein die Kraft, und dein
„Die Herrlichkeit, bis in die Ewigkeit!"
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
„Amen, ehrwürd'ger Vater! Amen! Amen!"
Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn!" sprach der Greis, „hast du es nicht gelesen:
„Wenn Menschen schweigen, werden Steine schreien?

„Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
„Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
„Wie kein zweischneidig Schwert, und sollte gleich
„Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
„So wird im Stein ein Menschenherz sich regen.“

6. L. J. P. Spitta.

Abendfeier.

Wie ist der Abend so traulich,
Wie lächelnd der Tag verschied;
Wie singen so herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen bescheert,
Doch, stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Und alles betet lebendig
Um eine selige Ruh'
Und alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du!

III. Platen und Rückert.

1. August von Platen.

(§. 100. 109c. Lehrb. §. 959. 1026.)

1. Venedig.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die eh'rnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach, sie tragen
Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

2. Der Pilgrim vor St. Just.

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für:
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag.

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein:
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein!

Das Haupt, das nun zur Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone wards bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

3. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder;
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren,
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

2. Friedrich Rückert.

(§. 101. Lehrb. §. 960.)

1. Geharnischte Sonette.

1.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten,"
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter, du? „In Gluthbuchstaben
Einschreib ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

2.

Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gideons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben; —

Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben.

3.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;

Ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's,
ihr Todten.

Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in
den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind
zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem
Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein
Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem
Lohne,

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen
Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte!

2. Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thaten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein Jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle Dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
„Hoch lebe Oesterreich!"
Der Andre, sich entfärbend,
Rief: „Preußen lebe hoch!"
Der Dritte, ruhig sterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: „Deutschland soll leben!"
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich Beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: „Deutschland hoch!"
Und Beide mit dem Dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die Drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: „Deutschland hoch!"
Da schlug er seine Flügel
Um alle Drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

3. Aus dem Liebesfrühling.

Meinen Geist vermählt' ich deiner Seele,
Wie die Welt vermählet Mann und Weib.
Ewig lebt das Paar, das ich vermähle,
Sinke dann ins Grab der morsche Leib.

Eile freudig, deine Braut zu schmücken,
Dichtergeist, entflammter Bräutigam!
Theil', o Braut, des Bräutigams Entzücken,
Und er theile deinen stillen Gram!

Geist, durch Höll' und Himmel einst verschlagen!
Diese Kette hat dir noth gethan.
Seele du, versunken im Entsagen!
Dieser Flügel trägt dich himmelan.

Lebet in einander, o ihr beiden,
Geist beseelt, begeistet Seele du!
Was Gott fügte, soll der Mensch nicht
scheiden,
Und dem Bund sah Gott im Himmel zu.

4. Die Zwei und der Dritte.

Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,

Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

Phantasie sich halben Leibs zum Himmel hob;
Einen Stern
Faßte sie, und schwang ihn, daß es Funken stob
Nah und fern,
Fiel der Witz
Wie ein Blitz
Drüber her, und faßt den Schein
In die kleinen Taschen ein.

Phantasie zur Wolke, die vorüberflog,
Streckt die Hand,
Sich die Wolke purpurn um die Schultern zog
Als Gewand.
Witz versteckt
Drunter steckt;
Wie sich nur ein Fältchen ruckt,
Witz heraus mit Lachen guckt.

Phantasie mit Donnersturm thut auf den Mund,
Witz verstummt;
Schweigt die Riesin, thut sogleich der Zwerg sich kund,
Pfeift und summt.
Der Verstand
Hält nicht Stand,
Geht und spricht: „das mag ich nicht,
Denn das sieht wie ein Gedicht."

5. Angereihte Perlen.

Wenn dir in Zornesgluth dein sterblich Herz will wallen,
Sag' ihm: Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?

Zum Feinde sag: Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder komm' und laß uns Freunde sein!

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen,
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh' zu klagen.

O Herz, versuch' es nur! so leicht ist, gut zu sein;
Und es zu scheinen, ist so eine schwere Pein.

Kann auch der Sonne Kraft ein irrer Stern entwallen?
Wie könnte denn ein Mensch aus Gottes Liebe fallen!

Mein Baum war schattendicht; o Herbstwind, komm' und zeige,
Indem du ihn entlaubst, den Himmel durch die Zweige!

Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

6. Vor den Thüren.

Ich habe geklopft an des Reichthums Haus;
Man reicht mir 'nen Pfennig zum Fenster heraus.

Ich habe geklopft an der Liebe Thür;
Da standen schon fünfzehn Andre dafür.

Ich klopfte leis an der Ehre Schloß;
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß."

Ich habe gesucht der Arbeit Dach;
Da hört' ich drinnen nur Weh' und Ach!

Ich suchte das Haus der Zufriedenheit;
Es kannt' es Niemand weit und breit.

Nun weiß ich noch ein Häuslein still,
Wo ich zuletzt anklopfen will.

Zwar wohnt darin schon mancher Gast,
Doch ist für Viele im Grab noch Rast.

7. Damajanti im Wald.

(Aus dem indischen Heldengedicht Nal und Damajanti.)

Damajanti, die herzbetrübte
Gattensuchende, schmerzgeübte,

Fand irrend in des Waldes Schooß
Den Baum mit Namen Kummerlos;
Kummerlos, so den Menschen bekannt,
Doch in Göttersprach' Asoka genannt:
Dem Waldburchblühenden Asoka
Nahte die Gattin des Punjasloka,
Dem Blütengesproß bekrönten,
Waldvogelgesang durchtönten;
Mit dem herrlichen kummerlosen
Fing die Bekümmerte an zu kosen:
„Beglückter Baum in Waldesmitte,
Der du ragest nach Königssitte,
Von vielen Kronen behangen,
Von keinem Kummer umfangen!
Mir fiel ein schweres Kummerloos:
O Kummerlos! mach mich kummerlos.
Hast du, o blühender Asoka,
Hier nicht gesehn den Punjasloka,
Den Damajantigatten, Nal,
Den Nischaderfürsten, meinen Gemahl?
Mit halbem Gewand umfangen,
Das er von mir empfangen;
Ob, wann den Blick er senket
Auf das Gewand, er denket
An die, die's ihm geschenket,
Asoka! sage mir dieses blos,
Damit ich gehe kummerlos.
So schade niemals dir ein Böser,
O kummerloser Kummerlöser!
So die Gattin des Punjasloka,
Im Kreis umwandelnd den Asoka,
Von dem ein Gesproß sie pflückte,
Und sich die Locken schmückte.
Dann gab sie ihm den Abschiedsgruß:
„Gram, Kummer, Sorge, Noth, Verdruß,
Trag ich in meinen Sinnen,
Wie im Haare dein Laub von hinnen;
Du aber bleibst hier, kummerfrei!
Wenn nun mein König kommt herbei,
Asoka! sollst du zu ihm sagen:
Der Gram ward hier hinweggetragen;
Damit mein König in deinem Schooß
Kummerlos ruh', o Kummerlos!"
So zum Asoka=Baum gesprochen,
Die Königin ging mit Herzenspochen,
Das holde Frauenbildniß,
Hinweg in ödere Wildniß.

IV. Uhland und die schwäbischen Dichter.

1. Ludwig Uhland.

(§. 101. Lehrb. §. 960.)

1. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

2. Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück,
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach! lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab, und weinte dazu:

„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab dich geliebet so manches Jahr."

Der dritte hub ihn wieder sogleich,
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

3. Am 18. October 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es singen werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt."

„Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt:
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt."

„Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt."

„Ihr Weisen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?"

„Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzig's Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht."

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor,
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

4. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl,
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher, der Ton zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel, und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Garten gellt:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt."

„Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt."

„Weh' dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht."

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

5. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels im wilden Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh';
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Friedrich Hölderlin.

(§. 109 b. Lehrb. §. 1045.)

1. Heidelberg.

Lange lieb ich dich schon, möchte dich mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien.

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebene zog,
Traurig froh wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schaun,
Liebend unterzugehen
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt und die Gestade
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksals kundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen:
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschen über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruh'n.

2. Ehemals und Jetzt.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich: jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

3. Gustav Schwab.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er reitet im Schweiß durch den kalten Schnee;
Er will noch heut' an den Bodensee.

Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Felsen gingen, die Bäume aus;

So fliegt er hin eine Meil und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt sein Ohr.

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf der warme Heerd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"

Die Maid, sie staunt den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir, und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du?"

Der Fremde schaudert und athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her."

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See.

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um ihn her.

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarrt auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß,

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

4. Wilhelm Hauff.

1. Reiters Morgenlied.

Morgenroth! Morgenroth!
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.

Kaum gedacht, kaum gedacht
Wird der Lust ein End' gemacht!
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Doch wie bald, doch wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Prahlst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken all!

Und was ist, und was ist
Aller Männer Freud' und List,
Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühen früh am Morgen,
Bis der Tag vorüber ist.

Darum still, darum still
Füg' ich mich wie Gott es will.
Und so will ich wacker streiten,
Sollt' ich dann den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

2. Treue Liebe.

Steh ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat sie so herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geschmückt
Und mich ans treue Herz gedrückt.

Sie liebt mich treu, sie ist mir gut,
Drum bin ich frisch und wohlgemuth!
Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's ferne Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe Dämmerschein,
Gehst du wohl in dein Kämmerlein,
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'!

Doch wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umringet meinst:
Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

5. Justinus Kerner.

1. Preis der Tanne.

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
Stolze! himmelwärts dich hebe!
Dennoch bleibst du starr und kalt.

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimath zu.

Und im Herbste, — welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus.

So sich brüstend sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde. — Welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, – und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

2. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Reich und seine Macht.
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
‚Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein."

„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem Euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen,
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß."

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein!"

6. Albert Knapp.

Ewiges Leben.

Ewiges Leben! o herrliches Wort!
Blühende Blume, die nimmer verdorrt!
Glänzende Sonne, die nimmer erbleicht!
Dauernder Himmel, der nimmer entweicht!

Was von Entzücken die Sprache benennt,
Was ein Gemüth von Erquickungen kennt,
Reichthum und Jubel, und Frieden und Rast,
Sind in den herrlichen Namen gefaßt.

Wer doch umschauet dein ganzes Gebiet?
Wer, wenn er ewig dich schmecket und sieht,
Nennt dich, o Leben im himmlischen Haus,
Schöpft dich, o Lust der Vollendeten, aus?

Ueber der Sterne beweglichem Heer
Wallet am Thron das krystallene Meer,
Schimmert Jerusalems heiliges Licht, —
Sterbliche Blicke, sie schauen es nicht.

Irdisches Sehnen, es führt nicht dahin;
Eitle Begier und vermessener Sinn
Ahnen nicht in der vergänglichen Welt,
Was du verbirgest, o himmlisches Zelt!

Glaube nur schwinget die Flügel hinauf,
Und bei der Treue beschwerlichem Lauf
Fallen von dort auf des Wanderers Stab
Einzelne Strahlen erquickend herab.

7. Eduard Mörike.

1. Jägerlied.

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh;
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land!

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

2. Die Soldatenbraut.

Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein ist!
Für den König, da ließ er sein Blut,
Für mich aber eben so gut.

Mein Schatz hat kein Band und kein Stern,
Kein Kreuz wie die vornehmen Herrn,
Mein Schatz wird auch kein General:
Hätt' er nur seinen Abschied einmal!

Es scheinen drei Sterne so hell,
Dort über Marien=Kapell;
Da knüpft uns ein rosenroth Band
Und das Hauskreuz ist auch bei der Hand.

8. Joh. Georg Fischer.

Nur einen Mann aus Millionen.

Erheb dich wie aus Einem Munde,
Du Schrei der Noth nach einem Mann!
Das deutsche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.
Schon bog es hoffend um die Klippe,
Schon nach dem Hafen ging der Zug;
Da fiel auf der Bemannung Sippe
Der Wahn, wie er noch Keinen schlug.

Sie riß herab der Einheit Fahne —
O unerhörte Meuterei!
Und jeder schrie in seinem Wahne:
„So bin ich stark, so bin ich frei!" —
Du herrlich Schiff, das uns getragen,
Ist's möglich, läßt es Gott gescheh'n,
Daß du zertrümmert und zerschlagen
Und rettungslos sollst untergeh'n?

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?

Der ohne Anseh'n und Erbarmen
Zuhauf uns treibt im Schlachtenschweiß,
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß!

Nur Einen aus den Millionen,
Soweit die deutsche Langmuth haust!
Zum Heil der Völker und der Thronen
Nur eine eisern harte Faust,
Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor sich zum Dictator schwingt
Und die Rebellen ohne Gnade
In's starre Joch der Einheit zwingt!

Die nicht erwägend und nicht wählend,
Aufstelle das Columbusei,
Daß nicht der Deutschen Schmach und Elend
Ein Spottlied aller Völker sei.
Komm Einz'ger, wenn du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen deiner Spur,
Du letzter aller Dictatoren,
Komm mit der letzten Dictatur.

Neugeboren.

O dieser Lenz! unendlich klar,
Wie lange keiner auf Erden war;
So leuchtete Erd' und Himmel ja,
Als ich den ersten Frühling sah!

Und lange glaubt' ich schon nicht mehr,
Daß solcher Glanz noch möglich wär'! —
Ja, Himmel und Erde, nun weiß ich doch:
Es lebt der alte Frühling noch!

9. Wilhelm Hertz.

Der verpflanzte Baum.

Jener Halde Heimlichkeit
Hab' ich nicht vergessen,
Wo wir einst in alter Zeit
Abends oft gesessen,
Haupt an Haupt in sel'gem Traum,
Frieden im Gemüthe,
Ueber uns ein Apfelbaum
Stand in erster Blüthe.

Als ich drauf in Herzenspein
Schied von meinem Kinde,
Ritzt' ich uns're Namen fein
In die zarte Rinde.
Breite froh dem Himmel zu
Deine Knospentriebe,
Junger Baum, so frisch wie du
Grünet uns're Liebe!

Heute nach dem trauten Ort
Ging ich voll Erwarten,
Doch der Baum ist lange fort,
Blüht im fremden Garten!
Unbekannt verwächst daran
Unser Liebeszeichen —
Schöner Baum, du wirst fortan
Unsrem Glücke gleichen.

Denn ein Ort ist uns bereit
Irgendwo auf Erden,
Wo wir nach so vielem Leid
Sollen glücklich werden,
Wo sich uns're Wege dicht,
Ewiglich verbinden —
Doch, Herzlieb, wir wissen nicht,
Wo der Ort zu finden.

10. Gottfried Keller.

Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone
Steht der Eichenwald verschlungen,
Heut hat er bei guter Laune
Mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rand fing eine junge
Eiche an, sich sacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter
An ein Sausen, an ein Biegen,

Kam es her in mächt'gem Zuge,
Schwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch sich durch die Wipfel wälzend
Kam die Sturmesfluth gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich
In den Kronen, in den Lüften,
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es
Unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche
Gellend ihren Schaft alleine;
Donnernder erscholl nur immer
Drauf das Chor vom ganzen Haine.

Einer wilden Meeresbrandung
Hat das schöne Spiel geglichen;
Alles Laub war, weißlich schimmernd,
Starr nach Süden hin gestrichen.

Also streicht die alte Geige
Pan, der Alte, laut und leise,
Unterrichtend seine Wälder
In der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er
Unerschöpflich auf und nieder,
In den sieben alten Tönen,
Die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen
Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen
Sie die Melodien trinken.

11. A. E. Fröhlich.

1. Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?"

„Auch aus Grüften," sagt die Blüthe,
„Ruft mich Gottes Macht und Güte
Heller noch, denn todte Schriften
Sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gottes Wort."

2. Die zwei Bäche.

„Lass' uns," sprach ein Bach zum andern,
„Lustig durch die Thäler wandern!
Blumenmatten, Wald und Lieder
Rufen uns zu sich hernieder."
„Warte doch," sprach der Geselle,
„Noch zu klein ist unsre Welle;
Du verlörest dich in Bälde
Auf dem breiten Sonnenfelde.
Birg' dich vor den gier'gen Strahlen,
Stärke dich in Bergesgründen!
Doppelt wirst du dann in Thalen
Freuden finden und verkünden."
Doch umsonst zurückgerufen
Sprang von den Gebirgesstufen
Jener mit Gejauchz hinab,
In sein frühes Freudengrab.
Und der andre suchet Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung;
Und es sprudelt seine Welle
Jetzo von des Berges Schwelle
Heilsam Jedem, der begegnet,
Alle segnend, allgesegnet.

3. Glaube.

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder über Meer.
Droben ward der Himmel trüber,
Drunten brausten Sturmeswogen

Und die Kinder klagten sehr:
„Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken
Und die müden Schwingen sinken.“
Aber ihre Mutter sagt:
„Kinder, bleibet unverzagt,
Fühlt ihr nicht im Tiefsten innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in jenem ist kein Trug.
Der die Sehnsucht hat gegeben,
Er wird uns hinüberheben
Und euch trösten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde.“

V. Heine, Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben.

1. Heinrich Heine.

(§. 104. Lehrb. §. 1027.)

1. Die Lore-Lei.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin:
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Lei gethan.

2. Wechselsehnen.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

3.

Du bist wie eine Blume,
So schön, so hold und rein;
Ich schau dich an und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist's, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt
Betend, daß Gott dich erhalte
So schön und rein und hold.

4.

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang;
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein, sein sie munter!
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

5.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch —
Man glaubt es kaum
Wie gut es klang — das Wort! „Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

2. Friedrich v. Sallet.

1. Die Sternschnuppe.

Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde
Voll Andacht aufwärts blickt,

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh',

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein,

Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt.

2. Epigramme.

Das ist die ächte Demuth nicht,
Daß man sich glaubt ein schlechter Wicht
Die ächte Demuth der nur hegt,
Der ächten Stolz im Busen trägt.

Was dir geschenkt, sieht Gott nicht an,
Nur das, was treue Kraft gewann.

Sei rauher Fels! verschwende keine Gabe,
Tief in der Brust verbirg den frischen Quell;
Doch trifft ein Moses dich mit seinem Stabe,
Dann spende deine Schätze reich und hell.

3. Ferdinand Freiligrath.

(§. 106. Lehrb. §. 1029.)

1. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschau'n immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt mit Brod beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Heerdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesimms, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Waizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

2. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh! dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen: rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.

Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise,
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

4. Hoffmann von Fallersleben.

(§. 106. Lehrb. §. 1029.)

1. Herbstlied.

Bald fällt von falben Zweigen
Das letzte Laub herab;
Die Büsch' und Wälder schweigen,
Die Welt ist wie ein Grab.
Wo sind sie nun geblieben,
Die Vöglein, all' die lieben?
Ach! sie sangen erst so schön! —
Der Reif hat sie vertrieben
Weg über Thal und Höh'n.

Und bange wird's und bänger
Und öd' in Feld und Hag;
Die Nächte werden länger
Und kürzer wird der Tag.
Die Sänger sind verschwunden
In diesen trüben Stunden,
Suchen Frühling anderswo,
Und wo sie den gefunden
Da sind sie wieder froh.

Und wenn von falben Zweigen
Das letzte Laub nun fällt,
Wenn Büsch' und Wälder schweigen,
Als trauerte die Welt —
Dein Frühling kann nicht schwinden,
Bau' ihn in Herzens Gründen,
Sei du selber dir dein Glück!
So kannst du Frühling finden
In jedem Augenblick.

2. Mein Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland!

In der Freude wie im Leide
Ruf ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir Beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwiedern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland!

3. Abschied.

Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein.
Traurig ziehn wir unsre Straße:
Lebet wohl, gedenket mein!

Kommen wir zu jenem Berge,
Schauen wir zurück in's Thal,
Schaun uns um nach allen Seiten,
Sehn die Stadt zum letzten Mal.

Wann der Winter ist vorüber,
Und der Frühling zieht in's Feld,
Will ich werden wie ein Vöglein,
Fliegen durch die ganze Welt.

Dahin fliegen will ich wieder,
Wo's mir lieb und heimisch war.
Freunde, muß ich jetzt auch wandern,
Kehr' ich heim doch über's Jahr.

5. Georg Herwegh.

1. Strophen aus der Fremde.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth,
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluthen
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
In vollstem Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blüthenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herrn Altar sich schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe bringet,
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut, in des Schöpfers Brust verklinget.

Du wirst nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille, wie der Stern, versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

2. Leicht Gepäck.

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wohl in keine Fürstengruft,
Und Alles, was ich mir erringe,
Ist Gottes liebe Himmelsluft.
Ich habe keine stolze Veste,
Von der man Länder übersieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neste;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Ich durfte nur, wie Andre, wollen,
Und wär nicht leer davon geeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab nie zugegriffen,
So oft man mich herbeibeschied,
Ich habe fort und fort gepfiffen,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Der Lord zapft Gold aus seiner Tonne,
Und ich aus meiner höchstens Wein.
Mein einzig Gold die Morgensonne,
Mein Silber all der Mondenschein!
Färbt sich mein Leben herbstlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir rieth,
Denn meine Münzen prägt' ich selber;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Gern sing ich Abends zu dem Reigen,
Vor Thronen spiel ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl ersteigen,
Paläste komm' ich nicht hinauf;
Indeß aus Moder, Sturz und Wettern
Sein golden Loos sich Mancher zieht,
Spiel ich mit leichten Rosenblättern;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Nach dir, nach dir steht mein Verlangen,
O schönes Kind, o wärst du mein!
Doch du willst Bänder, du willst Spangen,
Und ich soll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläste mied,
Laß ich getrost die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

6. Ernst Robert Prutz.

1. Noch ist die Freiheit nicht verloren.

Noch ist die Freiheit nicht verloren,
Noch sind wir nicht, nicht ganz besiegt,
In jedem Lied wird sie geboren,
Das aus der Brust der Lerche fliegt;
Sie rauscht uns zu im jungen Laube,
Im Strom, der sich durch Felsen drängt,
Sie glüht im Purpursaft der Traube,
Der brausend seine Bande sprengt.

Der sei kein rechter Mann geachtet,
Dem lohne nie der Jungfrau Kuß,
Der nicht aus tiefster Seele trachtet,
Wie er der Freiheit dienen muß.
Das Eisen wächst im Schooß der Erden,
Es ruht das Feuer in dem Stein —
Und wir allein soll'n Knechte werden?
Ja, Knechte bleiben, wir allein?

Laßt Euch die Kette nicht bekümmern,
Die noch an eurem Arme klirrt!
Zwing-Uri liegt in Schutt und Trümmern,
Sobald ein Tell geboren wird!
Die blanke Kette ist für Thoren,
Für freie Männer ist das Schwert:
Noch ist die Freiheit nicht verloren,
So lang ein Herz sie noch begehrt.

2. Die erste Saat.

Hier ist die Stätte, seht, hier fällten
Den unbetretnen Urwald wir,
Mit unserm Schweiße hier bestellten
Wir das jungfräuliche Revier.
Hier soll die Heimat sich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Woll'n wir den ersten Samen streuen
In dieses neue fremde Land.

Reicht her das Korn. — O sei willkommen,
Du unsrer Heimat theure Frucht,
Die wir als Erbschaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht,
Als wär's ein Kind, das wir versenken,
So streut Dich zögernd unsre Hand,
Und unsre tiefsten Herzen denken
An das geliebte Vaterland.

Als du zuerst emporgewachsen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbestrand, im schönen Sachsen,
Da küßte Dich die deutsche Luft;
Da schien auf Dich, da floß hernieder
Die deutsche Sonne, deutscher Thau,
Und deutscher Lerchen süße Lieder
Begrüßten die geschmückte Au.

Drauf als die Halme höher rauschten,
Als schon die Frucht im Keime schwoll,
O Gott, da standen wir und lauschten
Wehmüthiger Erwartung voll.
Und als sich wiegten deine Aehren,
Gekleidet all' in lautres Gold,
O damals, damals wie viel Zähren
Sind abwärts in den Staub gerollt!

Denn, ach! schon suchten die Gedanken
Fern über'm Meer ein neues Ziel,
Im Geiste schon sahn wir uns schwanken
Fernhin auf ungewissem Kiel;
Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein,
Soll nimmer doch auf deutscher Erde
Der Freiheit theure Saat gedeihn?

Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flocht,
Wie hat da schon in Abschiedsschmerzen
Der Busen ängstlich uns gepocht!
Die Andern schwangen sich im Tanze,
Da schrie die Fiedel, klang das Horn,
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden schweigend unser Korn.

Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Valet von unsrer Flur:
Nur deutsche Frucht, nur deutschen Samen!
Denn Leben bringt Lebend'ges nur.
Und wie ein Fähnrich seine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenseits nun dem Oceane,
Wird es gepflanzt in fremdes Land.

O Du, gesä't in guter Stunde,
Du Samen unsers Vaterlands,
Wachs' und gedeih' in fremdem Grunde,
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird Dich keine Lerche grüßen,
Wie Du sie einst vernommen hast,
Kein Kranz von Rosen wird versüßen
Des heißen Erntetages Last.

Und doch, will's Gott, so sollst du sprießen
In stolzen Halmen, frei und stark,
Und freie Männer soll'n genießen
Dein vaterländisch deutsches Mark.
So während wir an fremdem Strande
Mit Thränen unsre Aussaat weihn,
O möge so im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeihn!

7. Franz Dingelstedt.

1. Wanderlied.

Wie es ob dem tiefen Strom,
Durch den grünen Wald,
Orgelklang in Gottes Dom,
Braust und klingt und schallt!

Echo ist im stillen Thal,
Ist im Berge wach,
Fern und nah und hundert Mal
Tönt ihr Athem nach.

Nur, wenn ich im süßen Weh
Antwort suchen will,
Ist im Thal und auf der Höh
Echo immer still.

Dann wird keine Stimme wach,
Die mir Antwort giebt,
Und kein Herz ruft meinem nach,
Keines, das mich liebt.

2. Der Scharfenstein.

(Althessische Sage.)

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben;
Das rauscht so dumpf, das klirrt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich kreißend hebt und aufthut aller Orten.
Dann stürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde Gesellen,
Die sich beim bleichen Mondenlicht in lange Reihen stellen,
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn im Winde,
Und um den Führer sammelt sich das bleiche Heer geschwinde.
Fort brausen sie in's bange Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, wie auf des Sturmes Schwingen:
„Ins Vaterland! zum Tiberstrand! die Stunde hat geschlagen;
Und wenn's uns heute nicht gelingt, so woll'n wir's nimmer wagen."
Der Scharfenstein, der weiß die Mähr' aus alten Römertagen,
Da ward an seinem steilen Fuß die beste Schlacht geschlagen,
Da mußt' die Erde purpurroth gar viel des Blutes trinken,
Und Roma's Adler sieggewohnt in deutschem Staube sinken.
Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschlossen!
Von Feind' und Felsen allerseit die Römer eingeschossen!
Hei! flogen da die Hiebe nicht und stürzten nicht die Glieder!
Wie Aehren in dem Weizenfeld mäht sie die Sense nieder.
Da warf sich in der höchsten Noth mit flehender Geberde
Der Imperator, stolz zu Roß, hernieder an die Erde:
„So rette du, du bester Gott, du größter, uns von Schande!
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab, in dem Barbarenlande!"
Und ihm zur Rechten donnert's laut, es blitzt aus Jovis Brauen,
Im Nu zerspaltet sich der Berg, entsetzlich anzuschauen,

Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunkeln Felsenrissen,
Und drüber sieht man, starr und stumm, den Scharfenstein sich schließen.
Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborstner Gruft die Römer sich erheben;
Den Weg gen Süden zieh'n sie hin, ein langes Heer von Leichen,
Sie zieh'n und können nimmermehr der Reise Ziel erreichen.
Und bei dem ersten Hahnenschrei, dann kehrt von allen Orten
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Pforten,
Die öffnen sich, wie dazumal, mit Tosen und mit Flammen,
Und thun sich ob dem letzten Mann ganz todtenstill zusammen.

8. Berthold Auerbach.

Pilgrims Fahrten.

(Aus „Edelweiß.")

Der Doktor begann: „Dieser Pilgrim ist der Sohn eines Schildermalers; früh verwaist wurde er auf Gemeindekosten beim alten Schullehrer erzogen. Er war aber weit mehr oben auf der Morgenhalde beim Uhrmacher Lenz, als beim Schullehrer. Die Frau, die man heute begraben hat, war wie eine Mutter an ihm. Das einzige Kind, das den Leuten verblieben ist, ist wie sein Bruder geworden; der Pilgrim war immer anstelliger und gewandter, der Lenz hat bei aller Tüchtigkeit in seinem Beruf etwas Träumerisches, und wer weiß, ob nicht im Lenz ein Musikgenie, und im Pilgrim ein Malergenie steckt! Es ist bei Beiden nicht herausgekommen. Sie müssen einmal den Lenz singen hören, er singt den ersten Tenor in dem Liederkranz. — Wie nun die beiden halbwüchsige Burschen sind, kommt der Lenz zu seinem Vater in die Lehre und Pilgrim zu einem Schildermaler, aber sie halten doch treu zusammen. An Sommerabenden konnte man die Beiden so sicher wie die beiden Brüdersterne am Himmel da oben beisammen sehen; singend und pfeifend wandelten sie miteinander durch's Thal und über die Berge, und an Winterabenden wandelte Pilgrim durch Schnee und Sturm zu Lenz — denn dieser mußte daheim bleiben, er wurde von seiner Mutter etwas verwöhnt, er ist, wie gesagt, das einzige Kind von fünfen —, und da lasen sie miteinander halbe Nächte lang, besonders Reisebeschreibungen. Ich habe ihnen manche Bücher geliehen, es war ein großer Wissenstrieb in den beiden Jünglingen. Als Pilgrim sich vom Militär freiloos'te — Lenz war als einziges Kind von selbst frei —, traten sie nun mit ihrem Plan hervor, in die weite Welt miteinander zu ziehen: denn bei aller heimischen Eingesessenheit ist eine große Wanderlust in unserm Volke. Da zeigte sich zum ersten Mal ein zäher Eigensinn in dem jungen Lenz, den man gar nicht in ihm vermuthet hätte; er wollte durchaus nicht von der Reise abstehen, der Vater wollte ihn auch ziehen lassen, die Mutter aber verzweifelte, und da selbst das Zureden des Pfarrers fruchtlos war, wurde ich angerufen, ich sollte, wenn's nicht anders ginge, dem Lenz ein ganzes Lazareth einreden. Ich suchte natürlich einen andern Weg. Ich hatte von jeher das Vertrauen der beiden Unzertrennlichen, und sie weihten mich willig in alle ihre Plane ein; Pilgrim war der eigentliche Anstifter. Lenz ist bei aller Zartheit der Empfindung eine gesunde, praktische Natur, natürlich innerhalb seines Kreises und er darf nicht wirr gemacht werden, dann trifft er das Richtige mit scharfem Verstand und hat eine Ausdauer bei allem, was er thut, die wie eine Art Andacht ist. Lenz war eigentlich noch

nicht so fest entschlossen, als er seinen Eltern gegenüber Pilgrim darstellen ließ. Lenz wollte, daß Pilgrim vorher ordentlich die Uhrmacherei erlerne, bevor er auf die Handelschaft gehe, denn die Händler müssen natürlich überall Reparaturen machen können an Uhren, die sie vorfinden, und an solchen, die sie mit sich führen: und in der That ging jetzt Pilgrim in die Lehre. Als er aber das Nothdürftigste gelernt hatte, war der Reiseplan wieder fix und fertig. In diesem Pilgrim ging gar Verschiedenes vor: bald wollte er die Reise machen, um sich so viel zu erwerben, daß er eine Akademie besuchen könne, bald wollte er auf der Reise selbst ein Künstler werden, bald wieder nur recht viel Geld gewinnen, um mit einem großen Sack voll Geld heimzukommen und den Geldprotzen aufzutrumpfen. Er verachtete eigentlich das Geld, und eben darum wollte er recht viel haben. Daneben glaube ich, steckte ihm damals eine Liebe im Kopf. Griechenland, Athen, das war das Ziel seiner Reise, und wenn er Athen nur nannte, da glänzten seine Augen und die Röthe seiner Wangen wurde flammend. Athen! sagte er oft, ist es einem nicht, wenn man das sagt, als ob man in einer hohen Halle eine leicht gangbare Marmortreppe hinaufstiege? Er stellte sich so etwas vor, wie wenn er durch Einathmen der classischen Luft ein anderer Mensch, vor Allem aber ein großer Künstler werden müßte. Ich suchte ihn natürlich von diesen falschen Vorstellungen zu heilen, und es gelang mir auch soweit, daß er mir versprach, sich auf den Gelderwerb allein zu beschränken, alles Andere werde sich dann später finden. Der alte Lenz und ich, wir verbürgten uns für die Waaren, die er mitnehmen wollte. Er zog nun allein von dannen. Lenz blieb auf unser Zureden daheim. Ich ziehe, wie die Welle vom Schwarzwald zum schwarzen Meere, sagte Pilgrim oft. Er wollte den Versuch machen, die heimischen Uhren im Orient und in Griechenland einzubürgern, was bisher noch immer nicht so gelungen ist, wie in den nordischen Ländern und in der neuen Welt. Es ist lustig, wenn Pilgrim erzählt, wie er durch die Länder zog, durch Städte und Dörfer, ringsum behangen mit schwarzwälder Uhren, die er auf den Straßen erklingen ließ, um und um schauend; aber eben das war's, er hatte zu viel Auge für ganz andere Dinge: auf Sitten und Gebräuche, auf schöne Gebäude und Landschaften. Das ist vom Uebel für einen Handelsmann. So wenig sich das Werk in der Uhr verändert, mag es durch Länder oder über Meere getragen werden, so wenig verändern sich eigentlich unsere Landsleute, die in allen Zonen umherstreifen. Sparen und erwerben, karg leben und sich's erst wieder wohl sein lassen, wenn man mit einem Sack voll Geld daheim ist, darauf geht ihr einziges Sinnen, mag derweil die Welt da ringsum sein, wie sie wolle. Und das ist gut und nöthig. Man kann nicht verschiedene Dinge auf einmal im Kopfe haben."

„Kam Pilgrim in der That nach Athen?"

„Natürlich, und er hat mir oft gesagt: als die Kreuzfahrer Jerusalem erblickten, hätten sie nicht andächtiger sein können, als er war, da er Athen zum ersten Mal erschaute; er rieb sich die Augen, ob's denn auch wahr ist, daß das Athen sei. Die marmornen Statuen sollten ihm winken und ihn grüßen. Er ging klingend durch die Straßen, aber auch nicht eine einzige Uhr verkaufte er in Athen, er litt bittere Noth und war endlich glücklich, als er eine Arbeit bekam, aber was für eine! Vierzehn Tage lang konnte er unter dem blauen griechischen Himmel den Lattenzaun eines Biergartens grün anstreichen, im Angesichte der Akropolis. Es ist nicht mehr viel zu berichten. Pilgrim brachte es mit genauer Noth dahin, die Uhren so zu verwerthen, daß er unserer Bürgschaft nicht zur Last fiel. Es gehörte kein kleiner Muth dazu,

wieder in die alten Verhältnisse und noch viel ärmlicher zurückzukehren und sich verspotten zu lassen; aber eben weil er in seinem schwungvollen Künstlersinn die Geldprotzen — das ist ein Lieblingswort von ihm — von oben herab verachtet, zeigte er sich frei und unbefangen und forderte den Spott heraus. Natürlich kam er zuerst auf die Morgenhalde. Man stand dort eben um den Mittagstisch, und alles faltete die Hände, da that der junge Lenz einen Schrei, die Mutter hat oft gesagt, wenn sie ihn noch einmal höre, so sterbe sie. Die beiden Freunde lagen einander in den Armen. Pilgrim war indeß schnell wohlgemuth und sagte: daheim habe er doch am meisten Glück, da käme er zum gedeckten Tisch; und Niemand auf der Welt gönnte es ihm mehr als die Eltern und der Sohn auf der Morgenhalde. Der alte Lenz wollte Pilgrim ganz ins Haus nehmen, aber dieser lehnte es entschieden ab; er ist ungemein eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit. Er richtete sich hier in unserer Nachbarschaft eine hübsche Werkstätte ein. Anfangs gab er sich viel Mühe, neue Muster von Uhrenschildern einzuführen — er hat viel Farbe, aber seine Zeichnung ist sehr mangelhaft — er hat es aber besonders darin verfehlt, daß er die Grundform unseres Schwarzwälder Uhrenschildes — das Viereck mit dem aufgesetzten Bogen — verändern wollte. Als er nun sah, daß er mit seinen Neuerungen nicht durchdrang, machte er das Altgewohnte auf Bestellung und ist nun dabei immer heiter und guter Dinge. Er versteht die seltene Kunst, glücklich zu sein, ohne Glück zu haben."

9. Gottfried Kinkel.

1. Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise, —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heimschen Nord.
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort.

2. Aus „Otto der Schütz".

O fröhlich Leben an dem Rhein,
Gespeist von Kraft, getränkt von Wein,
Wie grüßest du in Sommerlust
Unsterblich jung des Dichters Brust!

So lang noch stehn die Felsenhallen,
Wird rheinischer Gesang erschallen;
So lang der Strom mit stillem Gang
Die Wimpel führt das Thal entlang,

Wird Liebe jubelnd ihn befahren
Und ew'gen Jugendmuth bewahren.
So lang noch rauschen diese Wälder
Und grün noch stehn die satten Felder,
So lang sich Trauben röthlich färben,
Wird nicht ein froh Geschlecht ersterben.

Dir gab, o Rheinland, Gottes Huld
Des Nachbarn wilde Ungeduld.
Der Franke neidet deine Schöne
Und seiner Gier bist du ein Ziel;
Drum üben deine schmucken Söhne
Die Kraft im ernsten Waffenspiel.

VI. Oesterreichs Sänger.

(§. 107. Lehrb. §. 1030.)

1. Joh. Chr. Freih. v. Zedlitz.

1. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveille und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blut'gen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grüßen die weißen Schädel
Wohl unter'm Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen langen Degen
Trägt er an seiner Seit.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht seine Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Genräle
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtchen leis;

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah';
„Frankreich!" heißt die Parole,
Die Losung: „Sanct Helena!"

Das ist die große Parade
Im elyseischen Feld',
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

2. Kolumbus.

(Aus den „Todtenkränzen".)

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert
Strahlen,
Die Gott entflammte Abkunft zu bewähren;
Begeist'rung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt, und reift in allen
Sphären!
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herzen streben,
Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet!
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme
brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet. —

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum
umflossen!
Das Auge, das die neue Welt gesehen
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdecket;
Das sie geseh'n mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstecket:
Das innre Auge war's, das sie erschauet,
Begeistrung war's, vor der den Schwachen
grauet!

3. Die Worte des Koran.

Emir Hassan, Enkel des Propheten,
Faltet seine Hände, um zu beten,
Setzt sich auf den Teppich dann im Saale
Nieder, um zu kosten von dem Mahle.

Und ein Sklave trägt vor ihn die Speise,
Und er schüttet ungeschickter Weise
Von der Schüssel Inhalt, daß die Seide
Wird beflecket auf des Emirs Kleide.

Und der Sklave wirft sich auf die Erde
Und beginnt mit ängstlicher Geberde:
Herr, des Paradieses Freuden theilen,
Die ihr Zürnen zu bemeistern eilen. —

Nun, ich zürne nicht, antwortet heiter
Hassan; und der Sklav' versetzet weiter:
Doch noch mehr belohnt wird, wer Ver-
zeihen
Dem Beleidiger läßt angedeihen. —

Ich verzeihe. — So des Emirs Worte. —
Doch geschrieben steht am selben Orte,
Spricht der Sklave, daß am höchsten thronen
Soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen.

Deine Freiheit will ich dir gewähren
Und dies Gold hier, das Gebot zu ehren;
Mög' es nie geschehn, daß die Gesetze
Des Propheten Gottes ich verletze!

4. Der Rhein.

(Aus „Byron's Ritter Harald's Pilgerfahrt".)

Der wahren Weisheit Quelle
Strömt aus der eignen Schöpfung nur
allein,
Oder aus deiner, o Natur! — Wie helle
Strahlt sie und hehr am königlichen Rhein!
Hier schaut Harald umglänzt von Wunder-
schein
Ein göttlich Werk. Der Fluß, die Schlucht,
das Thal,
Gebirge, Klippen, Wald, Obst, Kornfeld,
Wein,
Herrnlose Burgen grüßen ernst, und fahl
Aus grünem Buschwerk ragt zerstörter Zin-
nen Mal.

So steht ein stark Gemüth, wie sie dort
stehn!
Morsch, nicht gebeugt, halten sie, öd' und
leer,
Die Fugen offen für der Stürme Wehn,
Nur mit der Wolken dunklem Zug Verkehr.
Einst, als sie stolz und jung, wehten hochher
Die Banner in der Luft; die Schlacht er-
klang,
Doch die sie fochten, decket blutig schwer
Das Bahrtuch; Staub ist, was da wehte,
lang!
Kein Waffensturm macht mehr den schwarzen
Zinnen bang.

In diesen Thürmen, diesen Mauern thronte
Gewalt und Leidenschaft. Es fand zum
Streit
Den stolzen Stegreifritter, der hier wohnte,

Sein wild Gelüst nicht weniger bereit
Als jene mächt'gen Kämpen frührer Zeit.
Was ist's, das solchem Raubheld wohl gebricht?
Ein größres Grab, voll Pracht und Herrlichkeit?
Ein unverdientes Blatt in der Geschicht'?
Er hoffte heiß wie die, focht minder tapfer nicht.
Wie viele Großthat starb, stumm und vergessen,
Bei Fehd' und Zweikampf hier im Schlachtgefild!
Wahlsprüche ätzte, zärtlich und vermessen,
Die Lieb', und manches Wappen in den Schild;
Den Panzer durch, in Eisenherzen wild
Drang sie; doch voll von ungestümem Muth
Trieb sie zu Wagniß an, war rauh, nicht mild,
Und manche Burg, gestürmt in grimmer Wuth,
Sah, unter ihrem Schutt, den Rhein gefärbt in Blut.
Dich aber, freud'ger Strom, des reiche Wellen
Allwärts mit Segen tränken deinen Strand,
Dein Ufer würd' ein ew'ger Reiz erhellen,
Ließ unberührt dein Werk des Menschen Hand,
Und mähte deiner holden Gaben Pfand
Die Sichel seines Streits nicht ab! — Wie licht
Das Wasser blinkt im Thal! Es scheint das Land
Ein Himmel mir — und eben jetzt! — Gebricht
Wohl etwas deinem Strom — als daß es Lethe nicht!

2. Anastasius Grün.

1. Der Thurm am Strande.

(Aus „Schutt".)

„Sie haben aus der Erde mich gestoßen,
Und nur ein Stücklein Himmels mir gelassen,
Soviel vom Kerkerfensterlein umschlossen
In seinen Eisenrahmen wollte passen!

Des Menschen Blick und Wort darf mich nicht laben,
Ich seh' Ein Antlitz nur auf weiter Erde,
Das deine, Graukopf, fütternd deine Raben,
Daß ihre Kette nicht zu locker werde!

Die Zeit hab' ich begraben und vergessen,
Ich zähle nicht der Knechtschaft bange Stunden!
Nur reinen Weizen mag der Landmann messen,
Doch nicht das Unkraut, das er drin gefunden!

Ich weiß nicht, wann es Lenz! Ich darf nicht sehen
Die Rosen glühen und die Blüthen blinken,
Die grüne Wies' in duft'gen Halmen stehen,
Und in den Schooß ihr goldne Früchte sinken.

Ich seh' den Herbst nicht an den Blumen rütteln,
Ach, wie mich welke Blätter selbst erfreuten!
Ich seh' ihn nicht das Laub der Wälder schütteln
Als Sand in's Stundenglas der Jahreszeiten!

Ich sah die Zeit, den rüst'gen Falken, steuern
Einst hoch ob mir, mit klingendem Gefieder!
Doch mit durchschossnem Flügel, matt und bleiern,
Sank er vor meines Kerkers Pforten nieder."

2. Der letzte Dichter.

„Wann werdet ihr, Poeten,
Des Singens einmal müd'?
Wann endlich ausgesungen,
Ist's alte, ew'ge Lied?

„Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn,
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft schon jeder Born?" — —

So lang der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

So lang die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't
Und noch Ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn;
So lang noch Augen lächeln
Und hell von Freude sprühn;

So lang noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran,
So lang ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd,
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. —

Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenbälle,
Als Blüthenstaub versprüht;

Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte ew'ge Lied?

3. Nicol. Lenau (Niembsch von Strehlenau.)

1. Das Interdict.

(Aus den „Albigensern".)

Toulouse ist vom Interdict getroffen,
Zum letzten Male stehn die Kirchen offen.
Der Bischof Fulco eilt, dem Volk der Sünden
Den Zorn der Kirche donnernd zu verkünden.
Er wirft hinab zur gläubigen Gemeine
Mit Flammenblicken von der Kanzel Steine
Und ruft: „so hat der Herr im Strafgerichte
Verworfen euch vor seinem Angesichte!"
Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
Sie werden ausgelöscht mit Klaggebehrden;
Die Bilder, die dem Herzen Tröstung sandten,
Sind schwarz verschleiert hingelegt zur Erden;
Die Trauer theilend, jedem Blick verschlossen
Sind die Reliquien in ihren Särgen,
Als möchten sie sich vor dem Volke bergen,
Das Gott aus seinem Angesicht verstoßen;
Das Bild des Herrn umhüllt der tiefste Schleier;
Erschüttert schaut das Volk des Fluches Feier;
Hinausgetrieben wirds mit grausen Worten,
Und donnernd schließen hinter ihm die Pforten.

Die Pforten bleiben zu. Wer seinen Gram
Sonst am Altare auszuweinen kam,
Wer kam für einen lieben Wunsch zu flehen,
Mag lauschend an gesperrter Thüre stehen;
Er hört die Orgel nicht, nun ist sie stumm,
Es tönt kein Wort im todten Heiligthum,
Er hört, wo freudig sonst Gesänge schallten,
Einsam den Zugwind wimmern durch die Spalten;

Die Priester, feiernd, lesen keine Messen,
Den Schall der Glocken hat die Luft vergessen.
Nur selten wird ein Ton vom Schlaf geweckt,
Wenn Stürme jagen durch die Glockenstube;
Und wenn ein Klosterbruder stirbt, so schreckt
Die Glocke, langsam mahnend an die Grube;
Doch an ein Grab, nicht im geweihten Grunde,
Wo still die unvergess'nen Freunde liegen,
Wo Kinder sich zu ihren Eltern schmiegen;
Nein! wo die Pferde modern und die Hunde.

O trübe Hochzeit ohne Blumenkranz!
In Trauerkleidern ohne Lust und Glanz!
Im Kirchhof werden Liebende getraut,
Auf einem Hügel kniet die bange Braut,
Und senkt das Haupt, des Myrthenschmuckes baar,
In Grabeslüften flattert ihr das Haar,
In Todesschauern ihre Seele zittert,
Erschreckt sieht sie der Bräutigam erbleichen;
Vom Eindruck der Verwesung wird verbittert
Die Stund', in der sie sich die Hände reichen. —
Die Kirche weiß die Schmerzen zu verwalten,
Das Herz bis in die Wurzel aufzuspalten.

2. Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Riesenreich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei Andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wild're Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die, einst Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

„Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bittres Hassen!
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen, Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen!

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

3. Schilflieder.

A.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

B.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

4. Blick in den Strom.

(Wenige Tage vor seiner Erkrankung gedichtet.)

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen:
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

4. J. N. Vogl.

1. Gruß an das Vaterland.

Gegrüßt, du Land der Treue,
Du deutsches Vaterland!
Froh leist' ich dir auf's Neue
Den Eid mit Mund und Hand.

Gegrüßt, du Land der Treue,
So reich an Korn und Wein!
O Wonne sonder Reue,
Dein eigen stets zu sein!

Gegrüßt, du Land der Treue,
Mit Eichen frisch und grün:
O, gib, daß ich mich freue
Noch lang an deinem Blühn!

Gegrüßt, du Land der Treue,
So stark in Zeit und Noth:
Begehrst du mein, so scheue
Ich Qualen nicht und Tod.

Gegrüßt, du Land der Treue,
Das mir das Leben gab:
Von deinen Eichen streue
Ein Blatt nur auf mein Grab!

2. Die beiden Särge zu Weimar.

In dunkler Gruft zu Weimar
Stehn sich zwei Särge nah,
Drin schlafen zwei deutsche Sänger,
Wie nimmer die Welt sie sah.

Als wie zwei Meteore
Erschien das Sängerpaar,
Der Eine mit Blitzesflammen,
Der Andre wie Mondlicht klar.

Der Eine im Adlerfluge
Wildbrechend sich die Bahn,
Der Andre klug besonnen
Durch Wogen lenkend den Kahn.

Dahin durch alle Weiten
Erscholl ihrer Lyra Klang;
Das Echo der fernsten Berge
Nachhallte von ihrem Gesang.

Nun beide siegreich durchzogen
Des Lebens Fluthgebraus,
Nun schlafen die beiden Sänger
In den beiden Särgen aus.

Der Eine mit blonden Locken,
Der Andre mit weißem Haar;
Wer forschte, wie Jener geheißen?
Wer früge, wer Dieser war?

3. Ein Friedhofsgang.

Beim Todtengräber pocht es an:
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!

Thu auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein theures Grab."!

Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh, nach Kriegerart.

„Wie heißt der Theure, der euch starb,
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?"

„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?"

„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.

Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun euer todtes Mütterlein."

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum theuren Grab:
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.

Wie schlöß ein Raum so eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein?"

5. Freiherr von Feuchtersleben.

Gottes Rath und Scheiden.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden!
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden! Ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knöspchen was,
So thu' es in ein Wasserglas,
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf,
Das wisse! Ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb bescheert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die Deine,
Es wird wohl wenig Zeit um sein,
Da läßt sie dich so gar allein!
Dann weine! Ja weine!

Nur mußt du mich auch recht versteh'n,
Wenn Menschen aus einander geh'n,
So sagen sie auf Wiederseh'n!
Auf Wiederseh'n!

6. Joh. Gabr. Seidl.

Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es! Geh', laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein.
Grüß' Gott, du schmucker Krieger! Nimm Platz an unserm Tisch,
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch."

„„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut;
Doch so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht;
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.

„„Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät, an euch!““
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr ihn zu rächen: — wohlan ich bin bereit!

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen: Tyrol ist groß genug!“

Sie gehen mit einander, den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan,
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunk'ne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft,
Und sichtbar nicht, doch fühlbar von Gottes Ruh' umkreis't,
In Hütten und in Herzen der alte treue Geist.

Das seh'n die Beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht:
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt.“

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!““

7. Moritz Hartmann.

Die böhmischen Bauern.

(Abgekürzt.)

Sitzen beisammen in böhmischer Schenke
Bauern, vor sich das Glas gestellt
Mit dem lieben Hopfengetränke,
Wein zu bezahlen fehlt es an Geld.

Schiefer und schiefer rücken die Mützen,
Und die Aermel werden geschürzt,
Und die Augen leuchten und blitzen,
Glas auf Glas wird gefüllt und gestürzt.

Denn sie horchen gierig entglommen
Auf des Nachbars beredten Mund —
Denn aus Wien ist er heute gekommen
Und er erzählet schon manche Stund.

Und er spricht: „Auch unter die Erden
„Hat mich ein Pater geführt, in die Gruft,
„Wo auch die Kaiser zu Staube werden,
„Wenn sie Gott, der Allmächtige, ruft.

„Alle die Särge aus alten Tagen
„Bis auf den Franz, all' hab ich geseh'n,
„Wie sie mit Gold und Silber beschlagen
„Da in traurigen Reihen stehn.

„Nur ein einz'ger von allen den Särgen
„Ist ohne Wappen und glänzendes Erz,
„Schmucklos, so wollt' er, soll sich verbergen
„Schlicht und arm darinnen sein Herz.

„Wie mir's erzählte der fromme Pater,
„Ach wie wurd' es um's Herz mir arg,
„Drinnen liegt unser Aller Vater,
„Kaiser Joseph liegt in dem Sarg."

Aber da lächeln ungläubig die Bauern:
Hm, eine Puppe liegt in dem Loch,
Und umsonst war dein gläubiges Trauern:
Kaiser Joseph lebt heute noch!

„Aber der Pater" — hat dich betrogen,
Ein Jesuit der zu lügen schwor.
„Aber fünfzig Jahr sind verflogen —"
Willst du schweigen, ungläubiger Thor!

„Heiliger Nepomuck! hundert Jahre
„Wäre der Kaiser schon alt und noch mehr,
„Sagt es nicht auch die ärmliche Bahre,
„Schlicht und einfach und schmucklos wie er?"

„Vor die Thür den schlechten Hallunken!
„Schlagt sie todt die ungläubige Brut!"
Rufen die Bauern Zornestrunken
Und die Augen flammen von Wuth.

Fassen ihn, werfen ihn, und aus der Schenke
Fliegt der Ketzer mit Schimpf und Schand',
Daß er noch lange in Glied und Gelenke
Ihre Fäuste und Finger empfand.

Aber es legen sich endlich die Wogen,
Und sie schweigen und denken nach.
Jetzt erst wird es langsam erwogen,
Was denn Alles der Ketzer sprach.

„Fünfzig Jahre" — murmelt der Eine,
„Fünfzig Jahre, o lange Frist!"
Und der Andre: „Daß just der seine,
„Just der Sarg so schmucklos ist!" —

Und der Dritte: „Sind wir nicht Sklaven,
„Fröhnende Knechte noch immer fort
„Unserer Pfarrer, unserer Grafen?
„Schleichen nicht Pfaffen von Ort zu Ort?

„Ist dein Bub' nicht schmachvoll verendet
„Unter der Ruth in der Kasern'?
„Ist dein Kind nicht schmählich geschändet
„Vom zukünftigen gnädigen Herrn?

„Kannst du nach Lust und nach Willen beten?
„Essen wir andres als schwarzes Brod?
„Sind wir nicht verwaist und zertreten?
„Kaiser Joseph ist todt, ist todt!"

„„Er ist todt!"" — Sie rufens mit Klagen
Und entblößten zum Beten das Haupt, —
Fünfzig Jahre und Noth und Plagen
Mußten kommen, bis sie's geglaubt.

8. J. E. Hilscher.

Bestimmung.

Ich lebte froh; die Muse sprach: Entsage,
Und zog mich fort in ihre Einsamkeit;
Dahin war Alles, was mein Herz erfreut,
Nur die Erinn'rung blieb an helle Tage.

Da brach ich aus in unmuthvolle Klage:
Und hast du alle Freuden mir verbeut,
Nimm auch die Bilder der Vergangenheit,
Nimm das Verlangen, meine schärfste Plage.

„Das darf ich nicht!" erwiederte sie strenge,
„Reich sollst du sein an Sehnen, Lieben, Hoffen,
Der Traum sei dein, nie des Besitzes Glanz."

Da ward ich blaß, der Busen leer und enge,
Als hätte mich des Todes Pfeil getroffen;
Sie aber wies mir einen fernen Kranz.

9. Egon Ebert.

Der Trauernde.

Der Nachtwind säuselt milde, um zu laben
Die Blumen, welche Thau auf Gräber weinen,

Wo auf den mondbeglänzten moos'gen Steinen
Geschlechter ihren Schmerz gemeißelt haben.

Was mein gewesen, hab' ich hier begraben,
Mein Aug' ist blöd' und trüb' vom vielen Weinen,
Und mich verletzt des Tages helles Scheinen,
Seit sie dahin, die alle Lust mir gaben.

Doch wenn der Tag mein banges Herz zerpreßte,
Wall' ich hierher und blicke nach den Fernen,
Da löst die Qual sich auf in sanft'res Leiden,

Hier unten ruh'n der Theuren ird'sche Reste,
Der Theuren Geister glänzen in den Sternen,
Ich aber stehe liebend zwischen Beiden.

10. Friedrich Halm.

(Münch-Bellinghausen.)

1. Im Kloster.

Sie stand im dunklen Kreuzgang,
Im blüthenweißen Kleid,
Ein Mönch in brauner Kutte
Ernst sinnend ihr zur Seit';

Es blühte auf ihren Wangen
Wie heller Frühlingsschein,
Der Mönch mit weißem Barte
Sieht wie der Winter drein.

Hell funkeln ihre Augen
Von Jugendlust und Glück;
Es glimmt kein Strahl der Freude
Mehr in des Mönches Blick.

Sie stürmt in heitre Zukunft
Ein lächelnd Kind hinaus,
Er sehnt aus des Lebens Wüste
Sich todesmüd nach Haus.

Jetzt sinkt vor dem Greis sie nieder
Und küßt sein rauh Gewand,
Und auf dem blonden Scheitel
Ruht segnend seine Hand! —

Es war ein Bild zum Malen,
Mich aber macht es bang;
Sie stehen doch nah beisammen
Aufgang und Niedergang!

2. Die lieben Gäste.

Habt ihr von meinen Gästen schon vernommen,
Die zwar mich nur besuchen, wenn sie müssen,
Doch mild versöhnend immer mich begrüßen,
Die Trost mir bringen, hält mich Gram beklommen,

Die, jauchz' ich auf in Freude wild entglommen,
Mir fromme Demuth in die Seele küssen!
Kennt ihr sie nicht, die Lieb' und Leid versüßen,
Und wären sie nicht auch zu euch gekommen? —

Ihr kennt sie wohl, die stumm sind und doch sprechen,
Die, mild wie Thau, doch gleichen Flammenbächen,
Die herb sind und doch Honig bittrem Sehnen;

Ihr kennt sie wohl, der Menschheit Kronjuwelen,
Die ächten Herzensfesten niemals fehlen,
Ihr kennt sie wohl, die lieben Gäste — Thränen!

11. Karl Dräxler-Manfred.

Gastlichkeit.

Blumen giebt's, die sich entfärben,
Wenn der Nordwind sie bestreicht;
Gute Werke auch verderben,
Wenn ein finst'rer Blick sie reicht;

Darum, geb' ich auch nur wenig,
Geb' ich gern, als froher Mann;
Bin ich doch ein kleiner König,
Wenn ich Andern geben kann!

Sollt' ich erst das Glück erreichen
Und mich schatzgesegnet sehn,
Wollt ich gern dem Obstbaum gleichen
Und in Dorfes Mitte stehn.

Wollte meine Früchte zeigen:
Jungen, kommt in raschem Lauf!
Braucht nicht erst emporzusteigen,
Haltet nur die Taschen auf!

VII. Verschiedene Dichter aus Nord und Süd.

1. Emanuel Geibel.

(L. 106. Lehrb. §. 1029.)

1. Die Wasserrose.

Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All seinen goldenen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schooß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise,
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise,
Und will im Singen vergehn —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied verstehn?

2. Die junge Nonne.

Ach Gott, was hat mein Vater und meine Mutter gedacht,
Daß sie mich zu den Nonnen in das Kloster gebracht;
Nun darf ich nimmer lachen und muß im Schleier gehn,
Und darf kein liebend Herze mein Herze verstehn.

Sie haben abgeschnitten mein langes, schwarzes Haar,
Hat Keiner sich erbarmet meiner sechszehn Jahr;
Ich bin schon so betrübt und bin doch noch so jung,
Und hat die Welt der Freuden doch für Alle genung.

An meiner Zelle Fenster bauen die Vögelein,
Da möcht' ich oft mit ihnen so frei und lustig sein.
Ich höbe meine Flügel und fände wohl den Steg,
Weit über alle Thürme und Klöster weg.

Und wenn der Abend dämmert und dunkelt die Nacht,
Hab ich viel tausend Mal an meinen Schatz gedacht.
Nun bin ich eine Nonne, mein Schatz ist so weit,
Drum fließen meine Thränen allezeit.

Es fließen wohl die Wellen mitsammen in das Meer,
Es fliegen mitsammen die Vögel drüber her,
Der Tag hat seine Sonne, die Nacht den Sternenschein,
Nur ich muß alle Stunden einsam sein.

Ich wollt', sie läuteten im Kreuzgang erst um mich,
Und trügen mit den Kerzen mich still und feierlich.
Da wär' ich los auf einmal von aller Noth und Pein
Und dürfte mit den Engeln wieder fröhlich sein.

3. Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn,
Ach den armen braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten, lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen,
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Brust,
Wo sich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein, des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück,
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unter'm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

4. Rheinsage.

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben,
Und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond ins Wasser hinein,
Und baut eine goldne Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen,
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer,
Und trinken im goldenen Saft,
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

2. Wilhelm Müller.

Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab
Und dreimal mußt ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht,
Und von dem kleinen Kahne gings flugs ins große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff;
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug:
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zehn:
Mir war's, als thät sein Auge hinab in's Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

3. Hermann Marggraf.

An meine Feder.

I.

Dir dank' ich Alles, was ich bin und habe —
Zwar wenig ist's, doch ist es mir genug —
Dir, kleiner Federkiel, der du mein Pflug
Mein Spaten bist, mit dem ich pflüg' und grabe!

Und ganz gewiß ich halte dich im Trabe,
Und willig dienst du mir und ohne Lug,
Und wirst mir dienen bis zum Aschenkrug,
Zu hoffen wag' ich's, noch mit mancher Gabe.

Und was du auch gefehlt in Drang und Hast,
Doch sah man dich nie bei der Menge nächt'gen,
Nein, einsam trugst du deiner Nächte Last.

Nie schlichst du bei Gewaltigen und Mächt'gen
Dich dienend ein als kriecherischer Gast,
Und fröhntest nie dem Schimmernden und Prächt'gen.

II.

Dem Einen ward das Schwert: er läßt sichs zahlen,
Daß er es täglich schnallt an seine Lenden;
Ein Andrer wägt für Sold in seinen Händen
Der Themiswage zweifelhafte Schalen.

Ein dritter lebt von seinem klerikalen
Sermon und von Postillen und Agenden;
Sein Werkzeug ist die Schrift, aus deren Bänden
Er seine Themen nimmt, die pastoralen.

Mein Werkzeug bist nur du — ein arbeitsames!
Kein Orden wird auf meinem Sarge prangen,
Kein Ehrenschwert mit goldener Agraffe;

Nein legen soll man dich statt solchen Krames
Auf meines letzten Hauses Bretterwangen,
Mein Rüstzeug dich! dich, meine Ehrenwaffe.

4. Ludwig Bechstein.

Der Verdrießliche.

Ich bin verdrießlich!
Weil ich verdrießlich bin,
Bin ich verdrießlich.

Sonne scheint gar zu hell,
Vogel schreit gar zu grell;
Wein ist zu sauer mir,
Zu bitter ist das Bier,
Honig zu süßlich!
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Bin ich verdrießlich.

Dort wird Musik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut,
Wie mich das ärgern thut!
Ist nicht ersprießlich!
Ist nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Ach, so verdrießlich!

Wo ich auch geh' und steh'!
Ich meinen Schatten seh'!
Immer verfolgt er mich:
Ist das nicht ärgerlich?
Und, wenn der Himmel trüb,
Ist er mir auch nicht lieb.
Winter ist mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer ist mir zu warm,
Herbst bringt den Mückenschwarm,
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand.
O wie mich das verstimmt!
O wie mich das ergrimmt!
Wie das in's Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement! —
Bin ganz verdrießlich,
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Ach, wie verdrießlich!

5. Adolf Bube.

1. Rolfs Fahne.

Der Fürst an Nordlands Küsten,
Herr Rolf, trat ins Gemach,
Wo ihn drei Töchter grüßten,
Und er zu ihnen sprach:

„Ihr Töchter, meine Wonne,
„Schafft schleunig ein Panier;
„Des Adlers Flug zur Sonne
„Webt in die Seide mir."

Da sang die Jüngste heiter:
„Ich webe für dich gern;
„Du, siegbeglückter Streiter,
„Bleib mir nicht lange fern."

Da rief die zweite munter:
„Ich webe dir auch gern;
„Treu wirbt um mich Horgunder
„Im Kampf für dich, den Herrn."

Da sprach die Aeltste traurig:
„Ich webe — doch nicht gern:
„Dein Feind ist mein Baldaurig;
„Ach! — unter geht mein Stern."

Die Fahne war gewoben;
Des Adlers Sonnenflug
Rauscht' in des Kampfes Toben
Vorauf zum Siegeszug.

Rolf kehrte heim zum Schlosse,
Begrüßt vom jüngsten Kind;
Horgunder sprang vom Rosse
Zur Zweiten blitzgeschwind.

Sie, nun von ihm errungen
Durch Thaten wundersam,
Hielt seinen Hals umschlungen
In bräutlich holder Scham.

Doch ach, die Aelt'ste netzte
Mit ihrer Thränen Fluth
Das Banner, das zerfetzte,
Roth von Baldaurigs Blut.

So weihte sie die Seide
Und rief ihn tausendfach,
Bis ihr vom tiefsten Leide
Das Herz im Tode brach.

2. Die schneebeladene Tanne.

Es hat die Nacht den Tannenbaum
Mit frischem Schnee belastet,
Wie froh auf seinem Silberflaum
Die müde Seele rastet.

So, wenn ein Kummer mich bedrängt,
Entfallen mir die Schwächen,
Was abgestorben an mir hängt,
Das lass' ich ruhig brechen.

Gebrochen sind von schwerem Druck
Nur seine dürren Zweige;
Sie liegen traurig, ohne Schmuck,
Zerstreut am Hügelsteige.

Es grünt an mir noch mancher Ast,
Der stark sich beut dem Drucke;
So trag' ich stolz des Lebens Last
Mir und der Welt zum Schmucke.

6. August Stöber.

Die Mutter.

Ich rath' euch, ihr Winde,
Geht sachte, nur sachte,
Bringt würzige Düfte vom Blüthengewinde,
Bringt liebliche Kühlung dem schlummernden Kinde,
Geht sachte, nur sachte!

Ich rath' Dir, o Quelle,
Nur stille, nur stille!
Ein andermal sprich mir, du silberne, helle,
Von Blumen am Ufer, dem Liebchen der Welle.
Nur stille, nur stille!

Ich rath' euch, im Haine,
Nur leise, nur leise!
Bergvögelein, singet beim mondlichen Scheine,
O weckt nicht, o weckt nicht die rosige Kleine.
Nur leise, nur leise!

Wie 's strahlet so milde!
Wie 's lächelt im Traume!
O siehst du wohl, Liebchen, viel Engelgebilde?
Und spielst du mit ihnen auf gold'nem Gefilde?
Wie's lächelt im Traume!

7. Adolf Stöber.

1. Der letzte Christ.

Die alte Christuslehre
Hat ihre Zeit verlebt,
Die reifgewordne Menschheit
Nach hellerm Lichte strebt.

Das Kreuz, schon halb verfallen,
Wann sinkt es ganz und gar?
Wann schwindet von der Erde
Der letzte Christaltar? —

So lang in Sünderherzen
Noch ein Gewissen schlägt,
Nach Frieden und Versöhnung
Ein heiß Verlangen trägt; —

So lang ein Schwerbeladner,
Dem jede Stütze bricht,
Sehnsüchtig droben suchet
Ein tröstend Hoffnungslicht;

So lang noch ein Verwaister
Um seine Lieben weint,
Und nach dem Lande seufzet,
Das die Geschiednen eint; —

So lang ein Mensch gedenket:
Ich bin des Todes Kind!
Wer hilft, daß ich die Schrecken
Des Grabes überwind'?

So lang in Menschenherzen
Ein Gottesfunke sprüht,
So lang des heil'gen Feuers
Nicht alles ausgeglüht: —

So lange steht auf Erden
Die Kirche Christi fest,
Und schließt in ihre Hallen
Der Menschheit bessern Rest.

Und wer da sucht zu retten
Sein künftig Himmelsloos,
Wird für und für sich flüchten
In ihren Mutterschooß.

Und stirbt dereinst die Menschheit
Dem alten Erdkreis ab,
So geht im letzten Menschen
Der letzte Christ zu Grab.

Und fällt am Tag des Zornes
In Asche Sonn' und Stern,
So schwingt sich aus den Trümmern
Das ew'ge Wort des Herrn.

2.

Willst du dichten — sammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor hauest.

8. Wolfgang Müller von Königswinter.

Auf eines Berges Höhen.

Auf eines Berges Höhen,
Da steh' ich hingebannt:
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendstill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem dunkeln Blau;
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Westen wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar.
Es strahlt uns draus entgegen
Die Sonn' im Untergang,
Sie winkt den Abendsegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfer klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leisen hellen Schwingen
Verhallt der süße Sang;
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewalt'ge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann schweigt es in den Lüften,
Des Westens Roth vergeht,
Von süßen Blumendüften
Nur steh' ich rings umweht;
Der schöne Tag verglühte,
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh' ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht!

9. Leopold Schefer.

Die Erwartung.

Hier sitz' ich am Gartenpförtchen
Im goldenen Abendschein;
Hier bist du hinausgegangen —
Wann kommst du hier wieder herein?

Du bist von mir gezogen
In die weite Welt hinein;
Ich weinte dir bittere Thränen,
Ich weine sie noch allein.

Du bist nicht wieder gekommen,
Weil Tod die Herzen zerbricht,
Du hast nicht die Treue gebrochen,
Ich breche die Liebe dir nicht!

Sie kommen alle wieder,
Die Sterne, der fehlende Mond!
Ihr süßes Wiederkehren,
Das bin ich so süß gewohnt.

Wenn alle Sterne zergehen,
Wenn droben der Himmel zerbricht,
Wenn Tod und Liebe gestorben,
Dann kommst du — und dann noch nicht!

Bei goldenem Abendscheine
Ach! sitz' ich und harre dein; —
Hier bist du hinausgegangen —
Wann kommst du wieder herein?

10. Julius Mosen.

1. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar:
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm das Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Corporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — ach! wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

2. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Es wollten viel treue Gesellen
Sich kaufen ein Vaterland
Zu Leipzig mit eisernen Ellen,
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied sangen ihm Raben,
Die dort geflogen sind.

Was fraget ihr Todesgenossen,
Die ihr dort unten ruht;
Was half es, daß geflossen
So viel von rothem Blut!

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid;
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seid.

11. August Kopisch.

1. Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noah Opfer fein,
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und weil du so ein frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind;
D'rum möcht' ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke ha'n."

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und wies ihm Alles so und so;
Der Noah war ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Dazu sein ganzes Hausgesind';
Pflanzt' Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weingenuß ihm schadet nicht,
Und item, daß ein kluger Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

2. Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach!
„Generalkarte her:
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?" —
„„Der Feind? — dahier!""
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?"
„„Paris? — dahier!""
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!"

12. Franz Kugler.

Auf der Rudelsburg.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn;
Ihre Dächer sind zerfallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild,
Doch dem Wandersmann erscheinen
In den altbemoosten Steinen
Die Gestalten zart und mild.

Droben winken schöne Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund;
Wandrer schauet in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne,
Herz ist heiter und gesund.

Und der Wandrer zieht von dannen,
Denn die Trennungsstunde ruft;
Und er singet Abschiedslieder,
Lebewohl tönt ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft.

13. Eduard Tempeltey.

Ich wünsche dir ein mäßig Glück.

Mein Wunsch für dich ist deine Frage?
Ich wünsche dir ein mäßig Glück.
Nicht glanzumrauschte goldne Tage,
Und nicht ein wandelndes Geschick.

So wie in immer gleichem Maße
Der Fluß der Eb'ne weiter zieht,
So wandle ruhig deine Straße,
Birg in der Tiefe dein Gemüth.

Ein milder, wolkenloser Himmel
Umwölbe deinen Lebenspfad,
Und nach des wirren Tags Getümmel
Empfang' dich sanfte Ruhestatt.

Ein Kreis des Wirkens sei dein eigen,
Wenn noch so klein, doch eine Welt,
In der Begehr und Unmuth schweigen,
Die treue Sorg' zusammenhält.

Ist dir dazu ein Herz beschieden,
Ein liebend und geliebtes Herz,
So weist dein Leben schon hienieden
In stillem Frieden himmelwärts.

14. Julius Rodenberg.

Das Heidelberger Schloß.

Wie eine Märchenkunde ferner Zeiten,
So ragt das Schloß aus grünem Eichenlaube,
So ernst nachdenklich steht es, wie der Glaube:
Was wirklich deutsch, das währt in Ewigkeiten!

O wie die Fernen hell und rein sich breiten!
Hier rauscht der Strom, dort blüht am Berg die Traube,
Vieläst'ger Epheu rankt auf theurem Staube,
Und drüber hin die sonn'gen Wolken gleiten.

Und wie ich schweigend eintrat in die Halle,
Wo deutsche Pracht verrostet und zertrümmert,
Da breitet' ich die Arme voller Sehnen.

Seid mir nicht gram, ihr Herrn! so sind wir Alle:
Indeß die schöne Gegenwart verkümmert,
Stehn schweigend auf Ruinen wir in Thränen.

15. Heinrich Stieglitz.

Das Schlachtfeld.

Der Mond blickt über die Heide
So freundlich und so mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt schaurig das Gefild.

Zu Ende sind alle die Reigen,
Die hier sich lustig gerührt;
Die Schlachtdrommeten schweigen,
Die schmetternd zum Tanze geführt.

Und Viele hat Schlummer umfangen
Bei klirrendem Schwerterklang;
Hinweg sind andre gegangen
Bei Flöten und Gesang.

Ermüdet blieben vom Tanze
Auch manche der Gäste zurück,
Und senden zum zitternden Glanze
Des Mondes den brechenden Blick.

Der Mond blickt über die Heide
So freundlich und so mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt schaurig das Gefild.

16. Karl Weise.

Der Sonntagsmorgen.

Im fremden Lande zog der Sohn; —
Gelehnt auf seinen Stab
Sah er am früh'sten Morgen schon
Auf's stille Dorf hinab.
Es lag, wo er zur Nacht geruht,
Am Saum des schönen Thals,
Beleuchtet von der Rosengluth
Des ersten Sonnenstrahls.

Die Maithautröpfchen flimmerten
Rings wundermild im Klee,
Und alle Bäume schimmerten
Wie frisch gefall'ner Schnee.
Bis auf die Sänger in der Luft
War's rings als läg' im Traum,
Berauscht vom süßen Veilchenduft,
Der ganze Schöpfungsraum.

Ein mildes Frühgeläut begann
Auf Dörfern weit und breit,
Und mächtig zog die Seelen an
Der Töne Herrlichkeit.
Auf jedes Dörflers Antlitz lag
Zufriedenheit und Lust,
Denn Wonne streute dieser Tag
Auch in des Aermsten Brust.

Wohl Mancher schritt geschmückt daher,
Doch Keiner, Keiner frug,
Was wohl der Wandersmann so schwer
Auf seinem Herzen trug?

Warum bei schönem Festgeläut,
Das jeder freudig hört,
Er trüb' und feucht das Antlitz heut
So oft zur Ferne kehrt? —

Ach! als ein alternd Mütterlein
Durch's Feld zur Kirche ging,
War's ihm, als müßt sie's selber sein,
Die heiß sein Herz umfing. —
Kein Tag gibt uns an Sehnsucht mehr,
Sind wir der Heimath fern,
Und mahnt uns so zur Wiederkehr,
Als wie der Tag des Herrn.

17. Elisabethe Kulmann.

Der Blitz.

„Wer mag mit mir sich messen?" —
Ich! sprach die hohe Eiche,
Mit stolzem Wipfel rauschend. —
Dem Schooße schwarzer Wolken
Entspringt der Blitz, gleich einer
Ergrimmten Feuerschlange
Und knickt die starke Eiche,
Wie einer Blume Stengel
Der unvorsicht'ge Knabe.
„Wer mag mit mir sich messen?" —
Ich! sprach der Thurm, deß goldne
Und weitgesehne Scheitel
Die wandernden Gewölke
Oft wie in Flor verhüllen. —
Ein ungeheurer Drache,
Reißt brüllend durch die Wolken
Der Blitz sich, und hat, ehe
Du dich's versiehst, des Thurmes
Trotzvolles Haupt verschlungen,
Es rinnen breite Streifen
Geschwärzten Goldes grauvoll
Längs seinen Mauern nieder.
„Mit mir kann nichts sich messen!"
Spricht er zuletzt, und stürzt sich,
Ein pfeilgeschwinder Taucher,
Ins Meer, das ein Orlogschiff
Mit ausgespannten Segeln
Itzt eben stolz durchwallet.
Es brennt zwei Augenblicke,
Da fliegt in glüh'nden Trümmern
Mit fürchterlichem Knalle
Es in die Luft, es fallen
Die Trümmer dann zurücke
In's Meer, und gehen unter:
Es bleibet keine Spur nach
Von dem gewalt'gen Baue.
So bist du, Blitz, im Zorne
Und im Geleit des Bruders,
Des grausen Unsichtbaren,
Von dessen Tritten ringsum
Die weite Erd' erzittert.
Doch bist, o Blitz, nicht immer
Du furchtbar und verderbend.
In warmen Sommernächten
Sehn wir oft in der Ferne
Dich ohne Donner leuchten.
O welch ein hehres Schauspiel
Beut dann der Menschen Auge
Sich dar! So oft du leuchtest,
Glaub' ich, daß meinen Blicken
Der Himmel sich eröffne,
Ich glaube schon die Stufen
Von Gottes Thron zu schauen.
Ja, holder Blitz, nicht einmal
Kam mir schon der Gedanke,
Es sei das, was ich sehe,
Wohl das auf Augenblicke
Enthüllte Aug' der Gottheit!

An eine Reiche.

Beneide nicht, o Tochter
Des Reichthums, mein Talent,
Und daß im Scherz mich manchmal
Die Dichterin man nennt!

Dies Eine ausgenommen,
Wie traurig ist mein Loos!
Du aber ruhst der Freude,
Dem Ueberfluß im Schooß.

Erhebt sich eine Laune,
Ein Wunsch dir im Gemüth;
Flugs ist, ihn zu erfüllen,
Der Freunde Kreis bemüht.

Mir aber fehlt zuweilen
Das Nöthige, selbst Brot;
Mein Leben ist ein Wechsel
Von Sorgen, Gram und Noth.

Beneide mich nicht, Mädchen,
Gab Gott mir dies Talent.
Wie oft wird's mir verleidet,
Wenn Mancher es verkennt!

18. Robert Reinick.

1. Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund,
Wie wandert's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da singts und jubelts drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut,
Und spricht von alter guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles baut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland,

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

2. Die Wanduhr.

„Der Förster 'ging zu Fest und Schmaus!"
Der Waldschütz zieht in den Wald hinaus.

Es schläft sein Weib mit dem Kind allein,
Es scheint der Mond ins Kämmerlein.

Und wie er scheint auf die weiße Wand,
Da faßt das Kind der Mutter Hand.

„Ach, Mutter, wie bleibt der Vater so lang,
Mir wird so weh, mir wird so bang!"

„„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Schließ deine Augen und schlafe ein.""

Der Mondschein zieht die Wand entlang,
Er scheint wohl auf die Büchse blank.

„Ach, Mutter! und hörst den Schuß du nicht?
Das war des Vaters Büchse nicht!"

„„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Dies war ein Traum, schlaf ruhig ein!""

Der Mond scheint tief ins Kämmerlein
Auf des Vaters Bild mit blassem Schein.

„Herr Jesus Christus im Himmelreich!
O Mutter, der Vater ist todtenbleich!"

Und wie die Mutter vom Schlummer erwacht,
Da haben sie todt ihn hereingebracht.

19. Fr. Pfarrius.

1. Die Waldmühle.

Wo rauscht aus düstrer Waldnacht
Hinaus ins Freie der Bach,
Da blickt aus Erlenbüschen
Ein weiß bestäubtes Dach;

Da dreht sich am Gemäuer
Ein schwarzes Mühlenrad,
Das wirft viel kühle Tropfen
Herüber auf den Pfad.

Da glänzt eine stille Wiese,
Umsäumt vom dunklen Wald,
Aus dem der Schlag der Amsel
Traulich herüberschallt;

Und auf der Wiese spielen
Der Kindlein zwei und drei,
Drei Jüngferchen im Grünen,
Vielleicht ein Knabe dabei;

Sie hat gelockt und gefesselt
Der Blumen goldner Glanz,
Der Kleinsten Lockenköpfchen
Schon schmückt ein gelber Kranz;

Sie knieen hin und wieder
Im tiefen duftigen Grün,
Und scheinen auf der Wiese
Als Blumen selber zu blühn.

So heiter und so schuldlos,
So frisch im Frühlingshauch,
So voll des innersten Lebens,
So still und selig auch.

Der Mühle heimlich Klappern
Erhöht des Thales Ruh';
Vom Stege schau ich stille
Dem Spiel der Kleinen zu;

Und eine Stimme hör' ich,
Sie spricht so warm und weich:
Werdet wie die Kindlein,
Ihrer ist Gottes Reich!

2. Wie es den Sorgen erging.

Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal „Halt",
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort,

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Thau.

Da habt ihr's! rief ich, von ihrer Noth
Befreit, in die Lüfte hinaus;
Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibt ihr zu Haus!

20. K. J. Simrock.

1. Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht,
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höh'n
Und blickest hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix' aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn:

Dich bezaubert der Laut, dich bethöret der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun singst du nur immer: Am Rhein, am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

2. Der Rekrut auf Philippsburg.

Vor Philippsburg der Franzmann lag,
Die Reichsarmee darinnen,
Die Feinde meinten Tag für Tag
Die Festung zu gewinnen.
Viel Bomben flogen hin und her,
Und platzten sie, so kracht' es sehr;
Das mußte man gewohnen.

Da stand beim Sturm einst ein Rekrut
Abseits auf einem Posten.
Er dacht' in seinem dummen Muth:

Hier wird's den Hals nicht kosten.
Der d'Asfeld greift dort hinten an,
Hier kann ich ruhig Schildwach stahn.
Ist aber anders kommen.

Denn just ersahn den schwachen Fleck
Der Franzen sich ein Dutzend
Und richteten die Leiter keck
Auf ihre Menge trutzend;
Sie meinten sich schon oben drauf
Und klommen sacht den Rempart auf,
Der eine hinterm andern.

„Ei sieh, ein schwarz geschnauzt Gesicht
Da drüben auf der Mauer;
Und galt mir diese Kugel nicht?
Willst du hinab, du Lauer?"
Doch weil von selber der nicht ging,
So wies er mit der Degenkling'
Ihn höflich in den Graben.

Nun, dacht' er, wird wohl Fried' im Land,
Ging ruhig auf und nieder.
Doch plötzlich vor der Brüstung stand
Der schwarze Schnauzbart wieder:
„Bist du noch einmal da, du Fratz?
Und hast noch Pulver? Platz! mach Platz!
Nun aber kommst du nimmer!"

Da hatt' er doch zu viel gesagt;
Denn vor der Mauer kauzte
Schon wieder, den er zwier verjagt,
Der leid'ge Schwarzgeschnauzte.
„Ei du verwetterter Franzos,
Wann werd' ich dich wohl einmal los?
Da lieg' und komm mir wieder!"

So ging es noch zum viertenmal,
Zum fünften und so weiter:
Er stieß, die volle Dutzendzahl,
Den Franzmann von der Leiter.
Doch endlich, als die Stunde schlug,
Löst' ihn der Weibel ab und frug:
Ist Nichts zu rapportiren?

„Ja doch, hier hat mir eingeheizt
Ein schwarzer Bärenhäuter,
Ich hab' ihm oft den Kopf gebeizt,
Doch ward er nicht gescheuter.
Wohl zwölfmal hat er angesetzt,
Doch still im Graben liegt er jetzt."
Da lagen aber Zwölfe.

Man frug beim Kommandanten an:
Was soll er Stechgeld haben?
Nur Einen hat er abgethan;
Doch liegen Zwölf im Graben.
Da lachte der, das war sein Glück,
Und ließ ihm ein Halbguldenstück
Für jeden Schnauzbart reichen.

21. Luise von Ploennies.

Der sterbende Schiffer.

Aus der Hütte engen Wänden
Tragt mich in den Kahn hinaus!
Auf dem Meere will ich enden,
Nicht im dumpfen Erdenhaus.

Meine bange Fieberhitze
Kühl' der frische Hauch der See,
Und die weiße Woge spritze
Mir ins Angesicht den Schnee!

Oftmals mit der Fluth gerungen
Hab' ich in dem Segelkahn,
Hab' mit lautem Ton gesungen
In dem brausenden Orkan.

Oftmals blieb ich drinnen liegen
In der hellen Mondennacht,
Ließ mich von den Wogen wiegen,
Sah empor zur Sternenpracht.

Solche Nacht ist unvergeßlich!
Schöner, als am hellsten Tag,
Glatter Meerfluth unermeßlich
Grüner Spiegel vor mir lag.

Oft dann wünscht' ich mir die Ruhe
In der freien Wogen Gruft,
Nicht in enger Kirchhofstruhe
Eingesenkt im Moderduft.

Nicht vom Trauerzug geleitet
Und der Glocken dumpfem Schall,
Nein, den Himmel ausgebreitet
Ueber blauem Wogenschwall.

Nicht von Brettern eingeschlossen
Und gedeckt mit Erde schwer —
Nein, von Hügeln licht umflossen,
Wie sie spielend wölbt das Meer.

Meine Stunde hat geschlagen,
Kahn, spann' deine Segel aus!
Sollst als offner Sarg mich tragen
In mein herrlich Grab hinaus.

Löst die Seele sich vom Leibe,
Dann vom Ufer löst den Kahn,
Daß er mit dem Todten treibe
In den Weltenocean.

22. Karl v. Holtei.

Mantellied.

Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt,
Hast mich wie ein Bruder beschützet
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir beide haben niemals gebebt.

Wir lagen manche liebe Nacht
Durchnäßt bis auf die Haut;
Du allein hast mich gewärmet,
Und was mein Herze gehärmet,
Das hab' ich dir, Mantel, vertraut.

Geplaudert hast du nimmermehr,
Du warst mir still und treu,
Du warst getreu in allen Stücken,
Drum laß ich dich nicht mehr flicken,
Du Alter würdest sonst neu.

Und mögen sie mich verspotten,
Du bleibst mir theuer doch,
Denn wo die Stücken 'runter hangen,
Da sind die Kugeln durchgegangen,
Jede Kugel macht ein Loch.

Und wenn die letzte Kugel kommt
In's deutsche Herz hinein:
Lieber Mantel, laß dich mit mir begraben,
Weiter will ich von dir nichts haben,
In dich hüllen sie mich ein.

Da liegen wir zwei Beide
Bis zum Appell im Grab.
Der Appell macht Alles lebendig,
Drum ist es denn ganz nothwendig,
Daß ich meinen Mantel hab'.

23. Franz v. Gaudy.

Hoffnung.

Hoffnung schlummert tief im Herzen, wie im Lilienkelch der Thau;
Hoffnung taucht, wie aus den Wolken nach dem Sturm des Himmels Blau;
Hoffnung keimt, ein schwaches Hälmchen, auch aus nackter Felsenwand;
Hoffnung leuchtet unter Thränen, wie im Wasser der Demant.

Schon so tausendfach betrognes, armes, schwaches Menschenherz,
Immer wendest du dich wieder, gläubig trauend, himmelwärts:
Wie Arachne unverdrossen täglich neue Netze spannt,
Kreuze auch durch ihre Fäden täglich rauh des Schicksals Hand.

24. Klaus Groth.

1. Min Vaderland.

(Gedichtet in Bonn.)

Dar liggt int Norn en Ländeken deep
en Ländeken deep
Und eensam liggt de Strand,
Dar blenkt de See, dar blenkert de Schep
dar blenkert de Schep,
Dat is min Vaderland.

Ik seeg an Heben Wulken so blank
de Wulken so blank,
Se kamt u t't blaue Haf,
Un oewer dat Ländken trocken se lank,
dar trocken se lank,
Un Regen druf' heraf.

Nu blenkt wul de Dau op Wischen un Holt
op Wischen un Holt
Un dufti steit de Saat,
Un du liggst still, du Ländeken stolt,
du Ländeken stolt,
In all din Pracht un Staat.

Schin nich de Fleier (Fahne) as Gold
oppen Thorn,
as Gold oppen Thorn,
Wenn Abends de Betklock summ?
Un oever dat Fuld blöh Hecken un Dorn,
de Hecken und Dorn,
Un de Marsch war wit un stumm.

Denn glänz as Sülwer unendli dat Meer,
unendli dat Meer
Un flo' un ebb heraf;
Un klingt dat deep as Klocken derher,
as Klocken derher:
Hör to! denn brust dat Haf! —

Wa de Wulken blendt, nu dat Dämmri ward,
nu dat Dämmri ward! —
Weer dat dat Haf wat klung?
Och ne, den Ton in min egen Hart,
in min egen Hart
Hett lisen de Wehmoth sungen.

2. Verlarn.

Sin Moder geit un jammert,
Sin Vader wischt de Thran,
Ik melk de Köh und feg de Stuv,
Mi lat se stan' und gan.

De Nawers kam to tröften
Un snackt en hartli Wort,
Un wenn se tröst un wenn se wennt,
Slik ik mi truri fort.

Des Abends inne Kamer
Bi depe düstre Nach,
Denn ween ik all de Laken natt,
Bet an den hellen Dag.

Se hebbt je noch en annern,
Se hebbt je noch en Soen:
Ik heff je nix as bittre Thran
Un mutt se heemli weenn.

Un kamt sin Kameraden
Un seggt, wie brav he weer,
So mutt ik rut alleen nan Hof,
Un legg mi anne Eer.

Mi dünkt, ik hör dat Scheten,
Un wa de Kugeln fallt,
Mi dünkt ik hör, he röppt, he röppt:
Min Anna, kumm man bald!

25. Gustav Freytag.

(Aus dem Trauerspiel „die Fabier".)

Consul Kaeso Fabius.

Unselig ist der Mann (der Volkstribun'),
sein heißer Haß
Wirft rastlos Funken und erregt den Brand
In Aller Seelen. Auch der Meinen Sinn
Seh' ich entflammt zu wilder Leidenschaft;
Solch Eifern war der Väter Waffe nicht.
Laut hadert der Gemeine, doch es schweigt
Der Edle; still das Haupt erhebend, sinnt er,
Wie sich der Brand vor seinen Füßen lösche,
Und in der Hand bewahrt er, was zuletzt
Unwiderstehlich hilft: Gesetz und Sitte.

Numerius.

Ein hölzern Schwert ist das Gesetz ge-
worden,
Und schwache Binsen der Geschlechter Recht;
Wir sind verrathen, dein Geschlecht, o Consul,
Gekränkt vor andern.

Fabier.

Der Tribun verräth
Den Adel, er beschimpft die Fabier.

Consul.

Hat jener Mann gefrevelt gegen Rom,
So wird, wie stark auch seine Worte
schallen,
Noch stärker fallen Richterspruch und Beil.
Euch aber schelt' ich: Eine arme List
Fängt heimlich uns die Böcklein von der
Weide,
Und meine Söhne fürchten sich Gefahr.
Wie? Haftet das Geschlecht der Fabier
So los' im Sande, schwachen Halmen
gleich,
Verhaßt den Göttern und geschmäht dem
Volk?
O seht, der Götter Huld, der Bürger Treue

Hat diese (seine Tochter) heut dem Vater
neu geschenkt,
Ihr aber werft am Tag der Freude
fluchend
Die schwarzen Hüllen um das Angesicht.

Numerius.

Bedenke, Herr, die neue List der Feinde.

Consul.

Bedenket ihr der Väter alte Kraft.
Kein Vejikrieger reicht und kein Tribun
So weit, daß sie den Schatz der Fabier
Entdecken und durch feindliche Beschwörung
Das alte Stammgeheimniß unsrer Macht
Uns nehmen und sich listig selbst gewinnen.
Denn was uns furchtbar macht und hoch-
gesinnt,
Ist nicht der Pflugstier, nicht die goldne
Saat,
Die weiße Flocke nicht der Lämmerheerde.
Auch nicht der Rebengarten, nicht die Zahl
Der Ruderschiffe, die aus dunkler Fluth
Kostbare Ladung uns zum Speicher führen —
Verrinnen kann das Gut in Erd' und
Meer.
Auch daß der Fabier bei jedem Kampfe
Nach Hunderten die Blutgenossen zählt,
Selbst solche Schätzung ist das Beste nicht,
Auch Männerblut verrinnt in Erd' und
Meer.
Nur ein Besitzthum raubt uns nicht der
Feind:
Wir haben uns vor Andern hochgehalten,
Doch höher stets die theure Vaterstadt.
Wir haben Gut und Leben wohl gepflegt,
Doch willig stets für Rom dahingegeben;
Und wir, die Stolzen, haben stets am Tage
Des Kampfes uns die größte That ge-
fordert,
Am Tag des Lohns geringen Siegerpreis
Das, Stamm der Wölfe, war der Väter
Schatz,
Das war der Sinn, der uns zu Fürsten
machte.

26. Friedrich Hebbel.

Das Kind am Brunnen.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist
erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vögelein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind
steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen
ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen!
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es
am Ziel,
Und pflückt es die Blumen sich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Dann schaut's in die Tiefe hinunter.

Und nun erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch
nicht;
Viel stumme, freundliche Grüße.

Das Kindlein winkt, der Schatten ge-
schwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf, herauf! so meint's das Kind:
Der Schatten: Hernieder! hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnen-
rand, —
Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchschauert's fremd und
kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

27. Julius Sturm.

1. Wohin?

Wohin, du rauschender Strom, wohin?
„Hinunter, hinab die Bahn,
Will rasten, weil ich müde bin,
Im stillen Ocean."

Wohin, du wehender Wind, wohin?
„Weit, weit hinein ins Land,
Will ruhen, weil ich müde bin,
An einer Felsenwand."

Wohin, du ziehende Wolke, wohin?
„Ich weiß ein dürres Feld,
Dort ward mir, weil ich müde bin,
Ein Ruheplatz bestellt."

Wohin, du fliegender Vogel, wohin?
„Tief in des Waldes Reich,
Will suchen mir, weil ich müde bin,
Zur Rast ein'n sichern Zweig."

Und du, meine Seele, wohin, wohin?
„Hoch über die Wolken hinauf,
Dort nimmt mich, weil ich müde bin,
Die ewige Liebe auf."

2.

Das sind die schönsten Lieder,
Für die kein Wort genügt,
Um deren zarte Glieder
Kein Reimgewand sich fügt,

Die tief in uns erklingen,
Und still in uns verwehn,
Und doch zu denen dringen,
Die liebend uns verstehn.

28. Friedrich Bodenstedt.

Freundschaft.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht;
Und scheint er noch so ehrlich, glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht:
Mißtrau' der Welt und gieb dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist werth, daß ihm der Himmel Freunde giebt.
Ein Freundes Herz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft —
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal zerbrochen, wird's nicht wieder ganz.
Drum: wird ein solches Kleinod dir beschert,
O trübe seinen Glanz nicht, halt' es werth
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Werth verleiht,
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freundes Herz, so bist du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

29. Paul Heyse.

Ueber ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Ueber den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenster ein.

Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken;
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Ueber ihm ist's, wenn's gewittert,
Aber spät sein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.
Sag' ihm ab, dem thörichten Neid;
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

30. Otto Roquette.

Aus Waldmeisters Brautfahrt.

Ihr wißt, beim kühlen Maienwein
Muß auch ein Lied gesungen sein:

Pfingsten ist gekommen,
Grün bergauf, bergab,
Nun zur Hand genommen
Hut und Wanderstab!
Nun mit Maien kränzt euch,
Schmücket und beglänzt euch,
Singt und feiert auf das best'
Frühlings Maienfest!

Grüne Zweige prangen
Froh vor jeder Thür,
Ros'ge Mädchenwangen
Lauschen draus herfür,
Frühlingsruf kommt mahnend,
Herzlein träumen ahnend
Heimlich unter'm Maienbaum
Ihren Maientraum.

Frohe Wandergrüße
Flieget mir voraus!
Tragt mich, leichte Füße,
Nachts zum Waldeshaus!
Laub und Zweige deckt mich,
Bis am Morgen weckt mich,
Der mein Schlummerlied auch schuf,
Nachtigallenruf!

Pfingsten ist gekommen,
Goldne Blüthenzeit!
Rings in Glanz verschwommen
Liegt die Erde weit,
Lieb und Lust erneu'n sich,
Erd' und Himmel freu'n sich
Ueber Jugend, Gruß und Kuß,
Freudigsten Genuß!

31. Hermann Lingg.

An meine Mutter.

Ein Maitag war's, doch trüb und todt,
Schwer auf den Ländern lag die Noth,
Auf allen Völkern lag ein Kummer,
Da schlossest treue Mutter du
Die sorgemüden Augen zu,
Zum langen sorgenlosen Schlummer.

Um dein so ernstes Angesicht
Wie Glorie schien das bleiche Licht
Der schwarzumflorten Trauerkerzen.
Wie schön du warst, wie trüb der Tag!
Des Frühlings erste Blume lag
An deinem stillgewordnen Herzen.

Du kaltes stilles Herz, das mich
So warm geliebt, so mütterlich,
Vor Weh oft fast für mich gebrochen,
O muß ich's glauben, bist du fort?
Kein Blick, kein Gruß! Dein letztes Wort
War für die Ewigkeit gesprochen.

Sonst sahst du jeden Schmerz und Wahn
Von ferne meiner Seele nah'n
Mit deinen Augen, deinen frommen;
Wie machte stets mein Glück dich reich!
Wie wurde stets bei dir ich weich!
Und all das soll nicht wiederkommen?

Um dich, es sei mein letzter Schmerz,
Fortan wird für mein lautlos Herz
Die Erde nichts mehr sein als Erde;
Schlaf wohl, o Mutter, mein Trost ist,
Daß, wie's auch kommt, nach kurzer Frist
Wo du jetzt bist, auch ich sein werde.

32. J. V. Scheffel.

1. Aus „Trompeter von Säckingen".

Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling über's Land,
So webt er dir aus Blüthen
Ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen
Und wird mirs drauß zu kahl,
Geb ich dem Roß die Spornen
Und reit ins Neckarthal!

2. Mailied.

Es kommt ein wundersamer Knab'
Itzt durch die Welt gegangen,
Und wo er geht, bergauf, bergab,
Hebt sich ein Glast und Prangen,
In frischem Grün steht Feld und Thal,
Die Vögel singen allzumal,
Ein Blüthenschnee und Regen
Fällt nieder allerwegen.

Drum singen Wir im Wald dies Lied
Mit Hei= und Tralaleien,
Wir singen's, weil es sprießt und blüht,
Als Gruß dem jungen Maien.

Den Mai ergötzt Gebrumm und Summ,
Ist immer guter Laune,
Drum schwirren durch den Tann herum
Die Maienkäfer braune,
Und aus dem Moos wächst schnell herfür
Der Frühlingsblumen schönste Zier,
Die weißen Glöcklein läuten
Den Maien ein mit Freuden.

Drum singen Wir im Wald dies Lied
Mit Hei= und Tralaleien,
Wir singen's, weil es sprießt und blüht,
Als Gruß dem jungen Maien.

Jetzunder denkt, Wer immer kann,
Auf Kurzweil, Scherz und Minne,
Manch einem grauen Biedermann
Wird's wieder jung zu Sinne.
Er ruft hinüber über'n Rhein:
„Herzliebster Schatz, o laß mich ein!"
Und hüben tönt's und drüben:
Im Mai da ist gut lieben!

Drum singen Wir im Wald dies Lied
Mit Hei= und Tralaleien,
Wir singen's, weil es sprießt und blüht,
Als Gruß dem jungen Maien.

3.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n,
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergeh'n.
In deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drin' von Lieb und Glück ein Schein.
Behüt dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt dich Gott! es hat nicht sollen sein! —

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter müder Wandersmann.
Ich träumt' von Frieden dann und stillen Stunden,
Da führte mich der Weg zu dir hinan.
In deinen Armen wollt' ich ganz genesen,
Zum Danke dir mein junges Leben weih'n.
Behüt dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt dich Gott! es hat nicht sollen sein!

Die Wolken flieh'n, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen,
Du schlanke Maid, in Treuen denk' ich dein!
Behüt dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt dich Gott! es hat nicht sollen sein!

4. Aventiure.

a. Nachtlied.

Das ist die Nacht, die finstre Nacht im Walde,
Die mich umhüllt auf weltverborgnem Ritt.
Wie anders tönt der Windstoß längs der Halde,
Wie anders, denn am Tag, des Rosses Tritt!
Schwarzdunkel liegt der Berg. Nur in den Zweigen
Spielt da und dort ein matt unsicher Licht.
Ist's Mondenschein? ist's mitternächt'ger Reigen?
Vorwärts, mein Roß, und sträub die Mähne nicht!

Furcht kenn' ich nicht; doch kalt unheimlich Grauen
Hat sich der Seele wie ein Alp genaht,
Und nimmer, nimmer möcht ich rückwärts schauen,
Denn fremde Geister spür' ich um den Pfad:
Als woll' empor aus Stein und Kluft sich ringen,
Was lang dem Licht entrückt ist und verwest.
„Strebt Ihr, auch mich vom Roß herabzuzwingen?
Laßt ab! ich weiß kein Wort, das Euch erlöst!"

Was von dem Tag sein Leben froh empfangen,
Hält sich geduckt im Busch und schläft und träumt,
Der Schöpfung heller Geist, — ich fühl's mit Bangen,
Hat dunklerer Gewalt den Platz geräumt.
Mein eigen Herz, sammt dem, was ich jetzt denke,
Hielt' es die Probe in der Sonne Licht?
Dort winkt der Thurm, dem ich entgegenlenke,
Vorwärts, mein Roß, und sträub' die Mähne nicht!

b. Herbstschwermuth.

Der Tag verglüht, des Hochwalds Wipfel schweigen,
Derweil in goldnem Dunst die Halde schwimmt;
Ich steh am Rain, wo wir den Frühlingsreigen
So oft aus hellsten Kehlen angestimmt . . .
Die Nachtigall schlug damals in den Zweigen
Und pries mit uns des ersten Veilchens Blüh'n,
Und manchen Mund sah man zum Kuß sich neigen,
Wenn sich die Tänzer lagerten im Grün.

Wer küßt ihn heut? Gelb sind der Blätter Farben,
Die Nachtigall flog aus in and're Land,
Die Veilchen welkten und die Frauen starben,
Die klaren Ritter deckt der welsche Sand.
Gebeugt am Stab und wohlgeschult im Darben
Keuch' ich des Wegs, fahl und spätherbstiglich,
Und Niemand weiß Bescheid, wo Wein und Garben
Gekeltert und gespeichert sind für mich.

Ich klag' es nicht. — Ich hab' mit meinem Pfunde
Gewuchert wie ein andrer frommer Knecht.
Zwar wuchs nur wenig Korn auf meinem Grunde
Und viel Geblüm zu Strauß und Kranzgeflecht . .
Doch Mancher dankt mir eine gute Stunde,
Manch goldnen Preis gewann mein Lautenklang,
Und manch ein Herz schuf meine Kunst gesunde . .
Wo Reinmar singt, da währt kein Jammer lang.

5. Gesellige Lieder.

Alles Eitel.

Die güldenen Ducaten,
Die waren mir zu schwer;
Wohin sie all' gerathen,
Das weiß ich schon nicht mehr.

Die goldnen Lieder streute
Ich aus mit leichtem Sinn,
Es nahm als flücht'ge Beute
Vergessenheit sie hin.

Und meiner Lieb' Geschmeide,
Der Treue funkelnd Erz,
Zerbrach mit seinem Eide
Ein falsches Mädchenherz.

So blieb mir in dem Leben
Von allem Gold allein,
Das Feuergold der Reben,
Der goldne Feuerwein.

Und bleibt mir bis zum Grabe
Gewißlich treu und hold,
So lang ich Silber habe,
Ist dies das beste Gold!

Der Jugend Genius.

Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonnebeben
Dem ganzen Dasein glänzt wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet,
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen;
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet.

Wilh. v. Humboldt.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.